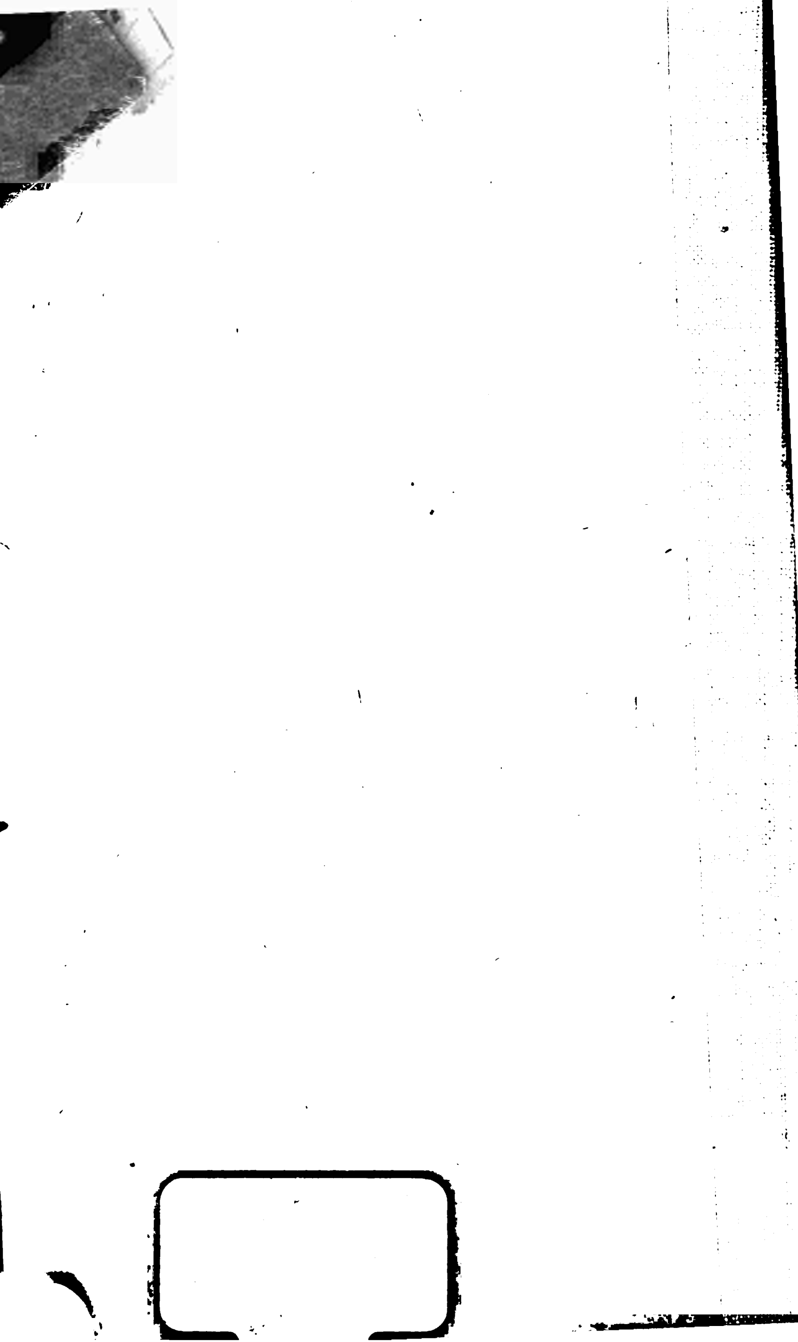
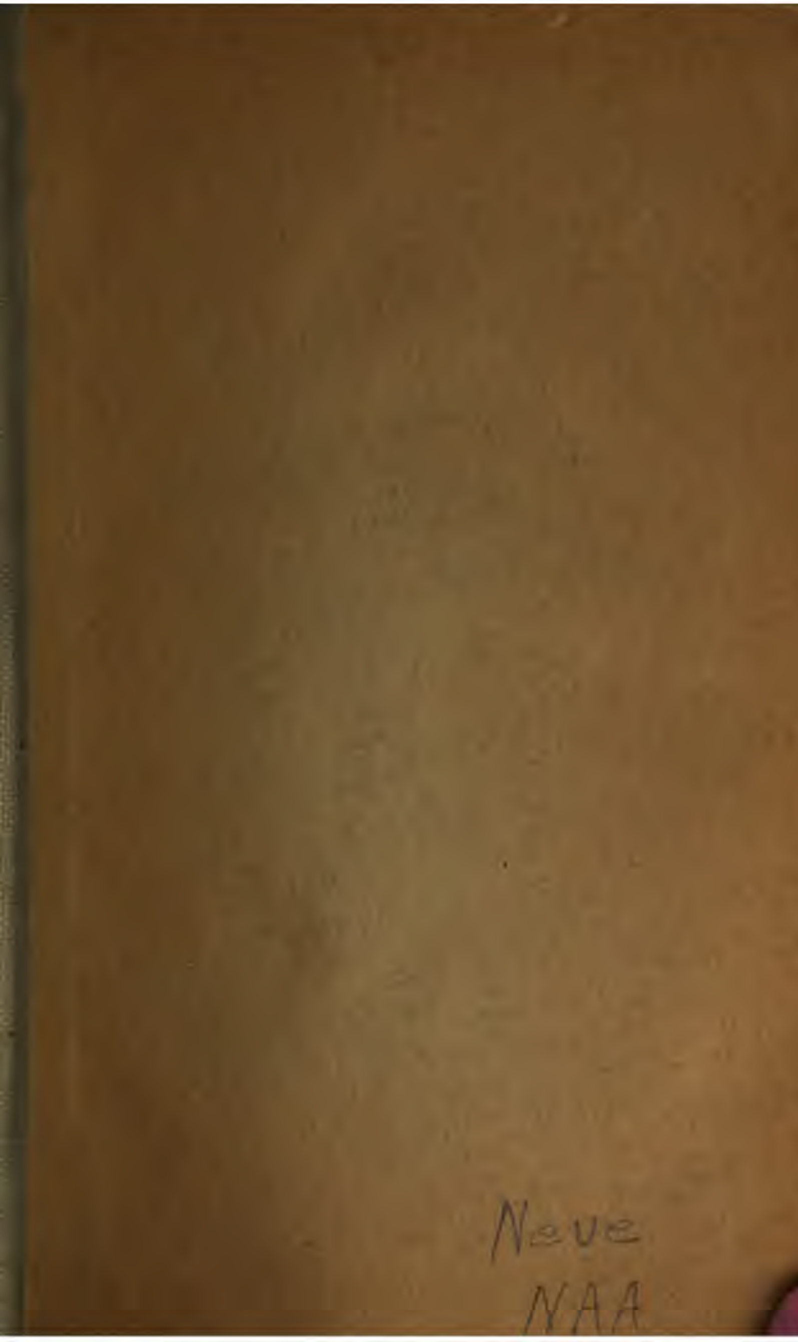
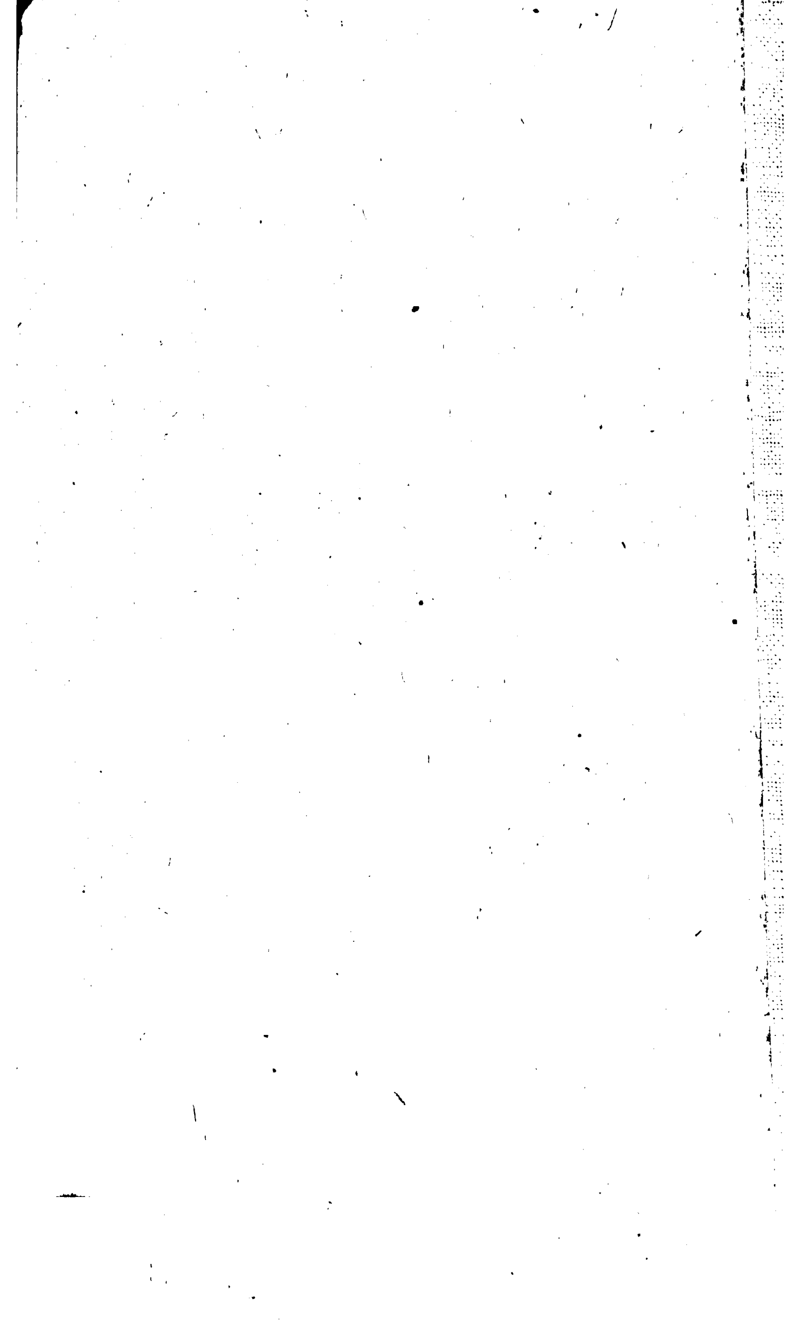
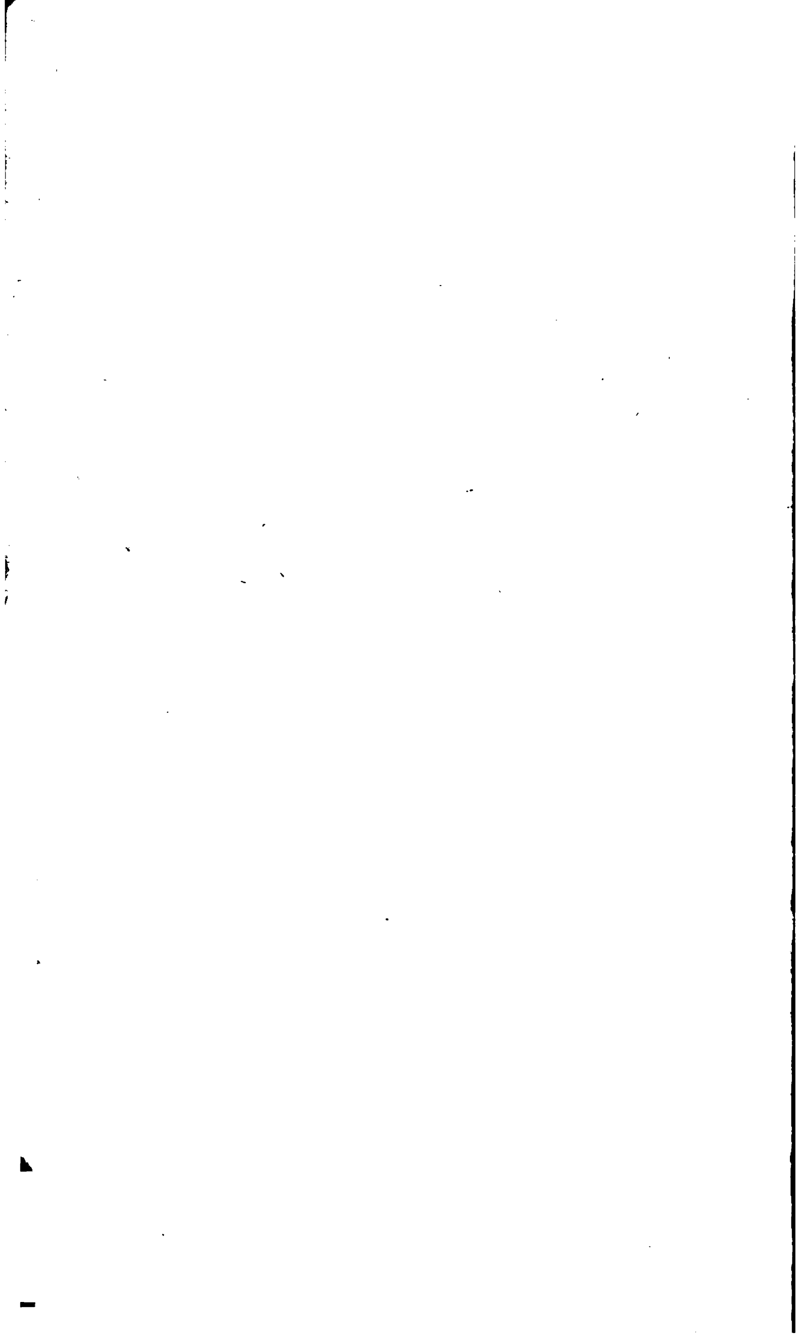
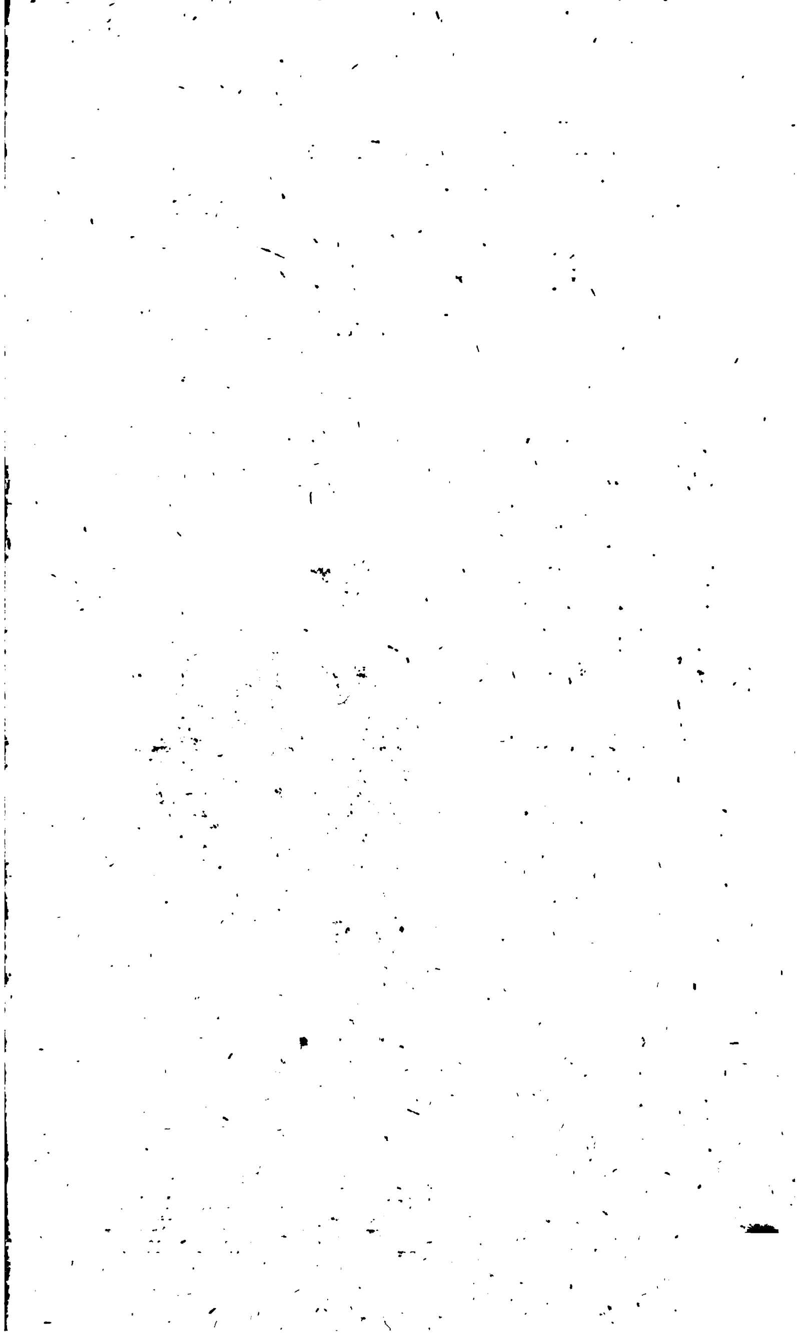














CHRISTIAN. CAJ. LAURENZ. HIRSCHFELDT.

K. Dänischer Justizrath

geb. 1742 gest. 1792.

J. D. Heidenreich fc. 1792

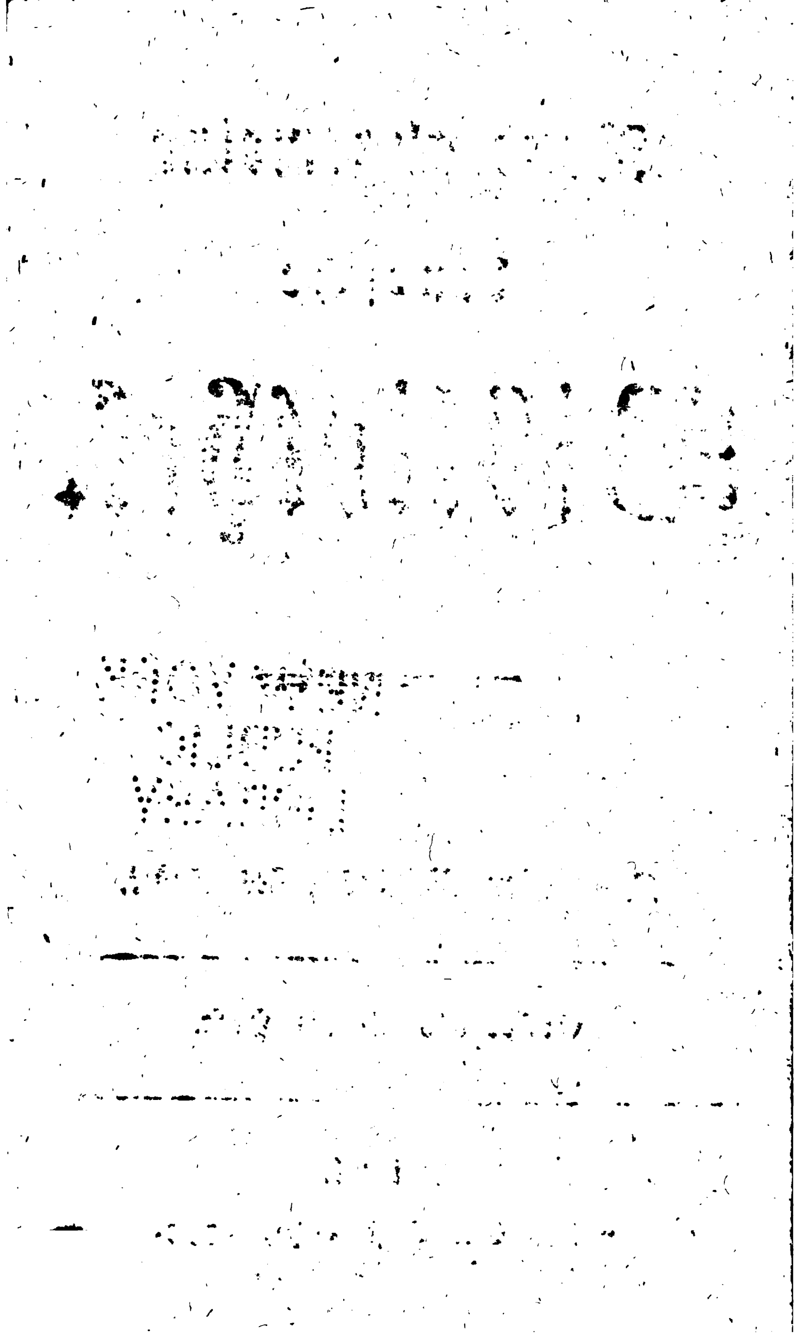
Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des ersten Bandes erstes Stück.

Erster bis vierter Heft.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn, 1793.



Verzeichniß

der im ersten Stücke des ersten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

W. Buch.

V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

VI. Theater.

VII. Bildende Künste.

VIII. Musik.

IX. Romane.

X. Weltweisheit.

XI. Mathematik.

XII. Na-

XII. Naturlehre und Naturgeschichte.

XIII. Chemie und Mineralogie.

XIV. Haushaltungswissenschaft.

XV. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

XVI. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XVII. Gelehrtengeschichte.

XVIII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

M. Tul-

XIX. Erziehungsschriften.

XX. Deutsche und andere lebendige Sprachen.

XXI. Handlungs- Finanz- u. Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

XXII. Kriegswissenschaft.

XXIII. Ver-

XXIII. Vermischte Schriften.

1. Fortgesetzte Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion. — Hinterlassene Fragmente von J. Fr. W. Jerusalem.

oder:

Nachgelassene Schriften von J. Fr. W. Jerusalem. Braunschweig. 1792. 1 Alph. 14 Bog. in kl. 8v. 21 gr. in gr. 8. 1 Rthl. 18 gr.

Unter diesem doppelten Titel empfängt hier das Publikum den theologischen Nachlaß des verstorbenen Vicepräsidenten Jerusalems. Den Freunden und Verehrern desselben wird auch dieses letzte Geschenk von ihm schätzbar seyn, und sie werden darin aufs neue die deutlichsten Spuren seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, seines gesunden hellen Verstandes, und seines warmen von Religion und Christenthum durchdrungenen Herzens entdecken. Sollte einer unter ihnen in seinen Religionsüberzeugungen wankend geworden seyn, und einer äußern Stütze bedürfen: so wird er sie in dem Ansehn und in dem Bekenntniß seines verewigten nach Wahrheit forschenden Freundes zuverläßig finden. Denn es ist wohl nicht leicht ein erheblicher Lehrsatz des Christenthums und der christlichen Theologie, darüber der Verf. nicht seine Untersuchungen angestellt, und seine Meynung gesagt haben sollte. Allein auch ein jeder wird diese Schrift mit Nutzen lesen. Der Ungelehrte wird darin einen lehrreichen Unterricht antreffen; er wird daraus lernen können, was nach der Meynung des Verf. in der Religion wichtig ist, und was nicht, was zum Christenthum nothwendig und wesentlich gehöret, und was nur Nebensache, nur Vorstellungsart, oder auch nur von fremder Hand hinzugefügt worden ist. Und der Theologe wird hier alles zusammen finden, was über alle diese Lehrsätze vernünftiges und zweckmäßiges gesagt worden ist und gesagt werden kann.

Nur die erste dieser eilf Betrachtungen ist, wie die Vorrede sagt, und auch diese nur bis zur Hälfte von dem Verf. selbst in Ordnung gebracht. Die übrigen sind zwar alle von

ihm aufgesetzt worden, er hat aber nicht die letzte Hand daran legen können. Die Herausgeberin, eine Tochter des Verf., hat es indessen für besser gehalten, diesen Nachlaß dem Publikum so zu übergeben, wie er aus den Händen des V. gekommen, als irgend etwas darin zu ändern. Und darin hat sie recht gethan.

Von seinem Versuch zur Vereinigung aller christlichen Religionspartheyen sagt der Verf. S. 157. sehr bescheiden: „Ich will mein Leben mit diesem Versuch beschließen. Viel„leicht wage ich zu viel, und sollte denselben Männern von „mehreren Fähigkeiten und Geisteskräften überlassen. Denn „da ich es täglich fühle, wie sehr meine wenigen Geisteskräfte, „wenn ich deren je gehabt, immer mehr abnehmen; da ich „wegen Mangel an hinlänglicher Bekanntschaft mit der neue„sten theologischen Litteratur, als wozu meine fortdauernde Ge„schäffte und Zerstreuungen, bey meiner zunehmenden „Schwachheit, mir nie die nöthige Ruhe gelassen, vielleicht „nichts sage, was nicht schon längst bekannt ist, oder von „Männern von mehrerer Einsicht und Gelehrsamkeit, weit „besser gesagt werden könnte; da ich sogar fürchten muß, mit „meinem Versuch vielleicht vielen anstößig oder wohl „gar einer niedrigen Partheylichkeit beschuldiget zu werden, „so kann ich es wohl nicht verkennen, wie weit glücklicher „derselbe von so vielen andern Männern hätte ausgeführt „werden können." Eine solche Vereinigung aller Christen zu einem gemeinschaftlichen Glauben und Bekenntniß auch nur vornehmlich in Rücksicht auf Christum, hat Rec immer für unmöglich gehalten. Es giebt freylich gewisse Lehrsätze darin alle Christen übereinstimmen, aber das sind so überaus wenige, und sie müssen so allgemein ausgedruckt werden, daß auch diejenigen, welche nicht Christen sind, sie in einem gewissen Sinn annehmen können; z. B. Gott hat Jesum in die Welt gesandt. Und wer soll nun hier entscheiden, oder wer darf es, nach protestantischen Grundsätzen, in welchem Sinn und mit welcher Bestimmung der allgemeine Ausdruck allein als christlich gelten soll? Bleibt es aber bey bloßen Vorschlägen, so geht es damit wie es überhaupt mit Vorschlägen zu gehen pflegt. Ein jeder urtheilt darüber nach seinen Einsichten, und der eine hält etwas darin für wichtig und wesentlich zum Christenthum, was dem andern wieder nichts weniger als wichtig zu seyn dünkt. Und sollte nicht auch das mit zur Denk- und Gewissensfreyheit gehören? — Doch das nur beyläufig.

Die

Die hier angeführte Stelle zeigt auch dem Leser ohngefähr den Gesichtspunkt, aus welchem er diesen ganzen theologischen Nachlaß beurtheilen muß. Man sieht nämlich aus diesem Geständniß des würdigen Mannes, was man auch beym Lesen dieser Schrift hie und da merkt, daß er nicht Muße genug gehabt hat, mit der theologischen Literatur seines Zeitalters ganz fortzurücken, sondern auf einer gewissen Stufe stehen geblieben ist. Hieraus läßt es sich wenigstens erklären, warum ihm mancher Streit wichtig ist, und er ihn mit vieler Ausführlichkeit behandelt; z. B. über die göttliche Natur in Christo, über die Genugthuung u. s. w. der es freylich vor 20 bis 30 Jahren war, aber jetzt nicht mehr ist; warum er aus dem theologischen System so manches immer noch für einen jeden Christen nützlich oder wohl gar nothwendig hält, worüber man jetzt größtentheils anders urtheilt. Aber unstreitig hatte nun auch seine unverkennbare Herzensgüte, und seine so wahre und so warme Liebe zu Gott, Religion, und Christenthum hieran einen großen Antheil. Er wollte nicht, auch nur einen seiner Brüder in seinen Religionsüberzeugungen stöhren, oder gar seine Ruhe untergraben. Daher nimmt er mit einer gewissen Aengstlichkeit, um ja niemand anstößig zu werden, manche Lehren des theologischen Systems, in einem gewissen Sinn, wieder in Schutz, und will so manche kirchliche Ausdrücke, z. B. Christus ist wahrer Gott, noch beybehalten wissen, deren mögliche Misdeutung er nicht nur sehr wohl einsahe, sondern auch wohl noch erst kurz zuvor, selbst gezeigt hatte. Daher braucht er bisweilen noch so manche beynahe nun veraltete theologische Redensarten, und redet hie und da, z. B. in dem Aufsatz über die Genugthuung, ganz die Kirchensprache, die man sonst sehr häufig, und in manchen Gegenden Deutschlands noch höret. Und daher kann er endlich seinen Unwillen nicht laut und stark genug gegen diejenigen bezeugen, die ihren Nebenmenschen, seiner Meynung nach, wissentlich und wider ihre bessere Ueberzeugung in dem Glauben an das Christenthum wankend machen wollen, und, wie er sich mehr als einmal ausdrückt, an Jesu und dem Christenthum zu Verräthern werden, und merkt nicht wie hart dergleichen Beschuldigungen, oder vielmehr Vermuthungen sind! Mit aller Verehrung des würdigen großen Mannes, der noch die letzten Kräfte anwendete, seinen Zeitgenossen nützlich zu werden, glaubt Rec. dieses freymüthige Geständniß der Wahrheit und dem lesenden Publikum schuldig zu seyn; damit

diese Schrift, deren Verf. einen so ausgebreiteten Ruhm erlangt hatte, nicht als die Regel oder das non plus ultra des menschlichen Forschens, Denkens und Urtheilens in Religionssachen angesehen werde; wie der Verf. derselben so etwas auch gewiß nie verlangt hat.

Ueberdem ist es eine ganz eigene Sache mit Schriften, welche nach dem Tode ihres Verfassers so unvollendet als man sie findet herausgegeben werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der verewigte Jerusalem, wenn er länger gelebt hätte, und bey Kräften geblieben wäre, so manches in diesen Aufsätzen würde sorgfältiger geprüft und näher bestimmt, manchen Ausdruck gemildert, und manches, was er in der ersten Begeisterung niedergeschrieben oder gesammlet hatte, würde wieder ausgestrichen oder weggeworfen haben. Man muß allerdings diese Bruchstücke, die doch hie und da noch immer den Meister verrathen, mit Nachsicht beurtheilen.

Uebrigens sieht man auch hier sehr deutlich, wie sehr der einsichtsvolle Verf. die Rechte der Denk- und Gewissensfreyheit kannte, und welchen hohen Werth er mit Recht darauf setzte. „Es ist ein unschuldiger, und in der Natur unserer Seelen gegründeter Trieb, sagt er S. 484. daß wir jeder Wahrheit in dem Maaße als sie uns wichtig ist, auch so viel mehr nachforschen, und darin so viel mehr Aufklärung, so viel mehr Entdeckung zu machen suchen. Diese Untersuchungen erheben unsere Seele, und Gott hat selbst diesen Trieb so wenig unterdrücken, und durch solche genaue Bestimmungen, von welchen kein Mensch ohne Unterschied der Fähigkeiten, ohne Gefahr seiner Seeligkeit sich entfernen, oder darüber sich erheben könnte, einschränken wollen; daß er vielmehr, nur die großen Wahrheiten die der Grund ihrer Beruhigung sind — in seinem Worte festgesetzt, außer diesen aber diesen wohlthätigen Forschungstrieb — den Menschen freygelassen hat. — Hierbey ist keine — Zwietracht im Christenthum zu fürchten. Die wesentlichen Lehren der Religion bleiben hiebey unveränderlich, ungekränkt und heilig, und anstatt daß die Eintracht im Glauben unter den Bekennern des Evangelii dadurch gestöret werden könnte, so ist dies vielmehr das einzige sichere Band, wodurch alle Christen, ohnerachtet ihrer besonderen Vorstellungsarten in Liebe mit einander verbunden werden können, und diese allgemeine Liebe erhalten werden kann. Es ist die Seele einer vernünftigen Religion, und das aller-

edelste

edelste Kleinod unserer protestantischen Kirche. Aber der Stolz der nur seine Einsichten für die wahren hält, die Tyranney, die der Menschheit das erste Recht, was ihr ihre vernünftige Natur giebt, und was ihr die vernünftigste Religion bestätiget, das Recht über das was ihr das allerheiligste und wichtigste ist, selbst zu denken, rauben, und sie dagegen zwingen will, jede andere nicht weniger menschliche Vorstellungsart eines andern als göttlich, und als eine Bedingung der Seeligkeit blindlings anzunehmen; dies ist die unglückliche Quelle aller der traurigen Zerrüttungen, die den Geist der Liebe, der durch das Christenthum die allgemeine Glückseeligkeit über die Welt verbreiten, und alle Menschen bey allem Unterschied der Fähigkeiten und Einsichten als eine Gottes Familie, durch Duldung und Sanftmuth in Einigkeit des Geistes und liebreicher Gesinnung verbinden sollte, verdränget, den Geist der Zwietracht und der Verfolgungen dagegen eingeführt, das Christenthum so oft zum schaudrigten Schauplatz unerhörter Grausamkeiten gemacht, und diese Religion der Liebe, diese Tochter des Himmels, der Menschheit zum Abscheu, in eine wüthende Furie verstellt hat." — Gewiß merkwürdige Worte für unsere Zeiten, von einem Jerusalem gesprochen, als er schon mit einem Fuße auf der Grube stand. — Möchten sie doch in ein jedes Ohr dringen, ein jedes Herz erschüttern, und einem jeden eben so unvergeßlich seyn als — er uns ist!

Agz.

2. Ein Wort zu seiner Zeit! Ueber das neue Oldenburger Gesangbuch und andere kirchliche Gebräuche in der lutherischen Kirche, welche zum Theil abgeschafft, theils aber beybehalten sind. Bückeburg, gedruckt vom Althans. 1792. 36 Seiten in 8v. 3 gr.

Das neue Gesangbuch fand hie und da bey unverständigen, vermuthlich aufgehetzten Gemüthern bey der Einführung Widerstand. Ihre Einwendungen waren äusserst läppisch, wie man aus dieser kleinen Schrift siehet. Der Verf. derselben sucht also die Geistesschwachen zu stärken und zu belehren, und ihnen die Vorzüge des neuen Gesangbuches vor dem alten,

das so viel Unsinn enthielt, darzustellen. Seine Absicht ist gut und daher zu hoffen, daß diese kleine Schrift, obgleich sie etwas spät kam, noch möge Nutzen gestiftet haben. Der ungenannte Verf. ist nach sicherer Nachricht ein Bremischer Kaufmann Arnold Grovermann; um so mehr ist sein Eifer für die gute Sache zu loben. Von einem Bremischen Kaufmann würde man in diesem Fache kaum erwartet haben, daß er sich so gut werde ausdrücken können, als dieser wirklich thut. Er muß wohl viel Lektüre haben und Dilettant in diesem Fache seyn.

Tb.

3. Gründlicher Auszug aus den Militärrechten, zum nützlichen Gebrauch eines neuangehenden Auditeurs der sich selbst darzu bilden muß. Herausgegeben von Johann Gottfried Leibnitz, Auditeur. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1792. 172 S. in 8. 12 gr.

Unter den compendiarischen Werken über das Kriegsrecht ist gegenwärtiges noch das beste, das Rec. wenigstens kennt. Es enthält, ziemlich vollständig und richtig, Alles was ein Auditeur als solcher zu wissen nöthig hat, und enthält es in einer, wenn gleich nicht sehr systematischen, doch solchen Ordnung, bey welcher man das, was man sucht, ohne Schwierigkeit gleich finden kann. Freylich findet man überall Beweise, daß der Verf., der schon 31 Jahr Auditeur ist, ein besserer Praktiker seyn mag, als er Theoretiker und Schriftsteller ist. Reine Entwicklung und genaue Bestimmung der Begriffe, richtiger und freyer philosophischer Blick in die wahre Natur gewisser, in den bisherigen Schulen ganz falsch beurtheilter Verhältnisse, und strenge logische Ordnung in Auswahl und Vertheilung der Materien, sind nicht seine Sache. Auch ist die Schreibart steif und weitschweifig.

Das Buch hat folgende 11 Kapitel: 1) vom Kriegswesen und Kriegsrecht überhaupt, 2) von den Kriegsgesetzen, 3) von der Kriegsgerichtsbarkeit, und (den) Kriegsgerichten, 4) von den Personen und Sachen, so vor die Kriegsgerichte gehören, 5) vom Verfahren in Bürger- und peinlichen Sachen, 6) vom Begnadigungsrechte, 7) von rechtmäßiger Strenge

[illegible] Militairsachen, 8) von billiger Mäßigung der Militairstrafen, 9) von den Fahnen und deren Rechten, 10) von den Dienstverrichtungen des Profos und Steckenknechts, 11) von den Privilegien und Freyheiten der Soldaten.

Der Verf. theilt die Pflichten der Soldaten ein, in Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst, und gegen Andere. Es wäre doch endlich einmal Zeit, diese falsche Vorstellungsart, die besonders in der Jurisprudenz so manche Verwirrung anrichtet, aus allen Theorien zu verbannen. Er spricht auch etwas, jedoch sehr seicht und unbefriedigend, von vollkommenen und unvollkommnen Pflichten, und nennt jene: Pflichten der Nothwendigkeit, diese aber Pflichten der Bequemlichkeit. Unter die Privilegien des Kriegsstandes rechnet er unter andern, daß gegen den Soldaten die Regel, affirmanti incumbit probatio, nicht gelte, und also, wenn er angebe, eine Schuld bezahlt zu haben, sein Gläubiger den Beweis, daß dieses nicht geschehen sey, führen müsse. Er beruft sich deswegen auf l. 25. D. de Prob. Aber dieses Gesetz enthält keinesweges eine so ausschweifende Begünstigung, sondern es redet sehr deutlich blos von der Condictione indebiti; bey welcher, der Regel nach, der Kläger den Beweis des Indebiti auf sich hat, von dieser Regel aber, Minderjährige, Weiber, Soldaten, Ackerleute u. s. w. ausgenommen sind.

Zm.

4. Repertorium über das Kriegs- und Soldatenrecht, so wie solches in den älteren und neueren Zeiten, vornehmlich bey der Königl. Preußischen Armee, und in den Gerichten sämmtlicher Preuß. Staaten üblich und gewöhnlich ist, von Georg Friedrich Müller, K. Pr. Kriegsrath, herausgegeben, nebst den Abänderungen, so durch das Gesetzbuch für die Preuß. Staaten näher bestimmt und festgesetzt worden sind. Berlin, bey Schöne. 1792. 63 Seiten in 8. 4 gr.

Bey der unsystematischen Ordnung und bey der Weitschweifigkeit des Müllerischen Kriegsrechts (A. d. B. Bd. 101. St. 2.) hatte

hatte dieses Buch, um brauchbar zu seyn, ein solches Repertorium, nach alphabetischer Ordnung, sehr nöthig. Nach dem Vorbericht sah dies der Verf. selbst noch ein, ward aber durch den Tod an Verfertigung desselben verhindert. Eben so nützlich sind die angehängten Auszüge aus dem neuen Gesetzbuch von allen Stellen, die sich auf das Kriegsrecht beziehen. Sie sind unter folgende Rubriken gebracht: den Beweis eines im Felde Verstorbenen zu führen. Equipage, was darunter zu verstehen. Von der Beute. Von der Verjährung. Von Darlehensverträgen der Militairpersonen. Von den Testamenten des Militairs. Von Erbschaften. Rechte und Pflichten des Soldatenstandes. Von Berufung und Bestellung eines Feldpredigers. Von der Trauer des Soldatenstandes. Von der Vormundschaft im Militairstande. Von den Verbrechen des Militairs.

Nb.

5. J. D. Brandis — Anleitung zum Gebrauche des Driburger Bades und Brunnens, nebst einer kurzen Beschreibung der dortigen Anlagen und Gegend. Münster. 1792. 225 Seiten in 8. Mit einem Kupfer, welches eine Ansicht des Gesundbrunnen zu Driburg enthält. 16 gr.

Obgleich Fr. Hoffmanns Empfehlung der mineralischen Wasser von manchen seiner Zeitgenossen für nichts mehr als schlaue Politik gehalten, oder wohl gar zur Scharlatanerie herabgewürdigt ward: so haben wir doch nunmehr der Erfahrungen hinreichend viele gesammelt, um zu wissen, daß wir in denselben mit Recht ein äußerst wohlthätiges Geschenk der Natur zu verehren haben. Wir lächeln jetzt über des großen Stahls stürmische Persiflage, und fürchten uns nicht mehr vor dem Titel eines Doctoris aquarii (S. Stahl. Silen. Alcibiad. pl. 6.) Am häufigsten werden die eisenhaltigen Mineralquellen empfohlen und gebraucht. Unter diese Branche von Gesundbrunnen gehört denn auch Driburg. Hr. Br., der Herausgeber mehrerer gelehrten Schriften, will mehr eine medicinische als physikalische Beschreibung von Dr. liefern. Seine Wirkung hat dieses salinisch-martialische Wasser der fixen Luft, den im Wasser aufgelößten Mittelsalzen und vorzüg-

lich

sich der durch die fixe Luft aufgelöseten und dadurch zu einem äusserst feinen metallischen Salze gemachten Eisenerde zu verdanken. Die Bestandtheile der Mineralwasser können nicht ganz genau durch die Chemie angegeben werden. Unvollkommenheit der Werkzeuge und Reagentien, verschiedene Verwandschaft der Körper bey veränderterm Wärmegrad oder veränderterm Auflösungsmittel u. s. w. verursachen bey so feinen Versuchen doch immer einigen Irrthum. Auch dürfen wir vom Chymisten nicht den Spruch erwarten, wie jeder einzelne Bestandtheil und was der vereinigte Inhalt des Wassers wirke. Die einzige kompetente Richterin ist die Erfahrung (d. h. von einem unbefangenen Beobachter, mit gesunder Theorie zur Seite.) Das Wasser zu Driburg wird erst seit 20 Jahren wieder versandt; seit 10 Jahren hat man Badehäuser zu bauen angefangen. Das Pyrmonter und Driburger Wasser enthalten bis jetzt unter allen Stahlwassern in der Welt die gröste Menge Luftsäure. Welches von beyden aber mehr enthalte, ist schwer zu bestimmen, da die verschiedenen Untersuchungen verschiedene Resultate gegeben haben. (Rec. kann nicht bergen, daß er durch eben diese Verschiedenheit ein grosses Mißtrauen gegen dergleichen Untersuchungen bekommen hat.) Hr. Br. macht vorzüglich S. 19. ff. der Verrichtung des Hrn. Westrumb manche erhebliche Vorwürfe. Die Entstehung der fixen Luft erklärt der Verf. S. 32. sehr plan und einfach. Eisen enthält Driburg mehr, als Pyrmont. Auch Mittelsalz enthält es so viel, daß der Hypochondrist, welcher sonst immer mit Schwierigkeit Stuhl hatte, schon auf eine mäßige Menge Wasser mehrere Oeffnungen bekommt. Selten bleibt es stehen. Gyps ist nicht wenig darin, ohne daß man doch Schaden von demselben sieht. Hr. B. meynt, es könne demselben mit allen übrigen Mittelsalzen einerley Wirkung zugeschrieben werden. Endlich sind noch absorbirende Erden in demselben. Es gehört unter die vorzüglichsten Stärkungsmittel. Zunächst wirkt es auf den Darmkanal, dann auf die Urinwege. Am besten werden die Bäder eingetheilt in lauwarme, kalte und warme. Im Allgemeinen kann man die ersten annehmen von 80° Fahrenh. bis 96°; die kalten unter 80, die warmen über 96. Die lauen Bäder im Allgemeinen und die Driburger speciell sind am wohlthätigsten. Die fixe Luft des Wassers entweicht durchs Wärmen bey weitem nicht völlig, die niedergeschlagenen Erden dienen statt Seife, der Eisenocher wird durch die absorbirenden Ge-

fäße der Haut eingesogen und mit den Säften vermischt. „Lauwarme Bäder und Stärkungsmittel, spricht Hr. B. S. 74., möchten selbst wohl bey manchem Arzte, der seine Kenntniß von der Wirkung dieser Arzneymittel blos aus Versuchen mit der todten thierischen Faser hat, in lauen Bädern blos Erschlaffung und von stärkenden Mitteln, vorzüglich Stahlmitteln, blos Zusammenziehung der Faser erwartet, noch sehr heterogene Ideen seyn. Bedenkt man aber, daß dieses Erschlaffen nur Verminderung der Crispation der lebendigen Faser ist, welche theils durch den Consens mit der Haut, theils durch die allgemeine Beruhigung des Nervensystems hervorgebracht wird, daß u. s. w. — so wird man sich bald von der Wirksamkeit lauwarmer Stahlbäder als Stärkungsmittel überzeugen können." (Möchte das doch jeder praktische Arzt beherzigen!) Die beste Zeit zum Baden ist früh vor, oder anderthalb Stunden nach dem Brunnentrinken, oder drey Stunden nach dem Essen. Im lauwarmen Bade muß man lange, am besten eine Stunde bleiben, in den andern weit kürzer. Trinken muß man langsam und unter gelinder Bewegung. Man fängt mit 5 Bechern an und steigt bis 9 und 12. Nach dem Trinken wartet man mit dem Frühstücke, Kaffee, Chokolade, warmen Wein, englisch Bier. Thee nicht. Zur Speise dienen leichte Fleischarten, Geflügel, Wildpret, Flußfische, dann und wann etwas weniges Schinken. Arzney ist der Regel nach nicht nöthig. Vorzüglich zufrieden mit Driburg werden seyn Hypochondristen; wer an Verstopfungen, Schwäche im Unterleibe, Magenkrampf — bey wahrem reinen Magenkrampfe fehlt es nie S. 171, — atonischer Gicht, Knoten und Lähmungen von Gicht — hier hat das mit fixer Luft reichlich geschwängerte warme Bad, vorzüglich aber die Bähungen in dem Dunste unbeschreiblich wohlthätige Wirkung, S. 186. nur muß in den letzten Fällen die Diät strenge seyn; Rheumatismen — die Douche — Nervenkrankheiten, Lähmungen — einige interessante Krankheitsgeschichten stehn S. 193. f. — Hysterie, Hypochondrie — wo einige Kautelen angegeben sind — Unordnungen der Menstruation, Neigung zu Fehlgeburten von Schwäche, weißen Fluß von Schlaffheit, Schwäche der Muskelkräfte der männlichen Zeugungstheile u. s. w. leidet. Der Driburger Brunnen liegt in einem angenehmen Thale des Stifts Paderborn. „Kein Theil von Deutschland ist fähiger, uns den Zustand unseres Vaterlandes in dem ersten

Auf-

Aufschäumen seiner Kraft zu versinnlichen, uns in jenes Helden-zeitalter hinüber zu täuschen als dieser. Man sieht sich nach den Menschen, den ehemaligen Bewohnern der hiesigen Eichenwälder, um, die mit der ganzen übrigen organischen Schöpfung dieser Gegend in so richtiger Harmonie standen. Jeder Baum, der sein Alter mit Jahrhunderten zählt, dringt uns die Idee auf: Hier konnte es seyn, wo Hermann Deutschland vom Joche der Römer befreyte." Die Quelle hält 3 Fuß 9 Zoll im Durchmesser und ist 14 Fuß tief. Das Badehaus hat 8 Bäder und 4 Zimmer für Gäste; jetzt wird nun mehr gebaut seyn, da sich die Zahl der Kurgäste mehrt und verschiedenemal bey 80 da waren. Die erste Tafel wird im großen Ballsaale gegeben, und kostet Mittags 12 Groschen für 6 Schüsseln und Nachtisch, Abends 6 Groschen für 4 Schüsseln und Nachtisch. Die besten Zimmer kosten wöchentlich 4 Thaler. Driburg ist eigentlich kein Ort des Vergnügens; ein Herr, der dieses sucht, gehe nach Spaa, oder will er etwas sparsamer seyn, nach Pyrmont. Doch wird sich immer etwas für denjenigen finden, der nur nicht ganz und gar verwöhnt ist. — So weit Hr. Br. Wir gestehn, daß wir lange kein interessanteres, gründlicheres und gefälligeres Produkt eines medicinischen Schriftstellers vor uns gehabt haben. Ein reiner, blühender Styl, tiefe Erkenntniß und Gelehrsamkeit, ausgezeichnet schöner Druck — machten uns dies Buch zur angenehmsten Lektüre. Gewiß konnte Driburg keinen bessern Empfehler bekommen.

Ds.

6. Magazin für die Bergbaukunde. Neunter Theil. Von J. Fr. Lempe. Mit 4 Kupferpl. Dresden. 1792. 1 Alph. 1 Bogen. 1 Rthl. 2 gr.

Dieser Band enthält neun Aufsätze. Der erste vom Herrn Berghauptmann Wild, aus dem Französischen übersetzt, über die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Markscheiderinstrumente, und über die Mittel, sie mit mehrerem Vortheil bey den Grubenzügen zu gebrauchen. S. 1—9. Von den Fehlern des Compasses und Gradbogens, wie sie schon zum Theil Lempe in seinen Schriften angegeben hat; vom Einfluß des Eisens und der Elektrizität auf die Kompasnadel. II. Rettberg über das Ziehen auf Eisengruben. S. 10—20. Statt des

Kompasses, dessen Gebrauch sehr unsicher ist, gebraucht man nämlich gewöhnlich Eisenscheiben. III. Beytrag zur alten Litteratur der Bergbaukunst. S. 21—132. Hier ist nämlich ein Bergbüchlein von 1534. (21—56.) und ein Probirbuch von 1524. (56—132.) abgedruckt. Für ihr Zeitalter gut abgefaßt, aber auch ganz mit dem Gepräge gestempelt, das die damals herrschende Meynungen seinen Erzeugnissen aufdrückten. IV. Herzogs Augusten altenbergische Zinnbergwerksordnung von 1568. S. 133—178. V. Beantwortung der Frage: Was für Holz ist mit Vortheil bey einem Göpel zu gebrauchen? und warum? S. 178—181. Zur stehenden Welle mit dem Korb und Schwengel taugt reifes nicht überständiges Fichtenholz, auch Büchenholz; zu den Scheiben, welche viele Reibung auszustehen haben, Weisbüchenholz, zu den Stoßbäumen und Seitenleitungen Fichten- und Tannenholz. VI. Vom Niederungarischen Berg- und Schmelzwesen im J. 1692. S. 181—224. Eine sehr genaue und ausführliche Nachricht eines aufmerksamen kunstverständigen Reisenden, welcher in diesem Jahre Ungarn besuchte. VII. C. T. L. Beschreibung und Berechnung des in der Freybergischen Bergamtsrefier Neuglück und Dreyeichen hinter Erbisdorf gelegenen, neuerbauten Huntelaufes über Tage vom Huthhaus bis ins Pochwerk. S. 225—261. VIII. Beytrag zur Geschichte der Register in der Freyberger Bergamtsrefier, als Beytrag zur Geschichte des Bergrechnungswesens, mit Bemerkungen von J. R. G. Müller, und zwar die Einrichtung der Register in der letztern Hälfte des sechzehenden Jahrhunderts, und im siebenzehenden. S. 262—361. IX. Müllers Beytrag zur Zimmerung. S. 362. 363. Er besteht in einer Beschreibung der verlornen Schacht-Bolzenschrotzimmerung in dem neuen Kunstschacht auf Beschert Glück Fundgrube hintern 3 Kreuzen. Diese Anzeige zeigt, wie sehr sich der Herausgeber beeifert, dem lesenden Bergkundigen das Magazin anziehend zu machen. Abf.

7. Waarenberechnungen. 2ter Theil. Herausgegeben von M. H. Kampke in Lübeck. 1792. 25 B. 2 Rh.

Mit eben dem Fleiße bearbeitet wie der erste Band; und wie Rec. dünkt, noch mehr Abwechselung; das Werk würde ungemein gewonnen haben, wenn der Hr. Herausg. die Unkosten des Einkaufs einer jeden Waare specificirt hätte. Ak.

8. De Missione Septentrionali et Vicariatu Hannoverano, auctore D. *Io. Fried. le Bret*, Universitatis Tubingensis Cancellario etc. 1792. opera Sigmundi, 4. 22 Seiten. 3 gr.

Zu den wohlthätigsten Ausflüssen neuerer Freymüthigkeit und Preßfreyheit gehören unstreitig die literarischen Nachforschungen über das geheime Bekehrungswesen des päpstlichen Hofes. So sehr solche auch durch die bey dergleichen Gegenständen unvermeidliche Vielseitigkeit der Ansichten und durch die leidige Polemik verwickelt worden, so sehr man auch den Hauptfaden in ungleichartigen Geweben verworren hat, so sind doch dadurch dem Publikum die wichtigsten Thatsachen vorgelegt worden. Noch sind indeß die Acten nicht zum Spruche reif; selbst die ältern Versuche sind noch nicht gehörig ins Licht gesetzt, und so lange der leidige Grundsatz einer alleinseligmachenden Kirche und der Bestand von Missionen in protestantischen Ländern nicht nur ohne Wissen, sondern selbst wider den Willen protestantischer Landesherren, existirt, wird es auch an Supplementen aus neuern Zeiten nicht fehlen. Vorzüglich wird der deutsche Staatsrechtsgelehrte, der sich mit den Folgen der häufigen Religionsveränderungen unserer Fürsten bekannt gemacht hat, noch immer Stoff zu neuern Entdeckungen finden, und jeden Beytrag aus ächten Quellen, er befinde sich nun in voluminösen Systemen oder in Gelegenheitsreden, dankbar benutzen.

Diesen Dank verdient itzt in vollem Maaße der Herr Kanzler le Bret wegen der vorliegenden Entwickelung des, bisher wenigstens unter Protestanten ganz unbekannten Ursprungs und des Fortganges des apostolischen Vicariats in dem protestantischen Theile von Niedersachsen, dessen von den meisten Schriftstellern gar nicht, und selbst in dem neuesten Werke, in Boltens historischen Kirchennachrichten (1791. 8.) nur oberflächlich erwähnt wird. Es gehörte auch wirklich die durch so viele andere Schriften bewährte vertraute Bekanntschaft des Hrn. Verf. mit der Italiänischen Literatur und insbesondere mit den Römischen Archivalnachrichten dazu, um uns mit jenen katholischen Vicarien bekannt zu machen, durch welche der Papst halb im Verborgenen auch auf das protestantische Deutschland seine Seelsorge noch beständig erstreckt, und so durch die schlaueste Politik und durch unermüdetes

Beharren sein Gebiet, trotz allen unsern wissenschaftlichen Compendien erweitert.

So findet man hier seit 1647 eine ununterbrechne Reihe von apostolischen Vicarien in den Herzogthümern Braunschweig und Lüneburg, in Glückstadt, Altona, Schwerin u. s. w. aufgestellt, welche weder der Hannöverische noch der Meklenburgische oder Hollsteinische Staatskalender kennt. Ueber den Zauber von **Joseph Assisi** Wundern vergaß Herzog **Johann Friedrich** zu Hannover die Rechte seiner Unterthanen, deren Glauben ihm **persönlich** nicht behagte, und **trotz dem westphälischen Frieden** ließ er sich **einen** *quasi* **Bischof** vom Römischen Hofe aufdringen. Schlau griffen diese Vicarien um sich, und wagten sich sogar allmählig an **Halberstadt, Bremen, Magdeburg, Meklenburg, Schweden und** an **Hollstein**, so daß 1680 die Diöcese schon in zwey Abtheilungen gebracht werden mußte. Am blühendsten wurde der Vicariatus septentrionalis; weniger bedeutend war von jeher der Hannoveranus, theils wegen des Mangels an Gehalt, **den jedoch die** *Propaganda* **durch Abteyen zu ersetzen pflegte**, theils wegen der preißwürdigen Aufmerksamkeit der Hannöverischen Regierung. Eben deshalb wurden auch beyde Vicariate 1760 wieder mit einander verbunden, und so existirt noch itzt **eine selbst im Hannöverischen nur äusserst wenig bekannte Gattung päpstlicher Gerichtsbarkeit in dem protestantischen Theile des Niedersächsischen Kreises.** So, wie die Sache, so sind auch von jeher die Personen wenig bekannt gewesen, denen der päpstliche Hof Geschmeidigkeit, kaltes Blut und Hartnäckigkeit genug zugetrauet hat, um, **allen Widersprüchen und Gesetzen zum Trotz**, im Verborgenen dieses Wesen zu treiben. Folgendes Namenverzeichniß wird daher denenjenigen, welche diese nur in wenig Exemplaren abgedruckte Abhandlung sich nicht verschaffen können, gewiß nicht unwillkommen seyn:

1647 Valerius Maccioni, Bischof von Marocco.

1670 Nicolaus Steno aus Dänemark, anfangs Lutheraner.

1680 Der Bischof von Münster und Paderborn.

1684 Bischoff Joppes, Suffragan von Hildesheim.

1697 Der Bischof von Hildesheim. Besaß zuletzt beyde Vicariate beysammen.

1708 Der Suffragan von Osnabrück, Bischof von Columbria, als Vicarius apostolicus septentrionalis; und Der Bischof von Spiga, Augustinus Stefani, als Vicarius Hannoveranus.
1715 Der Bischof von Dorila, Ioannes Hugo Goertz, als Septentrionalis.
1718 Der Suffragan von Osnabrück, Hyacinthus Petit, als Septentrionalis.
1722 Der Suffragan von Osnabrück, Ioannes Adolphus de Horde, als Septentrionalis; und der Canonicus Lodulfus Guilelmus maius, als Provicarius im Hannöverischen.
1724 Der Domherr von Hildesheim, Baron Twickel, als Hannoveranus.
1726 27. May. Der Bischof von Spiga, als Hannoveranus.
1726 24. Dec. Der Official Ioannes Henricus Neandorf, für das Hannöverische.
1730 Leopoldus Henricus Schorrer, für das Hannöverische.
1745 Der Bischof von Aretusa, Ioannes Guilielmus Twickel, für das Hannöverische.
1758 Priester Christianus Mülleren, als Provicarius.
1759 Canonicus Iosephus Valmer.
1760 Der Bischof von Samosata, Ignatius Siersdorfius, für das Hannöverische.
1761 Der Bischof von Tempe und Suffragan von Paderborn, Iosephus Gondola, als Septentrionalis
1772 Der Bischof von Hildesheim als Septentrionalis, und 1780 als Hannoveranus.
1789 Der itzige Fürstbischof von Hildesheim als Vicarius apostolicus septentrionalis und Hannoveranus.

Es will verlauten, daß Versuche gemacht worden sind, auch in andern deutschen Ländern einen Vicarius Apostolicus anzustellen, und daß es scheint, daß die Protestanten wissen, was das eigentlich für ein Mann seyn soll. Hier können wir nun sehen, daß es ein wirklicher katholischer Bischof ist, daß diese neue Anstellung den Protestanten allerdings bedenklich sey. Man soll sich auch darauf berufen, daß der Recurs der im nördlichen Deutschland ansäßigen Katholiken an den Bischof von Hildesheim, in Ermangelung eines Vicarius apostolicus denselben lästig sey, und zu Collisionen Anlaß gebe.

Hier aber kann man sehen, daß die vermeinte geistliche Gerichtsbarkeit des Vicarii apost. Hanoverani und Septentrionalis blos etwas Erschlichenes ist, und daß er für die protestantischen Landesherren wohl bedenklich seyn müsse, diese erschlichene Jurisdiction nun erst zu legalisiren.

Po.

9. Rhetorisch-poetisch-praktische Anthologie, zum Besten der Schulen herausgegeben von Johann Christian Jahn, Conrector in Culmbach. Erster Band. Hildburghausen, 1792. bey Hanisch. 480 Seiten in 8. 1 Rt.

Diese Anthologie, welche ein Auszug aus des Verf. Schulvorlesungen zu seyn scheint, ist, nach seiner eigenen Angabe, für die obern Klassen der sogenannten lateinischen Schulen bestimmt, um studirenden Jünglingen die Lectüre der Alten angenehmer, nützlicher und schätzbarer zu machen. — Diese Absicht ist nun zwar, vornämlich bey der jetzigen immer mehr und mehr zunehmenden Vernachläßigung der alten Litteratur, an sich sehr löblich und gut; allein, wir glauben, daß der V. seine Absicht nicht ganz erreichen wird, da er theils nicht immer die würklich bessern Stellen aus den alten Classikern gewählt, theils selbst diese mit einer solchen Menge kritischer und historischer Anmerkungen und Commentaren überladen, ich will nicht sagen — durchwässert hat, daß wenige junge Studirende von diesem übrigens mit vielem Fleiß und vielen philologischen Kenntnissen zusammengetragenen Werke Gebrauch machen werden. Durch alle dergleichen Anthologien, deren Anzahl jetzt Legio heißt, lernen überhaupt junge Leute selten den Geist der alten Schriftsteller, das Originelle ihrer schönen, bestimmten und richtigen Schreibart, den Umfang ihrer scientifischen Kenntnisse, und das große Talent derselben tief und doch anschaulich zu denken, gehörig kennen, eben weil es ausgerissene Stücke aus einem zusammenhängenden Ganzen sind, das man ihnen bey einer solchen Zerstückung ohnmöglich in seiner völligen Urschönheit zeigen kann. Daß wir den Verf. mit Recht getadelt haben, weil er in seinen Anmerkungen oft bis zum Eckel weitschweifig gewesen ist, wird uns ein jeder Leser eingestehen, der es würklich ganz durchzulesen Zeit und Geduld hat.

Diese

Diese Weitschweifigkeit geht so weit, daß der Verf. sehr oft den Inhalt seiner gemachten Auszüge mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, seiner langen Erklärungen ohnerachtet, noch einmal abschreibt, da doch billig vorauszusetzen war, daß ihn Schüler — aus den obern lateinischen Klassen selbst finden mußten. Ueberall stößt man auf Stellen, wo sich der Verf. zu sehr mit einer unnützen Wörterjagd abgiebt, wo er mit langen schleppenden Gemeinplätzen um sich wirft, und einzelne Schönheiten seiner Classiker in einem Meer von Annotationen und Divisionen ersäuft, wo er im eigentlichen Sinne des Worts vom Catheder herab mit seinen Schülern plaudert. Aller dieser gerechten Vorwürfe ohnerachtet, kann man nicht läugnen, daß der Verf. durch dieses Werk nicht nur ein Beyspiel eines unermüdeten litterarischen Fleißes gegeben, sondern auch gezeigt hat, daß er seine Autoren kennt und studirt. Er ist von ihren originellen Schönheiten durchdrungen, er fühlt oft mit einem lauten Ausbruch von Entzücken die Energie und Wahrheit ihrer Schreibart, und ihrer treffenden meisterhaft gezeichneten Bilder, er weiß, was sie sagen wollen, und warum sie es so sagen; er empfindet lebhaft und feurig die Kunst ihres edeln Geschmacks; — aber er besitzt nicht das freylich sehr seltene Talent, diese Empfindungen in lebendigen seelenvollen Bildern wieder darzustellen, und scheint, bey aller seiner philologischen Wissenschaft, von seinen Classikern das noch nicht gelernt zu haben, was man doch billig von ihnen lernen sollte, — präcis und mit einer gedankenvollen Kürze zu schreiben. Daher sind auch seine Uebersetzungen etwas steif und hölzern, daher ist seine Schreibart oft so incorrect und langweilig. Die pedantischen sogenannten deutschen und lateinischen Imitationen hätte er auch lieber ganz weglassen sollen, weil sie gegen die Originalstellen der Alten ganz gewaltig abstechen, und beweisen, daß man die alten Classiker zwar recht gut verstehen kann, ohne ihren edeln, kraftvollen Styl, ihre Gedankenfülle und Gedankenordnung, ihre Feinheit des Gefühls und Geschmacks, und ihren ganz vorzüglich wahren und großen Geist der Darstellung erreichen zu können. Sollen jene Nachahmungen, — die man doch für nichts anders als Spielwerke des Fleißes halten kann, für junge Leute als Muster gelten: so kann man sie noch weniger empfehlen, da sie theils zu lang, theils zu gezwungen ausgefallen sind, und den Schüler zu sehr an ein mechanisches Arbeiten und Phrasensammeln gewöhnen. Ein Muster von kriechender Schmeicheley ist die Seite 200 angeführte

führte Imitation, und wenn sie auch nur eine Fiktion seyn soll, zur Nachahmung gewiß nicht zu empfehlen. Wie klein müßte die Seele dessen seyn, der an einen Fürsten eine solche kriechende Lobrede halten könnte, wenn auch das Latein noch einmal so schön wäre, als es würklich ist! und wie klein der Fürst, der so etwas lesen könnte, ohne in der Seele eines solchen Panegyrikers selbst zu erröthen! Die vielen hie und da zerstreuten Reden, Aufsätze, Disputationen, oder wie man sie sonst nennen will, wovon wir aber hier ohnmöglich einen Auszug mittheilen können, noch wollen, haben ihren Werth, in sofern sie nach den bekannten rhetorischen Regeln zusammengesetzt sind, und verrathen nicht gemeine Anlagen des Geistes und Herzens ihres Verfassers; allein, oft werden sie schwülstig, wie z. B. die Ausführung des Hauptsatzes: „Christoph Colon verdient nicht, getadelt zu werden, daß er Amerika entdeckt hat.“ Oft sieht man den ängstlichen Arbeiter, den mit der großen Welt unbekannten Mann, aber überall den fleißigen, gewissenhaften Schriftsteller, welcher mit der alten Literatur in genauer Vertraulichkeit lebt. S. 258 geht der Verf. zu Auszügen und Uebersetzungen aus alten lateinischen und griechischen Dichtern über, nachdem er im vorhergehenden Theile seines Werks vornämlich Bruchstücke aus dem Cicero und Livius mitgetheilt hatte. Die Manier, seine Dichter zu commentiren und mit kritischen Anmerkungen zu überladen, ist die nämliche, als bey seinen Prosaikern. — Der Versuch, die Idylle der Alten in deutschen Versen, und noch dazu in — Reimen nachzuahmen, ist dem V. auch nicht gerathen; und wir warnen ihn vor ähnlichen Arbeiten, da an dieser Klippe fast alle Herren Imitatoren ganz erbärmlich gescheitert sind. Das Talent der naiven, ungezwungenen idyllischen Dichtkunst ist nur wenigen Kindern des Apolls zu Theil geworden, und es gehört eine ausserordentliche Leichtigkeit der Ideen, ein hoher Grad von Gefühl für die Schönheiten der Natur, eine große Feinheit dieses Gefühls, ein großer Schatz von Menschenkenntniß, eine feurige und doch sanfte Imagination, und eine seltene Kunst einer edeln Schreibart dazu, wenn es — Geßnerische Idyllen werden sollen. Der lange, schleppende Reim der Deutschen ist dem lachenden Gewande der Idylle eben so zuwider, als der Schwulst von Empfindungen, wodurch man sich sehr natürlich auszudrücken glaubt, — gerade wenn man für die Idylle am unnatürlichsten schreibt. Uebrigens können wir unsern Lesern, die gern Anmerkungen lesen,

die

die Nachricht geben, daß der Verf. ihnen noch mit einer grossen Schüssel voll Annotationen rhetorisch-ästhetischen Inhalts (und zwar schon, geliebts Gott! nächstes Jahr —), das heißt, mit einem zweyten Bande seiner Anthologie versprochener Maßen aufzuwarten das Vergnügen haben wird.

Za.

10. Gedichte nach dem Leben. Fünfte Auflage. Mit Kupfern. Paris, 1792. Erstes und zweytes Bändchen. 1 Rg. 16 gr.

Um unsern Lesern das Rathen über einen Titel, welcher einer vielfachen Auslegung fähig wäre, zu ersparen, müssen wir ihnen nur gleich sagen, daß sie hier nichts mehr oder weniger zu erwarten haben, als Gedichte ganz à la Grecourt. Ihr Publikum kann also auch nur bestehen aus den Liebhabern eines J. Sekundus, Günthers, Grecourts und Consorten. Kupfer und Druck sind schön. Der Stoff der mehresten Gedichte ist entlehnt entweder von ältern Dichtern dieser Art unter verschiedenen Nationen, oder auch von Volkserzählungen. Die meisten derselben haben sogar das Gepräge plebejer Trinkgelage, deren Unterhaltung sie ausmachten. Ob aber gleich der Verf. das Verdienst der Erfindung nicht hat, so kann man ihm doch das poetische Talent gar nicht absprechen. Seine Phantasie und Sprache sind gleich lebhaft und reich. Es fehlt ihm nicht an Bildern, und seinen Bildern nicht an gefälliger Einkleidung. Seine Sprache ist überdem correct, leicht, biegsam, und, manche unterlaufende Härten abgerechnet, auch harmonisch. Desto mehr ists Schade, daß diese Gedichte ihres Inhalts und Tons wegen so wenig Leser finden können, und daß viele, welche, gereizt durch den Titel, sie aufschlugen, bey den ersten Blättern schon beschämt sie wieder hinweglegen werden. Rec. trägt sogar Bedenken, eins oder das andere, welches zur Probe dienen könnte, abzuschreiben. Denn ob er gleich den poetischen Werth der Gedichte von ihrem moralischen zu unterscheiden weiß, überzeugt, daß bey dem Dichter die Belustigung der erste und der Nutzen der zweete Grundsatz seyn müsse, und daher sogar jenen Lehrsatz Catulls gewissermaßen gelten läßt: Castos decet esse poetas etc. so kann er sich doch nicht überwinden, zu glauben, daß die Natur so ganz in puris naturalibus noch gefallen könne, wenn man ihr vorher

 nicht

nicht nur ihr gefälliges Kleid, sondern auch nach den letzten leichtesten Schleyer entriß. Nur der ausschweifende und schon entnervte Wollüstling wird den Becher der Freude bis auf den Grund leeren, und dann auch noch die Hefen angenehm finden. Die Schönheit kann nicht anders gefallen, als zum wenigsten hinter einem Schleyer, und selbst das Feigenblatt der Eva hatte keine andere Absicht, als die Erhöhung oder Erhaltung sinnlicher Reize. Wenn übrigens der Titel nicht lügt, so ist es ein neuer Beweis, daß der Deutsche viel delikater sey, als der Gallier, und daß er diesem die zu natürlichen Scenen der Natur eben so gern überläßt, als dem Britten die zu schauderhaften.

Hd.

11. Gedichte eines Seefahrers von B. Bremen, 1792. 95 Seiten. 8. 6 gr.

Wenn es wahr ist, was der Titel und die Vorrede sagen, daß diese sogenannten Gedichte von einem Seefahrer zusammengereimet worden sind, so gebe ihm der Himmel mehr Glück und Talent zu seinen Seereisen, als ihm die Musen zu seinen Gedichten gegeben haben, denn sonst ist es um ihn geschehen. Am Steuerruder eines Schiffes oder im Mastkorbe mag er vielleicht an der rechten Stelle seyn; aber am Helicon und Parnaß spielt er eine erbärmliche Figur. Es ist schwer zu sagen, was an diesem Buche das Schlechteste sey; denn Papier, Druck, Sprache, Reime, Gedanken, alles wetteifert um diesen Preiß. Wer uns das nicht aufs Wort glauben will, der mag zur Strafe seines Unglaubens die Gedichte kaufen und lesen. Eine ärgere Strafe wissen wir selbst dem unglaubigsten Zweifler nicht aufzulegen.

Az.

12. Description du parc de Berlin, par *F. G. Hauchecorne*, Pasteur de l'eglise françoise de la Frédéricstadt, Professeur et Directeur de l'institut d'éducation à Berlin. Berlin, 1792. imprimé chez Starcke. $3\frac{1}{2}$ Bogen. 8. 6 gr.

Plan

Plan du parc de Berlin levé par les Elèves de l'Institut de *Hauchecorne.* 1792. 18 gr.

Plan und Beschreibung gehören zusammen. Jener wurde der Königl. Akademie der Wissenschaften bey der am 26. Jan. 1792 gehaltenen öffentlichen Sitzung vorgelegt. Der Herr Graf v. Herzberg, dieser patriotische Beförderer der Künste und Wissenschaften, erlaubte, laut der an ihn gerichteten Zueignung, die Publication desselben. Die Akademie hat einen geometrischen Plan auf einem großen Bogen 1765 veranstaltet. Im Kleinen wurde derselbe für den genealogischen Kalender von 1766 nachgemacht. Ohne solche Vorarbeitungen würde der gegenwärtige von Glaßbach sehr sauber gestochene Plan nicht die Vorzüge haben erhalten können, die er wirklich besitzt. Da anhaltend Verbesserungen und neue Anlagen gemacht werden, wovon besonders in den spätern Jahren viele Spuren sichtbar sind, so ist dies Unternehmen für unsere Zeitgenossen, und besonders für die Einwohner Berlins, die den Lustwald so gern, so zahlreich und so oft besuchen, nützlich. Der Verf. nennt diese Arbeit bescheiden einen Versuch, und wünscht die Anzeige der demselben noch zu gebenden Verbesserung. Er nutzt besonders anfänglich gute Hülfsmittel, als: **Nicolai's** Beschreibung von Berlin und Potsdam. Hieraus wäre auch zu ersehen gewesen, daß nicht **Emmerich**, sondern der Oberaufseher der Königl. Gebäude, Freyherr **v. Knobelsdorf**, beym Antritt der Regierung Friedrichs II. den Stern anlegen ließ. Die Entstehung des Namens **Jungfernallee** ist sehr glaublich, da wirklich eine Verordnung existirt, nach der jedes Brautpaar Bäume anpflanzen mußte. Eingeschaltet sind Erzählungen, die eine Gegend merkwürdig machen, z. E. das Aufsteigen Blanchards im Ballon 1788 vom Exercirplatze; die auf dem Großfürstenplatze vom Prinzen Ferdinand von Preußen dem Großfürsten 1776 gegebene Fete, wobey der V. sehr launicht den Zufall schildert, da durch einen unerwartet einfallenden Platzregen die Menge der Zuschauer in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wurde; der traurige Vorfall des Ertrinkens zweyer jungen Leute beym Baden und ihres Aufsehers, der zu ihrer Rettung herbeygeeilt war, und sich ins Wasser gestürzt hatte. Am weitläuftigsten hält er sich bey der Beschreibung des Gartens von Bellevue auf. Die auf dem Monumente des Herrn Lieutenant **von Probst** befindliche Inschrift

Anstrich hätte bey Gelegenheit der Ausführung dieser romantisch schönen Gegend einen Platz verdient. Die Beschreibung der letztern findet sich in der Berl. Monatsschrift, April 1788. — Der Zirkel ist mit einer vierfachen in einen halben Zirkel gesetzten Reihe von Bäumen eingefaßt, obgleich die eine Reihe von späterer Anlage ist. Die Lerchenbäume hätten auch genannt werden können, die man aus Oberschlesien hat kommen lassen. Die Jungfernhaide hat davon den Namen, weil sie ehedem dem Nonnen- oder Jungfernkloster in Spandau Benediktinerordens gehörte. Die neuen Anlagen sind gut bezeichnet, z. E. gleich auf der linken Seite vom Brandenburger Thore an. Die ehemaligen Labyrinthe sind hier weggelassen, weil wenig Spur mehr davon ist. Der Sternbusch hat nur einige Fußsteige, die in einen Salon führen, der mit einer Rasenbank umgeben ist, in dessen Mitte ein simpler runder hölzerner Tisch mit einem Fuße steht. Dieser etwas abgelegene Platz ist vortreflich. Die ehemalige Potsdammerallee nennt der Verf. Allee von Bellevue, weil sie diesen Namen wohl erhalten kann, da man von derselben die Aussicht auf das Schloß hat. Im Plan ist auch ganz richtig der nunmehr verlängerte ausgehauene Theil derselben gezeichnet. Die eine Eichenallee, die durch den Florasalon geht, ist zwar gezeichnet, aber weder durch eine Ziffer, noch durch einen Buchstaben angemerkt, auch im Plan nicht benennt. Eben so verhält es sich mit der Judenallee.

Ad.

19. Marie Fürst, oder das Alpenmädchen. Leipzig, Weigand, 1792. 1 Alph. 14 B. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Die Geschichte der Liebe eines jungen Schweizerischen Edelmanns mit einem ausgebildeten Landmädchen aus seiner Nachbarschaft, der Tochter seiner Amme. Es kömmt, wiewohl mit großem Widerspruch der gnädigen Frau, einer Tante und des Vaters der Marie, eines auf seine Rechtschaffenheit stolzen Schweizerbauers, zur Heyrath. Ein Verständniß mit einer sehr vorzüglichen Engländerin während des Aufenthalts der adelichen Familie in London schürzt den Knoten, der sich etwas abentheuerlich auflöst. Der Leser wird oft zu sehr in Versuchung geführt, und durch eitlen Kummer um seine Lieblinge getäuscht. Wie weit das gehen darf, sagt freylich keine Regel:

der Geschmack muß es lehren. Marie und ihr Bruder, und besonders der Hausfreund German, sind edle Charaktere. Aber, warum muß jene so viel leiden, und der junge Baron, der sich nicht bey der Festigkeit erhält, die seine Jugend weissagte, weniger? — Und so bleiben verschiedene Räthsel unaufgelöst. Anlage verräth der Romanschreiber immer genug. Eine Umarbeitung seines Buchs könnte indeß nicht schaden. Dabey müßten manche Unwahrscheinlichkeiten gehoben werden, und nicht wenige declamirte Reflexionen im Tone der französischen Romane wegbleiben. Noch müssen wir bemerken, daß der Verf. oft das Wort Talente für Vorzüge nimmt. Vielleicht ist diese Bedeutung aus seinem Wohnort oder gewissen Zirkeln eigen.

Hs.

14. Neue Volksmährchen der Deutschen. Drittes Bändchen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1792. 494 S. 8. 1 Rf. 12 R.

Wir können nicht sagen, daß diese Sammlung an Interesse und Werth so zunähme, als die Theile rasch auf einander folgen. Die fünf Mährchen dieses Bandes: Die Fischer — die weiße Frau — Jungfernsprung und Roßtrab — der Müller von Eisenbüttel — Erlkönigs Töchter — haben zwar die Fehler der ältern in reicher Maaße, aber nicht eben so ihre Vorzüge. Der Inhalt hat zum Theil (besonders in Nr. 2. 3 und 5.) zuviel Aehnlichkeit mit allzu bekannten Sagen und Fabeln. Der Vortrag ist noch viel weitschweifiger; der Erzähler irrt hier noch mehr ohne festes Ziel umher, und das Costüme ist, zumal in der Sprache und dem Ausdruck der Empfindung, auf die gröbste Art verletzt. Z. B. S. 17. „Das höchste Ideal der Schönheit hatte Medardus geliefert, nun gieng auch das Nonplusultra der Häßlichkeit unter seinem zauberischen Pinsel hervor. Ein Teufel krümmte sich zu Mariens Füßen, den man nicht ohne Abscheu und Entsetzen ansehen konnte. Man schauderte vor ihm zurück, und konnte sich doch nicht entbrechen, wieder nach ihm zu blicken, weil der Contrast zwischen ihm und der Göttin, die über ihm thronte, zwey der widersprechendsten Regungen so nah neben einander stellte, daß jeder, der das wunderbare Gemählde verließ, gestand, nie etwas ähnliches erfahren zu haben, und sich zusagte, nächstens

wieder-

wiederzubekommen, um dieses seltsame, wonniglich schauerliche Gefühl noch einmal zu haben." So läßt der V. einen rohen Donaufischer aus dem eilften Jahrhunderte sprechen! Musäus verstand das Ding besser. Auch das Wunderbare, die häufigen Geistererscheinungen finden wir selten gut angebracht und von geringer Wirkung. Seine Gespenster setzen sich über alte, unter Geistern hergebrachte gute Sitte hinweg, erscheinen so häufig, so häufig ohne alle Noth, daß sie wenig Furcht und Ehrfurcht einflößen. Es ist ein unangenehmer Anblick, einen Mann, der Talente besitzt, etwas von dauerndem Werthe zu liefern, für die bloße Befriedigung der Neuigkeitssucht, und für die Forderungen solcher Leser arbeiten zu sehen, die zufrieden sind, wenn man ihre groben Geistesorgane durch eine Kette von Abentheuerlichkeiten und den widersinnigsten Erdichtungen in Spannung setzt, die nur stets in Erwartung und Ungewißheit über den Ausgang erhalten seyn wollen, und es sich gern gefallen lassen, wenn auch gleich am Ende diese Erwartung sich in ein Nichts auflöst.

H.

15. Gemählde nach der Natur. Breslau, bey Korn, 1792. 176 Seiten in 8. 14 gr.

Diese Gemählde nach der Natur, oder kleine Erzählungen sind in einer gefälligen Manier geschrieben, und lassen vermuthen, daß der ungenannte Verf. Talent zu größern Arbeiten dieser Art habe. Aus einigen könnte ein geschickter Bearbeiter einen brauchbaren Stoff zu interessanten Schauspielen nehmen. Die Erzählungen sind folgende: Der zweyte Ehemann. Wohlthat aus Bewußtseyn. Der Einsiedler. Der väterliche Entschluß. Die Aehnlichkeit des Gesichts. Uebrigens hat der Verf. nicht angegeben, ob diese Erzählungen seine eigene Erfindung sind, oder ob er wenigstens die Grundzüge derselben aus andern Schriftstellern entlehnt hat, eine Gewohnheit, die verzeihlich ist, wenn gute Pflanzen aus England und Frankreich auf deutschen Boden versetzt werden. Die rasende Klasse unsrer Romanschreiber wird den geraden, einfachen Erzählungston in diesen Gemählden nicht sehr behaglich finden; sie werden in ihnen den so beliebten Schwulst des Ausdrucks und die ängstliche Sucht nach gräßlichen Abentheuern vermissen, und der Verf. wird ihnen ein flacher Kopf zu seyn scheinen, weil

er das — Unglück hat, vernünftig zu schreiben. Allein, gerade dies muß das Werkchen empfehlen, worin uns der Einsiedler mit am besten gefallen hat.

Za.

16. Versuch über die Einbildungskraft, von Johann Gebhard Ehrenreich Maaß, Professor der Philosophie zu Halle. Halle, bey Michaelis und Bispink, 1792. 8. 452 Seiten. 1 Rthl. 4 gr.

Dies Buch gehört zu den wenigen, welche der Philosophie neuen Gewinn verschaffen, indem sie bisherige allgemeine Untersuchungen mehr ins Detail verfolgen, und bisher übersehene oder nicht genug gesehene Seiten der Gegenstände auffassen und beleuchten. Neben der Neuheit mancher Gedanken unterscheidet es sich auch durch Gründlichkeit, Scharfsinn und sorgfältige Entfernung von allem Hypothesenkram. Jedem Psychologen, und jedem, der nach tiefer Menschenkenntniß forscht, ist es schlechterdings unentbehrlich; seine Brauchbarkeit aber würde noch grösser seyn, hätte der vortrefliche Verf. einer grössern Deutlichkeit sich beflissen. Die Gewohnheit, einzelne Erfahrungen über Vorstellungsreihen mit Buchstaben vorzustellen, macht nicht nur diese schwerer zu fassen, sondern auch nicht selten unzuverlässig, weil man nicht gleich ein Beyspiel allemal zur Hand hat, an welchem man die allgemeinen Sätze bewähren kann. Zwar haben mehrere unserer neuern Weltweisen dieses Verfahrens sich bedient, und zwar, wie es scheint, weil es nicht selten leichter ist, eine Erfahrung in solchen Buchstaben überhaupt, als in einem einzelnen Beyspiele anschaulich darzulegen, besonders wenn man sich von langer Zeit her gewöhnt hat, den Satz nur in seiner Allgemeinheit zu denken, und darüber die einzelnen Fälle zu vergessen; allein, man sollte allmählig diese Lücke der Vorgänger ausfüllen, und der mehrern Brauchbarkeit auch hier Gehör geben. Zudem geschieht es nicht selten, daß man auf diese Art Erfahrungen erschleicht, oder zu unbestimmt sich vorstellt, mithin die Mühe des Erklärens sich ohne Noth erschwert. Schon Leibnitz gab die weise Vorschrift, man solle bey abstrakteren Untersuchungen sich alles concret zu machen streben, um nicht zuletzt auf ein leeres Spiel mit Worten zu verfallen, eine Vorschrift,

von

von der unsere neuesten Philosophen aus zu großer Liebe zur Länge sich immer mehr, nicht aber mit Gewinn für die Wissenschaft entfernen. Gegenwärtiges Werk enthält drey Theile; deren erster die Gesetze der Einbildungskraft; der andere ihre Wirkungen auf die übrigen Seelenvermögen untersucht; der letzte die Geschichte dieses Theils der Seelenlehre bis auf die neuesten Zeiten enthält.

Zum Belege des Gesagten wollen wir den ersten Theil etwas genauer zergliedern. Das Wort Einbildungskraft nimmt der V. in einer bisher nicht gewöhnlichen Bedeutung, die aus der Kantischen Philosophie, wenigstens den Worten nach, abzustammen das Ansehen hat. Er bemerkt nämlich, daß unsere Sinnlichkeit aus zweyen Hauptvermögen besteht, einem leidenden, oder Receptivität, welches die Eindrücke annimmt, und von äussern Gegenständen bestimmt wird; und einem thätigen, welches das Mannichfaltige der Eindrücke verbindet. Dies letztere nennt er Einbildungskraft in der weitesten Bedeutung; so daß also ihre Einbildungskraft mehr noch befaßt, als die Vorstellungskraft gewöhnlich, die nur mit den Ueberbleibseln der Eindrücke sich beschäftigt. Ob das bloße Bewußtseyn, wenn es zu den Eindrücken kommt, nicht hinreicht, Empfindung zu erzeugen? untersucht der Verf. nicht, und geht mithin bey dieser Abtheilung ein wenig zu rasch zu Werke. Weshalb auch nicht ganz Probe zu halten scheint, wenn er die Thätigkeit der Einbildungskraft auf neue Art in die ursprüngliche und abgeleitete eintheilt; deren erste die Mitwirkung der Einbildungskraft bey den Empfindungen, die andere alle nachherigen Aeusserungen in sich faßt. Diese ursprüngliche Thätigkeit beschreibt er weiter, nach Kantischer Anleitung, als eine Verbindung des Mannichfaltigen der Empfindung zu einem Ganzen; weil ohne diese Verbindung dieses Mannichfaltige blos als ein verworrener und völlig unzusammenhängender Haufe erscheinen würde, worin die Theile blos zusammengestellt wären, ohne die mindeste Beziehung auf einander zu haben. Die Meinung ist aber nicht, als wenn der Stoff der Empfindung in dem Sinneneindrucke an sich chaotisch und regellos wäre. Diese Einheit des Mannichfaltigen kann durch die bloße Receptivität nicht entstehen, weil 1) die Einheit ein bloßes Verhältniß ist, nicht etwas, das die Sinne afficiren könnte; und 2) alle Eindrücke auf die Sinne succeßiv geschehen müssen, mithin die Gegenstände nie auf zugleich

zugleich seyenden Theilen bestehend vorgestellt werden könnten. Beyde Gründe scheinen uns nicht überzeugend; 1) weil man doch zugestehen muß, daß von den Verhältnissen einiges durch Empfindung erkannt wird, wofern man nicht behaupten will, daß alle Verhältnisse bloße Machwerke unsers Verstandes, mithin in den Gegenständen gar nicht anzutreffen sind. Das Verhältniß ganz rein und als Verhältniß wird freylich nicht empfunden, aber das Fundament des Verhältnisses gehört der Empfindung an. Mehr aber braucht es im gegenwärtigen Falle nicht; zur Einheit der Vorstellung wird mehr nicht erfordert, als daß durch die Art des Eindrucks eine gewisse Art des Ueberganges, oder Fortganges, von einem Theile zum andern veranlaßt wird, der in allen andern Fällen nicht Statt hat. 2) Daß alle Empfindungen oder Eindrücke auf die Sinne successiv geschehen müssen, ist bey weitem nicht ausgemacht; wir können ja im selben Momente die Noten sehen und die ihnen entsprechenden Töne hören; die Härte des Körpers fühlen und seine Farbe sehen; u. s. w. Demnach scheint uns nicht, daß die Verrichtung des thätigen Vermögens bey der Empfindung in der Vereinigung des Mannichfaltigen besteht; besonders da es einfache Empfindungen giebt, in deren Eindrücken für uns nichts Mannichfaltiges enthalten ist, die also bey uns solcher Verknüpfung nicht bedürfen. Eben daher dünkt uns auch die Grundlage dieser Theorie der Einbildungskraft nicht fest, ja noch dazu willkührliche Abstraction zu seyn.

Was der Verf. hierauf allein baut, kommt uns eben darum wenig haltbar vor, so scharfsinnig und neu auch dieser Bau angelegt ist. Dies thätige Vermögen, fährt er fort, muß ein Gesetz haben, wornach es in Verknüpfung der einzelnen Theile der Eindrücke sich richtet, und dies Gesetz ist kein anderes, als das Gesetz der Stätigkeit, als welches von allen Philosophen für ein Gesetz aller Veränderungen anerkannt wird. Vermöge dessen geht die Einbildungskraft von jedem Momente des Sinnenstoffes zunächst zu demjenigen fort, welches durch die Sinne unmittelbar mit dem vorigen verbunden recipirt wird. Dies ist das höchste Gesetz für die Succession der ursprünglichen Thätigkeiten der Einbildungskraft. In dieser Herleitung scheinen beträchtliche Lücken zu seyn; nach dem Gesetze der Stätigkeit kann von keiner Veränderung zur andern gelangt werden, wofern nicht die zwischen beyden liegenden kleinern Veränderungen durchlaufen sind. Dies hat

einen doppelten Sinn; einmal die zwischen beyden liegenden geringern Grade müssen durchlaufen werden, falls die Veränderung blos intensiv; und zweytens, die zwischen beyden befindlichen kleinern Räume müssen durchlaufen werden, falls die Veränderung extensiv ist. In welchem Sinne soll das Gesetz hier gelten? In dem letztern schwerlich; denn die succeßiven Affektionen der Sinnlichkeit, was haben die mit dem Raume zu schaffen? Wenn aber das nicht, woher das Bild der Continuität in der Ausdehnung? Woher, daß wir nur die Eindrücke zu einer Vorstellung machen, die durch Continuität an einander hängen? Hier ist ein nicht unbeträchtlicher Sprung vorhanden. Gesetzt aber, man sehe von dem ab, und gebe dem Gesetze diesen Sinn; wie kann man hieraus die Ordnung der Prädikate oder einzelner Züge unserer Bilder erklären? Warum stellt die Einbildungskraft in dem Bilde einer Rose nicht zuerst den Geruch, hernach die Blätter, dann die Farbe, endlich die Solidität vor? Welche Stätigkeit nöthigt uns, zuerst die Solidität, dann die Figur, hernach die Farbe, und zuletzt den Geruch in das Bild aufzunehmen? Ueberdem, was wird eigentlich gemeint, wenn von einem Theile des Sinnenstoffes geredet wird, der mit dem vorigen unmittelbar verbunden ist? Als ein Continuum? oder als Ursache und Wirkung? oder als zunächst der Zeit nach im Eindrucke folgend? oder als dem Grade nach unmittelbar folgend?

Hieraus leitet der Verf. das höchste Associationsgesetz auf eine neue und scharfsinnige Art her, und glaubt, so diesem Gesetze einen Beweis a priori verschafft zu haben, der es über seine bisherige allgemeine Erfahrungsgültigkeit erhebt: laßt sehen, ob dies mit besserem Glücke geschehen ist. Die Einbildungskraft hat keinen andern Stoff bey allen ihren Verrichtungen, als den Sinnenstoff; sie hat auch das nämliche Gesetz; mithin ist erstes Gesetz für sie, daß auf jede gegebene Einbildung diejenige zunächst folgt, deren Stoff mit dem Stoffe der vorigen unmittelbar verbunden, durch die Empfindung recipirt ist. Hier kehrt die oben bemerkte Vieldeutigkeit des Worts verbunden wieder; weiter unten setzt der Verf. zwar dafür, was unmittelbar verknüpft, oder auch nur in einer Einheit zusammen vereinigt kurz zusammen vorgestellt wird; allein, auch so ist noch Vieldeutigkeit genug zurückgelassen. Heißt es, was zugleich und unmittelbar nach einander vorgestellt wird? oder was als Theil eines Ganzen vorgestellt wird? oder beydes

zusam-

zusammen? Jenes alte als ursprünglich angenommene Associationsgesetz hatte doch größere Bestimmtheit. Hievon abgesehen laßt uns, was die Hauptsache ist, den Beweis prüfen; er lautet so: 1) wenn eine Reihe von Einbildungen auf eine andere Art succedirte: so kann eine solche Succession gar keinen Grund haben. Ein objektiver nämlich wäre nicht vorhanden, weil hier gar keine mitwirkende Gegenstände vorkommen, da Einbildungen ohne Beyhülfe der Gegenstände hervorgebracht werden. Ein subjektiver wäre gleichfalls nicht da, weil die abgeleiteten Thätigkeiten Wiederholungen der ursprünglichen in Absicht auf ihren Stoff sind, mithin durch nichts anders, als durch diesen Stoff, individuell bestimmt werden können. Hier vermissen wir die beweisende Kraft: daraus, daß die einzelnen Bilder Wiederholungen voriger Empfindungen sind, folgt nicht, daß auch die Succession mehrerer es seyn muß; wenigstens ist dies von dieser Succession nirgends erwiesen. Aber dann hat diese Succession keinen Grund! Für uns hat sie ihn auch nicht, sie ist ein Grundfactum, das wir anderswoher zu erklären nicht im Stande sind, wie es ein Grundfactum ist, daß Feuer sich uns durch Wärme zu erkennen giebt. Die hier bemerkte Lücke scheint der zweyte Beweis zu ergänzen: aber es scheint es auch wohl nur. Er lautet so: da das Gesetz, dem sich die Einbildungskraft bey der Folge ihrer ursprünglichen Thätigkeiten unterwirft, in ihrer eigenen wesentlichen Beschaffenheit gegründet ist, und nicht von einem Gegenstande ausser ihr abhangen kann: so ist sie an dasselbe bey der Succession aller ihrer Wirkungen gebunden, nicht blos bey den ursprünglichen, sondern auch bey den abgeleiteten. Sey das; so folgt noch immer nicht alles, was folgen soll; jenes Gesetz redet nur von den Folgen der einzelnen Theilvorstellungen eines Ganzen; mithin erklärt sich hiedurch nur, wie die Einbildungskraft die einzelnen zu einem Bilde gehörigen Züge erneuern muß, nicht aber, wie sie in ihrem Uebergange von getrennten Bildern mehrerer Ganzen zu verfahren hat. Oder soll etwa jenes Gesetz auch für die Folge von mehrern Ganzen in der Empfindung gelten? dann dürfte es mit der Erfahrung sehr in Collision kommen; wir überhüpfen mit der Empfindung manchmal ganze Räume und Zeiten, und sind hierin an keine Verknüpfung gebunden. Dieser vom Verf. dem Gesetze untergelegte Sinn hat nachher in die Erklärung mancher Erscheinungen sehr beträchtlichen Einfluß, und veranlaßt ihn, die meisten Associationen daher zu erklären, daß sie Theile irgend

einer Totalempfindung sind, mithin die Erfahrung zu widersehen. Wenn man an einem Orte eine ganze Gesellschaft gesehen hat, und geraume Zeit nachher bey Erblickung des Platzes die Bilder der einzelnen Personen davon wieder hervorzieht; so ist dies nicht ohne Zwang daraus herzuleiten, daß der Ort und die Gesellschaft eine Totalempfindung ausmachten. Wir haben diese Bemerkungen hergesetzt, keinesweges um den Werth des Buches herabzusetzen, sondern um den scharfsinnigen Verf. auf diese Seite aufmerksam zu machen, und ihn zu veranlassen, seine Theorie entweder mehr zu befestigen, oder sie, falls er es gut finden sollte, zu berichtigen.

F.

17. **Geschichte der Astronomie von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten, in zwey Bänden. Erster Band; bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Chemnitz, bey Hofmann und Fiedler, 1792. 8. 1½ Alph. 1 Rg. 20 gr.**

Als Vorrede: Kurze Uebersicht der astronomischen Geschichte. Die große Alexandrinische Schule bildete ein ganzes sehr durchdachtes System, dessen Grundsäulen noch stehen, obgleich der Chalife Omar aus fanatischer Grille das herrliche Musäum zerstört hat. (Musäum; der Geschichtschreiber der Astronomie sollte billig wissen, daß es mit e geschrieben wird. Auch haben wir längst ein deutsches Museum. Museum und Bibliothek zu Alexandrien waren nicht einerley. Die letzte Zerstörung wird dem Omar Schuld gegeben; daß das ein Mährchen ist, hatte man längst geurtheilt, und Hr. M. Reinhard hat es umständlich in seiner Schrift: Ueber die jüngsten Schicksale der Alexandrinischen Bibliothek, Gött. 1792. gezeigt. Daß die Sache zweifelhaft war, mußte der Hr. V. wenigstens wissen; und wenn er dabey bedacht hätte, daß doch die astronomischen Bücher immer von der Alexandrinischen Bibliothek einen ganz geringen Theil müssen ausgemacht haben, hätte er den Ausfall auf den Chalifen auf eine gelegnere Zeit verspart.) Am Ende werden einige Bücher genannt, die der V. gebraucht hat, der sich C. G. F. unterschreibt. Diese Quellen sind jedem Kenner der Wissenschaft bekannt, aber Hrn. F. Absicht, einen Auszug aus ihnen zu liefern, der auch bloßen Liebhabern und Anfängern brauch-

brauchbar seyn soll, verdient allemal Lob. Er macht vier Perioden. 1) Fabelhafte Zeit, Kindheit der Astronomie, älteste Geschichte, Heroen, Patriarchen, Chaldäer, Phönicier. 2) Alte Geschichte bis auf Carl den Großen. 3) Mittlere, von C. d. G. bis zur Reformation 800 — 1517. (Die Reformation hat doch mit dem astronomischen Himmel nichts zu thun, und nun vollends das Jahr der Disputation über den Ablaß? In der Geschichte der Astronomie macht doch wohl Copernicus Epoche, und nicht der sonst freylich größere Luther. 4) Von der Reformation bis auf unsere Zeiten. Der fabelhaften ältesten Geschichte räumt Hr. F. nur einen Bogen ein, und das mit Recht, es ist doch gut, zu wissen, was gewesen seyn soll. In der alten Geschichte heißt es S. 20 von den Griechen: Sie richteten sich in der Bestimmung ihrer Theile des Tages blos nach der Länge des Schattens irgend einer Säule, und so war es bey ihnen Mittag, wenn die Länge dieses Schattens zehn oder zwölf Fuß betrug; die Aufsicht dieses Schattens war gewissen Sclaven, welche von der bestimmten Länge desselben zu verschiedenen Zeiten des Tages Nachricht ertheilen mußten, anvertraut. (Allerdings wäre dieses Verfahren ziemlich astronomisch, da aber Hr. F. keine Gewährsmänner anführt, so giebt seine Erzählung keine Versicherung, daß es historisch richtig ist. In einer Stelle des **Aristophanes** giebt der Schatten, zehn Fuß lang, die Zeit des Abendessens an; sie steht in **Martini** Abhandl. von den Sonnenuhren der Alten, Leipz. 1777. S. 9. Auch daselbst mehr verwandte Nachrichten beym **Lucian** bestimmte Schatten von sechs Fuß die Zeit des Waschens. Was aber das Ding ist, das diesen Schatten warf, ist nicht gesagt. **Kästner** in s. Recension erwähnten Buches, Neue philolog. Bibl. 4. B. 1. St. S. 37. zeigt, es könne ein Stab von einem Fuß lang gewesen seyn, welches mit der Polhöhe von Athen und der Abendzeit zusammenstimmt. Sclaven werden beym **Martini** nicht erwähnt; von den Römern ist bekannt, daß sie Sclaven sandten, nach der Uhr zu sehen.) Von den Alphonsischen Tafeln wird S. 118 eine seltne Ausgabe erwähnt, die sich auf der Universitätsbibliothek zu Wittenberg befindet, von **Erhard Ratdold**, aus Braga oder Brague in Portugall in der Provinz Entro Minho Duero, vom Jahr 1483, den 4. Jul. im Jahr der Welt 7681, welche aus 24 Tafeln oder 96 Blättern besteht. (Von dieser Ausgabe wäre wohl eine genauere Nachricht etwa eines Wittenbergischen Gelehrten

zu wünschen. Ein Druck von 1485 zu Venedig in 4. wird vom Hrn. F. erwähnt. Nun wäre es nicht widersprechend, daß Tafeln, die in Ansehn standen, in einem Jahre zu Venedig und in Portugal erschienen wären, Erhard Ratdold aber war sicher nicht aus Braga, sondern aus Augsburg, und hat 1482 zu Venedig Euclidis Elementa gedruckt, und am Ende vom: Astrolabium planum in tabulis, gesetzt: Erhardi Ratdold Augustensis viri solertis eximia industria et mira imprimendi arte, qua nuper Venetiis nunc Auguste vindelicorum excellit nominatissimus. Vigesimo sextimo calendis Novembris Mccccclxxxvii. Wäre er zwischen 1482 und 1487 in Portugal gewesen, so hätte er das doch wohl angezeigt. Der Rec. bringt diese beyden Bücher nur sogleich aus seinem Vorrathe bey; die Geschichte der Buchdruckerkunst giebt ohne Zweifel vom R. mehr Nachricht. Was das Jahr der Welt 7681 bedeutet, verdiente auch wohl Erläuterung. Tabule astronomice Alfonsi Regis 1492 zu Venedig arte mirifica Johannis Hamman de Landoia dictus Hertzog gedruckt, geben an: Anno a Prima Rer. etherear. circuitione 8476; und Epytoma Joannis de monte regio In almagestum ptolomei, von eben dem Buchdrucker, Venedig 1496; A. a. pr. r. e. c. 8480. Diese beyden Jahrzahlen stimmen unter sich überein, aber nicht mit der, welche Hr. F. als Jahr der Welt angiebt. Tabulae Alphonsinae sind noch zu Madrid 1649 herausgekommen, welche Ausgabe Hr. F. nicht erwähnt.) **Johann Müller** S. 147 habe sich **Johann Germanus de Regiomonte** genannt. (Germanus ist dem Rec. bey diesem Namen, der so oft genannt wird, nie vorgekommen.) **Johann Werner** habe gefunden S. 165, daß die höchste Declination der Sonne 23 Gr. 28 Min. und die des Widders 26 Gr. vom Aequinoctialpunkte entfernt sey. (Das erste steht in **Werners** Buche de motu octavae Sphaerae Prop. XXV. in einer Sammlung der Aufschrift ist: In hoc opere haec continentur: Libellus Ioannis Verneri Nurenbergens. super viginti duobus elementis conicis — Nürnb. 1522. 4. auf der ersten Seite des Blattes eii, eigentlich giebt W. noch 30 S. dazu an, und das vollendete Jahr 1514; denn er redet da von der veränderten Schiefe der Ekliptik. Was die des **Widders** heißen soll, hat der Rec. nicht aufgesucht. Gewiß nicht **Declination**. Vermuthlich Abstand des Anfanges des Sternbildes.

In dem Bisherigen hat Hr. F. nur europäische Astronomen genannt. Als ein Anhang die Geschichte der Astronomie

bey

bey Arabern, Juden, Persern, Tartern. Daß die Araber im 9ten Jahrhundert des Pendels Isochronismus bemerkt, und es zu Uhren angewandt, erzählt Hr. F. nach *Bailly* T. I. p. 247. Hist. de l'Astr. mod. Giebt auch die neuern Berichte von der Astronomie der Inder, ingleichen der Sineser.

Die dritte Periode fängt sich S. 228 an. Zur Zeit, da **Martin Luther** zu Wittenberg sich den Mißbräuchen der römischen Kirche widersetzte, — arbeiteten auch einige große Männer auf der Universität zu Wittenberg mit allem Eifer an Verbesserung der Astronomie. Namen nennt Hr. F. nicht. Nicht lange nach der 1502 geschehenen Stiftung der Universität war die Mathematik in großem Flor; denn 1513 ward ausdrücklich verordnet, es sollte über die Mathematik gelesen werden, und jeder Candidat, der Magister würde, Mathematik gehört haben. Nachher wurden, wie man glaubt, auf Anrathen **Philipp Melanchthons**, der 1518 nach Wittenberg kam, zween Professores der Mathematik gesetzt. (Seltsamer kann man doch wohl **Luthers** Reformation als Epoche in der Geschichte der Astronomie nicht darstellen. Hr. F. mag in Wittenberg studirt haben, und diese Universität mit Recht lieben. Hier führt er nun gerade das nicht an, was noch fast allein zu seinem Zwecke diente: die beyden Professoren lehrten, einer mathemata superiora, der andre inferiora; das letzte war Arithmetik und Geometrie; denn von **höherer Mathematik** im jetzigen Verstande wußte man damals noch nichts, das erste **Astronomie**. Also hatte Wittenberg ein eigenes Lehramt für Astronomie, ohne Zweifel auf Veranstaltung Melanchthons. Wie aber damals die Gelehrsamkeit nur in Büchern gesucht ward, Betrachtung der Natur weniger getrieben, so mögen auch die Wittenberger mehr in Ausbreitung und Anwendung überlieferter Kenntnisse geleistet haben, als in Erweiterung der Wissenschaft. Man sehe hierüber Tychonis Brahe Astronomiae instauratae Progymnasmata, Pars I. 1603. p. 618 u. f. bey Gelegenheit dessen, was zu Wittenberg über einen Cometen ist gesagt worden. Tycho erkennt p. 652, **Erasmus Reinholden** für einen vortreflichen Astronomen, im Demonstriren und Rechnen, im Observiren habe er nichts geleistet. Gegentheils nimmt er S. 630 die Leipziger Polhöhe nach dem dasigen Professor **Hommel** an, dessen praktische Geschicklichkeit er rühmt.) **Johann Fernelo**, ein französischer Arzt und Astronom — wagte es sogar, die wahre Zahl

der Grade des irdischen Meridians anzugeben, wie auch die wahre Peripherie der Erde, woran ihn aber ein frühzeitiger Tod hinderte; S. 230. (Der Mann hieß Fernel, und lateinisch *Fernelius*. Die wahre Zahl der Grade anzugeben, wagte er gewiß nicht, denn die ist immer 360 gewesen, sondern die Größe eines Grades; die hat er doch, nach seiner Art zu messen, so angegeben, daß de la Lande Astronomie, II. Ausg. XV. Buch, §. 2632, sie auf 56746 Toisen setzt. Daraus läßt sich doch, wenn man es annimmt, die wahre Peripherie der Erde herleiten, so kann ihn daran der Tod nicht verhindert haben.) **Copernicus**; sein System; Hr. F. wundert sich, daß es nach einem neuern Philosophen genannt wird, da die Alten es so deutlich gelehrt haben; **Pythagoras**, **Philolaus**, **Nicetas von Syrakus**, **Plato**, **Aristarch** und viele andere von den Alten haben an tausend Stellen von dieser Meinung geredet. (Die tausend Stellen, chronologisch geordnet, gäben doch eine unterhaltende und lehrreiche Sammlung. Wahrscheinlich ist diese Stelle Hrn. F. aus einem Franzosen, die gern numerum magnum certum pro incerto setzen. Ein Deutscher, und zumal der die Geschichte der Astronomie abtheilet, wie Hr. F., könnte sich doch erinnern, daß wir ohne Bedenken die Reformation von Luthern an rechnen; obgleich vor ihm testes veritatis waren.) **Erasmus Reinhold** gab 1551 eine neue Ausgabe der prutenischen Tafeln heraus S. 243. (nicht eine neue Ausgabe, sondern Tafeln, die er ausgearbeitet hatte.) Beym *Rhaeticus* allegirt 246 S. Die Vorrede zu **Palatins** Werken von den Triangeln, so sein Schüler **Valent. Otho** herausgegeben. (Opus *Palatinum* de triangulis, hat dieses Beywort dem Churfürsten von der Pfalz **Friedrich** IV. und Pfalzgrafen **Casimir** zu Ehren. M. s. von diesem sehr seltnen Werke **Kästners** geometrische Abhandlungen, 1. Samml. S. 553.) **Joh. Carion** gab Ephemeriden der Astronomie von 1536—1550 heraus, S. 247. (Er hieß *Caria*. Die Ephemeriden waren, **astronomische**, nicht der Astronomie; das wäre ja eine Art von literarischem Journale). **Gerh. Merkator** ist vom **G. Fesius** in der Kunst in Erz einzugraben unterrichtet worden; (es heißt hier **Kupfer**.) Um das Ende des 16ten Jahrhunderts war ein beständiger Streit um den Vorzug der Aequinoctien, S. 315. (Heißt, wie viel die Tage, da Tag und Nacht gleich sind, im Jahre zurückgegangen waren.) **Egnatius Dantes** verfertigte zu Bologna einen

Perpen-

Perpendikel gleich einem grossen Sonnenweiser. An dessen oberster Spitze befestigte er ein mit einem Loche durchbohrtes Blech — (ebendas. Was für eine Darstellung von diesem Gnomon, der das gar nicht seyn sollte, was man deutsch Sonnenweiser nennt, keine Stunden angebe. Das Blech war nicht an einem Perpendikel, sondern an einer Wand. Manfredi de Gnomone Meridiano Bononiensi, Bonon. 1736. p. 2.) Constantins Samml. der Reisen, die bey der Einrichtung und dem Fortgange der in Holland errichteten ostindischen Handlungsgesellschaft unternommen sind, S. 332. (Der Sammler heißt *Constantin de Renneville*, ist bekannter durch seine Histoire de la Bastille.) Die frühzeitige Erscheinung der Sonne für die Holländer, die in Nova Zembla überwinterten, erklärt S. 333 Cassini so: sie hätten eine Art von Dunstkreis um die Sonne, Parhelie, gesehen. (Heißt denn Parhelie Dunstkreis, und nicht Nebensonne?) Von Keplers Harmonie, Linz 1619. sey das erste Buch geometrischen Inhalts, das zweyte architectonischen, das dritte astrologischen, das vierte metaphysischen, das fünfte astronomischmetaphysischen. (Der Bücher der Harmonices mundi Ueberschriften sind: 1) de figurar. harmonicar. demonstratione; 2) d. f. h. congruentia; 3) de proportionibus harmonicis; 4) de configurationibus harmonicis radior. Sideral. in terra, earumque effectu in ciendis meteoris aliisque naturalibus; 5) de harmonia perfectissima motuum coelestium, ortuque ex iisdem eccentricitatum, semidiametrorumque, et temporum periodicorum. Was ist denn da architectonisch? Denn Weltbau bedeutet dieses Beywort für sich doch nicht. das 3. B. ist musikalisch nicht astrologisch; vom vierten könnte man allenfalls astrologisch sagen, und das ist Hrn. F. metaphysisch.) Jo. Bayer (S. 352.), ein Augsburger Astronom, gab daselbst 1603 in Folio seine Uranometrie heraus, in welcher er, nach Schickard in astroscop. Hevels in firmamento sobiesciano, und Flamstädt Histor. coelest. die Sternbilder zwar ziemlich genau aufgezeichnet hat, allein, gerade das Gegentheil seiner Vorgänger beobachtete, dessen man sich bisher bey dieser Arbeit bedient hatte; nämlich diejenigen Sterne, welche bisher recht erschienen, kamen bey ihm auf der verkehrten Seite zum Vorschein, gleich als wenn der Himmel von der Aussenseite convex wäre. (Bayer nach Hevel, Herel ist ein Druckfehler, und Flamsteed? Hevel im Firm. sobiesc. Danz. 1687. zeichnet die Sternbilder so, wie

sie jemanden aussehen, der eine Himmelskugel betrachtet; der Fuhrmann z. E. hat die Ziege auf der linken Achsel, aber beym Bayer auf der rechten. Im Wittenbergischen Wochenblatte, 1770. 28. St. ist über diese Stellung von Bayers Bildern etwas gesagt, das immer noch einige Erläuterung und Berichtigung erfodert, aber unverständlicher und unrichtiger als Hr. F. kann man sich darunter nicht ausdrücken: ist denn der Himmel nicht wirklich auf der Aussenseite convex?) Die ziemlich umständliche Nachricht vom Marius und seinen Wahrnehmungen der Jupitersbegleiter schließt sich S. 351. Im Jahr 1599 gab Marius auch neue Directionstafeln für ganz Europa heraus. (Sollte man nicht denken, das wäre eine ganz Europa nützliche Anwendung jener Entdeckung? und doch sind Tabulae Directionum astrologische, die jetzo nicht mehr verdienen erwähnt zu werden.) Andreas Metius, Prof. der Mathem. zu Franecker, S. 398. (er heißt Adrian nicht Andreas.) Jeremias Horoccius, englisch Horrockes, S. 401. (wird wohl englisch nicht so heißen, weil man ihn auf Latein Horoccius nennt. Ier. Horoccii Opera, Lond. 1678.) Seine Schriften haben wir der Sorgfalt Johann Worthingtons, eines Jesuiten aus Cambridge, zu danken, wie Weidler H. A. p. 471 berichtet. (Ein Jesuit aus Cambridge wäre doch immer merkwürdig, aber W. sagt: debentur curae *Io. Worthingtoni*, S. T. D. et collegii Iesu, Cantabrigiae praefecti, qui Manchestriae olim oriundus — so war der angebliche Jesuit auch nicht aus Cambridge.) Ismael Bullialdus handelt in Astr. Philol. im 1. B., besonders im 14. u. f. C. seine eigne Hypothese ab, daß nämlich ein jeder Planet in einer eigenen elliptischen Bahn sich bewege, und zwar dergestalt, daß, wenn man sie schief durchschneidet — ob dieses auch geschehen könnte, wenn ein gerader Durchschnitt gemacht würde, hat er nicht gezeigt — Die Axe des Kegels geht durch den einen Mittelpunkt der Ellipse, im andern Mittelpunkt der Ellipse befindet sich die Sonne, S. 413. (Was heißt hier, die elliptische Bahn schief durchschneiden? Der Kegel schief durchschnitten giebt die Ellipse, und die hat nicht zween Mittelpunkte, sondern zween Brennpunkte. Seth Wordus, wie S. 429 zweymal steht, (heißt Wardus.) Joh. Wilkins schrieb eine weitläuftige Vertheidigungsschrift für das Cop. System, darin er behauptete, der Mond sey die Erde, die Erde hingegen einer aus den übrigen Planeten, S. 443. (Der Mond

die Erde? Eine Erde war W. Meinung. Seine Arbeit war nicht eine Schrift, sondern zwo: a discovery of a new world 1638; discourse concerning a new planet 1640. In Doppelmayers Uebersetzung: Wilkins Vertheid. Copernicus, Lpz. 1712. sind beyde in eins gebracht.) Hrn. K. ist nur von W. wenig bekannt. (Im Universal Magazine for April 1778. p. 169. finden sich Memoirs of *John Wilkins* mit dessen Bildnisse. Er hatte Oliver Cromwells Schwester zur Ehe. Durch gelehrte Versammlungen, die er veranstaltete, legte er mit den Grund zur Königl. Gesellschaft. *Rob. Hooke* erwähnt ihn mit vielem Ruhme am Ende der Vorrede seiner Micrographia.) Picard S. 476 unternahm 1669 und 70 die Ausmessung des irdischen Meridians nach Graden — und schätzte die Größe eines Grades im Meridian auf 57,060mal anderthalb Schuh, Sexpedarum. (Des Snellius Erdmessung hat der Rec. wenigstens nicht erwähnt bemerkt, den irdischen Meridian nach Graden auszumessen, ist ein sehr sonderbarer Ausdruck; P. maß ja nur einen Grad, und schloß dessen Größe 57064 Toisen 3 Fuß. Abregé de la mesure de la terre bey *Picard* du nivellement. Wie unglücklich übersetzt Hr, F. Sexpedarum!) *Richer* S. 477 fand zu Cayenne, daß das Herologium, das er von Paris mitgenommen, die wahre mittlere Zeit ... 2 M. 28 S. langsamer anzeigte; um die richtige Zeit zu finden, war es nöthig, den Pendel derselben um eine Linie eines Pariser Zolles mehr zu krümmen. (Wahre mittlere Zeit ist in der astronomischen Sprache ein Widerspruch, es müßte etwa eigentliche heißen; und den Pendel zu krümmen, und das um eine Linie; was für ein Handgriff? Das einfache Pendel fand sich zu Cayenne 1¼ Linie kürzer als zu Paris; *de la Lande* Astr. II. Ausg. 2657.) Hallen starb als Professor der Geometrie zu Savilliano, S. 497. (als Professor Savilianus zu Oxford.) Weigel erwarb sich D. Titeln zum Patron, so damals Inspector der Pleißenburg war, S. 500. (Der Oberste Titel war Commendant der Pleißenburg.) Weigel hat auf seinen Himmelskugeln die Namen der Gestirne nach den alten Astronomen beybehalten, und neuere Gestirne mit den Namen berühmter Fürsten und Regenten bezeichnet. (Er wollte die alten heidnischen Sternbilder abschaffen, und statt ihrer Wapen der Regentensitze nicht Namen. Descriptio globor. heraldicor. Bey Weigel Sphaerica, Ien. 1678.) Zu Oxford florirte Eduard Bernard, Prof. der Astronomie zu Savigliano,

 S. 521.

S. 521. (v. supra beym Hallen). Newton sagt, die krummlinichte Bewegung, nach welcher die Gestirne ihren Lauf machen, wird durch die Bewegung nach der Horizontal- und Perpendicularlinie hervorgebracht. Die Ungleichheit des Laufs der Planeten kommt aus dem Gesetze des umgekehrten Verhältnisses des Quadrats der Distanz zum Mittelpunkte des Umlaufs her. (Solchen Vortrag von N. Lehre kann man als Räthsel aufgeben.) Dieser Theil endigt sich mit Coronellis Weltkugeln. Die Namen sind häufig verstellt, z. E. Epiguns, Metan, Halowogo, Petovius, Moria, Passevin, Schanee, Mantius, Maurelius, Galileus, Cordani, Rathmann, Grude, (Vlaqs Vaterstadt) Bortsch (Keplers Schwiegersohn) Medsee (an den Scheiner seine Beobachtungen schickt,) und mit diesen Verstellungen kömmt ein Name immer wiederhole vor; es sind offenbar falsche Lesarten des Setzers, und Hr. F. hat vermuthlich den Druck nicht selbst corrigirt; er hätte also sehr deutlich schreiben sollen. Daß diese Recension nur Unrichtigkeiten verbessert, wird zu verzeihen seyn, weil sich Unbekanntes aus dem Buche nicht auszeichnen ließ, aber selbst diese berichtigten Stellen werden zeigen, daß Hr. F. in der That vielerley zusammengetragen hat. Aus eigentlichen Quellen scheint er nicht viel geschöpft zu haben. Er hat Sammlungen gebraucht, und wie an mehr Stellen gezeigt ist, nicht allemal recht verstanden. Seine Compilation kann also immer unter Anfängern, für die er sie gemacht hat, viel falsche Kenntnisse verbreiten. Die Wissenschaft selbst, deren Geschichte er beschreiben wollte, hätte er erst richtiger und vollständiger kennen sollen, und dann wissen, daß in ihre Geschichte gehört, wie sie entstanden und gewachsen ist, nicht jeder unbedeutende Name, nicht jedes Compendium oder altes Buch, aus dem der Anfänger nichts lernt, ob es gleich den Kenner als Litterator unterhält. Da er alles, was er in den Büchern, die er besaß, fand, zusammenschrieb, hätte er wenigstens richtig zusammenschreiben sollen. Man sieht aber aus den angeführten Proben, daß er oft selbst nicht verstanden hat, was er abschrieb, oft falsch abgeschrieben hat. Mit strengerer Prüfung und richtigerer Einsicht liefert er vielleicht künftig was Besseres.

Hz.

11. Zoologische Beyträge zur dreyzehnten Ausgabe des Linneischen Natursystems, von Joh. August Donndorff. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. Erster Band; die Säugthiere. 1792. 8. 12 Bogen über 2 Alph. 2 Rf. 12 gr.

Der Verf. hat ein sehr verdienstliches Werk unternommen, wofür ihm sowohl der Litterator, als der Naturforscher vielen Dank wissen wird, und es ist sehr zu wünschen, daß er sich entschließen möchte, mit gleichem unermüdeten Fleiße und mannichfaltiger Belesenheit sein Werk nicht blos über die drey zunächst folgende Ordnungen, sondern über das ganze Thierreich fortzusetzen; denn ob wir gleich Götze's entomologische Beyträge nach ihrem wahren Werthe sehr zu schätzen wissen, wie viel würde der Verf. nicht bey genauerer Prüfung darin zu berichtigen, besser zu ordnen, und vornämlich nach einem Zeitraum von beynahe zehn Jahren an neuen Entdeckungen zuzusetzen finden!

Der Verf. hat darin der Ordnung der neuesten Gmelinischen Ausgabe des Linneischen Natursystems gefolgt, und unter jeder Gattung und Art die ihm bekannt gewordenen Abbildungen und deutsche und andere Synonymen aus Systemen, Lehr- und Handbüchern (hier scheint uns der Verf. etwas zu weit gegangen zu seyn; wir würden wenigstens nicht jedes Handbuch bey jeder Art, die darin genannt ist, sondern etwa die vorzüglichsten ausgenommen, die übrigen nur dann erwähnt haben, wenn sie zur Naturgeschichte des Thieres neue Beyträge liefern, oder höchstens, wenn sie es unter einem ungewöhnlichen neuscheinenden Namen aufführen), Reisebeschreibungen, Zergliederern, landwirthschaftlichen, Jagdschriften, Monographien und andern älteren und neuern Werken beygebracht, so daß man es als ein sehr brauchbares Repertorium der ganzen Wissenschaft um so mehr ansehen kann, da er bey jeder Gattung und bey mehrern Arten die Hauptcharaktere und die Merkwürdigkeiten ihrer Naturgeschichte unter dem Texte beygebracht, und durch ein angehängtes Verzeichniß der ausländischen Namen und genaues alphabetisches Verzeichniß den Gebrauch des Werks ungemein erleichtert hat.

Was etwa dem Verf. von wichtigern Werken, wie z. B. in der Geschichte der Affen, die Nachrichten, die die Supple-

ment-

menbände zu Büffons Naturgeschichte liefern, in der Geschichte der Robben die Belehrungen von O. Fabricius entgangen ist, dürfen wir hoffen, in einem Supplementbande zu erhalten. Auch sind schon jetzt hinter jeder Gattung diejenigen Arten, welche in der neuesten Ausgabe des Systems entweder vergessen zu seyn scheinen, oder noch zu unbestimmt bekannt sind, um eine feste Stelle darin zu erhalten, nachgetragen; von der Art fügt der Verf. von Affen noch neunzehn, von Maki's noch eine (offenbar eine bloße Spielart), von Fledermäusen noch vier, vom Gürtelthier noch eine (an deren Daseyn als eigene Art wir sehr zweifeln), vom Wallros noch zwo, von Robben noch drey, von Hunden noch acht, von Katzen noch zehn, vom Frett noch sieben, vom Wiesel noch funfzehn, vom Maulwurf noch zwo, (wovon aber die eine, der große kapsche Maulwurf, zu den Mäusen gehört, und im System beschrieben ist), von der Spitzmaus sechs, vom Igel eine, von der Cavia drey, von Mäusen eilf, vom Eichhorn eine, von der Schlafratze und dem Hasen zwo, vom Hirsch und Ochsen vier, von Antilopen drey, und vom Pferde eine Art bey.

Abf.

Paul Friedr. Achat. Nitsch, Pfarrers zu Ober- und Niederwundsch, Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer. Erster Band, welcher Vorlesungen über die Oden des Horaz enthält. Leipzig, bey Junius, 1792. 585 S. gr. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Herr Nitsch beginnt hier ein weitaussehendes Unternehmen, die lateinischen Klassiker zu commentiren, mit einem Commentar über Horazens Oden. Der Commentar ist dem lateinischen Texte untergesetzt, von welchem sich auf jeder Seite nur eine, höchstens zwey Strophen zeigen. Dieser erste Band enthält die drey ersten Bücher der Oden auf 585 Seiten; vorgesetzt ist die Lebensbeschreibung des Horaz und eine Nachricht von den Schicksalen, Ausgaben und Commentatoren seiner Gedichte auf 54 Seiten. Im Allgemeinen findet Rec. bey der ganzen Anlage zweyerley zu bedenken; Einmal, ob das ganze Unternehmen den Schulstudien nicht nachtheilig seyn dürfte, einen deutschen Commentar über Dichter zu liefern,

liefern, zu denen Jünglinge gewöhnlich nur erst nach der gehörigen Vorbereitung durch Lectüre der lateinischen Prosaiker geführt werden; also Jünglinge, die schon im Stande sind, einen in gutem, reinen und natürlichen Latein verfaßten Commentar zu verstehen, und ohne Anstoß wegzulesen. Sollte nicht dadurch der Jüngling von der lateinischen Lectüre und der Privatübung in derselben immer mehr abgeführt werden? wozu er bis jetzt doch noch einigermaßen durch die lateinischen Commentare angehalten ward. Erfahrung hat den Rec. belehrt, daß wir solche Veranlassungen, den Jüngling der lateinischen Lectüre immer mehr zu entwöhnen, um desto mehr vermeiden müssen, je geringer jetzt die Anzahl der Jünglinge ist, welche noch ausser der nothdürftigsten Präparation auf die lateinischen Lectionen, ein lateinisch geschriebenes Buch zur Hand nehmen. Zweytens scheint uns die ganze Einrichtung des Commentars zu weitläuftig und ermüdend. Zu weitschweifig und declamatorisch sind die Inhaltsanzeigen sowohl als die Anmerkungen für den Zweck einer kurzen und bestimmten Belehrung und Anregung der Aufmerksamkeit auf die Schönheiten dieses römischen Lyrikers; zu ermüdend ist, wenigstens nach des Rec. Gefühl, die gewählte Manier, im fortlaufenden Commentar jedem übersetzten Gedanken, oder oft nur einzelnen übersetzten Worten, die Interpretation durchweg in Parenthese beyzugesellen, und dadurch beydes, Uebersetzung und Commentar, zu zerstückeln. Man kömmt beynahe in die Versuchung, beym Anblick einer solchen Methode, an das Langische Bibelwerk (seligen und nun in mancher Gegend, leider! vielleicht bald wieder zu erweckenden Andenkens!) so wie bey der etwas zu großen Redseligkeit des Verf., des Briegleb'schen in zween Bänden verfaßten Commentars über die ersten zehn Horazischen Oden sich wieder einmal zu erinnern. Jedoch wir verbitten es, jene Vergleichung über den Vergleichungspunkt auszudehnen. Denn in der That hat Hr. Nitsch auch viel Brauchbares und Gutes aus der großen Anzahl Horazischer Auslegungen ausgewählt, auch wohl hin und wieder mit eigenen Gedanken und Zusätzen vermehrt; nur die ganze Methode, alles dem Jüngling vorzupredigen, was nur über eine Stelle gedacht und gesagt werden kann, ertödtet alles eigene Denken und Forschen. Ueber einzelne Stellen, wo wir seiner Auswahl und Auslegung nicht beytreten können, zu streiten, ist hier der Ort nicht; aber das können wir nicht unbemerkt lassen, daß mehreren Worten und Stellen ein zu

viel-

vielbedeutender und zu weitumfassender Sinn untergelegt ist, den Horaz sicherlich nicht intendirte. Z. B. 1, 1. catuli junge Hunde, die man selbst erzogen hat. 1, 4. wird bey mors pede pulsat unter andern erinnert; es führt die Idee bey sich: man verschließt vor dem Tode die Thüre, er findet sich ungebeten ein. Ebendaselbst soll der so schöne Gemeinsatz: vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam, der gewiß nur eine allgemeine Absicht hat, die von allen Patrioten gehofften Staatsabänderungen, besonders die Hoffnung auf wiederherzustellende Freyheit bezielen. 1, 29. sind auch cyathi keine großen Becher, aus denen man schöpfte. Diese heißen crateres. Jedoch um unsern Lesern eine anschauliche Idee von der Erklärungsweise des Verf. zu machen, und sie also selbst urtheilen zu lassen, wollen wir eine Stelle des Commentars hersetzen. Es sey eine Stelle aus l. 2 oder 4. „Entbrannte doch Atrides (Agamemnon) mitten im Triumphe (da er sich seines Sieges hätte freuen sollen) für ein geraubtes Mädchen, (die Cassandra, die Ajax, der Sohn des Oileus, aus dem Tempel der Minerva gerissen hatte, rapuerat. Das Folgende mahlt den Triumph des Atriden;) nachdem der Thessalische Sieger (Achilles) die Schaaren der Barbaren (der Phrygier und anderer Asiaten, die den Trojanern zur Hülfe herbeyeilten,) geschlagen hatte, und den Seinen entrissen, (ademtus, mahlerisch. Hektor ward im eigentlichen Verstande den Seinen entrissen, die mit seinem Tode so viel verlohren,) Hektor das nun leichter zu zerstörende Pergama (leviora tolli, griech. für leviora ad tollendum, evertendum. Pergama ward das Schloß von Troja, und hiermit Troja genannt,) den ermüdeten Griechen übergab. (Durch Hektors Tod verlohr Troja seinen ersten Beschützer, und ward nun noch einmal so leicht zu erobern. In Prosa hätte Horaz sagen müssen: und nachdem durch Hektors Tod die Besiegung von Troja leicht war. So setzt der Dichter mit ausnehmenden Erfolg den Getödteten in Handlung, als ob er nun den Griechen die Eroberung Trojens übergeben habe. Bayle tadelt unsern Dichter, daß er so große Beyspiele auf diesen gegenwärtigen Fall anwende. Er thut es aber ohne Grund. Horaz selbst erwartete diesen Einwurf vom Xanthias, und beantwortet ihn. Ja, er legte es ausdrücklich darauf an, daß Xanthias ihm diesen Einwurf machen mußte. Denn dies, was er nun sagt, zu sagen, scheint eine der ersten Absichten des Dichters zu seyn): Weißt du

denn,

denn, ob nicht der blonden (flavae) Phyllis edlere (beati; bey den Dichtern ist beatus oft i. q. dives, nobilis) Aeltern dir als Eidam zur höchsten Zierde gereichen würden? (te generum decorent. Der Dichter mahlt in dem decorent zugleich die Folge aus, die das für den Phoceus haben wird, anstatt zu sagen: Weißt du doch nicht, ob nicht Phyllis sehr vornehme Aeltern habe?) Ihre Thränen wenigstens fließen (moeret. Sie giebt durch ihr bekümmertes Aussehen zu verstehen) um ein königliches Geschlecht und über erzürnte Hausgötter (die sie dergestalt verlassen und zu dem niedrigsten Stande haben herabsinken lassen). Glaube mir, du hättest sie nicht geliebt, wär sie vom unseligen Pöbel (de plebe scelesta) und von einer Mutter, der sie sich schämen müßte (matre pudenda), konnte sie nimmer so treu, nimmer so uneigennützig (sic aversa lucro) gebohren werden" u. s. w. Das heißt doch wohl, wie Vater Ernesti sagte, enecare et dilacerare poetam. Uebrigens das zuweilen Matte, auch hin und wieder Unrichtige in der Uebersetzung abgerechnet — was sollen denn die lateinischen Einschiebsel aus dem überstehenden Texte? Wer nicht so viel Latein weiß, daß er die Worte der Uebersetzung gehörig und sicher auf die Texteswörte zu beziehen weiß, sollte den Horaz noch gar nicht anrühren, und für ihn sollte also auch nicht übersetzt und commentirt werden.

Q.

Das Buch der Erfahrung, für deutsche Jünglinge, herausgegeben von D. Th. Fr. Ehrmann in Stuttgart. Nürnberg, in der Felßeckerschen Buchhandlung, 1792. 328 S. 8. 20 K.

Wer ein Buch für die Jugend schreiben will, der muß sich eine Materie wählen, wodurch der Verstand und das Herz genähret, gebildet und gebessert wird; muß es sich aber auch zum Gesetz machen, sich bey der Bearbeitung seines Gegenstandes der Deutlichkeit, Ordnung, einer wohlklingenden Schreibart und einer größtentheils angenommenen Rechtschreibung zu befleißigen, und so viel Anziehendes dem Werke einzuweben, daß es mit Vergnügen gelesen wird. Wer das nicht kann, thut besser, er widmet seine Muse einem Geschäfte,

dem

dem er eher gewachsen ist, oder das nicht so viel Aufmerksamkeit erfordert. Wer für ein Alter schreibt, bey dem man schon einen im Denken geübten Verstand und gebildeten Geschmack voraussetzen kann, dem hält man Nachläßigkeiten, die nicht allzu beträchtlich sind, zu gut, und nimmt mit der Form vorlieb, wenn das Werk reichhaltig an guter Materie ist. Aber in Schriften für die Jugend, die so oft Unregelmäßigkeiten und einen verdorbenen Geschmack nachzuahmen pflegt, muß alles vermieden werden, was den noch unsichern Ideengang des Jünglings auf Abwege leiten, was der Anmuth des Vortrags schaden und die Wortkörper verstellen kann. Das Werk, das man der Jugend in die Hände giebt, muß mit einem Worte Muster in allen seinen Theilen seyn. Dergleichen Schriften haben wir auch so viel, als zur Befriedigung des moralischen Bedürfnisses derselben nöthig sind, und nur der kann uns willkommen seyn, der einen neuen und vorzüglich bessern Beytrag liefert. Das können wir aber von dem vor uns liegenden Buche der Erfahrung eben nicht sagen. Zwar sind sowohl des Verf. eigene Gedanken, als auch die Meinungen anderer über verschiedene Gegenstände aus dem menschlichen Leben größtentheils belehrend, und einige Beyspiele gewähren eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung, auch kann sonderlich der Anhang von Lebensregeln, Erfahrungen und Sittensprüchen aus den Lehren der Weisen, welche S. 207 anfangen und bis an das Ende gehen, sehr nützlich werden, wenn ihn ein weiser Lehrer mit seinen Zöglingen lieset, hier und da einen Gedanken berichtiget, und ihn dazu anwendet, den Verstand zu üben und das Gefühl moralischer Schönheit und Güte zu verstärken. Allein, wir möchten es doch wegen der merklichen Fehler und Schwächen, die man in der Ordnung, dem guten Vortrage, der Reinheit der Sprache und der festen Rechtschreibung sehr oft wahrnimmt, der Jugend nicht unbedingt empfehlen. Man verlangt keine streng systematische Ordnung, die auch nach S. 148 nicht in des Verf. Plan lieget; aber sich an gar keine Regel zu binden, und die Gedanken so hinzustreuen, wie sie sich aus der Seele drängen, kann man in keiner Schrift billigen, bestände sie auch nur aus Bruchstücken. Statt daß der Verf. mit den Gedanken des Kanzler Oxenstirnas über den bösen Lauf der Welt, mit seinen eigenen daraus hergeleiteten Urtheilen über die Bestimmung des Menschen für die Ewigkeit, über die rechte Art, wohlthätig zu seyn, über die Bewegungsgründe, aus welchen man handeln müsse,

müsse, u. s. w., das Buch anfängt, hätte er erst den Leser mit dem Plane und der Absicht desselben bekannt machen, oder wenn ihm das zu steif und systematisch schiene, wenigstens erst sagen sollen, was er unter dem Worte Erfahrung verstanden haben wolle, das uns auf den Inhalt des Werks gar oft nicht zu passen scheinet. Er hätte auch Regeln vorausschicken sollen, wie man sich auf die beste Art Erfahrungen sammlen und sie zur Veredelung seines Geistes, Herzens und seines ganzen sittlichen Verhaltens anwenden müsse; dann hätte sich der Leser leicht darein finden können, wie er jeden Wink, den er zu sichern Schritten auf dem Wege seines Lebens erhält, benutzen solle. — Eine von den üblen Folgen, wenn man sich an gar keine Ordnung bindet, ist auch die, daß man sich oft wiederholet. So gieng es dem Verf. S. 6 sagt er: „Jüngling, der du mich liesest, für den ich diese Blätter bestimmt habe, schenke meinen Aeusserungen ungetheiltes Nachdenken, folge dem Gange meiner Ideen mit Vertrauen, ich spreche mit redlichem Herzen zu dir, und wünsche nichts so sehr, als ein Scherflein deiner Zufriedenheit in den letzten Stunden deines Lebens, eine Stunde, in der aller Tand schwindet. — S. 31 Zweifelt nicht, Jünglinge, daß ich auch in diesem Büchlein meine und die Erfahrungen Anderer zur Beherzigung vorlege, selbst auf das eben Gesagte Rücksicht genommen habe. Und auch ihr, Mädchen, denen diese Blätter in die Hände fallen — ich hoffe, der Inhalt trage auch etwas Belehrendes für euch in sich, und nicht mein Geschlecht allein werde sich mit der Lectüre dieses Bändchens beschäftigen — auch ihr, Mädchen, traget kein Bedenken, die Versicherung von mir anzunehmen, daß ich mich bey dem Niederschreiben dieser Fragmente nicht von Vorurtheilen habe irre führen lassen. Nein, ich habe lange und oft geprüft, habe mich selbst zu ergründen und mich besonders über den Umstand zu beruhigen gesucht, daß nichts meiner Natur Eigenthümliches Einfluß in die Ergiessungen meines Herzens und Kopfes gehabt hat. — Was ich euch zur Beherzigung vorlege, ist — ich hoff' es, wünsche es wenigstens sehnlich — eurer Aufmerksamkeit würdig, und keine Bestätigung der Wahrheit, daß das liebe Ich so häufig aus den Urtheilen der Menschen über das Gute oder Schlimme der Dinge dieser Welt blicke. —" S. 93 und 94 werden eben die Gedanken, nur mit andern Worten, wiederholet, und S. 183 heißt es wieder: „Das, worüber ich bisher mit meinen jungen Freunden mich besprochen habe, soll sie, hoff' ich,

meine Absicht bey der Bekanntmachung dieses Büchleins deutlich genug einsehen lernen. Ich weiß nicht mehr, habe ich es schon gesagt, oder nicht, mein Vorhaben nämlich war, ein Scherflein zur Grundlage ihrer Zufriedenheit beyzutragen. Das ist mein herzlicher Wunsch," u. s. f. Dies sey genug zum Beweise unseres Urtheils und auch zugleich von der Wahrheit, daß die Schreibart nicht die beste ist. Wenn der Verf. S. 78 spricht: „Ehe ich meinen Plan weiter verfolge, und meine eigenen Erfahrungen aufzeichne —" sollte man glauben, er würde solches in einem eigenen Abschnitte thun. Man trägt sich mit dem Gedanken, und ist am Ende, ohne etwas von den eigenen Erfahrungen desselben gesehen zu haben, ausser was in dem Räsonnement über die Meinung anderer mit eingeflochten ist. Man weiß aber auch oft nicht einmal, ob der Verf. oder ein anderer spricht, weil keine Anführungszeichen den gehörigen Unterschied machen. Man würde oft irre gehen, wenn man nicht durch die Schreibart zurecht gewiesen würde. Endlich müssen wir auch noch einige Beyspiele anführen, wie unzuverläßig des Verf. Rechtschreibung ist, und daß er es auch nicht so genau mit der Grammatik nimmt, als er es nehmen sollte. S. 11. Z. 20 steht verzinnsen anstatt verzinsen; S. 14. Z. 22 hinaufhübe st. höbe. S. 15 Z. 13 geffiesen st. gefließen; S. 29. Z. 1 Hilfe st. Hülfe; S. 31. Z. 8 Aeuserung st. Aeußerung; man findet bald Gebärde, bald Gebehrde, verdrieslich und verdrießlich, geniesen und genießen. Das Wort Erstarkung st. Stärke S. 146 Z. 8 ist wahrscheinlich ein Provincialismus, der Superlativ am bäldesten; S. 296. Z. 20 verräth den Landsmann, und in den Worten: „die Selbstliebe beut allen ihren Kräften auf"; S. 215. Z. 8. ist die Construction unrichtig. — So viel von den Fehlern des Werks, die wir freylich hätten verschweigen müssen, wenn wir dem Winke hätten folgen wollen, den uns der H. in den Worten giebt: „Daß er — der V. — mich bat, ihn bey der Lesewelt zu entschuldigen, wenn sein Kind nicht so geputzt erscheinet, als es doch nach der heutigen Mode wohl sollte, da er, als Vater desselben, durch Schicksale und Drangsale an seiner weitern Ausschmückung verhindert worden. —" Der H. und V. werden es uns verzeihen, wenn wir dessen ungeachtet den Leser auf einige Fehler des Werks aufmerksam zu machen, für unsere Schuldigkeit geachtet haben. Wenn man alle Schriften, die unter jener Firma erscheinen, mit aller Kritik verschonen wollte; so würden wir mit schlechten Büchern überschwemmt

schwebend werden. Der gute Wille mag immer seine erlangten Rechte in andern Dingen behaupten, aber in Gelehrten- und Künstlerprodukten hat er keinen sonderlichen Werth.

Ka.

21. Briefe über Kalabrien und Sicilien. Dritter Theil. Reise von Katanien und Sicilien bis zurück nach Neapel, von Johann Heinrich Bartels, b. R. D. Assessor der Königl. Societät der W. zu Göttingen ꝛc. Göttingen, bey Dieterich, 1792. 902 Seiten und 38 S. Vorrede. Mit vier Kupfern. 8. 9 Rk. 16 gr.

Auch in diesem dritten und letzten Bande ist der unermüdliche Fleiß des Hrn. Verf. durchaus sichtbar, durch fortgesetzte Correspondenz mit Männern von Sachkenntnissen und Einfluß in Sicilien, durch Studium der neuern Schriftsteller über diese Insel, und durch Ordnen und Ausarbeiten seiner im Lande selbst gemachten Bemerkungen, den Nachrichten über die von ihm bereisten Gegenden Siciliens Vollständigkeit zu geben; und sein Bemühen, so das Interesse der Lectüre dieser Briefe mit dem Unterricht zur nähern Kenntniß des Landes für die Leser zu verbinden, verdient den lauten Beyfall des Publikums. Es hat dem Hrn. Verf. gefallen, in diesem Bande eine neue Rechtschreibung einzuführen, wovon er in der Vorrede seine Gründe angiebt. Sie scheinen uns aber zur Rechtfertigung derselben nicht zureichend. Doch enthalten wir uns über diesen Punkt aller weitern Bemerkungen, da gewisse, uns von Freunden des Verf. mitgetheilte Aeusserungen desselben die Erfüllung unseres Wunsches hoffen lassen: daß es ihm gefallen möchte, in einer zweyten Ausgabe diese dem Geist unserer Sprache gewiß nicht angemessene, in sich selbst auf keine gleiche Grundsätze beruhende, und dieses schätzbare Werk entstellende Orthographie wieder zurückzunehmen.

Das Hauptsächlichste in der Vorrede zu diesem dritten Theil ist die Beurtheilung einiger seit der Herausgabe des Werks erschienenen Nachrichten von Sicilien. 1) Münters Nachrichten von Neapel und Sicilien, dem der Verf. das verdiente Lob beylegt, und es, einiger Mängel ungeachtet, für eins der vorzüglichsten Werke über dieses Land erklärt.

 2) De

2) *De Non, Voyage en Sicile*, ein fast wörtlicher Auszug der größern Voyages pittoresques dieses Autors, in sofern sie Sicilien betreffen, welche schon in einem der vorhergehenden Theile ausführlich, und was den Text betrifft, so wie hier im Ganzen nicht zum Vortheil des Werks beurtheilt sind. 3) v. Salis Beyträge zur Kenntniß beyder Sicilien, 2 Bände. Ein schätzbares Werk, besonders in Rücksicht der Nachrichten von Kalabrien. — — Wir wollen in dieser Anzeige den Hauptinhalt dieses dritten Theils angeben, in sofern es die Reichhaltigkeit desselben gestattet. 24ter Br. (Der 1te in diesem 3ten Theil.) Reise von Katanien nach Syrakus. Der Giarettafluß, ehemals Symäthus, führt viel Bernstein mit sich. An seinen Ufern liegen die **Leontinischen Gefilde**, noch jetzt, so wie im Alterthum, die fruchtbarsten Länderenen Siciliens. — Der Verf. zeigt sich in seinem Werk durchaus als den eifrigsten Vertheidiger des italienischen Nationalcharakters, und Rec. stimmt ihm gern bey, sobald die Frage entsteht, was diese Nation, von weisern Regierungsmaximen geleitet und gebildet, ihren Anlagen nach seyn könnte? — aber nicht ist. Er kann aber, ohne große Einschränkungen, das in diesem Briefe, bey Gelegenheit der Lobrede auf den Unternehmungsgeist der Augustaner, über die italienische Nation im Allgemeinen gefällte Urtheil: „daß sie noch jetzt, **das edelste Volk der Erde**, groß und kühn in jedem Unternehmen, wo sie frey handeln darf, und **Größe der Seele der Hauptzug ihres Charakters** sey," bey der Wichtigkeit und hohen Bedeutung der unterstrichenen Worte, als für das gros der italienischen Nation, welches hier doch gemeint ist, entscheidend, nicht unterschreiben. Durchaus aber ist man wohl darüber einig, was auch der Verf. an mehrern Stellen mit Nachdruck und edlem Unwillen rügt: daß der italienischen Nation von neuern oberflächlich urtheilenden und unbillig absprechenden Schriftstellern, welche sie als die verworfenste Menschenrace schildern, viel zu nahe geschieht. — Die geographischen Nachrichten von dem **Val di Noto** enthalten manche höchst interessante, wiewohl sehr contrastirende, Zusammenstellung der alten Geschichte und des vormaligen Zustandes dieses Landes und seiner Städte mit der jetzigen traurigen Lage und Verfassung derselben. — Die bedeutendsten Städte Siciliens liegen auf Hügeln, nach dem Verf., ein Zug des kühnen Unternehmungsgeistes der Insulaner. In der Gegend der Stadt Mineo ist ein See, der alle Spuren eines eingestürzten Vulkans trägt,

dessen

dessen Feuerwirkung sich noch oft äussert. — Einer der fruchtbarsten Striche Siciliens ist die Baronialbesitzung Modica, die auch einen Handel, besonders mit Stieren und Mauleseln, treibt. Nach einer concentrirten Darstellung der Geschichte von Syrakus folgen einige particulare Nachrichten von dem verdienstvollen Ritter v. Landolina. (Dessen ähnliches Bildniß diesem Bande vorgesetzt ist.) Er war es, der aus der Papyruspflanze, welche hier einheimisch ist, das ägyptische Papier zuzubereiten wußte, und das Verfahren der Alten dabey wieder entdeckte, welches hier, so wie die Pflanze selbst, und die Gegend Siciliens, wo sie ausschliessend wächst, beschrieben ist. Eine Abhandlung des Hrn. v. L. über diesen Gegenstand kündigt uns der Verf. an. — 25ster Br. Ortbeschreibung des alten Syrakus und der fünf Eintheilungen der alten Stadt, womit der beyliegende Plan zu vergleichen ist. Steinhaufen von faulenden Sümpfen umgeben, sind die noch übrigen Reste der Stadt, ein dürrer, einsamer Felsen bezeichnet die Stelle, wo das herrliche Syrakus einst stand; und die jetzige Regierung vernachläßigt absichtlich alles, was auch noch etwa von den Spuren des alten Wohlstandes da ist. — Die Katakomben von Syrakus hält der Verf. mit andern Beobachtern dieser merkwürdigen Erdgewölbe in Italien für ursprüngliche Steinbrüche und Erdgruben, aus welchen Baumaterialien gezogen wurden. Nach und nach erhielten sie die jetzige Gestalt, und dienten in der Folge zu Begräbnissen. Auffallend war es Rec. in der unlängst herausgekommenen spanischen Reisebeschreibung des Don Andres, ein für die ältere und neuere Literatur übrigens höchst wichtiges Produkt, noch jene abgeschmackte Aeusserung zu finden: die Katakomben in Italien wären ursprünglich Zufluchtsörter der ersten Christen und Märtyrer des Glaubens gewesen. — Aber freylich leuchtet überhaupt nur zu oft in diesen Reisebemerkungen über Italien — der Mönch durch, dem jeder Geruch der Heiligkeit und jede Wunderlegende höchst willkommen und glaubwürdig ist. — Neben dem Capuzinerkloster finden sich sehr mehrere bedeutende Latomien oder Steinbrüche — und einige unterirdische warme Bäder. Von der merkwürdigen Festung Labdalum, einem der interessantesten Ueberbleibsel aus dem Alterthum, das uns einen Begriff von der Kriegsbaukunst derselben giebt, ist ein nach Münter copirter verbesserter Riß den genauen Nachrichten unsers Verf. davon beygelegt. Zu den bedeutendsten Resten des Alterthums in dieser Gegend gehören noch: das

in Felsen gehauene und daher noch gut erhaltene Theater; die mit Grabmälern besetzte Gasse, wo auch Archimedes Grab gestanden haben soll; ferner der Steinbruch, das Ohr des Dionys genannt, wo ehemals Gefängnisse und Marterkammern waren, und der durch eine Legende nachher jenen bekannten fabelhaften Namen erhielt. — 26ter Br. Die Volkszahl (im alten Syrakus wird sie auf 1,200000 angegeben) beträgt jetzt 14000 Menschen. Die Einwohner sind größtentheils ein armseliges Volk, und die ehemals sogenannte doctissima civitas ist jetzt in die tiefste Barbarey versunken. Das Wachsthum von Palermo, der Neid dieser Hauptstadt und die gänzliche Abhängigkeit aller Landstädte von ihrem Wink sind die Hauptursachen, warum sich Syrakus, seiner vortheilhaften Lage zur Handlung ungeachtet, nicht wieder heben kann. Die Preti und Frati verzehren das Mark des Landes. — An die höchsten Gerichte in Palermo gehen jährlich allein an Prozeßkosten der streitsüchtigen Syrakusaner an 77500 Louisd'or! — Ein *Capitano della Giustizia* hat auch in S., wie in den übrigen Königsstädten in Sicilien, den Vorsitz in den Gerichtshöfen; seine Stelle aber ist ohne Besoldung, und er erhält nicht einmal Ersatz für den nothwendigen Aufwand, den diese Ehrenstelle erfordert. — Die ungleiche Vertheilung der Ländereyen und die drückenden Gabellen sind Mitursachen des Verfalles der Stadt und ihres Handels und Gewerbes. Das Sittenverderbniß ist allgemein und groß; der Vater und die Mutter geben ihre eigenen Töchter, die Männer ihre Weiber der Wollust Preis. — Von dem berühmten Minerventempel, so wie von dem Tempel der Diana, sind noch Reste vorhanden, und die des letztern gehören besonders zu den ältesten Denkmälern der griechischen Kunst in Italien. — Ein Volksfest, das alle Jahr im Monat May mit vielem Gepränge gefeyert wird, scheint von dem Siegesfest der alten Syrakuser über die Athenienser abzustammen; und auch einige andere Feste tragen noch manchen interessanten Zug von dem Charakter der alten griechischen Feste. — Es ist nach den S. 198 u. f. mitgetheilten Beobachtungen eines philosophischen Inländers über seine Landsleute nicht zu läugnen, daß in der sicilianischen Nation viel innere Kraft und Thätigkeitstrieb schlummert, welche aufgeweckt und begünstigt von dem Regenten, die beglückendsten Folgen für das Land haben würden; aber diese Veredlung der Nation liegt noch zu wenig in dem bisherigen Plan der Regierung. Auch der Handel, der (obgleich er

aus mehrern zusammentreffenden Ursachen das nicht mehr seyn kann, was er werden war,) bey der vortheilhaften Lage und den vielen Produkten der Insel viel wichtiger seyn könnte, als er wirklich ist, geräth, wie im 27ten Br. gezeigt wird, durch die verkehrten Maximen der Regierung immer mehr in Verfall. — Schon längst hat der Handel mit der Levante aufgehört. Der Limonenabsatz ist der wichtigste Handlungszweig, 150000 Fässer und Kisten werden jährlich davon auswärts versendet; die Ausfuhr der Sardellen beträgt 16000 Barilen. Beträchtlich ist auch der Thunfischfang und die Korallenfischerey; 50000 Barilen werden jährlich von dem erstern Produkt ausgeführt. Der Ertrag des Handels mit Mandeln ist 140000 Unzen. Eine Million Pfund Seide wird verführt. Der Ertrag der Mannaerndte ist 100000 Scudi; der des Oel- und Weinhandels zusammen 1 Million Scudi; der Potasche 200000 Scudi. — Ausser diesen hauptsächlichsten Handelszweigen hat die Insel noch eine Menge anderer Produkte, welche ausgeführt werden, und deren Ertrag in der hier mitgetheilten Liste, die genaueste und vollständigste, die wir von Siciliens Handel kennen, angegeben ist. Die Viehzucht ist, der vortreflichen Viehweiden ungeachtet, schlecht. Unter den Gewürzarten wird nur Saffran hie und da cultivirt. Der jährliche Ertrag des Lakrizensafts wird bis 60000 Scudi; der der Salzgruben auf 250000 Scudi; der des Schwefels auf 70000 Scudi geschätzt. Auch an andern Produkten des Mineralreichs fehlt es der Insel nicht, und an Marmor, Edelgesteinen und verschiedenen edlen Erdarten hat sie Ueberfluß. Der ganze Ertrag des Activhandels wird auf 6 bis 7 Millionen Scudi geschätzt. — Manufakturen und Fabriken sind im Ganzen wenig bedeutend, obgleich es dem Sicilianer nicht an Kunsttalenten gebricht. — Es folgen einige Nachrichten von den Abgaben von der Ausfuhr. Im Durchschnitt entrichten Eingebohrne und Privilegirte 6⅓ Procent; Fremde und Nichtprivilegirte überdies noch 1⅓ Procent. Messina genießt als ein Freyhafen manche Handelsfreyheit mehr als die andern Städte. — Im 28ten Br. ertheilt der Verf. literarische Nachrichten von einigen der berühmtesten und noch lebenden Sicilianischen Gelehrten, besonders von dem Gr. Gaetani, Fürsten Torremuzza, Ritter Landolina und andern; Männern, die durch ihren Patriotismus und Gemeingeist dem Vaterlande höchst wichtig werden könnten, wenn es, wie das wenigstens damals noch der Fall war, — die unselige Politik des Hofes

 nicht

nicht mit sich brächte, Männer von Verdienst, und besonders solche, die sich mit der Landesverbesserung beschäftigen, zu vernachläßigen, und den Geist der Nation zu unterdrücken. — Hr. v. Landolina besitzt eine Sammlung Sizil. Alterthümer, von deren merkwürdigsten Stücken der Verf. einige Notizen giebt. — Fortsetzung der Reise bis Alicata. Die Zuckerplantagen um Avola werden, des Gedeihens der Zuckerrohre ungeachtet, fast ganz vernachläßiget. — Pallazzuolo, Giarratana, Chiaramonte. Mehrere Betriebsamkeit, als in allen diesen Orten, findet man in Terranuova: davon zeugt schon der schönere Körperbau der Bewohner dieser Stadt, ihr geselliger Ton, und der größere Wohlstand, der hier herrscht. Der Kornladungsplatz Alicata theilt das Schicksal der Handelsstädte Siciliens. Auch diese Stadt schmachtet unter dem Druck der Regierung und eigennütziger Minister. — 29ter Br. Auf der Reise nach Girgenti fand der V. das Gerücht, daß besonders die Gegend von Palma von Vagabonden bewohnt würde, unwahr. Das Land ist auch hier höchst fruchtbar, aber unbebauet. Traurige Aussicht bey Girgenti, einst das stolze Agrigent. Die prächtigen Göttertempel liegen in Trümmern umher; in Steinhaufen sind Palläste, in Sümpfe die Lustgefilde verwandelt; Menschenleere trifft man statt der vormaligen Volksmenge, Armuth und Unreinlichkeit ist in die Stelle des Ueberflusses und Aufwandes getreten. Die Königsstädte des ganzen Val di Mazara sind von ihrer stolzen Höhe jetzt bis zu einer Schrecken und Abscheu erregenden Tiefe gesunken, und sie werden sich nicht wieder erheben, weil sie alle unter dem Despotismus von Palermo schmachten. Sehr unterrichtend und trefflich gerathen ist die Zusammenstellung der verschiedenen Geschichtsepochen aller dieser Städte, und besonders Agrigents. — Unter den neuern Instituten von Girgenti zeichnet sich das Waisenhaus durch Zweckmäßigkeit der Erziehung zu seinem Vortheil aus. — 30ter Br. Ortbeschreibung der Stadt, besonders in Hinsicht der vielen Ueberbleibsel aus dem Alterthum. Die höchst merkwürdige in Felsen gehauene kleine Stadt in dem Thal von Ispica besuchte der Verf. nicht selbst, er theilt aber hier einen Auszug der antiquarischen Nachrichten mit, welche Biscari in seinem *Viaggio per le Antichità della Sicilia* davon sammelte. Dieser Brief schließt mit einer detaillirten Beschreibung eines antiken Basreliefs in der Domkirche zu G., dessen Ausführung und Behandlung des Süjets gelobt wird. — 31ter Br.

Reise bis Palermo. Der Erd- und Wasservulkan Maccalubba ist eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen. Unter ähnlichen Vorbedeutungen wie bey den feuerspeyenden Bergen, von einem unterirdischen Getöse, Orcanen u. dgl. wirft er eine lehmichte Masse aus, welche manchmal gewaltsam hervorbricht und die Gegend umher überschwemmt. Der kegelformig abgestumpfte Berg hat 500 Schritte im Umkreise, und erregte seit dem heftigen Auswurf von 1777, vor welcher Epoche die Eruptionen nur unbedeutend waren, die Aufmerksamkeit der Naturforscher. In der Gegend umher findet man viele vulkanische Produkte, und sie ist mit Schwefeldünsten umgeben. Auf dieses Phänomen deutet der Verf. eine noch zweifelhafte Stelle beym *Strabo Lib. VI.* In dieser Gegend lebt die griechische Colonie der Albanenser, etwa 15000 an der Zahl. Die Schilderung dieser Colonie und die darauf folgende, der Sicilianischen Sitten überhaupt, ist sehr interessant, weil ein Augenzeuge sie giebt, der Menschenkenntniß mit einem billigen und wohlwollenden Urtheil verbindet. — Durch die fruchtreiche Gegend von Corleone (oder Conigliore) und auf einer der schönsten Landstraßen (der Verf. hat hierbey einiges über den Landstraßenbau in Sicilien eingeschaltet,) kommt Hr. B. im 32ten Brief nach Palermo, dem Mittelpunkt des Sicilianischen Wohlstandes, der Handlungs- und Gewerbthätigkeit, wo höchste Pracht des Aeussern der Stadt ohne alles Verhältniß gegen die übrigen Städte der Insel mit dem verfeinertesten Luxus des Innern vereint ist. In drey Briefen handelt der Verf. von dieser Stadt, und ertheilt von ihrer Geschichte, dem Oertlichen und der Regierungsform, ferner von den Bewohnern, ihren Sitten und Gewerben, der Verfassung der Geistlichkeit, von den öffentlichen Instituten, von der Gegend und einigen Villen umher u. s. w., so wie von Gegenständen der Litteratur und der Kunst sehr lesenswerthe Nachrichten, deren Reichhaltigkeit aber uns hier keinen Auszug gestattet. — Der letzte Brief ist ohne Zweifel der wichtigste des Werks. Er giebt eine concentrirte, möglichst genaue und deutlich statistische Uebersicht der Insel, und schließt dann mit einigen bedeutenden Supplementen, deren Inhalt sich in den Briefen nicht einschalten ließ. Folgende sind die Hauptmomente und Resultate der darin mitgetheilten statistischen Bemerkungen und mühsamen Berechnungen des Verf., womit seine einsichtsvollen Freunde in Sicilien ihm an die Hand giengen. — Die Volksmenge der Insel ist seit den

drey verflossenen Jahrhunderten noch immer in wachsender Größe. Bey der Zählung im Anfang des 16ten Jahrhunderts fanden sich nicht mehr als 128064 Feuerstellen und 448500 Menschen; im Anfang des 17ten Jahrh. 203400 Feuerstellen und 831944 Menschen. In beyden Summen aber fehlen Messina und Palermo, deren Volkszahl zusammen etwa zwischen 2 bis 300000 Menschen betrug. — Das fürchterliche Erdbeben von 1693 und die darauf folgenden Kriege brachten das schnelle Wachsthum der Volksmenge im vorigen Jahrhundert wieder. Im J. 1714 betrug die ganze Zählung wenig mehr als eine Million Menschen. Nach den hier mitgetheilten sehr wichtigen Zählungs- und Schätzungstabellen vom Jahr 1742, welche noch jetzt zur Norm der Berechnungen genommen wird, betrug die Menschenzahl 1,276615 und der Vermögenszustand der Insel, mit Ausnahme von Palermo und den Palermitanischen Gütern, welche etwa 40,000,000 Rthlr. betragen, nach unserm Gelde 103,507,561 rl. Ld'or. Im J. 1703 betrugen die jährlichen Einkünfte der verschiedenen Stände 5,898750 Rthlr.; im Jahr 1790 — 7,874750 Rthlr. Siciliens Wohlstand ist also in diesem Jahrhundert um einen Drittheil gestiegen; unerwogen was in solchen von den Güterbesitzern selbst gemachten Berechnungen gewöhnlich zu niedrig angegeben wird. Der ganze Vermögenszustand der Sicilianer, Allodien und Lehnsbesitzungen mitgerechnet, wird nach der Angabe der Einkünfte, zu 2 Procent angenommen, wonach die Berechnungen gemacht zu werden pflegen, jetzt circa 400,000,000 Rthlr. Ld'or betragen. Nach der jetzigen Cultur und dem Ertrag des Landes aber könnten, wie der Verf. hier beweiset, die Güterbesitzer bis zu 5 Procent von ihrem Capital machen, und es läßt sich kaum denken, daß Unkenntniß, Indolenz und Stolz sie gegen ihren eigenen Vortheil so sehr verblenden sollte, mit den in den Staatsberechnungen angegebenen geringen 2 Procent sich noch jetzt zu begnügen. Die beyliegenden Tabellen geben eine specielle Uebersicht der einzelnen Staatseinkünfte und des ganzen Staatsvermögens. Die jetzige Volksmenge soll 1 Mill. und etwa 3 bis 400,000 betragen; sie hat sich also seit dem Anfang des 16ten Sec. verdoppelt. Des Königs Einnahme von der Insel, mit Inbegriff aller Donativen, (von deren Ursprung und Zahlung hier detaillirte Nachrichten gegeben werden,) betragen jährlich 1,396,146 Rthlr. 5 Gr. 4 Pf. Doch sind die jährlichen gewissen, jedoch veränderlichen, Einkünfte (introiti

certi

carti puro variabili di frutto) in diese Summe nicht mit begriffen. In einem bis jetzt nur in öffentlichen Blättern von dem Verf. zu diesen Seiten seines Werkes gelieferten Nachtrag, dessen weitere Auseinandersetzung er versprochen hat, giebt er diese letzte Summe auf 1,100000 Rthlr. an, so daß also die sämmtlichen Einkünfte des Königlichen fiscus circa 2,700,000 Rthlr. betragen, und nach Abzug der jährlichen Abgaben von 975000 Rthlr., ein Ueberschuß von circa 1,725000 Rthlr. bleibt. — Für die **Volkserziehung** fängt man seit einiger Zeit in Sicilien an, durch Errichtung öffentlicher Schulanstalten, mehr als bisher geschah, Sorge zu tragen, und es werden dazu die ungenutzt liegenden geistlichen Fonds verwendet. In den Hauptstädten **Palermo**, **Messina** und **Katanien** hat die Staatskasse das Nöthige zu dieser Schulverbesserung selbst hergegeben. Hr. v. **Landolina** munterte verschiedene Edelleute durch sein edles Beyspiel auf, einige ihrer nachgebohrnen Söhne, die sonst dem Mönchsstande gewidmet wurden, zu Lehrern in den neuerrichteten Schulen zu bestellen; er selbst hat zwey seiner Söhne dazu ernannt. — Ueberhaupt sind die neuesten Zeiten in Sicilien fruchtbar an großen Entwürfen zur Verbesserung des Landes und zur Beglückung der Nation, deren Ausführung höchst wünschenswerth ist. Verbesserung des Ackerbaues und Einschränkung des alten Despotismus der Barone ist besonders der Gegenstand derselben, wozu der verstorbene Vicekönig Caraccioli selbst einen Plan entwarf. Der Tod dieses muthigen Beförderers des Sicilianischen Wohlstandes hat zwar die Ausführung seines großen Entwurfs unterbrochen, doch ist die neapolitanische Regierung jetzt darauf bedacht, die landverderbliche Baronialgewalt einzuschränken; aber man wählt noch nicht diejenigen Mittel bey dieser Reform, welche gerade zum Zweck führen. — In einem S. 212 u. f. mitgetheilten Originalschreiben eines einsichtsvollen Sicilianischen Patrioten an den Verf. findet man jene Uebel aufgezählt, welche das Land von Neapel und Sicilien drücken, wohin denn auch die unnöthigen Verschwendungen des Hofes — *il capricioso viaggio in Vienna* — u. dgl. gehören; und es werden darin zugleich zweckmäßige Mittel zur Hemmung der verschiedenen Staatsübel vorgeschlagen. — Am Schluß dieses Briefes liefert der Verf. die Darstellung von einer Feuer- und Lavaeruption des Vesuvs, wovon er bey seiner Zurückkunft nach Neapel ein naher Augenzeuge war. — Die angehängten Beylagen enthalten noch Nachrichten, welche

der

der Verf. zur Berichtigung einiger, besonders statistischer, Angaben seiner Briefe, nach deren Abdruck erst aus Sicilien erhielt. In der ersten Beylage sind einige Zusätze und Berichtigungen der Notizen von der Papyruspflanze, und in der 2ten Beylage Supplemente zu den Nachrichten von den Einkünften der Bischöfe nachgeholt. Die 3te Beylage enthält das Original der von Caraccioli über das jetzige System der Abgaben entworfenen und mit Bemerkungen begleiteten Tabelle, nach welcher einige von dem Verf. angegebne Berechnungen, wegen der Verschiedenheit der Zeit, wo sie gemacht wurden, auch verschieden ausfallen. 4te Beylage. Ein Gedicht vom Hrn. v. Landolina, zur Probe der Sicilianischen Dichtkunst, mit einer beygefügten Uebersetzung in rein italiänischer Sprache, zur Vergleichung des Unterschiedes beyder Dialekte.

Ko.

22. Materialien zur Statistik und Geschichte der Oranien-Nassauischen Lande. Erster Band; Topographie von Herborn. 1 Rg.

Auch unter dem Titel:

Topographie der Stadt Herborn, von Joh. Herrmann Steubing, zweytem Prediger zu Dillenburg. Marburg, 1792. 320 Seiten. 8.

Der Verf., ein Herborner von Geburt, hat sieben Jahre daselbst als Prediger gestanden, und binnen dieser Zeit diese Nachrichten mühsam gesammlet. Topographien müssen freylich Vieles enthalten, welches für Auswärtige einen geringern Grad von Wichtigkeit und Interesse hat; aber es bleibt dem Schriftsteller doch noch Gelegenheit genug übrig, auch für sie interessante und fruchtbare Nachrichten aufzuzeichnen. Rec. will es dem Verf. nicht verargen, daß er manche Mikrologien, unbedeutende Anekdoten, eine Menge Familiennamen und andere minder wichtige Nachrichten weitläuftig aufgezeichnet hat; nur hätte er auch darüber das für den Einländer sowohl als Auswärtigen weit wichtigere nicht gänzlich übergehen, oder nur kurz berühren sollen. „Die Stadt, sagt der Verf., stand vor 200 Jahren, und einige Zeit nachher sowohl der

hohen

hohen Schule, als der Handwerker wegen in größerm Ruf, als jetzt. Aber die Ursachen dieses Verfalls giebt der Verf. nirgends an, und von der hohen Landesschule sind die Nachrichten sehr unbefriedigend, und was der Verf. deswegen zu seiner Entschuldigung anführt, daß sie vollständig und nach Würde hier darzustellen zweckwidrig seyn würde, sagt nichts; denn wenn die Stadt durch die hohe Schule blühend wurde, so gehörte es allerdings zur Stadtgeschichte, ihre innere Einrichtung, und wodurch sie sich rühmlich auszeichnete, zu beschreiben.

Diese Stadt, vorher ein offener Ort, wurde im November des Jahres 1251 zur Stadt erhoben, da König **Wilhelm von Holland** — wie? ein **König von Holland**! wie unbestimmt! es soll heißen: da der römische König **Wilhelm**, Graf von Holland — den beyden Nassauischen Grafen und Brüdern, **Walram** und **Otto**, die Erlaubniß gab, **Herborn** mit einem **Wall**, **Mauer** und **Graben** zu umgeben, und auf den Donnerstag einen **Wochenmarkt** anzulegen. Sie liegt in einem anmuthigen Thal, hat wenig Waldung, einen fruchtbaren Boden, auf welchem alle Fruchtsorten, so wie auch Gartengemüse gebauet werden, einen kleinen Wald von Obstbäumen, worin alle Sorten Stein- und Kernobst gedeihen; ehedem hatte sie auch etwas Weinbau. Von Mineralien giebts hier nur Trippel, ehemals einen berühmten Brunnen (der **gute Brunnen** genannt), dem man Heilung der Engbrüstigkeit, Blindheit, Lähmung und Gliederschmerzen zuschrieb. Die Stadt hat jetzt 309 Wohnhäuser, größtentheils mit Schiefer und Ziegelsteinen gedeckt (im Jahr 1643 waren nur 230) und 94 Scheunen; fast alle neben einander an der Stadtmauer. Alle Gebäude in der Stadt sind im Brandkataster 221,016 Fl. angeschlagen. Einwohner waren im J. 1790, 1931 Seelen. Unter die öffentlichen Gebäude gehört das Schloß, dessen Erbauung unbekannt ist, welches seit 1787 zum Wohnsitz des Fürstlichen Beamten sehr bequem eingerichtet ist. Der **Fürstliche Beamte** ist Repräsentant der hohen Obrigkeit, hat die Direction des ganzen städtischen Polizeywesens, der Gerichtsbarkeit in allen städtischen, Zunft, Tutel, Curatel, Angab und Untersuchungssachen, in sofern es bey dem letztern auf Generalinquisition ankommt, er bestraft die Polizeyverbrechen, und ist Präses des Stadtmagistrats. Die vornehmsten Gewerbe sind: **Wollmanufacturen**, **Ledergerbereyen** und **Strumpfwebereyen**. Der Tuchmacher waren

ehedem zugleich abgedruckt, eben dem Papste und Andern zugeeignet, ist das Tractätchen, de rebus Turcicis, welches in Rücksicht auf historische Kenntniß mehrere damals hierüber zum Vorschein gekommene Schriften an die Seite gesetzt, in Hinsicht aber auf politische Klugheit ihnen vorgezogen zu werden verdient. III. Verwandten Inhalts wegen hat der Herausgeber die von **Christoph Marcelli**, Erzbischofe zu **Corfu**, an **Leo X.** gehaltene Rede, de sumenda in Turcas provincia, abdrucken lassen. Schon **Martene**, der solche in einem Kloster zu **Mans** handschriftlich vorfand, bereicherte damit den 2ten Band seines Thesauri novi Anecdotorum. Rec. wenigstens hat diese Probe damaliger Beredsamkeit nicht ohne Vergnügen gelesen. IV. De Pace inter Christianos Principes ineunda; wozu er alle nur ersinnliche Bewegungsgründe herbeyholt. Da auch hier wohl seine Absicht seyn mochte, die christlichen Mächte deshalb zu vereinigen, um sie gegen den gemeinschaftlichen Feind desto geschwinder bey der Hand zu haben, so stößt man freylich auf häufige Wiederholungen schon anderwärts und oft besser von ihm gesagter Dinge; und wo er dieses vermeiden will, versündiget der lebhafte Kopf sich desto ärger an der Identität des Gegenstandes, die überhaupt selten seine Sache ist. Alle die den armen Türken betreffende Titeln hatten übrigens bey der neuen Ausgabe von Balbi Operibus das Verdienst des Augenblickes. Die Bemühungen der gegen das Reich der Osmanen damals eben verbündeten Mächte sind bekannt, so wie die Maasregeln anderer christlichen Potentaten, diese Bemühungen zu vereiteln. Alles, wie vor 300 Jahren! Sic mundus alter et idem!

V. et VI. De virtutibus, Liber I. et III.; denn das zweyte Buch, worüber man sich endlich zufrieden geben kann, ist für so gut als verlohren zu achten! Librum I. hat man nach einer zu **Modena** befindlichen Handschrift, und IIIum aus einer **Tridentinischen** abgedruckt; wiewohl die Königliche Bibliothek zu **Paris** von diesem letzteren auch noch eine Copie besitzt. Kurz und gut: was davon sich noch auftreiben ließ, ist ein aus allen Prädicamenten gewebter Panegyricus auf **Clemens VII.**, in dessen Charakter und durch alle Stufen seines Alters unser V. den Abglanz jeder Tugend, jeder Vollkommenheit findet, und also, um die praktische Moral ad hominem darzustellen, nur die Züge dazu von Christi Statthalter borgen darf. Immer ein merkwürdiges Aktenstück mehr, wie,

wie, auch nach schon eingebrochner Reformation, dem Römischen Götzen geräuchert werden mußte; und wie auch sonst gute Köpfe dem Menschenverstand entsagten, um nur der Päpstlichen Allgewalt nicht zu nahe zu treten, und ja nicht für Freunde irgend einer Neuerung zu paßiren. So äusserst grobe, zum Theil unsinnige Stellen, wie S. 412. 413. 513 und 14, 517 und anderwärts befindlich sind, hätten daher billig als Schandflecke jenes Zeitalters gebrandmarkt, und von dem Herausgeber wenigstens bemerkt werden sollen, daß eine solche Denkungsart hoffentlich nie wieder die Oberhand gewinnen würde! — VII. De Fortuna et Providentia; Libri II. Eben der Tractat, zu dessen Mittheilung die faulen, itzt vermuthlich genug dafür gezüchtigten Vincentinermönche zu Besançon, auf keine Art zu bringen waren. Allein, Hr. v. R. hat sich eine andere in der Königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrte Abschrift davon zu verschaffen gewußt, die, obgleich nur zwey Bücher enthaltend, da jene deren vier haben will, dennoch nach Blätterzahl zu urtheilen, weit vollständiger zu seyn scheint. In dem Werkchen selbst sticht sogleich der ebenfalls an Clemens VII. gerichtete Eingang gegen den Inhalt des Tractats, de Virtutibus, höchst sonderbar ab! In diesem ward der heilige Vater als ein Inbegriff aller menschlichen Tugenden gepriesen. Nur eine scheint ihm gefehlt zu haben: die der Freygebigkeit; wenigstens gegen den Autor. Denn daß Clemens bis dahin für unsern Prälaten noch nichts von Erheblichkeit gethan, wirft gleich zu Anfang Monsignor Seiner Heiligkeit in so schneidenden Ausdrücken, mit einem Wort, so grob und bitter vor, daß Rec. nicht ungeneigt wäre, das ganze Präambulum für untergeschoben zu halten; wenn anders V. nicht am besten gewußt haben muß, wie dem Pontifex beyzukommen gewesen. Da üble Laune ihm einmal die Feder gespitzt, so rächt er sich an Dame Fortuna; indem er in seiner Diatribe gegen und über sie eine so ungeheure Menge fremdartiger Gegenstände aufnimmt, daß dieser Tractat für sein philosophisches Glaubensbekenntniß und für die Quintessenz seiner sämmtlichen Litteratur gelten kann. Daß er an Einfluß des Gestirns glaubt, verzeih ihm der Himmel! Schwerer kommt es dem Rec. an, ihm die Hartnäckigkeit zu vergeben, womit er bey jedem Anlaß sich über den Aristoteles hermacht, den er doch gewiß nicht verstand, und nur aus Arabischen, vermuthlich eben so schlecht verstandenen Commentatoren kannte. Was er sich von Platons Ideen, dem Fato und andern Grillen

alter Schule denkt, und wie er das Alles mit den Aussprüchen seiner auch ihm allein seligmachenden römischkatholischen Kirche in Uebereinstimmung zu bringen versucht, wäre der Müh, es zu lesen, kaum werth, wenn es nicht eben so oft zum Lachen, als zu der Bemerkung einlüde, wie sehr unser Jahrhundert bey der Vergleichung gewinnt! Bey der Wärme, womit er auch diese Declamation schrieb, wird sein Styl eben nicht correcter. Allein, einem Manne, der die Welt so gut kannte, wie er, als wovon hier ebenfalls Beyspiele genug vorkommen, mußte freylich weit mehr daran gelegen seyn, auf der Stelle, als nach hundert Jahren erst verstanden zu werden.

VIII. Statuta in Synodo celebrata Gurcae 1524. — aus dem dasigen Stiftsarchiv, mit mehreren, die von ihm empfohlne Kirchenzucht betreffenden Stücken. Daß der kluge Mann es daran nicht fehlen ließ, die Fußstapfen seines Vorfahrs im Amt, des treflichen Cardinals Matthäus Lang, fürs erste wenigstens, im Auge zu behalten, kann man sich vorstellen. Auch ausser dem Localnutzen dieser Papiere wären, wie Hr. v. R. selbst bemerkt, solche schon der Stelle wegen des Abdrucks würdig, worin gesagt wird: „Plebejanis interdicetur, ne quempiam in confessione pecuniis Missarum aut consimile puniant: nam sola Dei gratia peccata dimittuntur" — IX. de Coronatione Liber ad Carolum V. Imperatorem: — zuerst in Bologna 1530, nachher aber öfters nachgedruckt, schon längst jedoch aus der gewöhnlichen Büchercirculation wieder verschwunden. B. erörtert darin eine Menge staatsrechtlicher Fragen, die man zu seiner Zeit für sehr wichtig hielt, und zum Theil noch itzt nicht aus dem Gesicht verlohren hat. Da er mit einer Sachkenntniß zu Werke gieng, die man einem Ausländer kaum zutrauen sollte, und die bey dem Mangel an brauchbaren Hülfsmitteln doppelt verdienstlich war: so hat Pütter nicht aus der Acht gelassen, die Inhaltsanzeige des Werkchens in seine Litteratur des deutschen Staatsrechts aufzunehmen. Dafür paradirt der gute B. auch an einem andern Ort, und wo er diese Ehre vermuthlich am wenigsten erwartete: im Indice expurgatorio nämlich; dem Römischen sowohl als in andern. Aller der Weihrauch, den er an den Päpstlichen Stuhl verschwendet, konnte seinen Fehler nicht gut machen, die Krönung von den Händen des Papsts für etwas sehr ausserwesentliches gehalten zu haben. X. Ein leidiger französischer Polyhistor, Champier, Campegius,

Sym-

Sympharien, auch noch anders genannt, ließ sich einfallen, eine Apologiam zu schmieden, worin er B. widerlegen, und der Französischen Monarchie ganz unerhörte Vorrechte aus den abgeschmacktesten Gründen zusichern wollte. Da der Plunder zum Glück nur wenige Blätter füllt, und der gegenwärtige Augenblick, wo es um die politische Würde der tollen Westfranken so mißlich aussieht, allerdings einladend war: so hat Hr. v. R. auch dieses Pamphlet aus der Monarchia Gallorum Lyon 1537. fol. einem schwer aufzutreibenden Buche eben dieses Scriblers, hier abdrucken lassen. —

Additamenta ad res H. B. tardius comperta machen den Beschluß. So wird durch Vermittelung des Cardinals Garampi, aus dem Archiv des Vaticans, z. B. ins Reine gebracht, daß Balbi im Februar 1523 vom Papste zum Bischof von Gurk erklärt, schon im nächstfolgenden März mit seiner Einwilligung ihm ein Coadjutor gegeben, und im Junius 1526 seine Resignation angenommen worden: ita tamen quod dignitatem Episcopalem in ecclesia universali obtineat. Im Jahr 1524 empfiehlt Erzherzog Ferdinand ihn dem Papste als einen bereits sehr alten und kränklichen Mann, der seine Tage in Rom zu beschließen wünsche. — Von dem merkwürdigen Dialog, Julius betitelt, dessen wahrer Verfasser noch immer ungewiß bleibt, kennt Hr v. R. nunmehr schon achtzehn Ausgaben; und ohne Zweifel sind deren noch mehrere vorhanden! Auch Luther hatte im Januar 1519 mit großem Antheil, wie man denken kann, solchen gelesen, und bedauerte nur, daß man in urbe (Rom) ihn vermuthlich nicht würde in Umlauf kommen lassen. — Da bey den Unruhen, die bald nach Maximilians I. Tode in Oesterreich ausbrachen, und wofür in der Folge mehr als einer mit dem Kopfe büßen mußte, auch unser Balbi, Beysitzer der deshalb niedergesetzten Commission war: so hat Hr. v. R. aus bisher unbekannt gebliebenen Papieren neue Aufklärungen beygebracht, wofür vaterländische Historiker ihm danken werden. — Auch dafür, daß der größte Theil der bey dem Abdruck beyder Bände sehr zahlreich vorgefallenen Druckfehler treulich angezeigt stehet. Ihre Nichtexistenz wäre freylich noch wünschenswerther gewesen; allein, die große Verschiedenheit oft schlechtgefertigter Abschriften mußte Setzer und Correcturen nicht selten irre führen. Wiederholtes Lob verdienen der Eifer und die Uneigennützigkeit, womit Hr. v. R. die Bestandtheile

des ganzen Werkes aus so entlegnen, oft unzugänglichen Winkeln aufzujagen nicht ermüdete. Desto mehr ist zu bedauern, daß es ihm endlich doch an Geduld gefehlet zu haben scheint, durch Register, Marginalweiser und andre Mittel dieser Art dem Gedächtniß des Lesers, so wie dem Gebrauche des Buches selbst, zu Hülfe zu kommen!

D.

24. Anweisung zur guten Schreibart in Geschäften der Wirthschaft, Handlung, Rechtspflege, Polizey- Finanz- und übrigen Staatsverwaltung, von J. C. C. Rüdiger. Halle, 1792. 180 Seiten und 1 Bogen Vorrede, gr. 8. 14 gr.

Der Verf. theilet diese Schrift in fünf Hauptstücke. Das erste hat die Ueberschrift: **Einleitung von der Schreibart in Geschäften überhaupt und dem Nutzen der Anweisung dazu**, worin er zuerst die Unentbehrlichkeit und den Nutzen der guten Schreibart zeiget, und darauf von den übeln Folgen der Fehler derselben, von der Nothwendigkeit eines guten Unterrichts, und von den Hindernissen ihrer Verbesserung handelt.

Das zweyte Hauptstück ist, **eine kurze Uebersicht der Literatur von der Schreibart in Geschäften**, und hier findet man ein Verzeichniß der vornehmsten hieher gehörigen Schriften.

Das dritte Hauptstück enthält: **Grundsätze zur Verbesserung**. Hievon sagt der Verf. sehr richtig S. 40: „Dem Lehrling muß beym Unterricht in einer ausübenden Wissenschaft niemals ein zu nahes Ziel gesteckt werden. Er muß seinen Vorgängern und Zeitgenossen nicht blos gleich zu kommen suchen, sondern er muß sich auch bestreben, sie zu übertreffen. Dazu muß gleich die Anweisung selbst auch in den Grundsätzen eingerichtet werden. Dieses geschiehet aber nicht, wenn man sich, wie die Lehrer der Schreibart in Geschäften, bey dem Herkommen auch der besten bisherigen Ausübung begnüget. Das heißt immer auf halbem Wege stehen bleiben, und man muß zur Vollendung arbeiten, wenigstens nach der Absicht, wenn gleich die Einschränkung der Kräfte

nicht

nicht erlaubt, sie so bald zu erreichen. Man muß also auch zur Verbesserung der Schreibart in Geschäften das Bild der höchsten Vollkommenheit aufstellen, wenigstens in der Ferne darauf hinweisen, den Weg dazu ausfindig machen, richtig vorzeichnen und möglichst bahnen, damit das kommende Zeitalter darauf muthig fortschreite und zum vorgesteckten Ziel gelange."

Dieses sind die Grundsätze, nach welchen er seit vielen Jahren beym mündlichen Unterrichte verfahren ist. Hier bey der schriftlichen Anweisung, glaubt er, werde jeder Leser ihm die Darstellung des gemeinen Herkommens lieber erlassen, weil seine Vorgänger ihn schon reichlich damit versorget haben, und seine Absicht ist nur dahin gerichtet, die Gründe und Entstehungsart der bisherigen Mißbräuche zu untersuchen, und daraus Mittel herzuleiten, wie ihnen abzuhelfen ist. Nun bekommt dieses Hauptstück wieder zwey Abschnitte. Der erste ist: **Geschichte und Proben der Schreibart in Geschäften verschiedener Zeiten und Völker.** Sie sind beynahe von allen bekannten Völkern der Erde hergenommen, es würde aber zu weitläuftig seyn, einige davon anzuführen.

Zweyter Abschn. Von Eigenthümlichkeit der Schreibart in Geschäften nach der Natur. Hier wird die Frage erörtert: Ob nach der Natur der Sache die Schreibart in Geschäften besondere Eigenthümlichkeiten haben müsse, und darauf geantwortet: Die Schreibart in Geschäften sey zwar zu allen Zeiten und bey allen Völkern in etwas von der guten Schreibart in wissenschaftlichen Büchern, oder dem feinen Ausdrucke im Umgange der Weltleute abgewichen und verschieden gewesen; allein, der Grund davon liege nicht in dem Gegenstand und den Geschäften selbst, sondern blos in der fehlenden menschlichen Schwäche. Daher sey die Abweichung der Regel nach desto geringer, je mehr ein Volk gebildet ist, ausser wo Nebenumstände eine Ausnahme bringen, wie besonders in Deutschland die fremde Bildung und ausländischen Gesetze. Eigentlich aber sollte gar keine Statt finden, S. 167. Wir wünschten, daß das, was der Verf. von dem Gebrauch der veralteten, fremden, und Kunstwörter hiebey sagt, bey vielen Eindruck machen möchte.

Das vierte Hauptst. Anwendung der allgemeinen Vorschriften auf die gute Schreibart in Geschäften überhaupt. Bey jedem Aufsatz muß zuerst die Sprachkunde

gehörig in Acht genommen werden, damit man sich rein und gut deutsch ausdrücke. Ferner sind die Grundregeln der Vernunftlehre zu beobachten, um die Gedanken selbst schicklich zu wählen und richtig anzuordnen. Endlich aber muß die Schreibart in Geschäften auch nach den Vorschriften des guten Geschmacks eingerichtet, und jedesmal nach den Umständen in ihrer Schönheit, oder wenigstens von sichtbaren Fehlern dagegen frey dargestellt werden. Und so bekommt auch dieses Hauptstück drey Abschnitte. In dem ersten, von der Sprachkunde, fodert der Verf. von einem Geschäftsmanne, der gut schreiben will, daß er der Sprache mächtig sey, indem er die Vollkommenheit desto besser wird erreichen können, je besser er die Sprache in seiner Gewalt hat. Zu solcher nöthigen Sprachkenntniß aber zu gelangen, hat er eben das zu thun, was jeder andere Schriftsteller auch thun muß, nämlich, er darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, seine Muttersprache, wie jede fremde, kunstmäßig zu lernen. Dabey werden hier viel gute und nützliche Regeln gegeben, welche wir zum eigenen Nachlesen empfehlen müssen. In dem zweyten Abschnitte S. 229 wird gleich anfangs bemerkt, daß zum richtigen Denken zweyerley gehört: Der Stoff dazu und die gute Ordnung desselben. Auf den Gedankenstoff läßt sich der Verf. nicht ein, sondern setzet ihn als bekannt voraus, weil jeder Geschäftsmann davon in seinem Fache die nöthige Kenntniß haben muß. Der Landwirth oder Künstler muß seine Wirthschaft, der Kaufmann seinen Handel, der Rechtsgelehrte die Gesetze gründlich inne haben. Alle aber müssen sich darauf verstehen, ihre Gedanken zweckmäßig einzurichten und gut anzuwenden, und das ist das Werk der ausübenden Vernunftlehre, oder des gesunden Menschenverstandes, denn viel Kunst hat darin von jeher mehr Unheil als Gutes ausgerichtet. Deutlichkeit ist das wesentlichste Erforderniß einer guten Schreibart, und schon im Gebrauch der einzelnen Wörter kommt viel auf die gute Auswahl an, darum warnet der Verf. hier vor allem, was die Schreibart dunkel und unverständlich machen kann, und empfiehlet die möglichste Kürze. In dem dritten Abschn. von der Schönheit, rechnet der Verf. zu den allgemeinen Erfordernissen derselben, besonders in Rücksicht auf die Geschäfte, hauptsächlich nur drey, nämlich die Schicklichkeit, den Wohlklang und die eigentliche Schönheit, wobey er zeiget, was man in Absicht auf jedes dieser Stücke zu beobachten hat.

Das

Das fünfte Hauptstück, von den besondern Arten der Aufsätze in Geschäften, ist nur kurz, indessen findet man doch auch hier manche nützliche Erinnerungen. Ueberhaupt ist diese kleine Schrift so beschaffen, daß man sie nicht ohne Nutzen und Vergnügen wird aus den Händen legen.

Mh.

24 a) **Ueber den Werth Grund und Bodens. In Beziehung auf den Staat überhaupt und den Privatbesitzer insbesondere, von Ferdinand Grafen von Kufstein, K. K. Kämmerer. Wien, bey Stahel, 1792. $18\frac{1}{2}$ Bogen. 8. 1 Rh.**

Sollten Werke von Schriftstellern aus einem Stande, worin es so ungewöhnlich ist, sich mit reellen Wissenschaften gründlich zu beschäftigen, leicht Vorurtheil wider sich erregen, so kann doch solches gegen den Verf. des Obigen nicht geltend gemacht werden, da er durch gut gereihete Gedankenordnung, wohlgenutzten Beobachtungsgeist, scharfsichtige Prüfungskraft und ausgebildeten Styl, wobey einige Provincialismen nicht in Betracht kommen, seinen Beruf zum öffentlichen Gebrauch der Feder hinlänglich darthut. Die ganze Abhandlung drehet sich um den Grundsatz als Mittelpunkt herum, daß Grund und Boden und dessen Benutzung, den einzigen Reichthum der Staaten ausmache, ihre Glückseligkeit wie ihre Macht ganz allein bestimme. Das ohnläugbare Wahre, was in dieser bekannten Lehre liegt, würde nach R. Meinung eigentlich darauf zu beschränken seyn, daß Grund und Boden die erste, wichtigste, zuverlässigste und dauerhafteste Quelle des Reichthums, der Macht und Glückseligkeit der Staaten enthalte. Durch diese Modification verliehrt man nichts an den Folgerungen, die aus dem ersten Satze herfließen, und vermeidet den Einwurf, daß es Staaten giebt, deren Grund und Boden zu ihrem Reichthume und Glückseligkeit ein sehr geringfügiges Verhältniß hat.

Als vorzüglichste Hindernisse, den möglichst höchsten Ertrag von den Ländereyen zu ziehen, giebt der Hr. V. die übermäßig großen Besitzungen, die Brache und schlechte Benutzung der Gemeinheiten an. Vereinzelung der ersteren, ist eine seiner Lieblingsideen, welche auch am ausführlichsten abgehandelt

 worden.

worden. Im Ganzen ist R. derselben gleichfalls zugethan. Nur scheint ihm unter den beyden Fragen, in wiefern jene Vertheilung nur für den einzelnen Eigenthümer, oder zugleich für den Staat vortheilhaft sey? letzteren keine hinreichende Auflösung erhalten zu haben, weil der Staat blos alsdann durch die Vertheilung gewinnet, wenn solche eine größere Production befördert. Entstehet diese nicht, so ist es für den Staat ganz gleichgültig, ob z. B. zwanzig Familien, welche von der Bebauung eines fremden Guts leben, ihr Auskommen hievon in völlig gleichem Maaße als Arbeitsgehülfen, oder als Eigenthümer haben. Die Production allein bestimmet, in Beziehung auf den Staat, den innern Werth der Grundstücke. Bleibt jene nach der Vertheilung unverändert, so erhält dieser auch in der Hinsicht keinen Zuwachs. Richtiger würden die hierüber gemachten Anschläge gerathen seyn, wenn der Hr. V., wie es sich gebührt, den Aufwand der eigenen Arbeit solcher Eigenthümer mit in Rechnung gebracht hätte, die den Acker selbst bestellen. Diese Arbeit tritt offenbar in den Platz der, wodurch sie sich vorhin auf andere Art Auskommen erwarben, und auch jetzo noch verschaffen könnten, wenn sie keinen Acker hätten. So gut demnach der Schuster, wenn er für sich selbst ein Paar Schuhe macht, nicht wohlfeilere Schuhe trägt, als andere, weil er den Verdienst von der Waare verliehrt, die er unterdessen daß er für sich arbeitet, zum Verkaufe verfertigen konnte, eben so muß auch, um richtige Schätzung des wahren reinen Gewinns herauszubringen, alle Arbeit, welche der Ackerbau kostet, von der Production abgezogen werden, sie geschehe mit eigenen oder fremden Händen. Wie hiernach aber wohl nicht jede dem Eigenthümer vortheilhafte Vereinzelung den Staatsreichthum in dem Maaße allgemein vermehren möchte, wie es der Hr. Verf. annimmt; so dürfte es ihm auch schwer werden, die S. 67 stehende Behauptung ganz evident zu erweisen: daß der Grund und Boden unter mehrere Hände vertheilt, immer sorgfältiger und besser bearbeitet werde. Wenigstens siehet man unter andern in Meklenburg, daß es möglich sey, selbst bey großen Besitzungen, die Cultur der Läudereyen bis zur unübertreffbaren Vollkommenheit zu bringen. Ueber die sonstigen Verbesserungsmittel des Landhaushalts stimmt der Verf. mit andern erfahrnen Oekonomen überein, ohne jedoch viel Neues zu sagen, oder die Materie, wie es auch die Absicht des Werks nicht seyn konnte, zu erschöpfen.

Von

Von demjenigen, was er zu einer wohlgeordneten Staatsverfassung rechnet, ist R. nichts auffallender gewesen, als die Einmischung der obersten Gewalt im Erkenntnisse bey Rechtsstreitigkeiten, und den in solcher Rücksicht S. 102 behaupteten Vorzug der monarchischen Regierungsform. Sind die gerichtlichen Entscheidungen nicht ganz und gar von der obersten Gewalt unabhängig und völlig getrennt, so kann die Regierung, ihre äussere Form mag seyn, welche sie will, sich nie von den Flecken der auch dem Ackerbau so schädlichen Despotie reinigen. Im Gegentheil aber verschwinden viele Nachtheile der allerunbeschränktesten Alleinherrschaft, wenn zwischen der obersten Gewalt und den Aussprüchen der Gerichte eine feste Scheidewand bleibt. Eben so wenig, wie dorten, kann auch Rec. mit der Meinung S. 272 sich vereinbaren, daß eine zusammengesetzte Regierungsart dem wahren Staatsendzwecke nicht in dem Grade entspreche, als eine vereinfachte. Hierwider Gründe anzuführen, erlaubt der Raum nicht. Aber der V. nennt selbst England und Holland als zwey Staaten, worin der Ackerbau in vorzüglicher Vollkommenheit blühet, und beyde haben doch eine sehr zusammengesetzte Regierungsart. Weiter der obigen Behauptung anjetzt etwas entgegenzusetzen, würde so überflüßig seyn, als das Mehreste von dem sehr gut entbehrt werden könnte, was der Hr. Verf. am Schlusse seiner Abhandlung, nicht allerdings in jedem Betracht mit Gründlichkeit, von der französischen Revolution eingewebt hat.

Bm.

24 b. Kriegslisten und Kriegswissenschaftliche Anekdoten von berühmten Feldherren. Erster Theil. Von Griechen und Römern. Gotha, bey Ettinger, 1792. 8. 16 Bogen. 16 gr.

Was aus diesem Werke in der Folge noch werden wird, können wir nicht sagen. Der Gedanke, eine gute Sammlung von den verschiedenen listigen Anschlagen, wodurch geschickte Generale und Anführer einzelner Corps Truppen ihre Gegner besiegt haben, zu veranstalten, ist gewiß sehr nützlich. Es kömmt nur alles auf die Ausführung an. Nun giebt uns aber der Verf. nicht die geringste Probe davon in gegenwärtigem Theile; denn dieser enthält nicht das geringste von seinem

eigenen Arbeit. In diesen Bogen findet man nichts als eine Uebersetzung von dem bekannten Buche: Sexti Iulii Frontini Viri consularis Strategematicon Libri quatuor. Für den Alterthumsforscher bleibt Frontins Schrift immer ein sehr schätzbares Monument, nicht zwar historischer Thatsachen, sondern der Kriegskenntnisse und Kriegsideen der damaligen Zeiten. Ausserdem sind überhaupt solche militärische Anekdoten viel zu ungewiß, als daß man sie alle, oder auch nur die mehresten für Thatsachen annehmen könnte; und auf Frontins Auswahl unter denen, die er bey andern Schriftstellern fand, läßt sich gar nichts rechnen. Er ist ein bloßer Compilator, der mehr mit der Hand als mit dem Kopf gearbeitet zu haben scheint. Nur eins zur Probe. Im 1ten Kapitel des 1ten Buchs erzählt er, wie es Cn. Nero angefangen habe, um dem Livius Salinator eine Verstärkung gegen den Hasdrubal zuzuführen, ohne daß es dieser gemerkt hätte, weil er sonst die Schlacht vermieden haben würde; und im 2ten Kap. desselben Buchs erzählt er, wie Hasdrubal an dem Haare der Pferde und an der erhitzten Farbe der Menschen entdeckt habe, daß das Nero Heer von fern her dem Salinator zu Hülfe gekommen sey, obgleich das feindliche Lager nicht größer geschienen habe, als es vorher gewesen war. Welch ein läppischer Widerspruch! und Letzteres; welch eine unwahrscheinliche Erzählung! Wie bekam denn Hasdrubal die Pferde und die Leute seines Feindes so in der Nähe zu sehen, daß er sogar die Beschaffenheit der Gesichtsfarbe an diesen und des Haars an jenen unterscheiden konnte? Doch wir wollen dies bey Seite setzen, und nur die Frage untersuchen: ob in diesem Buche das Werk des Frontins gut übersetzt ist? Denn nur als eine solche Uebersetzung wollen und können wir es hier betrachten: wenn die Fortsetzung erscheint, behalten wir uns vor, unsre Meinung von dem eigenthümlichen Werth zu sagen, den das ganze Werk, in Rücksicht auf die Vortheile, die die Kriegswissenschaft davon erhalten kann, alsdenn haben wird.

Diese Uebersetzung des Frontins soll wahrscheinlich unter die Zahl der freyen gehören, die sich nicht genau an die Gedankenfolge und Ausdrucksweise ihres Originals binden, sondern wo es ihnen nöthig dünkt, etwas abschneiden oder hinzufügen; trennen, wo letzteres verbunden hat, und verbinden, wo es trennt u. s. w. Wenigstens nimmt sich der Uebersetzer oft dergleichen Freyheiten mit seinem Autor. Seine Zusätze

sind

sind zumal von der paraphrastischen Art, und sollen die Sache, von der die Rede ist, erläutern. Man darf aber eine solche Art von Uebersetzung nicht nach denselben Regeln beurtheilen, die für eine eigentliche Verdeutschung irgend eines Autors gelten. Indeß hat sich der Uebersetzer ganz an die Folge der Geschichten im Frontin, und an seine Art, sie zu erzählen, gebunden. Er berichtigt ihn nicht, verändert und verbessert nicht den Plan seines Werkes oder die einzelnen Theile desselben, oder auch nur ihre Anordnung. So ist diese Uebersetzung beschaffen, und aus diesen Angaben fließt zugleich die Art, wie wir sie beurtheilen müssen, wenn wir dabey billig und unpartheyisch verfahren wollen. Wenn das, was der Uebersetzer vorbringt, nur im Frontin steht, so hat er das seinige gethan. Es mag in der Ordnung darin stehen oder nicht; er mag das Kurze erweitert, oder das Weitere zusammengezogen haben; Umstände mögen versetzt worden seyn; u. s. w. Das thut zur Sache nichts. Die Zusätze müssen nur nicht falsch seyn, so hat auch keiner darüber etwas zu sagen. Sie müssen nur die Erzählung nicht verwirren. Das Deutsche muß rein seyn; übrigens mag es mit dem Style des Originals Aehnlichkeit haben, oder nicht, das ist einerley.

Nach Festsetzung dieser Grundsätze besteht unsere erste Bemerkung darin, daß der Uebersetzer noch weniger mit dem Kopfe übersetzt, als Frontin damit excerpirt. Im 5ten Kap. des 1ten Buchs kömmt eben die Geschichte vor, als im 1ten Kap. Das ist nun gewiß keine Schönheit des Autors, und ein verbessernder Uebersetzer hätte dies immer auch verbessern können. Allein, Frontin erzählt doch wenigstens die Geschichte beydemal auf einerley Art. Unser Uebersetzer macht aber zwey sehr verschieden klingende Geschichten daraus. Die Stelle ist kurz, und wir können sie dem Leser vor Augen legen. So hat sie Frontin im 1ten Kap. mit den beybemerkten Veränderungen, die im 5ten vorkommen.

L. Furius exercitu producto (perducto) in locum iniquum, cum constituisset occultare solicitudinem suam: ne reliqui trepidarent, paulatim se inflectens, (inflexit iter,) tanquam circuitu maiore hostem aggressurus, converso (que) agmine, ignarum rei (,) quae agebatur (,) exercitum incolumem reduxit.

Dies

Diess wird im ersten Kapitel also übersetzt.

Als Lucius Furius mit seiner Armee an eine gefährliche Stelle gerieth, wollte er seine Besorgniß nicht merken lassen. Um seinen Leuten nicht Angst zu machen, zog er sie nur allmählig zurück, und schwenkte sich, als wenn er durch einen Contremarsch den Feind angreifen wollte, wodurch das Heer, ohne daß es etwas merkte, ausser Gefahr gesetzt wurde.

Im 5ten Kap. lautet diese Geschichte wie folget. Lucius Furius war mit seiner Armee an einem gefährlichen Platze postirt, wollte aber seinen Leuten nichts von seiner Besorgniß merken lassen. Um ihnen die Angst zu benehmen, machte er einige Wendungen, als wenn er den Feind von hinten angreifen wollte; allein, er machte linksum, und brachte die Armee, ohne daß sie wußte, was vorgieng, glücklich aus ihrer unsichern Lage.

Ein vernünftiger Leser hat hoffentlich keine großen Erläuterungen nöthig, um einzusehen, wie und worin beyde Erzählungen verschieden sind, und zwar besonders militärisch verschieden. Wenn dieser Leser Latein versteht, werden wir ihm auch gewiß nicht zu sagen brauchen, daß Frontins Sinn in beyden ganz verfehlt ist, und die Geschichte im Original ein ganz anderes, viel vernünftigeres und begreiflicheres Ansehen hat. Da geräth des Furius Armee im Marsche, und zwar nach Kap. 1. (producto) vorwärts gegen den Feind, in eine schlimme Stellung, wo sie gegen den Feind mit Nachtheil fechten mußte (in locum iniquum); darauf läßt Furius ein wenig von der Marschdirection ausbeugen (inflexit iter), als wollte er einen größern Umweg nehmen, um den Feind anzugreifen (circuitu maiore aggressurus); endlich macht er links (oder auch rechts) um, oder einen Contremarsch, (wie man sich die Sache denken will, denn converso agmine kann beydes bedeuten, und bringt die Armee so in Sicherheit.

Doch braucht einer, der Lateinisch kann, nur zwanzig Seiten zu lesen, um einzusehen; daß der Uebersetzer diese Sprache sehr schlecht versteht. Wir wollen zur Probe nur noch eine ganz falsch übersetzte Geschichte anführen. Es ist die achte im 2ten Kap. des 1ten Buchs.

Similiter Thyamenus Horestis filius, cum audisset iugum ab hostibus natura munitum teneri, praemisit sciscitaturos,

turos, quid rei foret: ac referentibus eis, non esse verum, quod opinaretur, ingressus iter, ut vidit ex suspecto iugo magnam vim avium simul evolasse, neque omnino residere, arbitratus est latere illic agmen hostium: itaque circumducto exercitu elusit insidiatores.

„Eben diese Erfahrung machte auch Tisamenes, des Orestes Sohn. Man sagte ihm, daß das Gebirge, worauf der Feind stand, unersteiglich wäre; er schickte deswegen Leute voraus, um dieses zu untersuchen. Allein, diese widerlegten jene Aussage, und er trat den Marsch an. Bald aber sah er von der verdächtigen Höhe eine Menge Vögel auffliegen, ohne sich irgendwo wieder zu setzen. Daher vermuthete er, daß es daselbst nicht sicher sey, und entgieng dieser Falle, indem er seinen Marsch auf die andere Seite nahm."

Was das für eine einfältige und widersinnige Geschichte in der deutschen Uebersetzung ist, muß jedem einleuchten. Denn was hat das Auffliegen der Vögel mit der Steile des Berges zu thun, die des Uebers. Tisamenus recognosciren ließ? Und wenn der Feind schon im Walde stand, wie konnte Tisamenus Vögel auffliegen sehen. Die mußten ja beym Einrücken des Feindes aufgeflogen seyn, also ehe Tisamenes kam; oder sie wären gar nicht aufgeflogen. Allein, so sinnlos erzählt auch Frontin nicht. Ihm zufolge hatte Thyamenes gehört, ein von Natur festes, d. h. sobald es vom Feinde besetzt war, schwer zu eroberndes Gebirge sey wirklich vom Feinde besetzt. Dies ließ er untersuchen, und man rapportirte ihm, es wären keine Feinde auf demselben. Da er aber eine Menge aufgeflogener Vögel sah, die sich durchaus nicht wieder setzen wollten, so urtheilte er, es lägen doch Feinde da verborgen, nahm eine andre Marschroute um den Berg herum, und entgieng so dem gelegten Hinterhalte. So hängt alles ganz gut zusammen; bey dem Ueb. hat die Geschichte aber keinen Menschenverstand.

Im Vorbeygehen wollen wir eine Bemerkung machen, die die Kriegskunst interessirt. In unsern stark bewohnten Europäischen Ländern, wo es in den Wäldern fast gar keine Vögel mehr giebt, findet dies Mittel, einen Hinterhalt zu entdecken, auch nicht mehr Statt. Allein, in Amerika z. B., oder andern dergleichen Gegenden, da kann man auf diese Art wohl den verborgenen Feind gewahr werden, und es nützlich seyn, auf dies Merkmal Achtung zu geben.

Noch

Noch eine lächerliche Uebersetzung können wir nicht unbemerkt lassen. Sie steht im dritten Kapitel, dessen Titel sogar falsch verdeutscht ist. Er heißt: de custodiendo statu belli, welches so viel heißt, als: Von der rechten Anlage des Operationsplans; und hier durch: Vortheilhafte Eröffnung des Krieges, gegeben wird. Da steht No. 10. folgende Geschichte.

Imperator Caesar Domitianus Augustus, cum Germani more suo e saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros, tutumque regressum in profunda silvarum haberent, militibus per centum viginti millia passuum actis, non mutavit tantum statum belli, sed subiecit ditioni suae hostes, quorum refugia nudaverat.

Dies wird hier so übersetzt: „Die Deutschen pflegten die Römer immer aus Waldgebirgen und Dickichten anzufallen, und sich dann sicher in ihre Schlupfwinkel zurückzuziehen. Der Kaiser Domitian ließ deswegen in einem Umfange von 30 Meilen Barriereplätze anlegen, wodurch er dem Kriege nicht nur eine andere Richtung gab, sondern auch die Feinde, denen er ihre Zuflucht abgeschnitten hatte, sich ihm zu unterwerfen zwang.

Sollte es wohl nöthig seyn, die Absurdität dieser Uebersetzung auseinander zu setzen. Barriereplätze können wohl die Einfälle eines Feindes abhalten, ihn aber nie zur Unterwerfung zwingen, und seine Zuflucht abschneiden. Auch sagt Frontin davon kein Wort. Er sagt, Domitian habe es mit den Deutschen so gemacht, wie man es mit Jägern, die im Büschen lauschen, immer machen muß; er sey ihnen auf den Leib gegangen, habe sein Heer 24 Meilen (unsrer Rechnung nach, indem wir zwey von unsern Soldatenschritten, deren fünf eine Ruthe machen, auf einen Römischen passus rechnen, und dann nehmen wir doch diesen noch ein wenig zu groß an; dabey rechnen wir auch zweytausend rheinländische Ruthen auf eine deutsche Meile) weit vorwärts marschiren lassen. Dadurch zwang er sie, sich zu unterwerfen, weil er sich ihrer Zufluchtsörter bemächtigte, ihnen in Rücken kam, sie wehrlos machte; denn das liegt in den Worten: refugia denudaverat.

Unser Urtheil wäre nun wohl erwiesen. Nur noch eine Bemerkung über die seltsame Art, wie der Uebersetzer mit den Namen der Personen verfährt. Wir haben schon gesehen, daß

daß er aus einem Thymenes des Horestes Sohn einen Tisamenes des Orestes Sohn macht. So steht Lib. 1. Kap. 1. 2. im Original Hamilcar, in der Uebersetzung Himilko. Kap. 2. 7. im Original eine Stadt Colonia heißt in der Uebersetzung Popionia. Kap. 5. 7. im Original Herculejus, in der Uebers. Hirtubejus; 17. Orig. Duillius. Ueb. Mutilus; 22. Orig. L. Varinus, Ueb. Publius Varinus. Kap. 8. 10. Orig. Ventscius Thermus, Ueb. Markus Thermus. In den Namen haben die Abschreiber freylich immer große Verwirrungen verursacht, und wir würden geglaubt haben, der Uebers. hätte sich einer andern Ausgabe des Frontins bedient, wo er diese Namen so gefunden hätte; wie er sie schreibt. Allein, nachdem wir gesehn haben, daß er angustias maris, quae Cyaneae appellantur, L. I. C. 4. 13. durch den Kanal von Abydus übersetzt, da dieser doch am Hellespont, die Cyanden aber am Eingange der Thrazischen Meerenge liegen! nachdem wir zumal fanden, daß er aus dem Afranius Kap. 5. 9. und Kap. 8. 9. immer einen Africanus macht, so haben wir wohl glauben müssen, daß es mit seinen historischen Kenntnissen der damaligen Zeiten sehr schlecht beschaffen wäre; und daß jene unbegreiflichen Namenveränderungen größtentheils wenigstens aus der eignen Fülle seiner Erfindungskraft kämen.

In der That, wenn die Fortsetzung dieses Werks nicht mit weit mehrerm Fleiße und Nachdenken bearbeitet wird, als diese Uebersetzung, so möchte sie wohl besser unterbleiben. Indeß soll vielleicht dasselbe niemals eine Fortsetzung haben; denn in der That der Uebers. scheint uns, einem Unternehmen, wie das, was er hier verspricht, ganz und gar nicht gewachsen zu seyn; und dieses selbst fühlen zu müssen.

N.

24 c. Das Turnir zu Prag. Geschichte des königlichen Jünglings Ladislaus. Zwey Theile. Leipzig, in der Weigandischen Buchhandl. 1792. Beyde Theile 556 S. 8. 1 Rg. 12 ℋ.

Der Verf. ist der Geschichte fast durchgängig treu geblieben. Der Oesterreichische Ehrenspiegel und andere erzählen sie beynahe eben so. Und wenn ein historischer Roman die Geschichte

schichte selbst nicht verändert, und keine Begebenheiten hinzusetzt, die nicht darin vorkommen, sondern nur in der Einkleidung Abwechselung und Verzierungen anbringt; so kann man immer damit zufrieden seyn. Aber die wahren Begebenheiten mit fabelhaften Umständen so zu verweben, daß ein eigenes Studium der Geschichte dazu erfordert wird, sie von einander zu unterscheiden, wie das bey so vielen andern historischen Romanen der Fall ist, hat gewiß sehr nachtheilige Folgen für die Wahrheit der Geschichte. — Aus dem sonderbaren Gebrauch der Unterscheidungszeichen erkennt man in diesem Werke den Verf. der Frau Sigbritte und ihrer schönen Tochter. Er schreibt z. B. S. 113: „Sie mahnen mich auf: meinem Sohn, sein väterlich Reich zu erhalten; und dieser Entschluß u. s. w.“ und so stößt man auf Stellen, wo die Interpunction noch auffallender ist. Die Zeitwörter, bezügeln, aufmahnen, entgegnen, langweilen und meucheln klingen zu neu; S. 104. Z. 19 ist prest, und S. 229. Z. 21 past unrichtig geschrieben, wie man denn überhaupt zuweilen grammaticalische Genauigkeit vermißt; und die Einschaltung S. 257: „Bewies dies Aeneas zuerst —“ steht am unrechten Orte. — Weil auch mehrere Personen in der Geschichte vorkommen, welche einerley Vornamen haben, so hätte sie der Verf. nicht so oft blos damit benennen sollen; man muß sich oft besinnen, von wem eigentlich die Rede sey.

Ka.

25. Untersuchung der Frage: Warum wirkt das Predigtamt so wenig auf die Sittlichkeit der Menschen, v. L. Frankfurth, 1792. 1 Alph. in gr. 8. 20 gr.

Da der Verf. selbst zugiebt, daß das Predigtamt, auch selbst nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit und nach allen seinen Mängeln, in Rücksicht auf die Sittlichkeit des großen Haufens einen sehr grossen Nutzen stiftet. Ja da eben dieser Nutzen vielleicht grösser ist, als mancher glaubt, so sollte die Frage wohl etwas bestimmter heißen: Warum das Predigtamt nicht so viel Nutzen stiftet, als es könnte? Indessen sieht man wohl, daß hier von allem dem die Rede ist, was diesen Nutzen hindert oder erschweret. Der Verf. will, wie er in der kurzen Vorrede auch selbst sagt, die Aufmerksamkeit auf alles das hinlenken. Er ist der Meynung, daß die Sache einer wiederholten Untersuchung werth sey, und glaubt nicht, daß sie seit der bekannten treflichen Schrift des Hrn. Spaldings so sey beantwortet worden, daß dadurch alle fernere Untersuchung der Art, wie sie das gegenwärtige Werk enthält, überflüßig geworden sey, zumal da man ja noch an so vielen Orten keinesweges bedacht gewesen, auch selbst die bekanntesten Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Rec. kann nicht leugnen, daß er diese Schrift anfänglich mit einem geheimen Mißtrauen in die Hand genommen; welches Mißtrauen aus Ursachen herrührte, die sich leicht errathen lassen. Er muß aber auch gestehen, daß er dieses wider sie gefaßte Vorurtheil, so wie er weiter las, auch immer mehr und am Ende gänzlich fahren zu lassen sich genöthiget sah. Der Verf. zeigt mit einer genauen Kenntniß der Sache, und mit einer Unpartheylichkeit, die beynahe Partheylichkeit wird, die Mängel und Fehler der Prediger, die Mängel des Kirchen- und Predigtwesens; die Umstände welche sie veranlassen, und die Quellen woraus sie fließen. Aber er thut nun auch Vorschläge ihnen abzuhelfen, welche, da sie aus Kenntniß der Sache, und der Schwierigkeiten die sich bey ihrer Ausführung finden möchten, geschöpft sind, allerdings Aufmerksamkeit verdienen. Was indessen diese Schrift vorzüglich charakte-

 risirt,

risirt, ist theils, daß der Verf. wie es freylich schlechterdings nöthig ist, dabey so sehr in das einzelne und besondere gehet, theils, daß er aus der Kirchengeschichte alter und neuer Zeiten häufige Beyspiele beybringt, welche verkehrte Begriffe man sich von dem Predigtwesen gemacht, und wie elend man beynahe allgemein geprediget hat, und in so vielen Ländern noch jetzt prediget. Da diese Beyspiele vornemlich von den Zeiten kurz nach der Reformation entlehnt, und oft in langen Auszügen weitläuftig vorgetragen sind, so sieht man wohl, daß der Verf. die Absicht gehabt hat, manchen von seinen Amtsbrüdern gleichsam einen Spiegel vorzuhalten, darin sie sich wider ihre Erwartung selbst sehen, wenn sie einen andern zu sehen glauben.

Man könnte es vielleicht tadeln, daß der Verf. bisweilen in etwas derben Ausdrücken, bisweilen in einem etwas naiven oder drolligten Ton spricht. Aber seine Sprache ist doch dabey so herzlich, und man merkt ihm so sehr das ernstlichste Bestreben an, mit seiner Schrift so viel Gutes zu stiften, als er nur kann, daß man ihm einen verunglückten Ausdruck oder eine nicht ganz feine Wendung gern verzeihet.

So sehr übrigens auch Rec. ebenfalls der Meynung ist, daß Verbesserungen des Kirchen- und Predigtwesens überall noch nöthig sind: so scheint ihm doch das so sehr detaillirte Bild, was der Verf. von den Mängeln desselben mit so vielem Leben und mit so auffallenden Zügen hier aufstellet, von einer Gegend Deutschlands abgezogen zu seyn, wo man im Ganzen genommen doch wohl noch etwas weiter zurück ist, als man in anderer Gegend auch nur zu glauben pflegt. Die Hauptsache den Predigerstand zu verbessern, und ihn noch nützlicher zu machen, läuft am Ende doch immer darauf hinaus, daß man den Predigern gehörig zu leben geben muß, wie andern Leuten welche dem Staate dienen. Alsdenn werden der einsichtsvollen, gesitteten, gutdenkenden und dem Staate nützlichen Prediger, bald mehrere werden. So lange das aber nicht geschiehet, sind alle übrige noch so gutgemeynte, noch so zweckmäßige Vorschläge vergebens. Denn Armuth ist der Weg zur Unwissenheit, Niederträchtigkeit und Verachtung überall, und von je her gewesen. Hinc illae lacrimae! Glaubt man aber wirklich, daß die Prediger nur eine unnütze ja so gar schädliche Last des Staats sind, so mache man doch einmal den Versuch, sie sammt und sonders abzuschaffen, und man

wird

wird ja sehen, ob der Räuber, der Diebe, der Mörder, der Betrüger, der Wollüstlinge ꝛc. alsdenn weniger seyn werden.

Bk.

26. Zwey Predigten über die Abschaffung der Betteley auf dem platten Lande, und die deshalb errichteten neuen Armenanstalten. Gehalten von Raymund Dapp, Prediger zu Kleinschönebek ꝛc. Zum Besten einer Dorfarmenkasse. Berlin, 1792. bey Voß. 40 S. 8. 3 gr.

Diese beyden Predigten verdienen mit Recht einen Platz in unsrer Bibliothek, sowohl wegen der Veranlassung bey welcher sie gehalten sind, als auch wegen ihrer eignen Güte und Zweckmäßigkeit. Der König von Preußen ließ vor einigen Jahren in der kleinen Stadt Strausberg 4 Meilen von Berlin ein großes Armenhaus bauen, worinn 400 Arme verpflegt und zu nützlichen Arbeiten angehalten werden sollten, um die Unterthanen auf dem platten Lande von der Plage der Betteley zu befreyen. Die Unterthanen in dem Theil der Mittelmark, dessen Arme dort verpflegt und untergebracht werden sollen, wurden auf Befehl des Königs durch die Prediger dazu aufgefordert, sich zu einem freywilligen Geldbeytrag zu Unterhaltung des Armenhauses zu verstehen, welches der König auf eigene Kosten bauen ließ; und an den meisten Orten verstanden sich die meisten mit Freuden zu einer verhältnißmäßigen Beysteuer. Nunmehr ist dieses Haus fertig, ein jeder Unterthan giebt nach der gemachten Eintheilung weit weniger zur Unterhaltung des Hauses, als wozu er sich selbst freywillig erboten hat, und es ist ein Reglement bekannt gemacht worden, worin den Unterthanen bekannt gemacht wird, wenn sie die muthwilligen Bettler aufgreifen, und wo sie dieselben abliefern sollen, damit sie von Dorf zu Dorf endlich bis nach Strausberg ins Armenhaus kommen. Seitdem diese Einrichtung getroffen worden, ist das platte Land in dem Theil der Mittelmark, der auf dieses Armenhaus angewiesen ist, ganz leer von Bettlern, so daß sich fast kein einziger mehr sehen läßt, und in dem Armenhause zu Strausberg befinden sich ohngefähr anjetzt 200 Bettler, die theils selbst dahin gegan-

gen, theils mit Zwang hingebracht worden sind. Wer die Plage und die Noth aus der Erfahrung kennet, welche die Betteley überhaupt und besonders auf dem platten Lande verursachet, der wird gewiß dem gütigen Könige von Herzen danken, daß er seine Unterthanen durch diese wohlthätige Einrichtung des Armenwesens von der großen Plage der Betteley befreyt hat.

Der Herr Verf. der beyden Predigten hat seinen Zuhörern die große Wohlthat die ihnen der König erwiesen hat, recht anschaulich gemacht, und sie ermahnt, daß sie alles, was ihnen dabey zur Pflicht gemacht werde, sowohl in Absicht der Einrichtung ihres Beytrages, als auch in Absicht der Fortschaffung und Ablieferung der Bettler mit Treue und Sorgfalt verrichten, damit diese nützliche und wohlthätige Armenanstalt zu ihrem eigenen Besten immer fortdauern möge. So wie man nun schon in den übrigen Predigten die der Herr Verf. bekannt gemacht hat, Zweckmäßigkeit, Deutlichkeit des Vortrages und den herzlichen andringenden Ton der Ermahnung gerühmt hat, so haben vorzüglich diese beyden Predigten diese Eigenschaften in einem reichen Maße. Daher wir sie angehenden Predigern bey ähnlichen Veranlassungen sehr empfehlen wollen.

Bo.

27. I. M. S. Gedanken von der Abänderung des Breviers. Mit Anmerkungen begleitet, und der katholischen Geistlichkeit zur Selbstprüfung vorgelegt von E. B. M. 1792. 8. 5 Bogen.

Nach der Angabe des Verf. hat ein Mann, dem man weder Einsicht noch ächte Andachtsliebe absprechen kann, auf Verlangen eines so erlauchten als frommen zukünftigen Bischofs der deutschen Kirche, einen Plan über die Abänderung des Breviers entworfen, der aber bisher nur noch im Manuscript und Copien von einer Hand zur andern gieng. Dies veranläßte den Verf. den Winken, welche jener Plan enthält, weiters nachzusinnen, und seine Beobachtungen und Anmerkungen darüber der katholischen Geistlichkeit zur weitern gefälligen Selbstprüfung vorzulegen. Er läßt daher jeden einzelnen Paragraph des gedachten Plans hier abdrucken, und fügt seine eigenen Bemerkungen darüber sogleich bey. — Das Brevier

an

an und für sich ist nach der Angabe des Verf. eine Sammlung mündlicher Gebethe, welche die Kirche täglich zu verrichten, der Geistlichkeit aufgelegt hat. Es enthält die Psalmen Davids, Stellen aus allen Büchern der heiligen Schrift, Hymnen zum Lobe Gottes und der Heiligen, kurze Lebensgeschichten der Heiligen, Kirchengebethe und einzelne Versikel aus der Bibel. Alle diese verschiedenen Theile werden nach Vorschrift der vorangesetzten Rubriken an einander gereihet, und bilden so ein Ganzes, welches das Tagwerk eines Geistlichen ausmacht. So wohl die äussere Form und Einrichtung des Breviers, als auch die Geschichte seines Ursprungs, zeigen deutlich genug, daß es anfänglich nur für die Mönche bestimmt war; aber bald gefiel es der heiligen Kirche, jedem Geistlichen unter einer Todsünde das tägliche Brevierbethen zu befehlen. Da nun wohl nicht zu hoffen ist, daß dieser Befehl zurück genommen werden dürfte, und doch das Brevier nach seinem gegenwärtigen Inhalt und Form, den jetzigen Zeiten und Umständen gar nicht mehr angemessen ist; so verdient eine Verbesserung des Breviers nach seinem Inhalt und Form allerdings die Aufmerksamkeit der Kirchenvorsteher. Der oben bemerkte Plan zu dieser Verbesserung, den der Verf. hier abdrucken läßt, verdient auch die Aufmerksamkeit der katholischen Geistlichkeit. Eben so wichtig, und noch vorzüglicher sind die Anmerkungen, womit der Verf. diesen Plan begleitet. Er deckt nicht nur die Mängel, Fehler und Abgeschmacktheiten des Breviers mit aller Freymüthigkeit und Bescheidenheit auf; sondern giebt zugleich auch eine sehr gründliche Anweisung zur Verfertigung eines bessern und zweckmässigern Breviers. Den Endzweck des Brevierbethens setzt er in Gottesverehrung und eigne Erbauung. Nach diesem Endzweck prüft er das jetzige Brevier nach Form und Inhalt, legt seine Zweckwidrigkeit augenscheinlich und klar vor Augen, und zeigt, daß man recht der gesunden Vernunft zum Trotz quadrata rotundis unter einander hingeworfen hat, um die schlimme Vernunft recht zu unterjochen. Auch die Verbesserungsvorschläge des Verf. gehen von dem angegebenen Endzweck aus, und sind durchgängig so beschaffen, daß sie der weitern Prüfung und Beleuchtung der katholischen Kirche sehr wohl würdig sind. Dabey bescheidet sich der Verf. gar gerne, daß nichts leichters ist, als Plane zu machen, und nichts schwerer, als sie auszuführen. Uebrigens hält er es auch für Pflicht eines

Schriftstellers, in diesen und ähnlichen Fällen, frey und bescheiden seine Meynung zu sagen, und das Weitere ganz ruhig der Vorsicht zu überlassen.

G.

18. Systematische Anleitung zur Kenntniß der Quellen und Literatur des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Staats- und Privatrechts, von Julius Georg Paul du Roi, Dr. und Br. Lüneburg. Hofgerichts-Assessor. Braunschweig, in Kommission der Schulbuchhandlung. 1792. 317 Seiten. 8. 21 gr.

Unstreitig hat sich der Verf. durch diese Arbeit nicht nur das literarische Publikum seines Vaterlandes verbunden, sondern er hat sich zugleich um die Cultur des deutschen Privatrechtes, welche vorzüglich durch die Erläuterung einzelner Provinzialrechte befördert und erweitert wird, ein Verdienst erworben. Von Mängeln glaubt selbst der Verf. seine Arbeit nicht ganz frey; allein jeder Kenner einer solchen Arbeit wird es ihm doch gern einräumen, daß er mit Fleiß und Wärme für seinen Gegenstand gearbeitet hat. Das Werk selbst kann übrigens neben der kürzlich erschienenen von Liebhaberschen Einleitung in das Braunschweig-Lüneburgische Landrecht, sehr gut bestehen; da jener nur die Grundsätze des Br. Lüneburg. Privatrechts bearbeitet hat, ohne sich dabey auf eine historische Entwickelung der Landesgesetze und sorgfältige Anführung der Literatur einzulassen, auf welche letztern Stücke der Verf. allein seine Hauptrücksicht genommen hat.

Das Ganze zerfällt in zwey Theile. Im ersten wird von den Quellen des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Staats- und Privatrechts gehandelt. In verschiedenen Abtheilungen werden alsdenn die eigentlich fremden und ursprünglich deutschen Gesetze angeführt, deren Bestimmung der Gültigkeit bemerkt und das Rechtsverhältniß derselben gegen die Landesgesetze angegeben. Alles was hierüber in Rücksicht des römischen, canonischen und Longobardischen Lehnrechts angeführt ist, enthält meistens nur ganz bekannte Sätze. Allgemeine Rechtsgewohnheiten würde der Verfasser dabey, wenn ihm das was Herr Prof. Hufeland neulich dagegen erinnert hat, schon

bekannt

bekannt gewesen wäre, wohl nicht mehr unter die Rechtsquellen mit gesetzt haben. Als etwas besonderes bemerken wir aber, daß das ehemals gültige Sachsenrecht durch ausdrückliche Verordnungen völlig ist abgeschaft, und die peinliche Gerichtsordnung Karls V. durch eine eigne Verordnung vom 24 Apr. 1568, mithin 36 Jahre nach ihrer ersten Bekanntmachung, vom Herzog Heinrich dem jüngern, im Herzogthum Wolfenbüttel ist publiciret worden. — Hierauf werden die eigenen Landesgesetze angezeigt, und unter solchen zuförderst von den Quellen des Br. Wolfenbüttel. Staatsrechts, von Familien- und Erbverträgen, von der Verfassung und den Gerechtsamen der Landschaft, von Landtagsabschieden, von den besondern Gesetzen in Ansehung des Schatz- Steuer- Post- und Stempelwesens, gehandelt. Vorzüglich fleißig ist das historisch-chronologische Verzeichniß der Familien- und Erbverträge, Dispositionen, Testamente und Verzichte; desgleichen der Landtagsabschiede, Recesse, Reversalen, Assecurationen und Confirmationen der Privilegien der Landschaft, gesammlet. Das gedruckte Verzeichniß derselben, welches Engelbrecht ehedem geliefert hat, ist gegen das hier mitgetheilte äusserst mangelhaft und unvollständig. Besonders sind die hierüber mitgetheilten Nachrichten aus den handschriftlichen Annalen des ehemaligen Braunschweig. Landsynd. Wismann, die sehr selten geworden sind, entlehnt und überhaupt die Verzeichnisse mit kritischer Genauigkeit verfaßt worden, wobey der Verf. die Quellen, aus welchen er seine Angaben geschöpft, jedesmal sorgfältig angeführt hat. Ob indeß dieses Verzeichniß der L. A. ganz vollständig ist; ingleichen ob sie noch sämmtlich vorhanden sind? wird sich erst dann mit Zuverläßigkeit beurtheilen lassen, wenn der Herr Kammerrath Ribbentrop sein öffentlich gegebenes Versprechen erfüllt und seine Sammlung der Br. Wolfenbüttel. Landtagsabschiede herausgegeben haben wird. — Eben so vollständig sind hienächst die Quellen des Br. Wolfenb. Privatrechts angegeben. Zuerst werden die Gesetze, welche die Kirchenverfassung betreffen, angezeigt und darauf die einzelnen, geistliche corpora, als Academien, Klöster, grössere und kleinere Schulen betreffenden Gesetze, angeführt; alsdenn wird von den besondern Quellen des bürgerlichen, (privat-) peinlichen und Lehnrechts; von den Rechten besonderer Stände und Geschäfte, insonderheit vom Dorf- und Bauernrechte, Kriegsrechte, Handwerksrechte, vom Policey- Wechsel- Kammer und Amts- Forst und Jagd- Berg-

 werks-

werksrechte und endlich vom Proceß, mit besonderer Rücksicht auf die Hofgerichts- und Kanzleyordnungen und einige andere, den Proceß überhaupt bestimmenden Gesetze, gehandelt. Hierauf folgen die Gesetze des Fürstenthums Blankenburg, die besondern Stadtgesetze von Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstädt. Den Beschluß machen endlich die Gewohnheitsrechte. Man darf hier aber kein klassificirtes Verzeichniß aller einzelnen kleinen Verordnungen, Ausschreiben und Landesgesetze suchen. Dieses würde auch in der That, nach den hierüber bereits vorhandenen **Woltereckschen** und **Fredersdorffschen** Schrifften, eine ganz zwecklose und überflüssige Arbeit gewesen seyn. Der Verf. hat vielmehr nur immer die Hauptquellen jeder Art, nemlich die wichtigsten Gesetze, eigentlichen Ordnungen und größere Verordnungen ausgehoben, und solche hin und wieder mit kurzen historischen und literarischen Bemerkungen begleitet. Dadurch hat denn unstreitig seine Schrift auch für auswärtige Rechtsgelehrte mehr Interesse bekommen.

Der zweyte Theil ist ganz der Literatur des Braunschweig-Wolfenb. Rechts gewidmet. Was man von derselben bey **von Praun, von Selchow, Moser, Mascov, Engelbrecht** u. a. m. antrift, ist theils mangelhaft, theils ganz ohne systematische Ordnung, und in dieser Hinsicht würde schon jedem vaterländischen Literaturfreunde das Schriftenverzeichniß des Verfassers angenehm seyn. Allein er hat weit mehr geleistet, und die gesammte Literatur des Br. Wolfenb. Staats- und Privatrechts, nach allen Zweigen derselben abgehandelt, und bey jedem einzelnen Rechtstheile Systeme, Lehrbücher und Schriften über besondere Gegenstände und Materien, gehörig abgesondert. Vollständigkeit hat zwar der Verf. hierbey sichtbar zu erreichen gesucht; ob sich aber nicht hin und wieder noch eine kleine literarische Nachlese machen ließe, müßen wir billig geübtern Literatoren der Br. Wolfenb. Rechte überlassen. So viel ist indeß gewiß, daß dieser Abriß der Literatur auch durch die zuweilen beygefügten kritischen Bemerkungen und durch die specielle Angabe des Inhalts bey größern oder zusammengedruckten Werken überaus brauchbar geworden ist, und daß darin zugleich die Lücken aufgedeckt worden sind, welche sich bey einzelnen Rechtstheilen finden und zu einer künftigen Bearbeitung noch Stoff genug übrig lassen.

Dw.

29. Der Rechtsgelehrte, oder über die Art und Weise, wie das Civilrecht richtig gelernt und erklärt wird. Eine Abhandlung des Franz Rapolla, Königlichen Kammerpräsidenten zu Neapel; aus dem lateinischen übersetzt, mit einer Vorrede und mehreren Anmerkungen begleitet von Ludwig Friedrich Griesinger dem jüngern, Kanzleyadvocat in Stutgard. Stutgard. 1792. 416 S. 8. 20 Kr.

Das Original, dessen zwote Ausgabe unter dem Titel: de Iurisconsulto, sive de ratione discendi, interpretandique juris civilis Libri II. Auctore Francisco Rapolla, Reg. Cam. Prof. zu Neapel im Jahr 1766. heraus kam, blieb in Deutschland meist unbekannt; ob es aber eine Uebersetzung in unsere Sprache verdient habe, wäre eine andere Frage, welche wir nicht geradezu bejahen möchten. Nicht als ob der V. nicht viel Gutes gut gesagt hätte, sondern theils weil er doch für uns Teutsche nichts neues hat, und wir das meiste schon in manchen vaterländischen Schriften, besonders in Eckard. Hermenevt. juris besser ausgeführt finden, theils aber, weil wir uns für überzeugt halten, daß Schriften dieser Art, welche allein das Römische Recht behandeln, immer nur in der Römischen Sprache geschrieben seyn sollten. Damit aber wollen wir dem rühmlichen Fleiß und Verdienst des Uebersetzers nichts benommen haben; denn nicht nur die Uebersetzung ist, so viel wir ohne das Original urtheilen können, sehr gut und fliessend gemacht, sondern auch die Anmerkungen des Uebersetzers, in welchen öfters der Verf. zurecht gewiesen wird, zeugen von seltenen Kenntnissen des erstern sowohl in der eleganten juristischen Literatur, als auch in der Rechtsgeschichte und Auslegungskunst, welche alle Aufmunterung verdienen, und uns mit Recht die schönsten Früchte erwarten lassen.

Az.

30. F. L. de la Fontaine, Sr. Maj. des Königs von Polen Hofraths und wirklichen Leibchirurgus, Bürgers der neuen Constitution zu Warschau, u. s. w. chirurgisch-medicinische Abhandlungen verschiedenen

nen Inhalts, Polen betreffend., Mit (VII) Kupfern. Breslau und Leipzig, bey Korn. 1792. 172 Seiten in 8. 1 Rh. 8 gr.

Der Verf. hatte nicht nöthig, seiner Schreibart und der vielleicht vorkommenden Sprachfehler wegen, sich im Voraus zu entschuldigen. Die Sprache ist ziemlich rein und sein Vortrag fliessend, angenehm und unterhaltend. Die abgehandelten Materien sind in Briefform dargestellt. Läßt gleich die Ausarbeitung hier und da noch einen Wunsch, noch eine Frage dem Leser übrig, so entschädigt doch das viele Neue, und wo der Leser dies nicht findet, wird er nicht selten durch Berichtigung von manchen bisher irrig geglaubten Nachrichten, die er selbst zu untersuchen nicht im Stande war, sich angenehm belehret sehen.

Der erste Brief handelt vom Weichselzopf: zuerst die Schriftsteller, welche davon geschrieben haben, und die Versicherung des V., daß er keine Zeile niedergeschrieben habe, deren buchstäbliche Wahrheit er zu verbürgen, nicht im Stande wäre. Die sich kritisch absetzende Materie geht nicht nur in die Haare, sondern auch in die Nägel der Hände und Füße, und diese Nägel werden sehr verändert, aber keinesweges schwarz. Die Krankheit verschont kein Alter, Geschlecht, Stand, noch neu angekommene Ausländer in Polen, und oft bringt sie das Kind mit auf die Welt. Manche Leute bekommen sie gar nicht, andere aber mehrmals und im Sommer häufiger als im Winter. Auch Thiere, besonders solche, welche lange Haare haben, sind ihr unterworfen. Nur das Federvieh ist davon ausgenommen. Mit weichen und lichtbraunen Haaren versehene Subjecte sind ihr am häufigsten ausgesetzt. Bey alten Leuten, mit ganz weißen Haaren, beobachtete sie der V. nur. Sie ist ansteckend und theilt sich durch den Beyschlaf, öfterer durch Ammen, und zuletzt durch äusserliche Ansteckung mit. Letztere ist die gelindeste Art. Den Weichselzopf verspüret man vom Ursprunge des Weichselflußes an, bis an die Carpathischen Gebirge, Lithauen, Weiß- und Rothreußen, die Tartarey. Unter August dem III. kam er auch nach Sachsen, und die meisten dahin verheyratheten Weiber bekamen ihn selten, desto häufiger aber ihre Kinder, zuweilen entsteht er ohne alle vorhergehende Beschwerden, und zu andern Zeiten gehen jahrlange Zufälle voraus, und manchmal

mal kömmt er ganz plötzlich. Die vor ihm hergehende Beschwerden, können von denen, die vor andern Krankheiten sich zeigen, nicht unterschieden werden. Doch sind die gewöhnlichsten Zeichen, herumziehende rheumatische Schmerzen. Schrecklich sind die vom Hrn. F. beschriebenen Zufälle, wenn sich die Weichselzopfsmaterie nicht auf die Haare oder Nägel wirft. Unter andern beobachtete er, daß, wenn sie die Augen befiel, der liquor Morgagni verdunkelt wurde, die Crystallinse aber durchsichtig und gesund blieb. Sonderbar war die Erscheinung, daß die Personen, bey welchen der Ausbruch des Weichselzopfs zauderte, einen unwiderstehlichen Lüster zum Brandtweintrinken bekamen, auch wenn ihnen dieses Getränke vorher unbekannt war, und Kranke hatten Gelüsten nach Speisen und Ekel für andern, der ungewöhnlich, und wie bey Schwangern war. Zähe und klebrichte Schweiße, mit anfangender Linderung der Schmerzen am Kopfe, sind die sichersten Kennzeichen, daß sich der Weichselzopf bald bilden, und die Crisis geschehen werde. Zuweilen platzen die Haare in ihrer Mitte, und die überhäufte Materie ergießt sich zwischen sie, woraus schon am dritten Tage Millionen Läuse entstehen. Daß aber Blut aus ihnen flöße, sey völlig ungegründet. Bleibt nach der Crisis eine Kälte um die Schläfe, so ist dies ein fast untrügliches Kennzeichen, daß ein zweyter Weichselzopf kommen werde. Je nachdem einzelne Haare oder alle damit befallen werden, entsteht ein mützenförmiger oder striemenartiger Weichselzopf. Einige Tage nach seiner Entstehung bekömmt er einen Gestank wie ranziges Fett, und verursacht in den Fingern dessen, der ihn berührt, eine stechende unangenehme Empfindung. Manche bekommen ihn noch nach dem Tode. Die Zufälle, welche Thiere vor dem Ausbruche desselben leiden, müssen mit denen, die der Mensch hat, viel ähnliches haben. Hunde äussern alle Zeichen, welche vor der Wuth vorhergehen, ausgenommen, daß sie viel saufen, und von ihrem Biß die Wuth nie entsteht. Der V. theilt den Weichselzopf nach seiner innern Beschaffenheit und äussern Gestalt ein in den wahren und falschen, und wahren und falschen zugleich, in den gutartigen und bösartigen, in den einfachen, wohin auch der halbseitige gehört, und den vielfachen, der wiederum a) Striemen- oder b) Mützen- oder Massenförmig, c) oder dreyfach, oder d) vom Kopfe freystehend ist. Noch könne man ihn auch in den kennbaren oder unkennbaren eintheilen. Der falsche entsteht aus Vernachläßigung der Reinlichkeit,

keit, und aus dem Einsalben mit Fett. Er kann aber ausgekämmt werden. Beym wahren und falschen zugleich hängt der erstere, welcher sich vom Kopfe schon abgesondert hat, an den gesunden nachwachsenden Haaren an, die aber nicht gereinigt werden können. Der gutartige entsteht ohne vorhergehende üble Zufälle. Beym einfachen bilden sich nur einzelne Haare zum Weichselzopf, die übrigen bleiben gesund. Der vielfache hat seinen Namen, weil er alle behaarte Theile des ganzen Körpers einnimmt. Der striemenartige findet sich nur bey Männern mit geschornem Kopfe, und letzterer nur bey Weibern. Beym dreyfachen kommen zu dem wahren und falschen nach einiger Zeit ein zweyter wahrer, darnach ein falscher, und dann wieder ein wahrer an einem und eben demselben Bündel langer Haare. Der unkennbare entsteht zur Zeit des Frisirens, und die Haare behalten die ihnen gegebene Gestalt bey. Die nächste Ursach dieser Krankheit ist völlig unbekannt, und andere Krankheitsmaterien scheinen an ihr nicht Theil zu nehmen.

Die Kurart muß den Zeiten der Krankheit angemessen seyn. Bey anfangender Krankheit muß man den Uebergang der Materie in die Haare, durch auflösende, verdünnende, erweichende, versüssende, seifenartige Pflanzen befördern, womit man, wenn die Crisis nicht geschehen wollte, das Extr. aconit, cicut. Fl. Sulph. Mercurial- und Antimonialpräparate verbinden muß. Das Spiesglas wirke überhaupt in dieser Krankheit fast so specifisch wie das Quecksilber in der Lustseuche. Die Salivation ist aber höchst schädlich. Ist die Materie zum Uebergang in die Haare zubereitet, so sind schweistreibende Mittel angezeigt. Im gehörigen Fall sind auch ausleerende Mittel und Aderlässe unentbehrlich. Nie darf das Fieber, das zur Crise so nöthig ist, unterdrückt, im Gegentheil wo es fehlt, muß es erregt werden. Für dem Abschneiden muß man sich hüten, wenn noch nicht alle Materie in die Haare übergegangen ist. Wäre er aber wirklich abgeschnitten worden, so muß man den abgeschnittenen wieder an seine vorige Stelle bringen, während er noch frisch ist. Er setzt sich fest an, wie bey Beinbrüchen der Callus, und lindert die Zufälle. Die vom gemeinen Volk als Hausmittel gebrauchten Mittel, Pfeffer mit Brantwein, Salz, warmes Bier mit Speck, der Absud von Lycopodium, Vinca Pervinca und Muscus terrestris, sind unwirksam. Ehe sich der Weichselzopf vom Kopf losmacht, muß man die Decocte aus obigen Pflanzen nicht bey Seite setzen, nachher

aber

aber muss man bittere und stärkende Mittel geben. Ohne äusserliche erweichende Mittel erreicht man selten seinen Zweck, um die Materie nach den Haaren zu bringen. Setzt sie sich, statt dahin zu gehen, oder die Nägel einzunehmen, auf andere Theile, so entstehen äusserst bösartige und hartnäckige Geschwüre, worin das Antimonium unter Salben äusserlich gebraucht, specifisch wirkt. Wenn sich die Materie in die Nägel critisch absetzen will, so dienen die nemlichen äusserlichen Erweichungsmittel, die oben empfohlen worden. Nach Umständen werden auch reitzende Mittel, als Blasenpflaster, oder Canthaㄧridentinctur an den Nägelspitzen angewandt. Auch das Einstecken der Fingerspitzen in den frischen Weichselzopf thut die nemlichen Dienste. Schlägt alles fehl, und kömmt die Materie nicht heraus, so hilft die Inoculation gewiß, wenn man nemlich eine etliche Stunden lang auf einem mit einem frischen Weichselzopfe behafteten Kopfe gesessene Haube dem Patienten schleunig aufsetzt. Ist der Weichselzopf noch neu, am Kopfe festsitzend, stinkend, bringt er beym Anfühlen jenes stechende Prikeln in den Fingerspitzen hervor, und haben alle Krankheitszufälle noch nicht aufgehört, dann kann man ihn auf keine Weise, ohne die schrecklichsten Zufälle zu erregen, abschneiden. Im Gegenfall kann das Abschneiden ohne allen Schaden geschehen. Ein sauberes Hausmittel der Juden. Sie suchen einen alten Weichselzopf, gießen Brandtwein darüber, trinken täglich ein Gläschen voll davon, und verschlimmern sich das Uebel. Mit der Absonderung der Nägel, geht es viel langsamer als bey den Haaren. Hierauf folgen 20 Beobachtungen, die, besonders für Augenärzte höchst merkwürdig sind.

Zweyte Abtheilung. **Erster Brief über die in Polen vorzüglich herrschenden innerlichen und äusserlichen Krankheiten.** Fast alle sind chronische Krankheiten oder Wechselfieber. Hitzige und Entzündungsfieber sind selten. Die Hauptstadt und einige andere Städte ausgenommen, ist die Inoculation der Blattern ganz unbekannt. Diese sind in Polen so bösartig, und werden durch üble Behandlung so tödtlich gemacht, daß man die Sterblichkeit auf 6 bis 7 von 10 ansetzen kann. Von den bösartigen Blattern und dem Weichselzopf kömmt es auch, daß kein Land so sehr von Blinden wimmelt, als Polen. Schröpfen ist wenig, außer den Juden, daselbst gewöhnlich, dagegen desto mehr die Fontanellen, die Seidelbastrinde, das Haarschnurziehen, die Blutigel, besonders

die Aderöffnung. Man könne rechnen, daß unter 10 Trepanirten kaum einer bis zwey sterben. Thränenfisteln sind sehr häufig, Nasenpolypen giebts viele, und noch mehr Haasenscharten. In 10 Jahren kamen dem V. nur 12 eingesperrte Brüche vor, unter welchen nur bey zwey die Operation nöthig war. Unter 300 bis 400 bekommt kaum einer einen Bruch. Der Wasserbruch ist eine gewöhnliche Krankheit, seltner der Fleischbruch. Unter einer Million Menschen ist keiner mit dem Stein behaftet, es müßte denn ein Ausländer seyn. Sonderbar ist es, daß es doch Nierensteine giebt. Afterfisteln sind daselbst zu Hause. Unter 800 bis 1000 Geburten, wird man nicht eine finden, wo die Hand des Geburtshelfers nöthig wäre. Geschwüre an den Füssen sind seltner, als bey uns, desto häufiger aber die Knochengeschwülste, der Beinfraß und Winddorn. Bisse von tollen Hunden, Wölfen 2c. habe der V. und mit ihm die meisten alten Aerzte und Wundärzte niemals Gelegenheit gehabt zu sehen und zu behandeln, ungeachtet Herr v. Monetoc sie mit seinem bekannten Mittel zu hundert geheilt haben wolle. Dieses unbedeutende Mittel erhalte vielleicht im Auslande mehr Glauben und mache mehr Aufsehen, als in Polen. Die Lustseuche macht den beträchtlichsten Theil der Chirurgie aus. Die Anzahl der Ertrunkenen ist jährlich groß. Bis jetzt existirt nur eine öffentliche Anstalt, die Königliche, zu ihrer Rettung. Zuletzt etwas von der Belohnung der Aerzte und Wundärzte.

Zweyter Brief. Die Galanterie ist in großen Städten Polens aufs höchste gestiegen, und venerische Krankheit bringt alle Zufälle hervor, die man ausser Polen hat, so daß sich die Lustseuche zu den übrigen Krankheiten im Durchschnitt, wie 6 zu 10 verhält. Von allen von ihr herkommenden Uebeln wird keins häufiger beobachtet, als die Nasengeschwüre, und es sey vielleicht kein Land in der Welt, wo man mehr Menschen ohne Nasen sähe, als daselbst. Die meisten Aerzte bedienen sich der Extinctionsmethode, noch häufiger aber des Sublimats, ohne daß dieses Mittel bey der kältesten Witterung und der schlechtesten Diät üble Zufälle zuwege brächte. Die Sublimatsalbe des Cirillo wurde in Polen schon seit Jahrhunderten von den Judenbarbierern und Charlatans gebraucht. Die Proben mit dem Astragalus exscapus fielen dort, wie in Oestreich, schlecht aus. Noch ist das Eingraben in Mist in der Hauptstadt und auf dem Lande gegen die Lustseuche im Gebrauch, und läuft übel ab.

Dritter Brief. Ueber die polnischen Juden, ihre Lebensart und gewöhnlichen Krankheiten. Schon in das Kind wird der Keim zu Krankheiten gepflanzt. Weiber, die schon 6 bis 15 Jahre Ammendienste verrichten, und zuweilen 3 bis 4 Säuglinge zugleich angenommen haben, nicht selten schon an die 50 Jahre grenzen, geben den Kindern am Tage ihre Brust. Die Mutter aber, welche den Tag dem Handel weiht, schenkt in der Nacht. Schon im 13. 14. 15 Jahre verheyrathen sie sich. Ihre schlechte und sparsame Kost, ihr Ueberfressen am Sabbath, ihre Unreinlichkeit und enge und stinkende Wohnungen erregen die häufigsten Krankheiten unter ihnen.

Vierter Brief. Ueber die Begräbnisse in den Städten. Bey den Dissidenten geschieht die Beerdigung gewöhnlich erst am vierten Tage, nachdem die Leiche 24 Stunden nach ihrem Absterben in ein gemiethetes Todtenhaus gebracht worden. Der Adel und die Leute vom Mittelstande begraben ihre Todten gewöhnlich am dritten Tage. Alle Begräbnißplätze sind noch in den Städten und Kirchen. Ja in Cracau werden sogar von den benachbarten Ortschaften die Leichen in die Stadt gebracht, um dort begraben zu werden. Im Winter werden des beschwerlichen Grabens wegen alle Todten in eine große Grube unter einander begraben, welche schon im Herbst gemacht worden, und welche erst im Frühlinge mit Erde bedeckt wird. Hartherzigkeit und Geldbegierde der Mönche verhindern gewiß, daß auch der Bettler nicht zu früh begraben wird, indem bey Bettlern erst so viel zusammen gebettelt werden muß, bis sie bezahlt werden können.

Fünfter Brief. Ueber die hiesigen mineralischen Wasser und Bäder. Die Rede ist hauptsächlich vom Schwefelwaßer und Stahlwasser zu **Krzezowize**, als dem einzigen Ort in Polen, wo öffentliche Anstalten für die Gesundheit errichtet sind. Der Schlamm zeigte sich besonders wirksam gegen alte verhärtete Bubonen, Tophos, Knochenauswüchse und alle Geschwüre.

Sechster Brief. Ueber die Straßenbettler. Nirgends seyn sie so häufig und scheußlich als in Polen, und er spreche aus eigner Erfahrung, und sey durch Thatsachen überzeugt, daß Fliegen, die sich an der Jauche der auf mancherley Arten Inficirten gesättigt hatten, Gesunden die Krankheit mittheilten.

Sieben-

Siebenter Brief. Ueber Charlatans, Betrüger, Ignoranten, Scharfrichter, Hebammen, u. s. w. Magnetismus und Charlatanismus seyen in Polen ganz unbekannt. Das gilt aber nur vom höhern Charlatanismus. In der niedern Classe von Aerzten und dem Volk gehts wie in vielen andern Ländern, wozu hier schöne Belege gegeben worden.

Achter Brief. Ueber die Universität Cracau. Sie ist vom jetzigen Könige sehr verbessert worden. Bey dem medicinischen Theil des Lectionscatalogs möchte doch manchem Leser der Wunsch aufsteigen, daß noch größere Verbesserungen gemacht würden. Seit dem Jahr 1784 ist durch den Fürst Primas auch für die Bildung der jungen Wundärzte in so ferne gesorgt worden, daß von jedem der königlichen Güter im ganzen Lande zur Erlernung der Wundarzneywissenschaft sowohl als der Medicin einer auf die Universität Cracau oder Wilna geschickt wird.

Neunter Brief. Lectionsverzeichniß des Collegii physici bey der Academie zu Wilna. Es ist vom Jahr 1790 — 91.

Zehnter Brief. Kurze Uebersicht des Personale, der Einnahme und Ausgabe des großen Hospitals und Findelhauses zum Kindlein Jesu in Warschau. Ein Beytrag zu dem, was Herr Krünitz im 47sten Theil s. ökon. techn. Encyclop. schon geliefert hat. — Die sauber gestochenen Kupfertafeln stellen die verschiednen Arten des Weichselzopfs an Menschen, an einem Hunde und Pferde vor.

Ab.

31. System der lyrischen Dichtkunst in Beyspielen; von Erduin Julius Koch. Berlin, 1792. im Verl. der Buchh. der Realschule. XX. und 299 Seiten in 8. 16 gr.

Von einer sehr vortheilhaften Seite hat sich schon der Verf. dieses Buchs, ehemaliger Lehrer an der Realschule, und jetzt Prediger zu Berlin, durch sein Compendium der deutschen Literaturgeschichte bekannt gemacht. Die Aufschrift, welche er gegenwärtiger Beyspielsammlung gab, paßt, wie er selbst erinnert, mehr auf die Anwendung, welche er von derselben in

seiner

seiner Lektion zu machen gedachte, als auf diese hier anzuzeigende schriftliche Ausführung selbst. Seine Schüler in der ersten deutschen Klasse des Pädagogium hatte der Verf. bisher theils praktisch, theils theoretisch, mit den vorzüglichsten Gattungen des prosaischen und poetischen Styls bekannt zu machen gesucht. Hiezu bediente er sich eines zwiefachen Mittels: der Uebung in eigenen schriftlichen Arbeiten, und der Interpretation deutscher Dichter. Zu den eignen Uebungen ordnete er die Aufgaben so stufenmäßig nach den einzelnen Theilen der Theorie, daß die Lehrlinge vom Leichten zum Schweren, und vom Einfachen zum Zusammengesetzten unvermerkt fortschreiten, und sich also endlich selbst eine Theorie in Beyspielen schaffen konnten. Die dabey befolgte Methode, welche in der Vorrede dieses Buchs noch etwas umständlicher beschrieben wird, war gewiß sehr wohl gewählt, und vollkommen zweckmäßig. In Rucksicht auf die Theorie und praktische Anleitung zur Dichtkunst hatte der Verf. zuerst einige einzelne deutsche Gedichte mit seinen Schülern durchinterpretirt. Anfänglich diktirte er die ausgewählten Beyspiele in die Feder, und gieng sie dann ästhetisch durch. Um aber mehr Zeit zu sparen, sah er sich nach einer gedruckten Beyspielsammlung um. Die Eschenburgische schien ihm zu theuer, und zu seinem speciellen Zwecke doch nicht brauchbar zu seyn; indem er eine Auswahl solcher Stücke wünschte, in welchen die ewigen Gesetze des menschlichen Empfindens auf eine auffallend oder versteckt richtige oder unrichtige Art befolgt wären. Es kam hier also auf eine neue und ganz eigne Anordnung an. Und so mußte sich der Verf. selbst entschliessen, eine solche Sammlung zu veranstalten. Dabey aber schränkte er sich blos auf diejenige Dichtungsart ein, welche in Absicht auf Alterthum, Extension und Intension die Grundlage aller übrigen ist, nämlich auf die lyrische. Bey der dieser Sammlung zu ertheilenden systematischen Form kam es nun noch auf die dabey zum Grunde zu legende Theorie an. Keine der bisher vorhandenen befriedigte in dieser Rücksicht die allerdings gerechten Foderungen des Verf. in einem so hohen Grade, als Hrn. Prof. Heydenreichs System der Aesthetik, dem er daher in der allgemeinen Klassifikation der Dichterwerke durchaus, und in der speciellen Eintheilung der ersten Untergattung zum Theil gefolgt ist. Er hat daher am Schluß dieses Buchs eine kurze Uebersicht der Grundsätze beygefügt, welche ihn bey der Wahl und Anreihung seiner hier gelieferten, bloß deutschen, Bey-

spiele geliefert haben. In derselben wird zuerst das Wesen der Kunst überhaupt, und der Zusammenhang der Dichtkunst mit den übrigen Künsten dargelegt. Sodann folgt die allgemeine und specielle Klassifikation der Dichterwerke, wobey vornehmlich auf den Unterschied der poetischen Darstellung, in so fern sie entweder den Gegenstand selbst, oder die dadurch erregte Empfindung, mehr oder weniger ausschliessend, betreffen kann, Rücksicht genommen ist. Sowohl in dieser Uebersicht, als in der Sammlung selbst, sind alle Terminologien und Erklärungen vermieden, welche die eigene Thätigkeit der Lehrlinge hätte schwächen oder doch wenigstens stören und verleiten können. Um die Aufmerksamkeit und Urtheilskraft derselben stets wachsam zu erhalten, nahm der Verf. sogar in jede Klasse einige Gedichte auf, welche theils an sich fehlerhaft gearbeitet, theils von ihren Verfassern für eine ganz andere Klasse bestimmt worden waren, theils von Vielen, nach gewissen willkührlichen Begriffen, in das Gebiet einer andern Klasse, oder auch einer andern Gattung gezogen werden. Bey der Auswahl der Gedichte sah er blos auf solche, welche Muster für versteckte Fehler und blendende Schönheiten seyn konnten; denn freylich können offenbare Stümpereyen den Nutzen nicht gewähren, den man sich von der Kenntniß des Fehlerhaften verspricht. Dagegen war er bey der Wahl der Muster für wahre Dichterschönheit um desto mehr verlegen, je strengere Rücksicht er auf die Subjekte, für welche er sammelte, und auf die äussern Umstände, unter welchen er dieses that, zu nehmen hatte. Viele mußten daher wegbleiben, welche als Darstellungen gewisser Empfindungen musterhaft, und zur Kenntniß gewisser Seiten der Dichterbegeisterung einzig brauchbar sind. Er verspricht indeß, den Sammlungen für die noch übrigen Untergattungen ein litterarisches Verzeichniß solcher Gedichte anzuhängen, die er theils aus dem gedachten Grunde, theils zur Raumersparung, weglassen muste. Uebrigens sind die gesammelten Beyspiele sämmtlich mit Weglassung der Interpunktionszeichen abgedruckt, weil dies Verfahren ihrer Bestimmung am gemäßesten schien. Denn man kennt den Einfluß jener Zeichen auf die Interpretation aus der Kritik des Alterthums.

Man sieht aus diesem allen die sehr wohl überdachte und zweckmäßige Verfahrungsart des Herausgebers bey der Veranstal-

anstaltung dieser wirklich überaus brauchbaren und empfehlungswerthen Sammlung.

Fa.

32. Peter Camper über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge in Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters, über das Schöne antiker Bildsäulen und geschnittener Steine; nebst Darstellung einer neuen Art allerley Menschenköpfe mit Sicherheit zu zeichnen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von seinem Sohne Adrian Gilles Camper. Uebersetzt von S. Th. Sömmering. Mit zehn Kupfertafeln. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1792. XIX. Seiten Vorrede und 77 Seiten Text. 4. 1 Rh. 18 gr.

Die Liebe zu den bildenden Künsten, und die mit dem Studio der Antike verbundene Ausübung derselben, führten den berühmten Verfasser dieses treflichen Werks (der sich in der Vorrede selbst über seinen Ideengang so erklärt), schon früh auf das Studium der Verschiedenheit der menschlichen Gesichtszüge, um auch die Nachforschung der Regeln der Schönheit, welche in der Kenntniß der Gesichtszüge ihren Grund haben, aber sowohl von den Kunstlehrern, in den Erklärungen des hohen und idealisch Schönen, als selbst von den Künstlern, größtentheils vernachläßiget werden. Das Studium der Anatomie, und die Zergliederung verschiedner Menschen- und Thierköpfe zeigten ihm Formen, daß das gewöhnlich zur Grundregel der Bildung menschlicher Köpfe angegebne Oval nicht geschickt sey, um mit Vortheil und Sicherheit die Gesichtszüge zu entwerfen. Er fand die für das Gehirn bestimmte Höhle im Ganzen regelmäßig und gleichförmig; aber in der Stellung des Ober- und Unterkiefers den natürlichen Unterschied der auffallenden Verschiedenheit der Köpfe. Bey der auf die körperliche Bildung mehrerer Nationen (wovon er sich nach und nach eine beträchtliche Sammlung von Schädeln machte,) gewandte Aufmerksamkeit, entdeckte sich ihm

 der

der zusammentreffende Grund dieser Verschiedenheit, und der so sehr von dem unsrigen abweichenden Bildung antiker Köpfe, nicht nur in dem Vortreten des Oberkiefers, sondern auch in der Breite der Gesichter und in dem Vierecke des Unterkiefers. — In der Vergleichung des Kopfes eines **Negers** und **Kalmucken**, mit dem Kopf eines **Europäers** — und nachher eines Affen, gab ihm eine von der Stirn zur Oberlippe gezogne Linie den Unterschied zwischen diesen Gesichtern an, und machte die Uebereinkunft des Negers mit dem Affen deutlich. „Ich reihete, sagt der Verf. einige dieser Gesichter auf eine Horizontallinie, und zog die Gesichtslinie (von der Stirn zur Lippe) unter verschiedenen Winkeln „dazu. Ließ ich nun die Gesichtslinie vorwärts herüberfallen, „so erhielt ich ein artiges Gesicht, ließ ich sie hinterwärts fallen, ein Negergesicht, neigte ich sie noch mehr zurück, so gab „diese Linie einen Affen, einen Hund, eine Schnepfe. Hieraus „erhellet die erste Grundlage dieses Lehrgebäudes." — Die Untersuchung und Vergleichung der Köpfe von **Menschen** jedes Alters, leiteten den Verf. immer auf den natürlichen, durch das stufenweise Anwachsen der Theile in der Jugend, und das Abnehmen im Alter, verursachten Unterschied der Gesichtsbildung in dem verschiedenen Alter, und auf die Art diesen Unterschied der Jahre abzubilden. Das wäre die 2te Stufe dieses Lehrgebäudes, wozu er noch 3tens die nähere Untersuchung der Linien fügte, welche die alten Meister in ihren besten Werken gewählt haben; und so fand er endlich viertens eine neue Art, um mit mehr Sicherheit, als vermittelst der bisher üblichen Methode der Ovale und Drey-ecke, alle **Menschen-** und Thierköpfe zu entwerfen. — Diese Entdeckungen, das Werk seiner frühern Jahre, wurden in neuern Zeiten von dem Verf. in ein System gebracht, die dabey eintretenden Schwierigkeiten durch unermüdeten Fleiß, durch Modelliren und Zeichnen, durch Untersuchung der antiken Köpfe, und der besten Kupferstiche, und durch Lesung der alten und neuern Naturforscher und Künstler überwunden; und so entstanden schon im J. 1768 Materialien zu einer auf das Verlangen der Direction der Amsterdammer Zeichnungsakademie gehaltenen Vorlesungen, wovon die Hefte von dem Verf. in der Folge geordnet und bereichert, und in dem vor uns liegenden Werk von seinem Sohn herausgegeben wurden. Nicht allein den Kennern und Liebhabern der bildenden Künste, sondern auch den Naturforschern, vor allen aber den Zeichnern,

nstern, Malern und Bildhauern muß dieses Werk höchst will- kommen seyn; weil sie in den darinn aufgestellten und mit so vieler Bestimmtheit und Deutlichkeit auseinander gesetzten Theorien, reichen Stoff zum Studium, und in den Schatz von naturhistorischen, anatomischen, ästhetischen, antiquari- schen und artistischen Kenntnissen des Verf. einen höchst wichti- gen Beytrag zu ihrer Vervollkommnung finden werden.

Dem schon oben angeführten Plan nach, zerfällt das Werk in vier Theile, und in denselben untergeordnete Kapi- tel und Abschnitte, wovon wir hier, in so fern es bey der Reichhaltigkeit des Werks auch an einzelnen wichtigen Bemer- kungen und Erläuterungen, und ohne nothwendige Verglei- chung des Textes mit den Kupfertafeln geschehen kann, zur Uebersicht des Ganzen einen kurzen Auszug liefern wollen.

I Theil erstes Kapitel handelt von dem eigenthümli- chen Unterschied der Gesichtszüge der vornehmsten Völker des Erdbodens. §. 1. 2. Jedes Land hat im Ganzen, und oft haben auch einzelne Gegenden desselben Lan- des z. B. das südliche und nördliche Frankreich, unter sich et- was Unterscheidendes und sich Abzeichnendes in den Gesichts- zügen ihrer Bewohner, welches anhaltend fortdauert, bis die- ses Kennzeichen durch eine zufällige Vermischung verschiede- ner Völker unter einander, zweifelhaft oder wohl gar vernich- tet wird. Die Abstammung der Völker von einander läßt sich oft daraus erklären. Eine stufenweise Veränderung macht sich hier gewöhnlich in großen Abständen kennbar. §. 3. Es ist gleichviel, ob das erste Menschenpaar schwarz oder weiß war, denn der Unterschied der Farbe kommt nicht in Betracht, weil diese sich durch den Einfluß der Sonne durch Krankheiten u. dgl. verändert, während daß das Leder der Haut in allem wirk- lich einerley Bildung behält. Das Mittelhäutchen oder Schleimhäutchen (Membrana reticularis Malpighii) ist bey weissen, farbigen und schwarzen Menschen mehr oder weniger schwarz oder dunkel, und bey unsern schwangern Frauen bis- weilen eben so schwarz wie im schwärzesten Neger von Angola. §. 4. In der Betrachtung der jetzigen Verschiedenheit der Menschen, erscheint der Kalmucke als der häßlichste Mensch unter allen Völkern. (Das Charakteristische seines Kopfs, und des Kopfes des Chinesen und Otaheitiers wird hier nach Buf- fon angegeben). §. 5. Der schönste von allem ist der Bewoh- ner des Nordens. — Die südlichen Franzosen, und besonders

die Frauenzimmer, haben noch den runden Oberkiefer und das Flache im Angesicht, welches sich in dem pythischen Apoll und in der griechischen Venus auszeichnet. — Der Jude unterscheidet sich durchaus von allen, welchen Unterschied jedoch der Verf. nicht anzugeben weiß, wenn man ihn nicht etwa in der Krümmung der Nase suchen will. Den Kalmuckenkopf nimmt der Verf. als Muster der Kennzeichen Verschiedenheit für ganz Asien und Nordamerika; den Europäischen Kopf, für Europa, die Türken, Persien und den größten Theil von Arabien bis Indostan; den Kopf des Angolischen Negers für Afrika, für die Hottentotten, Kaffern und die Einwohner von Madagaskar an. — — 2tes Kapitel. Ueber die Ursachen der verschiedenen Gestalten der Menschenköpfe und Gesichter zu Folge alten und neuen Schriftstellern. §. 1. 2. Sie behaupten einstimmig: diese grosse Verschiedenheit hange nicht allein von dem Lande, sondern hauptsächlich auch von der Kunst ab, so daß die Erkünstelung bey der Bildung des Jugendlichen Körpers besonders des Kopfes in der Folge in eine natürliche Gestalt übergehe. In einer Preisschrift über die natürliche Auffütterung der Kinder in dem ersten Stück des 7ten Theils der Haarlemschen Verhandelingen, behauptete der Verf. mit Buffon das Gegentheil. Die unzeitige Frucht einer Negerin, und die Zergliederung eines jungen Negers bestätigten hier in der Folge seine Behauptung noch mehr: daß nemlich nicht die Kunst, sondern hauptsächlich die Natur d. i. das Land, die Luft und die Nahrung, jene Unterschiede der Nationalgesichtszüge eigentlich und allein bewirke; wiewohl er zugiebt, daß durch Erkünstelung auch Veränderungen darin hervorgebracht werden könne.

§. 4. Ausser dem Klima und der Nahrung tragen die Sitten und Gewohnheiten zu dieser Verschiedenheit vieles bey. Die Farbe hängt vom Klima ab, aber auch die besondern Gestalten der Augen, Wangen, Kiefer und Nase können davon abhangen. (Der Verf. warnt bey dieser Gelegenheit mit Recht vor den Abbildungen der verschiedenen Völker in Cooks Reisen, weil sie nicht treu sind, und die Künstler zu viel Manier hineingebracht haben. Man hat überdem nur schöne Menschen gewählt; aus den an sich schon nicht schönen Thierköpfen hingegen, machten die Künstler noch größere Ungeheuer). §. 5. Was die Nahrung, worunter Essen, Trinken und die eigenartige Luft zu verstehen ist, auf die Bildung wirkt, bewei-

sen

sey schon die Thiere selbst in Holland, wo doch der Himmelsstrich nicht merklich verschieden ist. Eine magere oder eine fette Weide verändert schon dort ihre ganze Gestalt, Hörner und Haare. Doch können diese Wirkungen, welche wahrscheinlich oft mit denen des Himmelsstrichs zusammentreffen unter den Menschen, bey welchen sich dieser Einfluß nicht erklären läßt, keine besondere Geschlechter, sondern neue Veränderungen derselben hervorbringen. §. 6. 7. Einen großen Einfluß haben Sitten und Gewohnheiten, ferner die Art der verschiedenen Stellungen des Körpers in Ruhe und Bewegung, Erziehung, Leibesübungen und einheimische Krankheiten, auf die Bildung des Knochengerüstes, und folglich auf die weichen Theile und die ganze Leibesgestalt. — 3tes Kapitel. Naturhistorische Bemerkungen über den Unterschied der Gesichter von der Seite (im Profil) in Affen, in Negern und andern Völkern, bis zu den Antiken. — §. 1. Des Verfassers leichte und sichre nach der in der Vorrede schon angegebnen Theorie eingerichtete Methode, nach welcher er bey den Profilzeichnungen der Menschen- und Thierköpfe verfährt, und wovon die Kupfertafeln Proben sind, ist kürzlich folgende. Er zieht längs dem untersten Theil der Nase und dem Gehörgange eine Horizontallinie, und ordnet die 4 Schädel (eines Affen, Orang Utangs, Kalmucken und Negers) auf diese verlängerte Linie, indem er vorzüglich die Richtung des Wangenbeins im Auge behält. Um nun die wahre Gestalt und die wechselseitige körperliche Beziehung der Theile auf einander genau zu bestimmen, braucht er einen wandelnden Augenpunkt, so daß seine Augenlinie allemal in einen rechten Winkel auf den Mittelpunkt des Gegenstandes fällt. — Zu mehrerer Bequemlichkeit bediente er sich eines horizontalen, viereckigen, rechtwinkeligen Bretts oder Täfelchens, groß genug, um den größten Schädel darauf legen zu können. Auf der Mitte des Täfelchens ist ein viereckiges rechtwinckeliges Rämchen aufgerichtet, das aus kleinen Latten besteht, welche mit gleich weit entfernten Löcherchen durchbohrt sind, daß man nach Gefallen lothrechte und horizontale Fäden durchziehen kann. Die vordere Seite des Bretts ist mit messingenen Stiften, eben so wie das oberste Lättchen des Rahms abgetheilt, nun von dort aus schräg niederwärts gleiche Faden spannen, und den wahren Punkt auf dem Brettchen finden zu können, indem man das Auge so richtet, daß der schräge Faden mit dem senkrechten in Eins zusammen trift. Nun stellt er einen Schädel nach dem

andern auf das in gehöriger horizontaler Richtung gestellte Brett hinter die Fäden des beschriebenen Rämchens, und erhält mittelst einer solchen Spannung der Horizontalfaden, daß sie die vornehmsten Theile gleichsam abschneiden, alle nöthigen Schneidepunkte, um mit Sicherheit zeichnen zu können. §. 2. 3. Zergliederte Profilzeichnung des Schädels und Gesichts eines geschwänzten Affen und eines Orang Utang (s. Tab. I. fig. 1 und 2), die schräge Gesichtslinie (linea facialis) von der Stirn zur Oberlippe, fand er mit der längs dem untersten Theil der Nase gezogenen Horizontallinie bey fig. 1 in einem Winkel von 42° und bey fig. 2 von 58°. §. 4. 5. Schädel und Gesicht eines Negers und Calmucken. (I. fig. 3 und 4.) Bey beyden ist der Winkel 70°. §. 6. Kopf eines Europäers. (Tab. II.) Der Winkel ist 80°.

§. 7. Nähere Bestimmung dieser Methode der Profilzeichnung. Es ergiebt sich: daß die äusserste Gränze der Gesichtslinie, vom Negerkopf bis zur erhabensten griechischen Antike, zwischen 70 bis zu 100 Graden des Winkels beträgt; daß ferner die Verkleinerung des Winkels von 70° die Gesichtslinie eines Orang Utang, eines Affen, weiterhin eines Hundes, und endlich eines Vogels, einer Schnepfe giebt, welche letztere sich der Horizontallinie nähert. §. 8. bis 11 beziehen sich auf die Kupfertafeln I und II und auf die dort angegebnen Verhältnisse der einzelnen Gesichtstheile. — 4tes Kapitel. Bemerkungen über den Unterschied der Gesichtslinie, und der Veränderungen welche nothwendig daraus folgen. Eine genaue Zergliederung der Köpfe verschiedener Nationen und der Verhältnisse ihrer einzelnen Theile mit den Kupfertafeln unterstützt. — 5tes Kapitel. Naturhistorische Betrachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge von vorn angesehen. Mit einer Darstellung auf der dritten Tafel, der Schädel und Gesichter eines Orang Utang, Negers, Kalmucken, Europäers und des Vatikanischen Apolls, von vorn angesehen und ihrer Verhältnisse zu einander, und in sich selbst. — 6tes Kapitel. Naturhistorische Auslegung aller verschiedenen Züge in den Gesichtern der verschiedenen Völker; in Beziehung auf das zweyte Kap. über die Ursachen der verschiedenen Gestalten der Menschenköpfe und Gesichter. —

II Theil. Von den Kinderköpfen. 1stes Kap. Gestalt der Kinderköpfe von der Seite angesehen. Mit Anwendung derselben Theorie und der obigen Zeichnungsmethode.

theile. Hieher gehört die vierte Kupfertafel, worauf unter fig. 1 und 2 die Köpfe eines neugebornen und eines einjährigen Kindes, zur Bezeichnung des sehr merklichen Unterschiedes ihrer Verhältnisse unter einander dargestellt sind. — 2tes Kap. Ueber die Gestalt des Schädels eines Bejahrten. (Tab. IV. fig. 3.) Eigentlich nur ein Zusatz zum 3ten Kapitel des ersten Theils. 3tes Kap. Ueber die Gestalt vom Greise. (Tab. IV. fig. 4.) 4tes Kap. Gestalt der Kinderköpfe von vorn. (Tab. V.)

Im 1sten Kap. des IIIten Theils schreitet nun der V. zu den Bemerkungen über das Schöne, besonders der Gesichter, fort. §. 1. Unter den Alten, welche den Begriff des Schönen zu entwickeln und zu bestimmen gesucht haben, zieht der Verf. Longin allen andern vor, weil dieser, auf eine von den übrigen sich unterscheidende regelmäßigere Art, diesen Gegenstand behandelt, und seine Lehrsätze durch deutlichere und treffende Beyspiele erläutert. Die neuern Hauptschriftsteller über das Schöne, z. B. Crousaz, Hutchinson und Pére André sind nicht bestimmt genug in der Erklärung des physisch Schönen, und besonders in der Unterscheidung desselben vom poetisch- und mechanisch Schönen. §. 2. Nicht in allen Kunstwerken, ist das Schöne auf gleiche Art kennbar; je zusammengesetzter sie sind, desto weniger werden sie vom gemeinen Haufen gefaßt. Nur ein, durch das Studium, Betrachten und Vergleichen der Meisterwerke, gebildeter Geist, unterscheidet in den Zusammensetzungen, das natürlich Schöne von dem poetisch- und mechanisch Schönen. — Da aber in diesem Werk nur von dem Schönen der menschlichen Gestalt vornehmlich des Hauptes die Rede ist: so schreitet der Verf. zur Untersuchung fort: warum ein Mensch, dessen Gestalt acht Köpfe hat, schöner sey, als ein Mensch von sechs und weniger Kopflängen. §. 3. in dieser Rücksicht verwechselt man oft, wie zum B. bey Kindern das Gefallende mit dem Schönen. §. 4. Schön ist nach unserm Gefühl bisweilen eine gewisse Uebereinstimmung und Beziehung, ein Verhältniß der zusammenhangenden Theile zu einander. Es macht uns z. B. Vergnügen zu sehen, daß die Beine, von dem Schambein angerechnet, grade die Hälfte eines Körpers ausmachen, daß der Kopf ein Achtel, das Gesicht ein Zehntel, und der Fuß ein Sechstel beträgt. — Die Verhältnisse welche die Alten ihren Bildern gaben, finden wir deswegen schön, weil sie die Misgestalten, die durch das Sehen erzeugt werden, zu verbessern wußten. (erläutert durch Tab. X.) §. 5.

Sie gaben dem zufolge ihren Staten bisweilen nicht als acht Kopflängen, weil sie auf Fußgestellen oder in Nichen standen, wodurch sich (Beweis Tab. X.) die obern Theile verkürzen. — Verschiedenheit der Grundsätze der Kunstlehrer und Künstler in Rucksicht der Kopflangen des Körpers. Vorzüge des Verhältnisses von acht Köpfen. §. 6. Selbst in der Baukunst nahmen die Alten auf das Verhältniß eines schönen menschlichen Körpers Rucksicht. — 2tes Kap. Ueber die Verhältnisse der Köpfe von uns und andern Nationen. Vergleichung derselben mit den Antiken von der Seite angesehen. Hier ist eine mit Bemerkungen begleitete Tabelle von den Verhältnissen des Ganzen und der einzelnen Theile geliefert, so wie der Verf. sie an den schönsten Köpfen von Negern, Kalmucken, Europäern von verschiednem Alter, und in den Antiken bemerkt hat, und zugleich sind Berichtigungen einiger Kunstlehrer, welche über diese Verhältnisse geschrieben haben, beygefügt. — Im 3ten Kap. wird die Methode angegeben, nach welcher die Verhältnisse des Kopfes zu finden sind. Die knöcherne Gestalt des Schädels, ist bey einer richtigen Zeichnung des Kopfes zum Grund zu legen. — Der instruktive Inhalt dieses ganzen Kapitels, welcher keinen Auszug erlaubt, erfordert besonders aufmerksames Studium, und muß Schritt vor Schritt mit den in den genauesten und richtigsten Verhältnissen gezeichneten Figuren der angezogenen Kupfertafeln zusammengehalten werden. Der Anhang zu diesem Kap. giebt eine kurze von dem Herausgeber hinzugefügte Erklärung, der auf der neunten Tafel befindlichen antiken Münzen und geschnittnen Steine, in Beziehung auf die in diesem Kap. enthaltnen Bemerkungen. Ein besonderes Cap. über den Charakter der Antiken in Bildern, Münzen, geschnittnen Steinen u. s. f. vor dessen Bearbeitung den sel. Camper aber der Tod ereilte, mußte, wie man aus der ganzen Anlage dieses Werks erkennt, und auch von dem Herausgeber in der Vorrede bemerkt ist, allerdings zu seinem Plan gehören, und es ist zu bedauern, daß diese Lücke sich hier findet.

IV. Theil. Ueber die ersten Anfangsgründe zur gehörigen Entwerfung eines Kopfes. 1stes Kap. Ueber das Oval oder Eyrund. §. 1. Nur bey dem Entwurf einer von vorn angesehenen Gesichtsfläche, ist das Oval mit einiger Sicherheit anzuwenden, wiewohl auch hierbey diese Figur oft zu klein fällt, und sich nur zu einzelnen Zügen brauchen läßt. §. 2. Ganz

Ganz unbrauchbar aber ist diese Methode bey Profilzeichnungen, weil das Oval in diesem Fall bey der Zeichnung einzelner Theile z. B. des Ohrs, der Augenhöhle und der Gesichtslinie nichts bestimmt, und diese Theile folglich willkührlich angenommen werden müssen. §. 3. Eben so wenig anwendbar ist das Oval bey der Zeichnung eines halben Profils (s. von allem diesen Tab. VII.) — 2tes Kap. Auch den Triangel, ein von andern Kunstlehrern angegebnes Hulfsmittel zur Zeichnung von Profilen, (s. Tab. VII. fig. 4.) verwirft der Verf. als unsicher und irrig, und ertheilt hierauf im 3ten Kap. Unterricht über seine neue Methode, Köpfe von der Seite zu zeichnen, wozu die Demonstrationen auf der VIIIten Tafel gehören. Dieser so einfachen und sichern, auf die Zeichnung von Köpfen verschiedner Nationen und verschiednen Alters, anwendbaren Methode zufolge, welche in den §§ dieses Abschnitts auseinander gesetzt ist, zeichnet er zuerst die eyförmige Hirnschale nach einem schräg liegenden aus einem großen und einem kleinern Cirkel bestehenden Oval, bestimmt dann die Gesichtslinie nach der obigen Theorie, und vertheilt das Uebrige des Gesichts nach den in diesem Kapitel angegebenen Verhältnissen.

Dieser unvollkommene Auszug des treflichen Werks wird wenigstens hinreichend seyn, um die Leser auf die mehrseitige Wichtigkeit desselben aufmerksam zu machen, und die Aufmerksamkeit bey der Lektüre eines Buchs, das nicht als eine flüchtige Unterhaltung gelesen, sondern im eigentlichen Verstande studirt seyn will, zu schärfen. — Die schönen von dem Verf. selbst entworfnen Zeichnungen dazu, sind vom Herrn D. Berger, mit der ihm so ganz eignen Nettigkeit und höchsten Genauigkeit gestochen. Die Uebersetzung zeigt von der Hand eines sachkundigen Mannes, welchen der Dank des gebildeten Publikums für die Uebernahme dieser lehrreichen Arbeit lohnen wird; und auch das äussere Gewand ist so schön, wie man es von dem Vossischen Verlage zu erwarten berechtiget ist, und entspricht dem Inhalt eines Werkes von diesem innern Werth vollkommen.

Hr.

33. Tagebuch eines Menschenbeobachters. Von Brakebusch. Hannover, bey Ritscher. 174 S. in 8. 10 gr.

Bis

Bis Seite 23 dieses Buchs hatte es Rec. mit Vergnügen gelesen, die bescheidenen Zweifel, ob die menschliche Vernunft je das Ding ganz entdecken werde, was wir Wahrheit nennen, und die feurigen obgleich etwas schwärmerischen Wünsche des Verfassers für allgemeine Tugend und Glückseligkeit hatten würklich viel Anziehendes an sich; — allein auch nur so weit konnte Rec. ein Behagen an dem Buche finden. Das Folgende, nemlich Carolinens Geschichte, ist ein solches Alltagsstück von Roman, das nicht alltäglicher seyn kann, gleichviel, ob Herr Brakebusch selbst, oder Herr Inspector Ehrmann, sein sogenannter seliger Herr Vetter, der Vater zu diesem häßlichen Kinde ist. Caroline verliebt sich in einen Lieutenant, wird von ihm schwanger, will sich von ihm entführen lassen, und flüchtet sich, weil der Mann eines Duells wegen nicht zur rechten Stunde kommt, nach einer entlegenen Stadt, geräth in das Haus einer Kuplerin, wird die Maitresse eines Majors, der sie nach einem Jahre mit 20 Pistolen in Gnaden entläßt, und treibt in einer andern Stadt das saubere Geschäft einer Priesterin der Venus. Ein hochedler Rath läßt sie ins Arbeitshaus bringen, confiscirt ihr Vermögen, unterdeß der Zuchthausaufseher mit der schönen Gefangenen Sünde und Schande treibt. Endlich wird sie wieder frey, und setzt ihr lascives Handwerk fort, bis der Tagebuchsfabrikant sie einst des Abends in einem Gehölze als Freudenmädchen findet, — und auf ihre Rettung denkt; allein seine gute Absicht wird vereitelt, sie bekommt eine ekelhafte Krankheit, und — wie kann sich ein solcher Roman besser endigen — ! stirbt. Alle diese Begebenheiten sind so elend zusammengestoppelt, so armselig in ein buntes seelenloses Ganze gedrängt, die mit eingemischten Gespräche sind so äusserst fade, daß wir jeden vernünftigen Leser vor dieser losen Speise zu warnen Ursach haben. Um das Maaß seiner Schriftstellersünden voll zu machen, hat der Verfasser am Ende des jämmerlichen Romans sogar noch seiner Caroline eine Lob- und Entschuldigungsrede ihrer Ausschweifungen gehalten — !! Auf diese Art lassen sich die schändlichsten Laster entschuldigen; aber nur eine verschrobene Menschenliebe kann solche Grundsätze aufstellen. Der Beschluß des Werkchens, welches die traurige Geschichte eines Gefangenen enthält, ist dagegen wirklich interessant, und diese gut erzählt, so wie das Raisonnement des Verfassers über die würksamern Mittel einer wahren Aufklärung treffend und durch-

durchdacht ist. Wir wünschten, daß uns der Verfasser mehrere dergleichen Proben seines Fleißes liefern möge; — aber ja nie wieder die Geschichte einer — Caroline!

Za.

34. *Lud. Frid. Ancillon* Iudicium de Iudiciis circa argumentum Cartesianum pro existentia Dei ad nostra usque tempora latis, quatuor in Academia Berolinensi habitis praelectionibus expositum et evictum. Berlin, bey Lagarde. 1792. in 8. 159 Seiten. 12 gr.

Der Verf. schrieb Latein, weil er besorgte, in seiner Muttersprache die im Lateinischen meist geführte Streitigkeit über den Beweis für Gottes Daseyn a priori nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit vortragen zu können. In der Römischen Sprache ist es ihm, unsers Erachtens, auch nicht gelungen, den Grad von Deutlichkeit und Leichtigkeit zu erreichen, der das Lesen solcher abgezogenen und vielfältig debattirten Materie anziehend machen muß. Er erklärt sich mit mehreren Neueren gegen diesen berühmten Beweis, nachdem er die Einwendungen der Aelteren eines Werenfels hauptsächlich, denn von den Mosheimischen Erinnerungen wird nichts erwähnt, unzulänglich gefunden hat. Sein einziger Grund ist der, daß es unmöglich ist, a priori die Existenz irgend eines Dinges darzuthun. Es lohnt der Mühe, diesen erst seit Kurzem in Umlauf gebrachten Satz einer wahren Prüfung zu unterwerfen. Zwey Beweise werden dafür aufgestellt, deren ersterer so lautet: Der Schluß, wodurch a priori das Daseyn eines Dinges erwiesen wird, muß so lauten; Was diese oder jene Merkmale hat, das existirt: Nun hat Petrus diese Merkmale: also existirt er. Der Untersatz setzt hier offenbar die Existenz schon voraus, denn indem ich annehme, daß Petrus diese oder jene Merkmale an sich trägt, behaupte ich schon sein Daseyn, mithin wird hiedurch nichts bewiesen. Das möchten wir nun so geradeweg nicht behaupten: beweisen heißt einen Zweifelnden von etwas überzeugen; gesetzt nun, die Merkmale der Existenz wären in irgend einem Falle einleuchtender, und untrügbarer als das Daseyn selbst: so wäre hiedurch doch etwas nicht vergebliches ausgerichtet, noch ein leeres Wortgeklingel gemacht.

Oder gesetzt, die Merkmale des Daseyns würden vor dem Daseyn selbst, in irgend einem Falle überzeugend eingesehen: so wäre auch dann dieser Schluß kein leeres Gewäsch. Aber er wäre doch nicht rein a priori; denn daß Petrus die Merkmale der Existenz an sich trägt, ist doch nur a posteriori zu erhärten. Dies will wohl der Verf. mit dem andern Beweisgrunde sagen, den er nicht zum deutlichsten folgendergestalt vorträgt: in jedem Schluße kommt ein doppeltes Subjekt vor, ein erdichtetes und erdachtes im Obersatze, und ein reales im Untersatze, das letztere giebt uns die Erfahrung und Empfindung. Allein daß die Gegenwart der Merkmale des Daseyns a posteriori allemal erkannt wird, und werden muß, wo steht das erwiesen? Können sie nicht auch a priori im Begriffe des Subjektes schon liegen? wo ist erwiesen, daß das Subjekt des Untersatzes schlechterdings ein anderes seyn muß, als das des Obersatzes in Ansehung seiner Realität? Können nicht beyde bloße Begriffe seyn? Des Verf. Schluß ist diesemnach so zu nehmen: Was diese oder jene Merkmale hat, das existirt: nun hat der Begriff von Petrus diese Merkmale: also ist Existenz mit diesem Begriffe verbunden. Was dem Begriffe zukömmt, kommt auch dem zu, was er vorstellen soll: wie kömmt Existenz dem Begriffe von Petrus zu: also kömmt sie auch dem zu, was dieser Begriff vorstellen soll. Hier haben Ober- und Untersatz offenbar einerley Subjekt in Ansehung der Realität. Angewandt auf Gott lautet der Beweis so: wenn ein vollkommenstes, allerrealstes Wesen möglich ist, so existirt es: nun ist das erste, also auch das letzte. Auch hier haben Obersatz und Untersatz einerley Subjekt, das vollkommenste Wesen; und selbst Kant hat eingeräumt, es folge hieraus ganz richtig, daß wir das Daseyn vom Begriffe des allerrealsten Wesens nicht trennen können. Aber man hat verschiedentlich behauptet, das wirkliche Daseyn ausser den Gedanken sey hiedurch noch bey weitem nicht erhärtet, weil noch nicht folge, was wir existirend denken müssen, dem komme deshalb ausser unserm Denken das Daseyn zu. Allein man scheint nicht erwogen zu haben, daß der Obersatz einen zwiefachen Sinn hat, und in jedem derselben wahr ist, wenigstens ist uns noch niemand vorgekommen, der das Gegentheil gesagt hätte. Er heißt nemlich einmal, wenn das vollkommenste Wesen innerlich möglich ist: so existirt es: er heißt aber auch, wenn das vollkommenste Wesen äusserlich möglich ist: so existirt es. Im ersten Falle existirt es blos in unsern Gedanken: im andern

aber

aber existirt es ausser unsern Gedanken, so wie seine Möglichkeit ausser unsern Gedanken begründet ist. Wer also darthut, daß das realste Wesen äussere Möglichkeit hat, der hat den Beweis von aller Furcht vor Illusion befreyt, und den bisher wichtigsten Stein des Anstoßes gehoben. Diese äußere Möglichkeit nun könne freylich nicht rein a priori bewiesen werden, sondern sie muß auf die Annahme von etwas existirendem und der Wahrnehmung steigender Vollkommenheits-Grade in diesem existirenden erbaut werden; allein das hindert doch den ersten Schluß nicht völlig, a priori zu seyn; und wollte man ja hartnäckig darauf bestehen, daß dieser Beweis nicht a priori ist: so thäte das seiner übrigen Gültigkeit doch keinen Abbruch, und es würde damit nicht völlig zur Untauglichkeit herabgesetzt, wie der Verf. zu glauben scheint.

F.

35. Berichtigungs- und Supplementsband zu den drey Bänden des sächsischen Landwirthes, nun mit der schlesischen Landwirthschaft vereinbaret, was er jetzt ist und was er seyn könnte, oder wie ein jeder seine Einkünfte in kurzer Zeit um mehr als die Hälfte sehr leicht erhöhen könne, von C. B. M. G. und fortgesetzt, vom Gräfl. Reventlo-schen Oekonom. Inspector Schmelz, Mitglied der ökonomisch-patriotischen Gesellschaft in Schlesien. Geprüft vom Commissionrathe Riem, und von einigen andern Landwirthen mit Zusätzen bereichert, nebst Zugabe des Arndtisch-Riemschen Ackersystems. Leipzig, bey Hilscher. 1792. 336 Seiten in 8. 1 Rg.

Nachdem der Sächsische Landwirth das Glück gehabt hat, durch Mitwirkung einiger erfahrnen Oekonomen von dem Hrn. Oekonomie-Inspector Schmelz mit dem dritten Bande vermehrt zu werden; so hat eben dieser Herr Schmelz mit Beyhülfe seiner Freunde diesen Supplementband geliefert, und dadurch den Wunsch, welchen wir bey Gelegenheit des dritten Bandes geäussert haben, erfüllet. Da der unbekannte Verfasser

fasser der zwey ersten Bände zwar ein guter Theoretiker ist, aber damals keine eigne Erfahrung hatte, als er seine zwey ersten Bände schrieb, — wie man aus 100 Stellen beweisen kann — so war es sehr nothwendig, daß sich sachkundige Männer damit befaßten, die so viele wider alle Erfahrung laufenden Lehren zu rügen und sie zu verbessern.

Die günstigen Urtheile, welche zumal der erste Band erhalten hat, haben viele angehende Oekonomen bewogen, dieses Buch zu kaufen; wenn sie nun durch blinde Befolgung dieser Lehren irre geführt und in Schaden gebracht worden sind, so ist es wohl ganz natürlich, daß der so ausgebreitete Widerwillen und das Mistrauen gegen ökonomische Schriften sehr vermehrt worden; da es leider nur zu wahr ist, daß Menschen, die ein Paar Blumentöpfe mit Sämereyen bestecket, oder ein Paar Gartenbeete gepflanzet haben, sich zu Lehrern in der Oekonomie aufwerfen, und diese so wichtige Wissenschaft nach allen Kräften zweydeutig und lächerlich machen. Daher wünscht Rec. von Herzen, daß alle Besitzer der 2 ersten Bände sich nebst dem dritten diesen Supplementband anschaffen möchten. Da der Hr. Oekon. Insp. Schmelz und seine Hrn. Mitarbeiter ihrem Autor Schritt für Schritt gefolget sind, und ihn da, wo er gefehlet hat, berichtigt haben; so kann nun jeder Liebhaber den Lehren dieses sächsischen Landwirthes ohne Bedenken folgen, wenn er im Supplementbande nachgesehen hat: ob diese Lehre gebilliget, oder aber berichtigt worden sey.

Diesem Supplementbande ist beygefügt, aber auch besonders abgedruckt und also abgesondert für diejenigen, welche jenen Landwirth nicht besitzen, zu haben, eine Schrift unter dem Tittel: Arndtisch-Riemisches Ackersystem zu einem erträglichen Ackerbau für Oerter, die breite Beete haben, oder solche einführen wollen, praktisch versucht und entworfen vom Commissionrathe Arndt und mit Anmerkungen versehen vom Commissionrathe Riem. Wir wollen diesen besondern Abdruck hier zugleich in einem beurtheilen, da er sich in nichts, als neuen Seitenzahlen unterscheidet.

Die hier aufgestellte Theorie von Einwirkung der Luft und Witterung in die zu besäende Erde, ist so richtig, daß sie durchgängig anerkannt ist, und von jedem Landwirthe dahin gestrebet wird, durch öfteres Beackern die Felder in den Stand zu setzen, daß sie der möglichsten Einwirkung der Witterung

terung ausgesetzt werden, die grössten Hindernisse sind unsere bisher gebräuchlichen Ackerinstrumente. Wenn das Feld viermal, vor Bestellung der Wintersaat, bearbeitet wird: so lehret die Erfahrung, daß die Aerndten reichlicher ausfallen, als wenn dieses Feld nur dreymal bestellt worden. Aber die Erfahrung lehret auch, daß das mehrere Vieh und Menschen, die zu dieser viermaligen Arbeit gehören, den Nutzen der reichlichern Erndte wieder wegnehmen; daher verdienen die Herren Herausgeber dieses Ackersystems den Dank des deutschen Publikums, daß sie Ackerinstrumente bekannt machen, mittelst welcher, mit nicht mehr Aufwand von Zeit, Vieh und Menschen, der Acker viermal bearbeitet werden kann, als wenn er mit dem gewöhnlichen Ackergeschirre nur dreymal geackert wird. Zwar sind diese Ackerinstrumente nur dann erst zu gebrauchen, wenn der Acker durch zweymaliges ordinaires Pflügen schon locker gemacht und bearbeitet worden ist, welches nach allgemein eingeführter Gewohnheit schon hinlänglich seyn muß, und nur zum drittenmal zur Saat geackert wird. Daher scheint es widersprechend zu seyn, daß das drey- und viermalige Ackern mit den Arndtischen Ackermaschinen nicht mehr Zeit und Aufwand erfordern sollte, als die dreymalige gewöhnliche Zurichtung. Rec. aber hat sich durch Proben davon überzeuget, und die hierbey folgende Berechnung wird den Beweis davon liefern.

Ein Stück Braachfeld, welches durch zweymaliges Ackern locker und mürbe war, und nun nach Art, wie es in der Gegend von Dresden geschiehet, zum drittenmale zur Saat geackert werden sollte, wurde mit zwey Pflügen zur Saat geackert. Da zu dem Arndtischen Pfluge 2 Pferde nothwendig sind: so wurde, um das richtige Verhältniß der Zeit und des nöthigen Viehes zu treffen, für jeden Pflug ein Pferd gespannt, die Quadratfläche dieses Stückes betrug 3328 Schritte, die Zeit der Zurichtung dauerte 2 Stunden 15 Minuten; auf dieses Feld wurden 15 Dresdner Metzen Korn gesäet: gleich darneben wurden 15 Dresdner Metzen auf den eingeegten Ruhracker gesäet, und mit dem Arndtischen vierschaarigen Pfluge, mit eben diesen 2 Pferden, die durch die vorige Arbeit doch schon ihre Kräfte hatten anwenden müssen, untergeackert; der Ackerknecht versicherte, daß diese Maschine nicht mehr Kraft gebrauche, als ein Pferd im ordinairen Pfluge einspännig hätte anwenden müssen, oder als wenn 2 Pferde den Acker gewöhnlich ruhren. In 1 Stunde 24 Minuten

war der Saamen untergeackert, wobey sehr wohl zu merken ist, daß der Quadratflächen-Inhalt 4380 Schritte betrug, folglich so viel Feld mehr besäet und beackert worden war, als nach der gewöhnlichen hiesigen Art zu 19½ Metzen erforderlich gewesen wäre.

Wenn nun diese 4380 Quadratschritte nach der ordentlichen Art hätten gepflügt werden sollen, so würde es nach obigem Verhältnisse in 4 Stunden 16 Minuten mit 2 Pflügen einspännig geschehen seyn, da nun mit dem Arndtischen vierschaarigen Pfluge nur 1 Stunde 34 Minuten nöthig waren, so sind an der Zeit 2 Stunden 42 Minuten erspaaret worden. Wer siehet nicht, daß in dieser Zeit mit dem dreyschaarigen Haaken, der nicht mehr Aufwand und Kraft des Zugviehes erfordert, in dieser ersparten Zeit der Acker mit dem dreyschaarigen Haaken nochmals hätte geruhrt und geackert werden können. Die Ersparung des Saamens will Rec. nicht erwähnen, da es willkührlich ist, dick oder dünne zu säen: er ist aber vollkommen überzeugt, daß, da der Saamen nicht, wie beym ordinairen Pfluge in Kämme oder Streiffen, sondern aller Orte gleich fällt, derselbe vollkommen und genüglich ausgestreuet worden ist. *)

Der Herr Commissionsrath Arndt hat Recht, wenn er sagt: daß das der beste Beweiß vom Nutzen einer Sache sey, wenn sie vom gemeinen Manne nachgeahmt wird: als Rec. den Versuch mit dem vierschaarigen Pfluge machte, (es war den 19ten October) so waren drey verständige Bauern aus der Nachbarschaft, welche ihn mit ansahen, vom Nutzen dieses Instruments ganz überzeugt, ließen sie sogleich den Wagner kommen, welcher das Maas zu drey Stück nehmen mußte, und wollten lieber acht Tage später säen, als mit dem ordinairen Pfluge jetzt mit der wenigen übrigen Saat fertig seyn.

Eben so hat ein Beamter von einem großen Cammergute, in meiner Nachbarschaft, von diesen und einigen andern Versuchen gereitzt, gleich bald einen größern Versuch machen lassen,

*) Daß ich nicht nach Quadratruthen vermessen, war Schuld, daß ich die Ruthe nicht bey der Hand hatte; da ich an egale Schritte gewohnt bin, so will ich denen zu lieb, welche eine Reduction vornehmen wollen, hier sagen: daß 5 meiner Schritte 7 Sächsische Ellen betragen.

lassen, und gefunden: daß ein Stück Land, das gewöhnlich mit drey Dresdner Scheffeln Winterroggen besäet wird, jetzt 5 Pflüge, jeder mit 2 Ochsen bespannt, 3½ Stunden Zeit erforderte, um das darauf gesäete Korn seicht unterzupflügen; wenn im Gegentheile 1 Paar Ochsen, an den Arndtischen vierschaarigen Pflug gespannt, nur 3¼ Stunde bedurfte, um ein eben so großes Stück Feld mit eben so vielem Saamen unterzupflügen. Da nun nicht nur Zeit, sondern dabey vier Pflüge, also auch 4 Knechte und 8 Ochsen erspart wurden; so wird jeder leicht einsehen, welche Vortheile der Arndtische Pflug in der Saatzeit leistet, wo oftmals schlimme Witterung die Zeit sehr edel macht. In der Folge haben auch andere Nachbarn ein gleiches bewähret, so, daß Rec., da er sonst selbst gegen den Arndtischen Pflug — so lange er ihn nicht versucht, nur gesehen hatte — eingenommen war, ihn nun nicht genug anpreisen kann; zumal er der Winterschen und Cookschen Säemaschine — die wohl so bald noch nicht bey uns eingeführt werden dürften, so sehr werth sie es auch sind — zur Seite gesetzt werden darf.

Bu.

36. Proceß gegen den Orden der Tempelherren. Aus den Originalacten der Päpstlichen Commission in Frankreich. Von Daniel Gotthilf Moldenhawer, Doctor und Prof. der Theologie und Oberbibliothekar der Königl. Bibliothek in Kopenhagen. Hamburg, bey Bohn, 1792. gr. 8. 638 Seiten. nebst XVI S. Vorrede. 2 Mk.

Von den zwey bekannten Reisen des Hrn. Doctor Moldenhawers, fiel die erste gerade in die Zeit, wo Hrn. Nicolai's Versuch über die dem Tempelherrnorden gemachten Beschuldigungen allgemeine Aufmerksamkeit unter den Freunden der Geschichte in Deutschland erregte. Es war daher zu erwarten, daß ein so feuriger und unermüdeter Forscher, wie Hr. Dr. Moldenhawer, jede Gelegenheit eifrigst und sorgfältigst benutzen würde, sich nach aufklärenden Denkmälern über diesen Punkt in den Ländern, wo sie am ersten zu erwarten waren, und die er eben in gelehrten Absichten besuchen sollte, umzusehen. In der Vorrede giebt er von sei-

Schwankens zwischen Gewissen und Befürchtungen, zwischen Wahrheitsliebe und der Besorgniß, sich durch die Wahrheit zu schaden, und endlich die vielen Züge, die zu einem Gemälde des Zeitalters dienen, haben uns keine Langeweile empfinden lassen. Und dann dünkt uns, muß es jedem Leser eine angenehme Beschäftigung seyn, aus dem hier Gegebnen selbst Resultate zu ziehen, um sie einst mit denen, die Herr Moldenhawer verspricht, zu vergleichen.

Uns dünkt, für jeden Unbefangnen müssen durch dieses Hauptactenstück folgende Puncte zur Evidenz gebracht seyn.

I.

Man verfuhr schändlich wider den Orden; man hatte zum Voraus den festen Vorsatz gefaßt, ihn strafbar zu finden; **man hatte das Verdammungs- und Aufhebungsurtheil zum Voraus beschlossen.** Man hatte daher

1) alle Arten unrechtmäßiger Mittel angewandt, die nachtheiligsten Aussagen wider den Orden zu bekommen; man hatte Drohungen, Gefängniß und Folter gebraucht, dergleichen zu erpressen, Versprechungen, Bestechungen sie zu erkaufen. Wir berufen uns unter der Menge von Zeugnissen, die diese unsre Behauptungen erhärten, nur auf die S. 33. 34. 38. 40. 61. u. f. (wo eine schändliche, von den Feinden des Ordens gespielte Intrigue vorkommt,) 229., (der daselbst redende Zeuge ward **dreymal gefoltert**, weil, sagt er, **sein Bekenntniß nicht nach dem Sinn und der Vorschrift seiner Verhörer war;**) S. 298. (wo besonders der von den Zeugen angeführte Umstand zu bemerken ist, der Bruder Egydius de Rotangi habe ihm und andern seiner Mitgefangnen im Kerker mit häufigen Thränen versichert, sie **würden sich selbst um Leib und Leben bringen, wenn sie nicht durch das Bekenntniß der Gottesverleugnung und Kreuzverspeyung dem entschiednen Untergange des Ordens beförderlich würden**); S. 496. 498. 502 und 503.

Man erschwerte dem Orden nicht allein seine Vertheidigung, sondern machte sie ihm unmöglich. Man bemerke, der Proceß war wider den Orden, als Orden angestellt. Nicht blos einzelne Mitglieder desselben, sondern die Societät, das Corpus selbst, sollte verdorben, sollte strafbar seyn, d. i. der Orden sollte strafbare Statuten haben; es sollten ketzerische Meynungen, es sollten ketzerische und schändliche Gebräuche

Ân

in denselben mit Vorwissen und Genehmigung der Obern eingeführt seyn. Sobald dargethan war, daß es keine Statuten strafbaren Inhalts, daß es keine, von den Obern autorisirte ketzerische Meynungen noch schändliche Gebräuche im Orden gab, so war der Orden, als Orden unschuldig, wenn gleich noch so viele einzelne Mitglieder desselben, sich den einen oder den andern dieser Punkte, oder auch sie alle zu Schulden hatten kommen lassen. Gegen solche strafbare Brüder mußten Specialprocesse verhängt werden, und wenn man ganze Zweige oder Diöcesen des Ordens — (Schulen nennt sie Hr. Dr. Moldenh.) — vom Verderben angesteckt gefunden hätte; so hätten diese die Ausstoßung und jede andre angemessene Strafe verdient; aber um ihrer Strafbarkeit willen, mußte nicht der Orden selbst dafür büßen, so wenig man eine Handelscompagnie dafür büßen läßt, wenn einige Interessenten derselben überführte Betrüger sind. — Allein, als die mächtigen Feinde des Ordens merkten, daß zu viel günstige Zeugen für ihn auftraten, wurde der Gang der Untersuchung auf die schwärzeste Art, wie Herr M. mit Recht sich ausdrückt, mit unerhörter Arglist von ihrer anfänglichen, wenigstens anfangs vorgegebnen Bestimmung abgeleitet. Unsre Leser werden es wahrscheinlich nicht ungern sehen, daß wir ihnen die Geschichte dieser Arglist, dieser abscheulichen Arglist, kürzlich erzählen. — Die päpstlichen Commissarien waren dazu ernannt und bevollmächtigt, alle Brüder des Ordens und auch alle andre, die zur Vertheidigung des Ordens etwas zu sagen hätten, zu vernehmen. In ihrer ersten Session vom 8ten Aug. 1309 beschlossen sie eine Vorladung ergehen zu lassen, die auch wirklich publicirt wurde, daß alle, die diese Absicht hätten, sich vom 12ten Nov. desselben Jahrs, und an den folgenden Tagen vor ihnen stellen sollten. Weil an besagten Tagen niemand erschien, wurde der Termin einigemal prorogirt, bis sich am 22 Nov. zuerst sechs, und nach und nach mehrere dazu meldeten. Furcht hatte sie anfangs zurück gehalten. Jetzt hatte man Zutrauen zu den Commissarien gefaßt, und bis zum 14 März 1310 hatten sich schon über 400 mit der größten Freudigkeit zur Vertheidigung des Ordens erboten. (man sehe S. 54 — 72.) Es kamen in den folgenden Tagen noch mehr dazu. Allein was geschah? Gegen viele dieser Brüder wurden vom Erzbischof von Sens, der auf dem Provincialconcil zu Paris Specialprocesse angestellt hatte, zum Executionsproceß geschritten, das hieß im Grunde,

 wie

wie es einer der Brüder vor der päpstlichen Commission ausdrückt, sie zwingen, von der Vertheidigung abzustehen. (S. 223). Diese Stelle hat zwar auch Dupuy in seinem Extract; sie ist aber noch nicht benutzt, konnte auch nicht benutzt werden, weil dieses ganze arglistige Verfahren aus seinen Extracten nicht deutlich wird. Die päpstlichen Commissarien sahen selbst, wohin diese Tücke zweckte, und sie ließen dem Erzbischof von Sens Vorstellungen darüber thun; darüber, daß vier und funfzig von den Tempelbrüdern, die sich vor ihnen zur Vertheidigung des Ordens erboten hätten, verbrannt werden sollten; aber sie thaten diese Vorstellung mit aller der Behutsamkeit solcher Menschen, die zwar ihr Gewissen gern befriedigen, aber es mit den Mächtigen auch nicht gern verderben wollen. (S. 236. 237.) Wollen unsre Leser die Eindrücke und Wirkungen dieser Schreckensnachricht bey den Tempelbrüdern sehen, so lesen sie 238. 239. 243. 244. 248 und 249. Hätte nicht ein rechtschaffner Advocat des Ordens wider die Brüder, die seit jenem Verfahren des Erzbischofs von Sens, seit jenem Tage der beschloßnen Hinrichtung etwas Nachtheiliges gegen den Orden aussagten, die gegründetesten Exceptionen machen können. Doch

3) es gab der Exceptionen noch mehrere wider diese Zeugen, Exceptionen, die ihre Glaubwürdigkeit wenigstens bey der unbefangnen Nachwelt verdächtig machen. Der neunte Zeuge will bey seiner Aufnahme Jesum dreymal verleugnet haben. (S. 193) Der 157ste, der bey dieser Aufnahme zugegen gewesen, versichert, es sey nichts unerlaubtes dabey vorgefallen. (S. 541). Widersprüche finden sich in den Aussagen des 46sten (S. 352.) und des 135sten Zeugen (S. 510); des 122sten (S. 487) und 151sten (S. 531). — Die meisten Zeugen, die so viel Nachtheiliges wider den Orden sagten, waren schon absolvirt und ausgesöhnt, das ist, hatten schon Zusicherung ihrer Begnadigung und Versorgung erhalten. S. 432. 455. 468, 489. Es gab Zeugen, die anfangs sich erboten hatten, den Orden zu vertheidigen, nun aber wider ihn zeugten, weil sie, wie sie naivement sich ausdrückten, ganz andre Rathgeber um sich hätten. S. 417. 421. Sodann hätten die vielen, sehr guten Zeugnisse für die Unverdorbenheit, für die Unsträflichkeit des Ordens Erwägung verdient, z. E. S. 490. Der daselbst redende Zeuge scheint sehr gewissenhaft und dabey gut unterrichtet gewesen zu seyn — 494. 495 u. f. 538 — 541.

Es scheint uns, daß, wer alle diese Zeugenaussagen gelesen hat und dann sich der bedenklichen Worte erinnert, womit Clemens V. den Orden aufhob, nicht lange anstehen könne, sich für die Unschuld des Ordens in Absicht der ihm vorgeworfnen Verbrechen zu erklären. Der Papst hebt den Orden auf, nicht durch ein Endurtheil, weil er dieses den angestellten Untersuchungen und Processen zufolge von Rechtswegen nicht sprechen könne, sondern aus Vorsorge und Kraft seiner apostolischen Gewalt, (non per modum definitivae sententiae, cum eam super hoc secundum inquisitionis et processus super iis habitos non possemus ferre de jure, sed per viam provisionis seu ordinationis apostolicae perpetuo valitura sustulimus sanctione. Wäre der Papst von der Wahrheit der dem Orden angeschuldigten Greuel überzeugt gewesen, was hätte ihn abhalten können, den Orden von Rechtswegen zu verdammen? wäre dieses nicht sogar seine Pflicht gewesen?

II.

Es sind wohl ohne Zweifel Verleugnungen Jesu und Unanständigkeiten bey einzelnen Receptionen vorgefallen. Allein weder das eine noch das andre war beym ganzen Orden eingeführter Gebrauch. So viel Rec. bisher bey der ersten Durchlesung dieser Acten hat bemerken können, läßt sich auch nicht einmal behaupten, daß es nur bey der einen oder der andern Diöcese oder Schule des Ordens eingeführter Gebrauch gewesen wäre. Ferner ist evident aus diesen Acten, daß diese Unsittlichkeiten nicht etwa höhern oder besondern Graden des Ordens vorbehalten waren; man findet überall keine Spur von solchen Graden, und jene Unsittlichkeiten, wo sie vorfielen, wurden gleich bey der ersten Aufnahme *) begangen. Rec. ist sicher, daß man keine Aussage finden wird, die dieser Unanständigkeiten erwähnt, wo sie nicht gleich beym Eintritt in den Orden, bey der ersten Aufnahme vorgefallen wären. Endlich ergiebt sich aus bey weitem den mei-

*) Ich nenne sie die erste Aufnahme, nicht als ob es eine zweyte, dritte u. s. w. gegeben hätte, sondern nur anzuzeigen, daß diese Unanständigkeiten, wo sie begangen wurden, gleich bey den Neulingen, die erst in den Orden traten, ausgeübt wurden.

meisten dieser Aussagen, daß jene unanständige Handlungen, nicht als eigentliche zur Reception gehörige Formalitäten vor der ganzen versammelten Gesellschaft, sondern entweder vor oder nach dem eigentlichen Receptionsactus, in einem Nebenzimmer, im Ankleidezimmer, oder sonst in einem Winkel oder Abtritte von wenigen und vor wenig Zeugen ausgeübt wurden. (S. 406. 420. 423. 443. 530. 549. 550.) Wer auf diese Umstände acht giebt, und auf das Benehmen derer, die solche Zumuthungen an die Aufzunehmenden machten, — (sie bestanden selten auf ihren Zumuthungen, wenn der Aufzunehmende entweder sehr entschlossen, oder auch sehr erschrocken war, (z. E. S. 402. 630.) Ferner wer bedenkt, daß dergleichen Zumuthungen fast nur an die aus geringerm Stande geschahen, daß die Vornehmen, die in den Orden traten, damit verschont wurden (S. 600. 602.); der wird vielleicht folgende Vermuthung des Recensenten nicht unwahrscheinlich finden. Diese Zumuthungen waren gar nicht ernstlich gemeynt; sie waren, wenn ich so sagen darf, eine Art von Intermezzo, womit die muthwilligen, die lustigen Brüder des Ordens die ernsthafte Feyerlichkeit der Aufnahme zu ihrem eignen Vergnügen, so bald Ort und Zeit dazu günstig waren, unterbrachen. Unter diesen lustigen Brüdern mag denn mancher entschloßne Freygeist gewesen seyn, dessen Unglaube sich in Haß der Religion und ihres Stifters verwandelt hatte *), denn daß es überhaupt in jenen Zeiten unter allen Ständen kühne, alle Religion verachtende Freygeister gab, ist bekannt, und war eine natürliche Folge der damaligen Verdorbenheit der Religion. Daß aber der Unglaube solcher Menschen von Haß, vom heftigsten Haß gegen die Religion pflegt begleitet zu werden, lehrt die Erfahrung auch unsrer Zeiten. Ferner ist es zu vermuthen, daß es unter jenen Brüdern manchen Lasterhaften gab, den das An- und Auskleiden des neuen Bruders

*) Die Zumuthungen der Verleugnung scheinen in einigen Diöcesen häufig geschehen zu seyn, nicht weil sie dort Regel waren, sondern weil der Unglaube sich dort am meisten unter den Brüdern verbreitet hatte, z. E. in der Diöcese von Clermont S. 562. 564. 623. — Diese Zumuthung kann auch ursprünglich eine unschuldige, oder gut gemeynte Veranlassung gehabt haben, in der Folge aber von Leichtsinnigen und Ungläubigen gemißbraucht seyn.

ders zu unsittlichen Zumuthungen reitzte. Dieses war viel- leicht der Fall, wenn der Receptor selbst ein lasterhafter Mensch war, und er den neuen Bruder nicht in der Ver- sammlung, sondern privatim recipirte. Ein Exempel von ei- nem solchen leichtsinnigen Receptor s. S. 284.

Daß aber auch diese Unordnungen nicht so häufig vorfie- len, um die Obern des Ordens zu beschuldigen, daß sie durch Nachläßigkeit oder gar durch Theilnahme das Einreißen der- selben befördert hätten, ergiebt sich theils aus der Menge der Zeugen, die versicherten, nie das geringste von solchen Unord- nungen gewußt zu haben S. 429. 538 — 541. theils aus der Unglaubwürdigkeit vieler Zeugen, denen solche Zumuthun- gen sollten geschehen seyn z. E. S. 522. — theils aus der Wahrscheinlichkeit, daß die meisten Zeugen vorher von den Feinden des Ordens unterrichtet waren, was sie aussagen sollten.

III.

Diese Acten enthalten keine Spur von ketzerischen Mey- nungen, die sich im Orden verbreitet hätten. — Ketzerische Meynungen, besondre Meynungen in Religionssachen sind Früchte des Speculirens; man trift sie bey Menschen von aller- ley Ständen, deren Lebensart, deren vieles Sitzen z. E. An- laß zum Speculiren giebt. Unter Menschen hingegen, die sich in einer thätigen Sphäre befinden, die ihren Geist nicht cul- tivirt haben, und deren grobe Sinnlichkeit im Genuß leicht erworbner Reichthümer immer mehr Reitz sowohl als Befrie- digung findet, unter solchen Menschen sind eher entschloßne Un- gläubige, kühne, ruchlose Freygeister als Ketzer zu erwarten. Dieses war offenbar der Fall mit den Tempelherren, Leuten, die kein Buch lasen, die kaum ihren Namen schreiben konnten,

deren

seyn. Vielleicht wollte man anfänglich die neuen Brü- der auf die Probe stellen, ob sie sich, wenn sie in die Gefangenschaft der Saracenen gerathen sollten, zur Verleugnung des Herrn entschließen würden. So er- klärten selbst einige Brüder die Absicht dieser Zumuthung. S. 338. 437. 445. Die falschen Vorstellungen, die man von den Saracenen und ihrer Feindschaft gegen die christ- liche Religion und ihren Stifter hatte, machen diese Ver- muthung einigermaßen wahrscheinlich.

deren Lebensart sie zum Speculiren wenig aufgelegt machte. Dreyerley kommt in diesen Acten vor, das als Ketzerey konnte betrachtet werden; 1) Die Anbetung eines gewissen Kopfes, wovon wir nachher reden wollen; 2) die Weglassung der Consecrationsworte beym Abendmahl, und 3) die Absolution, die der Großmeister, ein Weltlicher, den Brüdern am Ende eines Convents ertheilte.

Was die Weglassung der Einsetzungsworte beym Abendmahl — hoc est corpus meum — anbetrifft, so gestanden zwey oder drey Priester des Ordens, daß ihnen diese Weglassung von ihrem Receptor befohlen wäre. S. 259. 263. 280. Aber weit mehrere der abgehörten Zeugen versicherten ganz positiv, daß diese Worte nie weggelassen wurden; einige Ordenspriester versicherten, daß sie selbst nie dergleichen Befehle erhalten, und, wenn sie die Messe vor den Brüdern gelesen, diese Worte ausgesprochen; andere, daß sie diese Worte deutlich, richtig und ohne Verstümmelung aus dem Munde der Messe lesenden Priester gehört hätten. S. 205. 212. 268. 353. 459. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß die Aussagen der wenigsten Zeugen über diesen Punkt aufgezeichnet sind. Wären viele Aussagen darüber ungünstig für den Orden ausgefallen; so würden die Commissarien sie gewiß haben niederschreiben lassen; denn diese Weglassung würde nach dem damaligen Begriff die ärgste Ketzerey verrathen haben, und blos um ihrentwillen hätte der Papst den Orden de jure aufheben können, ja, wir können behaupten, ex officio aufheben müssen — Gesetzt, die zwey oder drey Priester, die den Befehl der Weglassung wollten empfangen haben, wären glaubwürdig, so kann man annehmen, daß ihre Receptoren kühne Ungläubige waren, die eigenmächtig den Schritt thaten, diese ihrem Unglauben anstößigen Worte da, wo sie zu befehlen hatten, zu verbieten. (Man sehe noch S. 575.) Auch war das Verbot wohl kein förmliches Verbot, so wie heut zu Tage ein ungläubiger Kirchenpatron dem von ihm abhängenden Pfarrer vielleicht heißen könnte, diese oder jene Formel beym Gottesdienste wegzulassen, ohne es ihm förmlich zu befehlen.

Ueber die vorgegebene Absolution, die der Großmeister am Schluß eines Convents gewöhnlich ertheilt haben sollte, lauten die meisten Aussagen so, daß wahrscheinlich die Commissarien selbst nichts Ketzerisches darin fanden. Z. E. S. 322 — 24. 330 — 31. 348 — 49. 351. 494. 453. 457.

IV.

Leser, denen der bisherige Streit über die Schuld oder Unschuld der Templer bekannt ist, werden sehr begierig, zu sehen, was in den Acten über den Baffemetuskopf, wie wir ihn der Kürze wegen nennen wollen, vorkommt. Wenn die Templer mit einigem Scheine beschuldigt werden konnten, in ihren Versammlungen mit einem Kopfe, der weder ein Heiland- noch ein Heiligenkopf war, Abgötterey zu treiben; So konnte abermals der Papst den Orden nicht allein de jure verdammen, sondern er mußte es auch ex officio. Man sollte also erwarten, daß die Aufmerksamkeit der Commissarien ganz vorzüglich auf diesen Punct gegangen wäre. Allein es ist überaus wenig, was in den Aussagen darüber vorkommt. Sollten die Commissarien so wenig nachgefragt, oder so unbedeutende Antworten, daß sie sie des Niederschreibens nicht werth erachtet, bekommen haben? Die hieher gehörigen merkwürdigsten Stellen sind 213. 332 — 33. 349 — 50. 396 — 97. 482. 589 — 90. 598 — 99. 622. 625. Merkwürdig ist, daß die Commissarien erst am 5ten Febr. 1311 beschlossen, sich in dem Pariser Tempelhause erkundigen zu lassen, ob dort ein solcher Kopf vorhanden wäre. (S. 597.) Und erst am 11ten May erschien vor ihnen „Wilhelm Pidoye, der „Aufseher über die Güter des Pariser Tempelhauses, in dessen Verwahrung sich auch alle seit dem Verhaft der Brüder „daselbst entdeckten Reliquien befinden sollten. Er, und die „beyden ihm zugeordneten Aufseher, Wilhelm de Gisors und „Ragner Bordon hatten schon längst von den Commissarien „den Auftrag erhalten, ihnen alle Köpfe von Holz und Metall, die sie vorfinden würden, zu bringen. Pidoye brachte „jetzt einen schönen Kopf von vergoldetem Silber und weiblicher Bildung. Inwendig fand man in einem weissen leinenen „Tuche, welches ein Streifen röthlichen Kattuns bedeckte, „Knochen eingehüllt, die denen eines weiblichen Kopfes glichen, „und einen Zettel eingenäht mit der Inschrift: Caput LVIII. „Von einigen der Anwesenden ward er für den Kopf einer der „eilftausend Jungfrauen erklärt. Mehr Köpfe, als diesen „versicherte Pidoye nicht gefunden zu haben. Jetzt liessen die „Commissarien den Bruder Wilhelm d'Arteblay rufen, der „nebst einigen andern in seiner Aussage eines bärtigen Hauptes, welches man im Generalkapiteln verwährt habe, erwähnt, und die Vermuthung eines von ihnen angebeteten „Götzen geäussert hatte. Der Kopf ward ihm gezeigt und er

„gefragt,

„gefragt, ob es der nemliche sey? Antwort: Nein, er könne „nicht einmal mit Gewißheit behaupten, ob er ihn jemals in „dem Pariser Tempel gesehen habe. (S. 609 — vergl. „mit 295.“

Es liegt in diesen Acten so viel Stoff zu interessanten Anmerkungen, daß wir mehrere Seiten damit ausfüllen könnten. Wir wollen also lieber abbrechen, als die Grenzen einer Recension überschreiten. Auch haben wir allen Grund zu erwarten, daß Herr Dr. Moldenh. in seinem versprochenen Werke diesen Stoff benutzen wird, und wer könnte ihn besser bearbeiten? Wir bitten ihn, diese unsre bisherige Anmerkungen nicht einer Begierde, ihm zuvorzukommen, zuzuschreiben; wir wollten ihm nur einen Beweis geben, wie sehr wir die Wichtigkeit dieser von ihm aufgesuchten, gefundnen und übersetzten Acten zu schätzen wissen, und mit welcher Begierde wir sie gelesen haben. Unstreitig hat Herr M. dadurch nicht nur einen wichtigen Beytrag zur Geschichte geliefert, nicht nur die Aufklärung einer höchst interessanten Begebenheit erleichtert, sondern auch dem vertilgten Orden den großen Dienst geleistet, seine Unschuld in Ansehung der vorgeworfenen Verbrechen auf eine unwidersprechliche Art ans Licht zu bringen. Denn aus diesen authentischen Acten ist evident, daß der Orden, ob er gleich einzelne ruchlose Mitglieder hatte, die mit den Gebräuchen des Ordens, die mit der Religion ihr Gespött trieben, dennoch als Orden, im Ganzen, und in seinen meisten, bey weitem den meisten Mitgliedern, den Lehren und Vorschriften der damaligen christlichen Kirche im Glauben und Wandel getreu war, und sein hartes Schicksal nicht verdiente.

Az.

37. Ueber die vereinigten Niederlande. Briefe von J. Grabner. Lieutenant in Ver. Niederl. Diensten. Mit Kupfern. Gotha, bey Ettinger. XXII und 490. S. 1792. 8. 1 Rl. 16 gr.

„Von allen Völkern Europens, hat wohl keins von jeher so „viel harte, partheyische Urtheile über sich ergehen lassen müssen, als das vereinigte niederländische. Selbst in den bessern Schriften über den Geist, den Charakter und die Sitten dieser Nation stößt man auf so viel einseitige und schiefe Behauptun-

ungen; und unter dem grossen Haufen der Reiseschreiber, die das Land oft ohne die unentbehrlichste Vorkenntniße durchflogen, war es immer Modeton verächtlich und wegwerfend von einer Nation zu sprechen, die so große Dinge gethan, und noch jetzt in vieler Rücksicht gründliche, wenn gleich minder glänzende Verdienste hat. Der Verf. der hier angezeigten Briefe, der sich mehrere Jahre im Lande aufgehalten, fast alle Stände und Klassen der Einwohner genau kennen lernen, sucht in ihnen das allgemeine Urtheil (denn freylich urtheilen einzelne besser unterrichtete Personen ganz anders) zu berichtigen, und eine Nation, von der man so viel Böses gesagt, auch einmal von ihrer vortheilhaften Seite zu zeigen. Doch darf man nicht glauben, daß der Verf. ein Enthusiast für die Holländer sey: er tadelt, was würklich zu tadeln ist, und in seinem Gemälde ist so wohl Schatten, als Licht. Das, was er hier dem Publikum vorlegt, ist nur als Fragment eines grössern Werks über den ganzen gegenwärtigen Zustand der vereinigten Niederlande anzusehn, an dessen Vollendung ihm bis jetzt die Umstände verhindert haben. Wir zeichnen einiges zur Probe aus diesem interessanten und gut geschriebenen Buche aus, das ein treueres und vollständigeres Sittengemälde der vereinigten Niederlande liefert, als man in irgend einem vorhandenen, deutschen oder ausländischen Werke finden wird.

S. 10. Die nordholländischen Seedeiche, die von dem Wiringerwärd bis Beverwik nicht mehr, als 17,142½ rheinl. Ruthen oder ohngefähr 18¼. deutsche Meilen betragen, haben gleichwohl von 1732 — 1788 die ungeheure Summe von 18,571,000 Gulden gekostet. Man rechnet, daß die Republik jährlich wenigstens 8,000,000 Gulden auf ihren Wasserstand verwenden müsse. S. 16. Dies blühende Land, dies Denkmal des menschlichen Fleißes, wird wahrscheinlich in einigen Jahrhunderten ein Denkmal menschlicher Schwäche und größtentheils ein Raub des Meers seyn. Ja dieser schreckliche Zeitpunkt liegt vielleicht noch näher. Sollte die Rep. immer zu sinken fortfahren; sollte sie nur einige Jahre lang ihre so kostbaren Dämme nicht unterhalten können; so würde es um ihr Grundgebiete geschehen seyn. Aber auch außerdem kann es nur durch eine äußerst unwahrscheinliche Revolution der Natur gerettet werden. Der Mund des Rheins, der Maas und der Schelde verstopft sich täglich mehr; die Fußbetten erhöhen sich stündlich und bilden weite Busen in dem Lande; das Haar-

lemmer

immer Meer greift jährlich stärker um sich; lassen Erscheinungen, welche die baldige Vernichtung des kostbarsten und reichsten Theils der V. N. d. i. der Provinzen Holland, Seeland und Friesland fast mathematisch gewiß machen. Die Geschichte des Landes liefert aus allen Jahrhunderten Szenen, die diese schreckliche Katastrophe vorzubereiten scheinen. Der Biesbosch, gegenwärtig ein bekanntes Fahrwasser zwischen Gertruidenberg und Dort, war bis 1421 eine fruchtbare Ebene mit 72 Dörfern und Flecken, die in einer Nacht vom Meere verschlungen wurden. Noch vor 30 Jahren sah man verschiedene Thurmspitzen daraus hervorragen, die aber seitdem durch die Gewalt der Wellen vernichtet sind. In diesem Jahrhundert haben nicht weniger als drey Ueberschwemmungen den schönsten Provinzen ein gleiches Schicksal gedroht. (1717. 1775. 1776.) S. 20. Oft enthält ein einziger Tag den stürmischsten Herbstmorgen, einen warmen Sommermittag, einen Frühlingsabend und eine Winternacht. Mitten im Junius folgt auf einen hellen heissen Tag oft eine empfindliche Kälte, die die Wassergräben mit Eis bedeckt. Dagegen sah der Verf. im Merz 1786 als die Flüße noch gefroren waren, plötzlich eine so große Hitze eintreten, daß Kinder sich in aufgethauten Gräben badeten, indeß andere nicht weit davon noch Versuche im Eislauf machten. Junius und Julius sind die wärmsten Monate. S. 22. Seeflamme, ein sonderbares Phänomen in den Strandgegenden. Sie steigt im Frühjahre oft an heitern Tagen unerwartet am Horizont der See als eine leuchtende Wolke auf. Ihre Wirkung gleicht, an Schnelligkeit, der des Blitzes. Gras, Blüthen und Blätter, die sie in ihrem Laufe berührt, verdorren augenblicklich, und lassen sich zwischen den Fingern zerreiben. Oft folgen ihr eine Menge Fliegen, die den Gewächsen gleichfalls viel Schaden thun. Die Gegenden von Alkmaar, Amsterdam und Haarlem haben am meisten davon zu leiden. — Man setzt die Mortalität der V. N. gewöhnlich viel zu hoch an. In Amsterdam stirbt der 27 höchstens 28 Mensch: im Haag ist die Mortalität zwischen $\frac{1}{31}$ und $\frac{1}{32}$ in Gouda zwischen $\frac{1}{28}$ und $\frac{1}{29}$ in Utrecht $\frac{1}{33}$ und $\frac{1}{34}$. Haarlem, dessen Bevölkerung in allen Geographien noch auf 40,000 gesetzt wird, hat nur noch 20,900 Einwohner. — Thiere und Pflanzen fallen in den V. N. größer aus, als in Deutschland. Alle, besonders die Hausthiere, sind hier sanftmüthiger, wie anderwärts. Kühe, Schaafe, Pferde u. s. w. zu verstümmeln oder zu mishandeln, wird als eine große Missethat betrachtet,

trachtet, und wenn es auf den Weiden geschehen, nach den Gesetzen, mit dem Tode bestraft. Die Niederländer gehen nicht so zärtlich mit ihren Pferden um, wie die Deutschen. Sie fahren selbst mit beladnen Wagen nie anders, als im Trab. Eine holl. Kuh bringt jährl. 70 — 80 Gulden ein. Die Güte der holl. Butter und des Käses ist weniger Folge der Weide, als der sorgfältigen Zubereitung. An vielen Orten in Deutschland könnte man, wenn man nur wollte, sie eben so gut zu Stande bringen. Reicher Ertrag der Schafzucht auf dem Texel. Jedes Stück bringt jährlich 8 Gulden, oder ohngefähr so viel, als eine Thüringische Kuh ein. Die Bienenzucht wird in Gelderland und Utrecht eifrig betrieben. Man transportirt die Körbe zu Wasser und zu Lande von einer Gegend nach der andern, um ihnen jederzeit reichliches Futter zu verschaffen. Die Seefische haben sich seit geraumer Zeit an den Niederländischen Küsten vermindert, und werden von Jahr zu Jahr theurer. Es giebt mehr Ackerbau in den V. N. als man in Deutschland fast allgemein glaubt. Die ökonomischen Gesellschaften haben hier mehr reellen Nutzen gestiftet, als in manchen andern Ländern. Man fängt schon an, grosse Strecken urbar zu machen. Gelderland und Utrecht zeugen eine grosse Menge Weitzen, Roggen, Gerste u. s. w. Gröningen hat einen solchen Ueberfluß an Hafer, daß jährlich mehrere Schiffsladungen nach England gehen. Die Kunstgärtnerey wird jetzt mehr als Handlungszweig, denn als Liebhaberey betrieben. Eine Quadratruthe Torfland giebt gewöhnlich 50 Tonnen Torf, die Tonne zu 8 Stüber, so daß ein Morgen von 600 Quadratruthen der kaum 3 — 400 Gulden kostete, durch das Ausveenen 2 — 3000 G. werth wird. Daher Eigenthümer von einem etwas beträchtlichen Stücke Veenland, welche Erlaubniß erhalten, den Torf auszugraben, von dem Augenblick an, als reiche Leute zu betrachten sind. Allein diese Erlaubniß wird nur mit der äussersten Vorsicht ertheilt, weil Holland und Friesland, wo sich der meiste Torf befindet, bereits so ausgegraben sind, daß sie, wann das Wasser einmal die Dämme durchbrechen sollte, in Gefahr stehn, ohne Rettung unter diesem Elemente begraben zu werden. — Den eigentlichen Niederländer muß man heut zu Tage nur noch auf dem Lande suchen, da die Städter zu sehr mit fremden Abkömmlingen untermengt sind. Er gleicht noch ziemlich der Schilderung, die Tacitus von den alten Batavern macht. Die Weiber sind verhältnißmäßig größer, als die Deutschen, doch

nicht vom feinsten Knochenbau; Hände und Füße sind zu groß. Desto schöner ist ihr Wuchs. Bey keiner Nation in der Welt sind vielleicht die Kinder so schön, als hier. Die Blattern sind weniger verheerend, als bey uns: viele Personen bekommen sie gar nicht, oder erst in einem hohen Alter. Unter dem weibl. Geschlecht giebt es eine Menge bucklicher und lahmer Personen. — In den Ehen herrscht eine unbegrenzte Zärtlichkeit: die Niederländer sind frostige Liebhaber, aber warm und zärtlich in der Ehe. — Von Titelsucht, die die Deutschen in einem so lächerlichen und kleinem Lichte zeigt, weiß man hier nichts. Vor einigen Jahren wollten verschiedene Amsterdammer Kaufleute Gebrauch von den Titeln machen, die sie von Höfen, die ihre Schuldner waren, erhalten hatten: sie wurden aber von allen rechtschaffenen Negozianten ausgelacht, ernteten statt der gehoften Ehre Verachtung, und so wurde diese tolle Sucht, die immer zum Luxus führt, hier in der Wiege erstickt. Die Vorwürfe von Grausamkeit und Rachsucht, die man den N. macht, sind ungegründet, wenigstens sehr übertrieben. Der gemeine Mann besitzt zwar viel Irascibilität, die um so mehr in die Augen springt, weil er nicht wie in Ländern von anderer Regierungsform gewohnt worden, sie zu verlarven, allein sie artet fast nie in Rachsucht aus. Ein charakteristischer Zug der Nation ist eine grenzenlose Neugierde, die jedoch zum Beweis dienen kann, daß die Schilderungen des N. Phlegmas übertrieben seyn müssen. Doch sind sie dabey weit weniger leichtgläubig als Deutsche, Engländer und Franzosen. Abentheurer, Charlatane machen ihr Glück nicht. — Sehr gut setzt der Verfasser die Gründe aus einander, warum sich der große Haufe der Reisenden in den Niederlanden so wenig gefällt und gefallen kann, woraus denn die schiefen und verkehrten Urtheile entstehen, die man in gewöhnlichen Reisebeschreibungen über den Charakter, die Sitten der Nation liest. Wohlwollen ist, nach dem Vf. der Hauptzug im Character der Niederl. Mit ihm sind Geduld, Beharrlichkeit, Muth, Fleiß, Sparsamkeit, Ehrlichkeit, Menschenliebe und Wohlthätigkeit verbunden. S. 132. Die Niederl. Industrie besteht weniger in rascher Thätigkeit, als Anhaltsamkeit; mehr darinne, daß alle auch die kleinsten Kräfte entwickelt und die geringsten Vortheile benutzt werden, als daß sich die eine oder die andere Klaße vom Volk in der Arbeit übernähme. Jedermann ist hier thätig, aber Niemand arbeitet so viel, daß er nicht einige Stunden des Tages zum

Lebens-

Weinsgenuß abmüßigen sollte. Die Achtung, die der Reichthum in den N. genießt, vertheidigt der Vf. mit den besten Gründen. Muthwillige Bankerotte sind äusserst selten. Kein Volk in der Welt hat solche Armenanstalten, wie die Niederländer. „Jeder arme Kranke, von welcher Religion er auch „sey, findet in diesem Lande der Milde eine Anstalt zu seinem „Troste, wo ihn eine solche Fülle, ein solcher Ueberfluß erwartet, „daß viele deutsche Handwerksleute sich glücklich dabey „schätzen würden." Die Kosten für die milden Stiftungen der reformirten Gemeinde in Amsterdam belaufen sich noch etwas höher als die Staatseinkünfte von Kur-Trier, wenigstens auf eine Million Gulden. Die Armenanstalten der übrigen Sekten kann man eben so hoch ansetzen. In dem harten Winter 1784 betrugen die Extracollecten wenigstens 1,006,000. Rthlr. Von lumpichten, halbnakten, baarfüßer Gesindel, das man selbst in England findet, ist hier keine Spur. — Zärtliche Mutterliebe ein Hauptzug im Charakter der Niederländerinnen. Die erste körperliche Erziehung der Jugend hat sich seit zehn Jahren sehr gebessert. Die Zahl der öffentlichen Schulen beläuft sich auf 1700. Sie sind sehr in Verfall. Zu Privatlehrern zieht man Deutsche vor, nur macht man ihnen den Vorwurf, daß sie als Freunde despotischer Regierungsformen beytrügen, den republikanischen Geist zu ersticken. — Alle nicht von der weltlichen Obrigkeit bestätigte Ehen werden als ungültig angesehen, und als Konkubinat bestraft. Die Taxe ist folgende: ein einmonatlicher Konk. wird mit 100, ein 2 monatl. mit 300, ein 3 monatl. mit 700 Gulden, und ein längerer mit willkührlicher Geldbuße und einem zehnjährigen Banne bestraft. Der Wittwerstand ist sehr verhaßt: Männer von 60 — 70 Jahren, die ihre Gattin verloren, heurathen gewöhnlich wieder. Die V. Niederlande sind unter allen cultivirten Staaten nicht nur die ehereichsten, sondern auch die reichsten an glücklichen und zufriedenen Ehen. Der Grund hievon liegt in dem Wohlstand, der Entfernung von Nahrungssorgen, dem glücklichen Temperament, vorzüglich aber in dem vernünftigen und sanften Betragen der Eheleute gegen einander. So Prunk- und Geräuschlos wie das ganze Leben dieses Volkes, sind auch seine Leichenbegängnisse. Die meisten Todten werden am Tage, aber ohne Sang und Klang, zu Grabe getragen. Unbegreiflich ist es, daß bey einem so aufgeklärten Volke die Kirchenbegräbnisse noch nicht abgeschaft sind, und alle Vorschläge und Ermahnungen vergeblich

gewesen sind. Die Klagen über den Luxus sind übertrieben. Noch ist es unter dem vorzüglichsten Stande der Nation, dem Kaufmannsstande Gebrauch, einen Theil der jährlichen Einkünfte auf den Nothfall zurückzulegen. Die Möbeln sind mehr nett, als prächtig. Magazine von Porzellain sind ein unentbehrliches Bedürfniß für jede Niederländerinn. Es ist nichts seltnes, bey wohlhabenden Bäuerinnen Vasen und Schüßeln, das Stück für 50 — 100 Gulden, und 30 — 40 Dutzend Tassen von allen möglichen Kalibern zu finden, indeß sie ihren Thee aus Delfter Fayence oder engl. Steingute trinken. Die Reinlichkeitssucht wird von den Niederländerinnen nicht mehr zu der lächerlichen Höhe, wie ehedem getrieben. — Die Sucht, Wein zu trinken, die auch in die untersten Stände gedrungen ist, hat nicht nur die sonst so ansehnlichen Bierbrauereyen zu Grunde gerichtet, sondern auch der Nationalgesundheit einen großen Stoß gegeben. Da die Abgaben vom Wein sehr stark sind, der gemeine Mann aber gleichwohl nur wenige Groschen für die Flasche bezahlen will, so sehen sich die Weinhändler genöthigt, zu schädlichen Verfälschungen ihre Zuflucht zu nehmen. — Die gemeinen Nordholländerinnen sind so in die Schnürbrüste verliebt, daß sie sie weder bey Tag noch Nacht, selbst nicht während der Schwangerschaft und der Stillzeit ablegen. Um dem Kinde die Brust zu reichen, öffnen sie ein Schieberchen, das zu dem Zweck oben in der Schnürbrust angebracht ist; die volle Brust tritt hervor, das Kind wird gestillt, und der Busen wieder in seinen Kerker zurückgezwängt. — Eine auffallende Sonderbarkeit ist es, daß die Niederländer, die im gesellschaftlichen Umgange so sparsam mit Titeln sind, in ihren Schriften, besonders den kritischen bis zum Ekel verschwenderisch damit um sich werfen, da heißt es beym dritten Worte Sr. Ehrwürden u. s. w. — Die Krone aller Niederl. Landhäuser ist das Hoopische ohnweit Haarlem, das seinem Erbauer, einem der reichsten Negocianten der Republik, über eine halbe Million Gulden gekostet hat. — Das Theater ist noch in seiner Kindheit. Zur Musik hat die Nation von Natur wenig Anlage, und aus dem Tanze macht sie sich noch weniger. Oeffentliche Bälle sind, den Haag ausgenommen, selbst in den volkreichsten Städten ganz ungewöhnlich. Eine Nordholländerinn schilderte dem Vf. ihren liederlichen Sohn mit folgenden Worten: „Er ist liederlich, ein Taugenichts; mit einem Wort. Der Junge lernt tanzen.“ Reduten werden durchaus nicht geduldet: in Amsterdam ist das bloße Maskiren bey 100 Gulden oder sechswö-

chent-

chentlicher Zuchthausstrafe verboten. — Das Steckenpferd der Niederländer sind die sogenannten Liebhabereyen (Liefhebbereien), oder Sammlungen von Seltenheiten, die so verschieden sind, als der Geschmack ihrer Besitzer. Ein Rotterdammer wendete, um eine recht seltene Liebhaberey zu haben, viel Geld auf eine Collection von allen möglichen Arten von Schuhen und Knöpfen. Volkslustbarkeiten. Ueber die Niederländische Sprache. Die Schriftsteller sehen sehr auf die Reinheit derselben, und nationalisiren weit weniger fremde Wörter, als die Schriftsteller anderer Nationen. Fast alle Kunstausdrücke in der Philosophie und den schönen Wissensch. die wir den Griechen abgeborgt haben, sind bey ihnen übersetzt; System Leerstelzel, Theater Schawburg, die Grazie in Schriften het bevallige. Einem Deutschen wird es leicht, das Niederländische verstehen zu lernen, aber sehr schwer, die richtige Aussprache zu erlangen. Poesie. Prosaisten, stehen den Dichtern weit nach. Poetische Gesellschaften in Leiden, Rotterdam, Utrecht, Amsterdam und dem Haag. Verhältnißmäßig wird in den Niederlanden weniger geschrieben und gedruckt, als in England, Frankreich und Deutschland. Jährlich erscheinen kaum 200 Schriften. Gelehrte Zeitungen giebt es gar nicht, desto mehr politische, in denen zugleich litterarische Neuigkeiten bekannt gemacht werden, und die große Summen einbringen. Der Herausgeber der Haarlemer Zeitung bezahlt jährlich 5000, und die Herausgeberin der Leidenschen 10,000 Gld. Pacht an den Magistrat. Die Censur in religiösen Materien ist sehr streng. Zu Vibratoribus librorum sind Prediger angestellt, die keine Schrift von einem reformirten Geistlichen zum Druck gelangen lassen, in der sie den kleinsten Verstoß gegen die Lehre der Dortschen Synode und deren Post - acta wittern. Kinderschriften und ökonomische Werke finden jetzt, nachdem der politische Taumel vorüber ist, die meisten Leser. Vor 20 Jahren übersetzte man nichts als französische und englische Werke; seit zehn Jahren aber herrscht die Manier jedes deutsche Meßprodukt so schnell als möglich holländisch heraus zu geben. Die Buchhändler führen in den Zeitungen täglich die lustigsten Klopffechtereyen wegen der Priorität, einen Wisch, den oft in Deutschland Niemand, als der Vf. und sein Verleger kennt, ins Niederl. übersetzen zu lassen. — Die Gymnasien oder lateinischen Schulen sind sehr schlecht eingerichtet. Es werden fast nichts als alte Sprachen getrieben, und doch verstehen die wenigsten Schü-

ler, wenn sie im 15 oder 16 Jahre die Akademie beziehen, einen klassischen Autor. Den Akademien schadet die unverhältnißmäßige Anzahl. Sechs Akademien für eine Nation von 2½ Millionen Menschen, von der noch überdieß die Hälfte der Studirenden, alle Katholiken ins Ausland, vorzüglich nach Löwen gehn! Die Zahl der Studirenden beläuft sich in Leiden höchstens auf 400, und die übrigen Akademien haben zusammengenommen nicht 500. — Zustand der schönen Künste. Die N. haben jetzt einige geschickte aber keinen großen Maler. Bildhauer giebt es in Menge, sie erheben sich aber nicht über das Mittelmäßige. Der beste Steinschneider in der ganzen Republik ist ein Deutscher Namens Schepp aus dem Nassauischen. Er hat den größten Theil seines Lebens unter dem ohnlängst verstorbenen Hemsterhuis gearbeitet, und sich vorzüglich durch diesen geschmackvollen Mann gebildet. Schepp ist zugleich ein guter Medaillenschneider und nächst Holzhey der beste in den Niederlanden. — Religionszustand. Die Priester selbst der herrschenden Kirche genießen nicht einmal einen befreyten Gerichtsstand. Sie werden sehr geehrt, aber schlecht bezahlt. Ihr Gehalt beträgt selten über 100 Dukaten, und dabey sind sie allen Abgaben unterworfen. Ihr Amt ist aber auch sehr leicht. Das Abendmahl wird nur alle halbe Jahre ausgetheilt. Von Beichtsitzen, Krankenbesuchen, Leichenpredigten und andern Casualverrichtungen sind sie ganz frey. Zur Erbauung der Kranken giebt es eine eigene Klasse von bibelfesten Leuten, die man nach ihrem Geschäfte Ziekentrooster (Krankentröster) nennt, und die troz aller Prädestination dem Sterbenden die Hölle oft heiß genug machen. In manchen Städten muß der Prediger eine Strafe bezahlen, der länger als eine bestimmte Zeit auf der Kanzel bleibt. Die Anzahl der Katholiken übersteigt noch die der Reformirten, obgleich die Gesetze gegen sie weit strenger, als gegen andere Religionsverwandte sind. Ein Reformirter oder Lutheraner, der im Dienst des Staats ist, wagt nichts, wenn er eine Arminianerinn, Mennonitin, Jüdinn u. s. w. heyrathet; fällt seine Wahl aber auf eine Katholikinn, so ist er seines Amtes verlustig. So hart dieses Gesetz scheint, so weise und gerecht ist es gegen eine Sekte, deren beständiges Trachten und Streben dahin geht, alle andern zu verschlingen. Die kathol. Pastoren müssen durchaus Weltpriester und eigentlich im Gebiet der Republik geboren seyn. Vor der Antretung ihres Amtes müssen sie durch einen feyerlichen Eid dem

wahr-

wahnwitzigen Grundsatze Roms, daß der Papst als Oberhaupt der Kirche, die Unterthanen von ihrer Pflicht gegen den Souverain freysprechen könne, entsagen und zugleich beschwören, ihre Kirchenkinder zur Treue gegen die Landesobrigkeit zu ermahnen, und von ihnen unter keinerley Vorwand den kleinsten Beytrag für Klöster und milde Stiftungen ausser Landes anzunehmen. Uebrigens sind die niederl. Katholiken durchgängig aufgeklärter, als in den meisten deutschen Staaten, und gehören mit zu den arbeitsamsten und nützlichsten Staatsbürgern. Nächst ihnen haben die Lutheraner die mehrsten Gemeinden. Die Mennoniten, Remonstranten u. d. gl. vermindern sich von Tag zu Tag. Die Reichern von ihnen verbinden sich oft mit reformirten Mädchen, und lassen sowohl dem Hausfrieden zu gefallen, als auch um ihren Nachkommen den Weg zu öffentlichen Aemtern nicht zu versperren, ihre Kinder in der reformirten Religion erziehen. — — Diese Proben werden hoffentlich hinreichen, das günstige Urtheil zu bestätigen, das wir von diesem reichhaltigen und gründlichen Buche gefällt haben.

Ga.

38. Skizze von Wirtemberg, vorzüglich zum Unterricht der Jugend bestimmt. Stuttgart, bey Erhard und Löfflund. 1792. 8. 3½ Bogen. 3 ℛ. m. Kupf. 9 ℛ.

Eine Speculation von ein Paar jungen Kupferstechern Leypold und Schlatterbeck, welche die Bildniße der Wirtenb. Herzoge stechen wollten, gab dem Verleger Anlaß, sich von Jemand einen Text dazu schreiben zu lassen, welches zur Entstehung dieser Skizze führte. Die Kupferstiche sind mittelmäßig, doch sind die Herzoge ziemlich getroffen. Vor dem Texte steht ein Vorbericht, worin der V. zu erkennen giebt, daß seine Absicht dahin gegangen sey, „zum Besten der vaterländischen Jugend einen kurzen Abriß von demjenigen zu entwerfen, was Wirtembergs Verfassung und Geschichte vorzüglich Merkwürdiges habe.“ Der Gedanke ist ganz gut, und Rec. findet es immer nützlich, wenn vaterländische Jugend früh mit der inländischen Geschichte bekannt gemacht wird. Er läßt aber die Vorschläge, die der Verf. für Lateinische und deutsche Schulen

 macht,

macht, auf ihren Werth oder Unwerth beruhen, weil er doch besorgen muß, es möchten weder die Lehrlinge noch die Lehrer, insonderheit die Dorfschulmeister, im Stande seyn, gewiße Dinge entweder richtig zu verstehen oder andern einen richtigen Begriff davon zu geben. Um ein Beyspiel zu geben, wie würde ein Dorfschulmeister sich drehen müssen, wenn er seinen Kindern einen Begriff von Afterleben geben sollte? Wir haben auch für die Gewährsmänner und für die Quellen, die er anführt, alle Achtung, nur konnten wir uns manchmal des Gedankens nicht erwehren, ob denn auch der Verf. seine Quellen richtig verstanden habe? Gerade aber bey Arbeiten, die einen solchen Zweck haben, kommt sehr viel auf Bestimmtheit, Correktheit und Richtigkeit an. So heißt es gleich S. 5. Wirtemberg bringe hervor „was zur Stillung der Bedürfnisse — erfordert werde. Welcher Bedürfnisse? aller? so wäre es falsch. Da nun dies ein relativer Begriff ist, so muß er näher bestimmt werden, wenn er wahr seyn und verstanden werden soll. Unter den Flüßen werden nur der Neckar, die Enz und die Rhems genannt. Warum nicht auch die Donau, die Murg, und vorzüglich diejenigen Flüße, welche das so beträchtliche und einträgliche Flozwesen befördern? Von den Bädern wird S. 7 gesagt, daß sie schon die grösten Schäden geheilt haben. Was für Schaden, wenn nicht ein verworrener Begriff bey dem Lehrling entstehen soll. Das Bad in Cantstatt gehört nicht zu den Gesundbrunnen, sondern ist seiner Natur nach ein Bad, das in gewissen Hautkrankheiten heilsam ist. Was die Einrichtungen des Staats betrift, wovon der Verf. eine eigene Rubrik hat, so ist die Darstellung derselben allzu dürftig und unbestimmt, als daß man richtige Begriffe darauf bauen könnte. Wer wird S. 9. den Unterschied zwischen Consistorium und Synodus verstehen, welcher Begriff doch praktisch brauchbar für Landesunterthanen seyn möchte? S. 11. heißt es: „In Ansehung des Handels giebt es kleinere Handlungsgesellschaften zu Calw“ u. s. w. Weiß er denn nicht, daß die Calwer Handlungsgesellschaft nicht zu den kleinern gerechnet werden kann, da ihr Credit auf allen Wechselplätzen gegründet ist, und in gewisser Maße selbst der Credit des Landes auf derselben beruht? S. 12. daß Tübingen eine öffentliche Bibliothek habe, würde für den Verf. schwer zu beweisen seyn. S. 13. Die Waisenschule für die arme Soldatenkinder konnte nicht behauptet werden, gehört also nicht in einen Schulunterricht. Eben so unrichtig ist die Volksmenge

zu 600,000 Seelen, und gewiß um 40,000 zu hoch angegeben. Was soll S. 18. das Kind dabey gedenken, wenn es heißt: Die Einkünfte des Herzogs sind sehr beträchtlich. Lieber schwiege man gar davon. Die Wirtemb. Orden müssen in Haus- und Militairorden unterschieden werden. Rec. mußte diese Erinnerungen machen, weil man sonst leicht auf die Vermuthung gerathen könnte, in einem in Stuttgart gedruckten Buche müßte alles weit zuverläßiger und richtiger stehen. Die Geschichte selbst schien Rec. weit besser und richtiger vorgetragen zu seyn. Nur hält er es noch nicht für ganz erwiesen und ausgemacht, S. 39. daß Catharina von Medicis dem Herzog Christoph die Regentschaft von Frankreich während der Minderjährigkeit des Königs aufgetragen habe. An Herzog Ludwig S. 41. tadelt er seine allzugroße Liebe zum Wein, und zwar mit Recht. Wenn er aber gleich darauf es wieder entschuldigt, daß dies zur damaligen Rittersitte gehörte, „und bey seinem Temperamente auf seine Regierung keinen nachtheiligen Einfluß hatte,“ so findet Rec. es für Schulen sehr zwecklos, und glaubt gerade das Gegentheil, daß es wirklich schädlichen Einfluß gehabt habe.

Agh.

39. Salomon Maimon's Lebensgeschichte, von ihm selbst geschrieben, und herausgegeben von K. P. Moritz. In zwey Theilen. Berlin, 1792. bey Vieweg dem ältern. Erster Theil. 292 Seiten in 8. 20 gr.

Die Lebensgeschichte eines denkenden Kopfs, eines Gelehrten von anerkanntem Werthe, wird und muß allemal dem Publikum in sehr vieler Rücksicht ein willkommenes und interessantes Geschenk seyn, vornehmlich wenn er sich selbst als den Verfasser derselben angiebt, und den Gang seiner Geistesentwickelung, die Methode, sich neue Kenntnisse zu verschaffen, die nach und nach angenommene Richtung seines Charakters, das Eigenthümliche seiner Schicksale, und die Resultate seines eigenen fortgesetzten Nachdenkens auf eine anschauliche Art darzustellen weiß. Die Geschichte der Menschheit, die Psychologie und Moralität, so wie die reinere Achtung für die Stärke der Vernunft, und die für jeden Wahrheitsforscher und Men-

schenfreund so nöthige Characterkunde muß bey solchen Arbeiten, wie die gegenwärtige, unausbleiblich gewinnen, und das Gute, welches dergleichen Schriften stiften können, wird seine heilsame Wirkungen zur Aufklärung des Geistes und Veredelung des Herzens bey gutgesinnten Menschen nie verfehlen, gesetzt auch, daß der Biograph auf einzelne Begebenheiten seines Lebens, und auf gewisse einzelne Handlungen einen Werth setzen sollte, der dem unbefangenen Leser nicht in die Augen fallen will. Wenn auch in gegenwärtiger gewiß sehr lehrreicher und unterhaltender Schrift dem Recensenten manche Stellen und Sachen aufgefallen sind, die füglich hätten wegbleiben können, weil sie den Leser wenig oder gar nicht interessiren, und mit dem Ganzen selbst in keiner nothwendigen Verbindung stehen; so soll doch eigentlich hiemit weder dem Buche noch seinem Verfasser ein Vorwurf gemacht werden. Ein jeder Schriftsteller schreibt doch eigentlich um sein selbst willen, indem er sich bey Ausarbeitung seiner Schriften eine gewisse Summe von Vergnügungen des Verstandes und Herzens zu verschaffen sucht, die bey dieser Art von Ausarbeitungen für ihre Verfasser natürlicher Weise dadurch einen größern Reitz bekommen, weil sie unmittelbar aus einer Beschäftigung mit sich selbst entspringen, und sich bald auf eine nähere, bald auf eine entferntere Art mit dem schmeichelhaften Gefühl von Selbstkraft und Selbstthätigkeit und folglich auch mit unsrer Eitelkeit vereinigen, die uns nicht selten auch Kleinigkeiten, die wir von uns erzählen, als wichtige Erscheinungen der menschlichen Natur darstellt, — ein Grund, warum mehrern Selbstbiographen das Detail ihrer jugendlichen Empfindungen und Handlungen aus den ersten Jahren ihrer Kindheit verziehen werden kann. Zu den Sachen, die aus dieser Lebensgeschichte hätten wegbleiben können, rechnet der Rec. vornehmlich eine Menge Kleinigkeiten, die der Verf. aus seiner frühern Kindheit erzählt, und die für andre weiter kein Interesse haben, weil sie sich zum Theil blos auf gewisse sehr gewöhnliche Spiele einer jugendlichen Einbildungskraft beziehen, und mit dem übrigen sehr ernsthaften, oft philosophischen Inhalte des Buchs einen großen Contrast machen. Z. B. der unter dem Namen à la Rousseau angeführte Diebstahl eines Medicinkästchens, (wobey der Zusatz à la Rousseau doch nicht einmal paßt, indem Rousseau weit älter, als unser Verfasser war, da er den bekannten Jugenddiebstahl begieng, auch waren die Antriebe zum Stehlen in beyden Fällen sehr verschieden.) ferner das, was Seite 77 und 78 auch S. 102 und überhaupt von den Strei-

tigkei-

tigkeiten und Faustkämpfen mit seiner Schwiegermutter weitläuftig erzählt wird. Eben so scheint manches etwas übertrieben zu seyn, z. B. daß sein Vater als ein Knabe von acht Jahren von einem polnischen durchreisenden Herrn mit Peitschenschlägen gezwungen worden sey, einen ganzen Eimer voll Wasser auszutrinken, S. 11; daß der erste Schulmeister des Verfassers seinen Schülern nicht selten, und zwar wie es scheint ganz ungestraft, Ohren abgerissen, und Augen ausgeschlagen habe, u. s. w.

Dahingegen ist alles das sehr lesenswerth und vortrefflich, was der Verfasser, — obgleich mit einem hie und da hervorleuchtenden, aber wahrlich sehr verzeihlichen Egoismus, — von seinem unersättlichen Durst zu den Wissenschaften, und zum Forschen nach Wahrheit sagt. Diesen gesammten Theil des gegenwärtigen Werks, der unstreitig für den Psychologen der wichtigste ist, hat Recensent mit größtem Vergnügen, und mehr als einmal gelesen. Von früher Kindheit an bemerkt man an dem Verfasser einen emporstrebenden Geist, der zum Selbstdenken geschaffen ist, und sich durch eigene Kraft und Anstrengung den Weg dazu bahnt, ob sich ihm gleich unzählige Schwierigkeiten hiebey entgegenstellen. Eigentlich ist ihm bey seinem Streben nach neuen Kenntnissen alles hinderlich. — Sein Aufenthalt mitten unter einem höchst stupiden Volke, — sein Mangel an guten Büchern und allem Geistaufklärenden, zweckmässigen Unterrichte, — seine Armuth und das äussere Elend seiner Familie, — seine schreckliche häußliche Lage, in welcher er vom eilften Jahre an von seinem Weibe, und seiner teuflischen Schwiegermutter tyrannisirt wird, — und mehrere andere traurige Umstände kamen zusammen, um seinen Trieb zu wissenschaftlichen Kenntnissen zu ersticken, und die Schnellkraft seines Geistes auf immer zu hemmen; allein mit dem Anwachs aller dieser Schwierigkeiten vermehrte sich sein Muth, sie zu überwinden. Der Funke des Denkens war einmal in ihm durch einen hohen Grad von Wißbegierde angefacht, und er konnte nun durch nichts mehr ausgelöscht werden. Der Vater des jungen Maimon, ein orthodoxer Rabbiner, hat zwar seinem Sohn, blos den Talmud zu lesen, befohlen; allein der Knabe von sieben Jahren steht des Nachts auf, und liest bey einem Stück Kühnholz heimlich D. Gans astronomisches Werk, welches seine ganze Aufmerksamkeit fesselt, ob ihn gleich über dessen Inhalt keiner näher belehren kann. Endlich gelangt er durch wiederhohltes Lesen zur Vor-

stellung

stellung vom Himmelsglobus, und verfertigt sich selbst ausgeflochtenen Ruthen eine Sphaeram armillarem, muß aber, sein geliebtes Instrument ängstlich vor seinem strengen Vater verbergen, weil ihm dieser bloß den Talmud zu studiren befohlen hat. —

Das Studium dieses Buchs macht auch lange Zeit hindurch seine Hauptbeschäftigung aus. — Ein Talmudist hat auf alle Aemter und Ehrenstellen der jüdischen Gemeinde den ersten Anspruch, er wird beynahe von seiner Nation angebetet; diese glänzenden Ehrenbezeugungen scheinen wohl am meisten den jungen Maimon zu jenem Studium verführt zu haben, und er bringt es darin so weit, daß er schon in seinem eilften Jahre einen vollkommenen Rabbiner abgeben konnte. Allein dieses Werk sättigt seinen Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit nicht, der viele Unsinn, den es enthält, macht seinen Durst nach reinern Kenntnissen rege; aber leider! fehlt es ihm an allen nöthigen Hülfsmitteln hiezu, besonders an Kenntniß mehrerer, und zwar fremder Sprachen. Durch eine bewundernswürdige Anstrengung, und durch einen eisernen Fleiß, der bey einem so jungen Knaben äusserst ungewöhnlich ist, lernt er endlich deutsche Buchstaben zusammen setzen, die er unter den Alphabeten corpulenter hebräischer Bücher entdeckt hat, — einige Blätter aus einem alten deutschen Buche fallen ihm zufälliger Weise in die Hände, und er fängt nun durch eigenes mühsam erworbenes Geschick deutsch zu lesen an. Aber noch ist immer seine Begierde nach Wissenschaften und Kenntnissen nicht vollkommen befriedigt. Er sucht diese Befriedigung in der heiligen Wissenschaft der Juden, in der Kabbala, und läßt sich in die Synagoge heimlich einschließen, um ein kabbalistisches Buch zu lesen, welches der Unterrabbiner des Orts nach dem Gebete in der Synagoge zu lesen, und dann daselbst zu verwahren pflegte. Maimon vergißt darüber Essen und Trinken, und seine Freude ist unbeschreiblich, als ihn nachher der Unterrabbiner mehrere kabbalistische Bücher giebt. Die hiebey angeführten Umstände sind sehr naiv erzählt. Der nehmliche Unterrabbiner glaubt die Kunst, sich unsichtbar zu machen, zu besitzen. Der junge Kabbalist wünscht ein Adept in dieser Kunst zu werden, und sein schwärmerischer Lehrer läßt ihm sehr harte Proben deshalb ausstehen, bis den jungen Maimon eine derbe Ohrfeige von einem seiner Cameraden von der Nichtigkeit der ganzen Kunst überzeugt. Unterdessen fährt

er unermüdet in dem Studium der Kabbala fort, sucht ihre Geheimnisse aufzuklären, sie nach Principien der Vernunft aufzulösen, und schreibt darüber ein ganzes Werk. — Allein er wünscht die Wissenschaft nicht in Fabeln eingehüllt, sondern in ihrem natürlichen Lichte zu sehen, und macht daher eine weite Reise zu Fuß mitten im Winter zu einem Oberrabbiner in S . ., um dessen deutschen Büchervorrath zu nützen, und erhält von ihm zu seiner unbeschreiblichen Freude eine alte Optik und Sturms Physik, aus welcher er die Grundsätze der cartesianischen Philosophie kennen lernt. Die Meynung, daß die Thiere nichts, als Maschinen sind, zieht ihm den Namen eines Verrückten zu, indem er behauptet haben sollte, daß eine Ziege eine Trommel sey. Bey diesem unersättlichen Durst zu den Wissenschaften, (der junge Maimon gieng einst nach einem gewissen Orte dreyßig Meilen zu Fuß, um ein hebräisch - peripatetisch - philosophisches Buch aus dem zehnten Jahrhundert zu sehen,) blieben seine äußern Umstände immer noch die traurigsten und dürftigsten von der Welt. Um Frau und Kinder zu ernähren, muß er eine höchst erbärmliche Hofmeisterstelle bey einem unwissenden und plumpen Pächter in Litthauen annehmen, vor deren Beschreibung man zurückschaudert. — Endlich entschließt sich der Verfasser durch seine äussere fürchterliche Lage gezwungen, und zugleich von seiner immer noch glühenden Begierde zu neuen Kenntnissen angetrieben, nach Deutschland zu gehen, und in diesem Wohnsitze der Wissenschaften Medicin zu studiren. Ein jüdischer Kaufmann nimmt ihn mit nach Königsberg, wo er ein lesenswerthes Entretien mit einigen Studenten über Mendelssohns Phädon hat. Von Königsberg geht er auf Anrathen jener Studenten zu Schiffe nach Stettin, und muß in einer schrecklichen Lage, vom Hunger und Durst geplagt, fünf Wochen lang darauf verweilen. Von Stettin setzt er seine Reise nach Frankfurt an der Oder zu Fuße fort, er hat keinen Pfennig Zehrgeld bey sich, um seinen Hunger und Durst noch einmal vor dem bevorstehenden jüdischen Fasttage zu stillen, seine Kleider sind zerrissen, seine Sprache kann keiner verstehen, seine Lage ist die traurigste die man sich denken kann. Um ein elendes Glas voll saures Bier zu trinken, muß er sein letztes bey sich habendes Kleinod — einen eisernen Löffel, den er mit zu Schiffe genommen, im Wirthshause verhandeln; findet aber doch bey Fortsetzung seiner Reise bey einem Juden eine bessere Aufnahme und Nahrung für seinen

abge-

abgematteten Körper, und reist endlich nach Berlin, — dem höchsten Ziele aller seiner Wünsche und Hofnungen. Aber auch hier zertrümmert das schöne Gebäude seiner erträumten Glückseligkeit mit einemmale. Ein boshafter orthodoxer Rabbiner, der von Maimons tiefer rabbinischer Gelehrsamkeit Kunde eingezogen hat, weiß die Aeltesten der dortigen Judengemeine so zu stimmen, daß dem unglücklichen Wanderer, als einem Betteljuden, der Eingang in die Stadt schlechterdings versagt wird, — man dringt sogar auf seine schleunige Abreise, — der arme Maimon wirft sich vor dem Thore auf die Erde nieder, und weint bitterlich. Er geräth in ein hitziges Fieber, die Soldaten am Thore melden dies dem Armenhause, er wird dahin abgeholt, und wünscht nun nichts mehr, als recht krank zu werden, um auf diese Art einen längern Aufenthalt in Berlin zu erzwingen. Allein auch in dieser Hoffnung wird er getäuscht. Das Fieber geht vorüber, er muß ohne Barmherzigkeit fort, und sein tiefes Elend nöthigt ihn, sich an einen Betteljuden anzuschließen, und mit ihm in der Welt herumzustreichen. Er bemühet sich unterwegs, seinem rohen Mitbruder Begriffe von Religion und wahren Moralität beyzubringen, und dieser unterrichtet ihn in der Kunst — zu betteln. Beyde setzen endlich ihre Wanderungen nach Polen fort — in Polen entschließt sich aber der unglückliche Maimon den Bettelstab wegzuwerfen. Sein Schicksal nimmt auf einmal eine unerwartete glückliche Wendung an; er steigt aus dem tiefsten Abgrunde des Elends zum höchsten äußern Glanz bey seiner Nation — zu dem Ehrenrange eines Oberrabbiners empor; — aber auch hier zieht sich ein neues Ungewitter über seinem Haupte zusammen, — neue Verfolgungen nöthigen ihn zu einer zweyten Reise nach Berlin, die man selbst nachlesen mag.

So weit der erste Theil dieser interessanten Lebensgeschichte, auf deren Fortsetzung das Publikum sehr begierig seyn muß, da sie wahrscheinlich die Geschichte des philosophischen Studiums des Verfassers, und die Resultate seines eigenen Nachdenkens über die wichtigsten Gegenstände der Religion und Moral enthalten wird. Einzelne Spuren hievon kommen schon in mehrern Stellen dieses Buchs vor, die für den denkenden Leser ohnstreitig ein größeres Interesse, als der bloße Geschichtstheil dieser Schrift haben werden. Auch werden die speciellen litterarischen Nachrichten über die Kabbala, ihre Systeme und deren Studium vielen Lesern gewiß sehr willkom-

kommen seyn. Ohnstreitig übte sich der Scharfsinn des Verfassers vorzüglich durch das Lesen dieses mystisch-philosophischen Werks, da es eine lange Anstrengung des Geistes erfodert, und der Einbildungskraft so viele große Bilder vorhält. Man lese nur z. B. dasjenige nach, was der Verf. S. 139—141 von seiner damaligen auf die Kabbala gegründeten Erklärungsart von Entstehung der Welt sagt. Eben so lesenswerth für den denkenden Kopf ist das ganze funfzehnte Capitel, welches eine kurze Darstellung der jüdischen Religion von ihrem Ursprunge bis auf die neuesten Zeiten enthält, wobey der Verfasser zugleich einen Theil seiner Vorstellungen über die Religion überhaupt mit dem ihm eigenen Scharfsinn aufstellt, und S. 243. fortsetzt. Dieses zusammenhängende Raisonnement leidet wegen Enge des Raums keinen Auszug; zeigt aber deutlich, wie bestimmt und hell der Verf. über solche Gegenstände denkt, ohnerachtet er die Sprache nicht so wie sein großer Vorgänger Mendelssohn in seiner Gewalt hat. Das neunzehnte Capitel enthält eine sehr interessante Beschreibung einer geheimen jüdischen Gesellschaft, die sich göttlicher Eingebungen rühmte, und den Verfasser in ihren heiligen Schoos aufnimmt. Es war ganz natürlich, daß ein so aufgeklärter Kopf nicht lange an solchen Leuten und ihren Grundsätzen Geschmack finden konnte, die so roh waren, daß sie einen ihrer Mitgenossen in der Gesellschaft darum auspeitschten, weil seine Frau mit — einer Tochter, und nicht mit einem Knaben niedergekommen war.

Uebrigens enthält dieses Buch, das ohnstreitig allgemein gelesen werden wird, eine Menge merkwürdiger Nachrichten, die man hier nicht grade erwartet, wovon ich nur die Beschreibung des Fürsten R— anführen will. Gottlob! solche moralische Carricaturen sind doch unsere Fürsten nicht. Aber die schändlichen Handlungen eines solchen Wollüstlings hätte der Verfasser nicht blos Temperaments- und Erziehungsfehler nennen sollen.

Q.K.

40. Figmentum de animo humano ante subter terra existente quam corpori conjungeretur, Ebraeis falso attribui demonstrat *Georg. Thamer*

mas Serr, Schol. Laur. Pastor, et Ebr. ac Graec. linguae Prof. Publ. Nürnberg, bey Stein. 1792. in 4. 22 Seiten. 2 gr.

Der Verf. beweißt mit mehreren Stellen, daß die Hebräer, wenn sie von einem Soph oder Scheol reden, wo die menschlichen Seelen vor der Geburt sich aufhalten, darunter keinen unterirrdischen Ort, sondern einen Platz über der Erde verstehen.

Er.

41. M. Tullii Ciceronis Cato Maior et Laelius, seu de Senectute et Amicitia dialogi et Paradoxa, perpetua adnotatione et excursu illustravit *Io. Christ. Frid. Wetzel*, Lignitii, sumtibus Siegert. 1792. XXVIII. 292 Seiten. gr. 8. 16 gr.

Herr Wetzel, Lehrer am Bunzlauer Pädagogium in Schlesien, wollte durch diese Ausgabe einiger der gelesensten und beliebtesten Abhandlungen des Cicero einem Bedürfnisse abhelfen, daß jeder Schulmann, der diese kleinen, und vor allen andern gemeinfaßlichen Schriften seinen Schülern zu eigner Lectüre gern empfehlen möchte, schon längst fühlte. Noch immer fehlte es an einer solchen Ausgabe, die, mit einer kritischen Richtigkeit des Textes, in einer fortlaufenden Interpretation alle die Schwierigkeiten gehoben hätte, bey welchen sich Ungeübtere nach einer fremden Hülfe umsehen müssen. Redseelige und in den Geschäften grâugewordene Staatsmänner, die in beyden Dialogen vom Cicero sprechend eingeführt werden, beziehen sich ganz natürlich fast alle Augenblicke auf politische Ereignisse und Familienverhältnisse, die damals allen Römern bekannt seyn mußten, jetzt aber eine sehr genaue und vom Anfänger nicht zu erwartende Bekanntschaft mit jenen Zeitaltern voraussetzen. In einer Handausgabe erwartet der jüngere Leser um so gewisser Aufschlüsse darüber, je weniger er sich hier selbst im historischen Index bey der Ernestinischen Clavis Raths erholen kann, da dieser grade der dürftigste und unverarbeitetste Theil jenes sonst so ver-

vortreflichen Hülfsmittels zum Verständniß des Cicero ist, auch der bey den Reden und Briefen in diesem Fache so reichlich ausgestattete Commentar des Paulus Manutius hier ganz fehlt, und durch die saftlose Variantensammlung seines Sohnes im geringsten nicht ersetzt wird. Grade diesem Hauptbedürfnisse ist durch Herrn Wetzels historische Anmerkungen in dieser neuen Ausgabe sehr gut abgeholfen worden. Besonders hat uns in dieser Rücksicht der auch auf dem Titel bemerkte Excurs gefallen, in welchem Hr. W. theils die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten vom Cato Censorius und seiner Familie, theils die Stammtafeln der Scipionen, Aemilien und Lölius, die fast auf allen Seiten dieser Dialogen vorkommen, mit grosser Genauigkeit und Belesenheit (R. Reineccii noch immer brauchbare historia Iulia, konnte ihm vielleicht mehr Mühe ersparen,) zusammengestellt hat. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Uebersicht der Gedankenfolge und der etwas verwickelten Behandlungsart der hier vorgetragenen Materien. Es werden Staatsmänner im vertrauten Gespräch redend eingeführt. Was sie sprechen, sind gewissermaßen Herzenserleichterungen über Gegenstände aus der Philosophie des Lebens. Hier eine streng logische schulgerechte Schluß- und Gedankenreihe zu erwarten, wäre Pedanterei. Und doch muß dafür gesorgt seyn, daß der jüngere Leser den Faden des Ganzen nie aus den Händen verliere. Hr. W. hat dies durch zwey neu ausgearbeitete, weitläuftigere Inhaltsanzeigen, die den Dialogen vorausgeschickt werden, zu erreichen gesucht, und diese können Lehrern und Lernenden allerdings von großem Nutzen seyn. Nur bedauern wir, daß der Herausgeber nicht noch etwas tiefer eingedrungen ist, und so manchen feinen Zug, den Cicero absichtlich in die Reden des Cato legte, weil sie seinem aus der Geschichte bekannten Character ganz angemessen waren, unbekannt gelassen hat. Dahin rechnen wir die hier überall durchschimmernde Ruhmredigkeit, die auch Plutarch als etwas Characteristisches von ihm angemerkt hat. Cato machte den Polyhistor seines Zeitalters, und that sich unter andern besonders viel auf sein chronologisches Werk, Origines genannt, viel zu Gute. Daher läßt Cicero in der Schrift de Senectute oft absichtlich den Cato bey chronologischen Angaben mit einer Umständlichkeit verweilen, (z. B. Cap. 5, 4.) die sonst unerträglich seyn würde, hier aber im Munde des Chronologiebeflissenen Greises die beste Wirkung thut. Dies Auskramen von Kenntnissen macht nun auch jene sonst mit

Noch zu tadelnde Episode von der Landwirthschaft (Cap. 15 — 17) nicht allein erträglich, sondern auch zu einem Hauptzug im Gemälde des auch als theoretischen und practischen Landwirthes sich gern auszeichnenden Cato. Billig hätte auf diese Kunst des Cicero in Haltung der Charakter auch in den Anmerkungen aufmerksam gemacht werden sollen. Denn nur hierdurch erhält erst dieser Dialog jene täuschende Wahrheit, die der Künstler selbst an seinem Werke rühmt, (de amicit. 1, 18.) und die auch noch jetzt jeden hinreißt, der dieß zu fassen weiß, wovon der verewigte Semler noch in seiner schönen Gelegenheitsschrift einen merkwürdigen Beweis ablegte. Eben so haben wir in dem Büchelchen de amicitia die Angabe eines Gesichtspunkts vermißt, ohne welche die ganze Schrift den heutigen Lesern kaum halb verständlich ist. Es sprechen hier republikanische Staatsmänner von der Freundschaft. Bey solchen mischt sich nur allzuleicht Politik und Partheygeist ins Spiel, wenn sie Verbindungen knüpfen. Darum ist hier fast immer nur von politischen Verbindungen zur Erreichung eines patriotischen Zwecks die Rede, mithin von einer Art von Freundschaft, wie sie bey ganz veränderter Lage der Dinge heut zu Tage in unserm Privatleben fast gar nicht statt findet. Man lese nur mit beständiger Hinsicht auf diesen Punkt die ganze Abhandlung, besonders vom 11ten Capitel an, und bemerke keine moralische Vorlesung über die Freundschaft nach unserm Sinne: so wird man gewiß alles in einem ganz andern, und weit hellerem Lichte erblicken. — In einem andern Theile der Interpretation, der die einzelnen Worterklärungen anbetrifft, hat uns, wie wir aufrichtig gestehn müssen, diese Herausgabe noch weit weniger Gnüge gethan. Das zu dieser Absicht angehängte Wortregister ist viel zu unvollständig und dürftig, als daß es den Mangel der Anmerkungen in diesem Fache, wie sie der junge Leser hier zu erwarten berechtigt seyn dürfte, ganz ersetzen könnte. So sollte z. B. hemicyclium (de Amic. 1, 5.) um so mehr erklärt seyn, da selbst Ernesti in der Clavis den Begriff des Worts nicht scharf genug gefaßt, und mit solium verwechselt hat (es waren halbrunde Sitze mit Kissen, worauf mehrere Personen Platz hatten, um mit einander in vertrauten Gesprächen zu plaudern. S. Poll. 6, 9. Plut. in Nicia p. 531. B. In offenen Gallerieen hießen sie exhedrae, unter welcher Benennung sie mehrmals beym Cicero vorkommen, bey Gastmahlen sigmata). So bedurften topiarii, und die gleich darauf folgenden horti qui amoenitatem

[illegible] Phaed. 5, 2. gewiß einer Erläuterung, da letzteres noch dazu von [illegible] falsch erklärt wird. So hätten auch die Begriffe von gewissen Wörtern, wodurch der Römer manche feinen Schattirungen in den Tugenden und Untugenden bezeichnete, z. B. fastidium, importunitas, de Amicit. 18. Adulatio, blanditia ib. c. 25. (Ersteres ist κολάκεια, das zweyte ἀρέσκεια. S. Casaub. ad Theophrast. Ch. p. 61.) iurgium, rixa u. s. w. bestimmt, und mit Anfügung des gleichbedeutenden deutschen Ausdrucks verständlich gemacht werden sollen. Auch sind wir hier und da auf einige ganz falsche Erklärungen gestoßen, wie z. B. de Senect. 16. wie studio rerum rusticarum *provectus* sum gegen Ernestis richtigere Erklärung durch alt werden erklärt wird, wofür provectus sum ohne einen bestimmenden Zusatz von guten Lateinern nie gebraucht wird, und de Amicit. 5. wo der aus dem frühesten Culturkreis der Menschen zu erläuternde Ausdruck aqua et igni ganz falsch ausgedeutet wird. — Die Recension des hier abgedruckten Textes ist mit wenigen in der Vorrede ausgezeichneten Ausnahmen die Ernestinische. Lobenswürdig ist hier der Fleis des Herausgebers, womit er oft die willkührlichen und stillschweigenden Aenderungen in der so fehlerhaften letzten Ausgabe von Ernesti anzeigt und beurtheilt, z. B. de amicit. 5, 15. Doch ist er hie und da bey der Wahl einer andern Lesart nicht ganz glücklich gewesen. So ist im Fragment des Pacuvius de Amicit. 26. das Grävtussische *unxeris* weit schlechter, als das gewöhnliche luseris. Uns hat immer die Verbesserung des Hemsterhuis ad Lucian. T. I. p. 553. *emunxeris*, am meisten befriedigt. Es ist aber überhaupt für die Critik auch in diesen Büchern noch eine reiche Erndte übrig, die freylich eine schärfere falcem criticam, als die des Herrn Wetzel zu seyn scheint, fodern möchte. Besonders würde ein Wolf auch hier durch Ausmerzungen und Versetzungen noch gar viel aufzuräumen finden. So muß, um wenigstens ein Beyspiel anzuführen, in der angefochtenen Stelle de Amicit. 26, 1. statt der gewöhnlichen Lesart durch eine leichte Versetzung *in concione*, id est, *in scena* gelesen werden. Auch wäre wohl zu wünschen gewesen, daß zu mehrerer Bequemlichkeit für die Anfänger, die kritischen Anmerkungen auch hier von den erklärenden abgesondert worden wären, so wie viel Platz durch eine bessere Vertheilung hätte gewonnen werden können. Endlich haben wir auch noch außer dem am Ende angezeigten, zahlreichen Druckfehlern, eine

 Menge

Menge anderer, den Sinn sehr entstellender, z. B. S. 14. lin. 11. *putat* für *patet*, und zweydeutige z. B. S. 221 fast am Ende ἀναπτυσσειν für ἀναπτύξειν gefunden, die doch gerade in einer solchen Ausgabe am sorgfältigsten vermieden werden sollten.

Bey alle dem sind wir doch gar nicht gesonnen, Herrn Wetzeln das Verdienst einer sehr zweckmässigen Handausgabe für Anfänger geliefert, und gute Anlagen zur Bearbeitung der Alten gezeigt zu haben, im geringsten zu schmälern. Schulmänner werden diese Ausgabe zur Privatlectüre ihren Schülern empfehlen können, und zur schnellen Uebersicht auch für sich manches gesammelt finden. Ließen sich gleich diese von einem grossen Meister in der schönsten Reife seiner Erfahrung und schriftstellerischen Verdienste vollendeten Stücke noch auf eine ganz andere Weise bearbeitet denken, so verdient doch auch dieß, was wir hier erhalten haben, Dank und Aufmunterung.

Li.

42. Entwickelung der natürlichen Ursachen, welche die schnelle Ausbreitung des Christenthums in den ersten vier Jahrhunderten, beförderten, von Johannes Andreä, der Gottesgelahrheit Candidaten. Helmstädt, 1792. 8. 74 Seiten mit einer kurzen Vorrede. 5 gr.

Rec. ist vollkommen überzeugt, daß ein pragmatischer Geschichtschreiber u. Geschichtforscher die Ursachen gewisser Begebenheiten und vorzüglich des Resultats derjenigen, welche durch eine fortgesetzte Dauer als Ursache und Würkung zusammenhängen, aus den Gesetzen der Natur und dem natürlichen Laufe der Dinge herleiten müsse. Eben dieses Gesetz muß und kann daher auch bey der Entwickelung der schnellen Ausbreitung des Christenthums in den ersten vier Jahrhunderten beobachtet werden. Folglich muß man dieselbe nicht gleich zu einem Wunder machen, dessen bestimmter Begriff mehr auf einzelne Begebenheiten sich stützt, nie aber auf eine zusammengekettete, durch Jahrhunderte währende Reihe von Begebenheiten ausgedehnt werden darf. Darinn sind gewiß alle vernünftig denkende Theologen

lichen mit dem Herrn Verfasser einverstanden, weil sie überzeugt sind, daß sich die Providenz äusserst selten der Wunder bedienet, wohl aber die Natur ihren Gesetzen überläßt, und natürliche Dinge zu einem herrlichen Resultate und Zwecke lenkt. Die Einführung des Christenthums, so wie die Einführung der Reformation, haben das Schicksal gehabt, daß, weil man sie gedankenlos anstaunte, man überall Wunder suchte, wo man, wenn man hätte nachdenken wollen, das Resultat aus ganz natürlichen Ursachen weit zuverläßiger hätte erklären können. Rec. hat daher diese Ausführung des Verf. gern gelesen, und hoft von seiner guten Anlage erwünschte Früchte.

Es ist ganz gewiß, daß man, um Resultate angezeigter Art nach dem natürlichen Laufe der Dinge zu erklären, auf drey Stücke achten müße, 1) auf die **Umstände**, ob sie vortheilhaft oder nicht vortheilhaft gewesen; aber eben diese historische Intuition — ist sehr mühsam und zu einem solchen Scharfblick hat nicht Jeder Anlage genug. 2) auf die **Mittel**, wie vieles dieselben zu einer glücklichen Begebenheit beygetragen haben; 3) auf die **Hindernisse**, deren Kraft berechnet werden muß.

Was in der Anwendung auf die schnelle Verbreitung des Christenthums die Umstände betrift, so rechnet der Verfasser dahin, **die glückliche Lage der Sachen bey der Alleinherrschaft der Römer.** Er schreibt aber auch diesem Umstande nicht mehr zu, als daß dadurch wenigstens die Ausbreitung der **Folgen** einer merkwürdigen Begebenheit **möglich** gemacht worden. Denn im Grunde reichten die Folgen auch bis über die Gränzen des Römischen Reiches hinaus, Act. II. 9. Mehr Gewicht hat der Umstand von der Zerstreuung der Juden durch die ganze bekannte Welt, wovon auch in der heil. Schrift selbst eine zweckmäßige Anwendung gemacht wird. Von ähnlichem Gewicht ist der Zustand der jüdischen Religion ausserhalb und innerhalb Palästina, ein Umstand, der sehr vieles zur schnellen Verbreitung des Christenthums beytrug. Selbst ihre Intoleranz und Verfolgungssucht ward der Keim einer stärkern entgegenstrebenden Kraft. Der Umstand von dem Zustand der heidnischen Religion §. 4. als eine natürliche Ursache der schnellen Verbreitung des Christenthums, scheint dem Rec. so wie er hier dargestellt wird, doch nicht ganz bündig zu seyn, und wenn auch die Duldung, so lange sie da war, den Zweck befördern konnte, doch mehr wegen der

Sinnlichkeiten und des Eigenen Vortheils, der im Heydenthum mit religiösen Gegenständen und ihren Fabriken und Gewerben verbunden war, zum Fache der Hindernisse zu gehören, wozu die Apostelgeschichte selbst Belege liefert.

Was die Mittel betrifft, so rechnet der Verf. dahin die Bedürfniß einer Religion, welche der Sittlichkeit wieder aufhalf, und dahin zieht er die Erscheinungen Johannis des Täufers und Jesu zu diesem Zwecke in Palästina, in so fern die Neuheit ihrer Lehre und die Art, wie sie dieselbe vortrugen, eine natürliche Ursache der Verbreitung des Christenthums seyn konnte. So gar schnell gieng es dabey nicht zu, wie der Verfasser S. 13. selbst einsieht, indem die Anzahl derer, welche Jesus während seines Lebens überzeugte, nicht völlig tausend Menschen ausmachen dürfte. Wenn man also auch hier die Hindernisse berechnen wollte, welche sich den Mitteln entgegen setzen, so scheint die schnelle Verbreitung des Christenthums ohne ein Wunder Gottes aus natürlichen Ursachen nicht erklärbar zu seyn. Diese Einwendung macht sich der Verf. selbst.

Er beantwortet sie aber auch §. 6. durch die Ausbreitungsgeschichte der christlichen Religion im ersten Jahrhundert. Hier wirkten 12 Apostel, die 70 Jünger und andere Anhänger, die man unter dem Namen der apostolischen Männer begreift, und ihr Wirkungskreis war zwar anfangs auf Palästina eingeschränkt, vermehrte aber die Anzahl der Anhänger Jesu auf einmal mit 3000 Proselyten, welche die Religion als Fremde mit nach Hause nahmen, und an verschiedenen selbst den entferntesten Orten zugleich bekannt machten. Nun konnte sich das Christenthum auch ausser Palästina auf dem natürlichsten Wege schnell verbreiten. Denn die Apostel verliessen Jerusalem noch mehrere Jahre nicht, obwohl sie von daraus theils einzelne Reisen machten Act. VIII. 14. theils ihre Schüler aussandten: Die Verfolgung der neuen Sekte und die Steinigung des Stephanus in Jerusalem gab endlich Anlaß zum Emigriren, die Apostel aber und ihre Jünger kamen bey weitem nicht an allen Orten herum, sondern giengen fürs erste nur in die grössern Städte.

Nun zählt der Verf. §. 7. die Ursachen der schnellen Verbreitung im ersten Jahrhundert auf. 1) Weil die ganze bekannte polizirte Welt damals römische Provinz war. Diese kann Rec. nicht sehr bedeutend finden; 2) weil die neue Religion

ligion gerade zu einer Zeit in die Welt eingeführet wurde, als der Eifer für die Religion in allen heidnischen Ländern bereits erkaltet war. — Auch diese Ursache findet Rec. nicht ganz überzeugend, wenigstens so beschaffen, daß sich manche historische Zweifel dem Gemüthe darstellen. 3) Hingegen ist Rec. ganz der Meynung des Verf., daß es Männer aus dem Volke oder Günstlinge des Volks seyn müssen, die eine schleunige Revolution unter dem Volk bewirken wollen. Diese Ursache wirkte bey der Verbreitung des Christenthums, so wie hernach auch der Reformation ausserordentlich stark. In beyden Fällen mußte zuerst das Volk gewonnen seyn, und dazu hatte man Volksmänner nöthig. 4) Ihre Methode war ganz so, wie man sie von Volksmännern erwarten konnte. 5) Die Zerstörung von Jerusalem und die Vernichtung aller Hoffnung des Messias als eines weltlichen Beherrschers. 6) Die genaue Verbindung der Juden und der Nazaräer. Da die Christen anfangs sich meistens an die Synagogen hielten, folglich genoßen die Christen eben dieselbe Duldung wie die Juden. 7) Die Institute, welche die Christen hatten, und ihre Mildthätigkeit, welche Jedermann in die Augen fiel. Selbst unter den vorgeblichen Hindernissen kommen einige vor, welche vielmehr Ursache zur schnellern Verbreitung wurden. So wurden alle die Drangsalen, welche den Christen von den Juden angethan wurden, ein glückliches Mittel, die Juden immer mehr von den Christen zu scheiden, und den Eifer der Christen für ihre Religion anzufeuern. Die Verfolgungen der Christen unter den Kaysern werden, wie es sich erwarten ließ, weit minder zahlreich und minder schrecklich dargestellt: aber selbst diese hatten die natürliche Folge, daß das Christenthum für einen Märtyrer 10 neue Anhänger bekam. Die Gestalt und Art der Lehre im ersten Jahrhundert wird als sehr dürftig, blos als historisch, dargestellt, und selbst dies hat sehr vieles zur Reinheit einzelner Dogmen beygetragen, daß sie sich auf Geschichte stützten. Es ist aber sehr begreiflich, daß jede Classe von Menschen ihre religiöse Ideen, die sie zuvor hatten, mit zum Christenthum brachten. Da nun diese sich nicht so gleich auslöschen liessen, so wurden sie sehr bald mit dem Christenthum vermengt, und die Lehrer hatten sich viele Mühe zu geben, wenn sie durch ihren Unterricht die alte Form der historischen Reinheit wieder herstellen wollten. Besser waren die Gemeinden daran, bey welchen authentische Schriften eines Apostels hinterlegt waren, aber auch dieser Vortheil war aus

mehrern Gegenden nicht allgemein und nicht beträchtlich. Nach und nach erhielt die Religion durch ihre Pythagoräisch-Platonische Einkleidung und durch ihr philosophisches Gewand einen Zutritt bey Hof, und sie erschien allda so verfeinert, daß endlich Constantin sich selbst für dieselbe bekannte, den unser Herr V. schlechterdings nicht für den rechtschaffenen Mann erkennen will, für welchen ihn andere lobpreisen. Das Sinnliche in der Religion ward immer herrschender, und Constantin blieb noch als Christ grausam, und machte gewisse heydnische Gebräuche mit. Christliche Religion war nun Reichsreligion, und heydnische Religion wurde durch ein Gesetz des Kaysers unterdrückt. Wie schnell ein solches Gesetz zur Verbreitung des Christenthums beytragen mußte, das sieht jeder ein. Vielleicht aber wird von Wenigen darauf geachtet, daß eben dieses Gesetz der Anfang des innern Verfalls des Christenthums ist, und daß von dieser Epoche an Herrschsucht und geistlicher oder kirchlicher Despotismus immer auffallender zu werden beginnt. Rec. hätte indessen doch gewünscht, daß der Verf., weil er sich denen zugesellt, welche von den ersten Christen eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe haben, doch auch die Vorstellungsart des Vitringa in Observ. Sacr. L. IV. c. VII und VIII. vom Zustande der christlichen Kirche von Nero bis Trajan mit der Seinigen verglichen hätte.

Agb.

43. Johann Christoph Lenzens — Handbuch für Banquiers und Kaufleute, worinn die neuesten Wechsel- und Geldcourse der Wechselarten und Wechselzahlung der vornehmsten Handelsplätze auf das deutlichste erkläret, und denen Uso Respecttage, öffentliche Banken, Verordnungen, Messen in- und ausländische Münzen, Papiergeld, Handels-Gold und Silber-Gewicht, Elenmaß und Maße zu trocknen und flüßigen Waaren aufs genaueste angezeigt sind. Aus den bewährtesten und zuverläßigsten Quellen ausgehoben, und für die Wechsel und Waarengeschäfte eines

jeden

jeden Handelsplatzes brauchbar bearbeitet. Leipzig, bey Hertel. 1792. 44 B. 8. 1 Rl. 16 gr.

Der ausführliche Titel sagt zur Gnüge, was man in diesem Buche zu suchen hat, und er verspricht in der That nicht mehr, als geleistet wird. Für Handlungsbeflißne hat der Verf. mit dem grösten Fleiß, mit besonderer Faßlichkeit, und mit der besten Auswahl aus Kruse, Gerhard, Ricard und andern Schriftstellern das nothwendigste ausgehoben: und es nicht dabey bewenden lassen, diese seine Quellen überhaupt anzuzeigen, sondern auch dann, wenn sie von einander abweichen, es sorgfältig angemerkt. Er hat überdies sich bemühet, die neuesten Courszettel der grossen Handelsstädte vom Jahr 1791 zu sammlen, sie eingerückt, und dabey die festen und veränderlichen Preise genau bemerkt. Am Ende hat er annoch eine Nachricht von den neuesten französischen Münzen und Papiergelde hinzugefügt, die jedem, der von diesem Werk Gebrauch machen will, angenehm seyn muß. Wenn nun gleich Gerhard und Kruse unweit vollständiger sind, so können sich doch Jünglinge mit diesem (wohlfeilern) Werk immer behelfen, und dasselbe mit vielem Nutzen gebrauchen.

Ak.

44. Menschenkunde. Sammlung der besten und vorzüglichsten Wahrnehmungen und Erfahrungen über den Menschen. Mit einem Anhange interessanter Belege und Beyspiele aus der Geschichte ganzer Nationen und einzelner Menschen. Ganz für's gemeine Leben brauchbar. Erster Band. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung. 1792. 372 Seiten. 8. 1 Rl.

Schon wieder aus zehn Büchern das eilfte! Fürwahr eine bequemere Art von Schriftstellerey kann es nicht geben, als wenn man die Arbeiten anderer, nicht etwa stellenweise in die seinige überträgt, oder in einen Auszug bringt, sondern ganz und unverändert wieder abdrucken läßt, und seine ganze Kunst blos darinn setzt, diesen von allen Seiten zusammengetragenen Stücken einen vielbedeutenden Titel vorzusetzen. Der Her-

ausgeber der gegenwärtigen Sammlung äussert zwar in der Vorrede die gute Meynung von seinem Buch, daß es nicht mit den gewöhnlichen Sammlungen und Kompilationen in eine Masse zu setzen sey, aber schon das seichte Geschwätz, woraus die ganze Vorrede besteht, und der elende Styl, worinn es vorgetragen ist, erregen die gegründete Besorgniß, daß er eben so wenig im Stande seyn werde, einen zweckmäßigen Plan zu entwerfen, als ihn gehörig auszuführen. Er bestimmte seine Arbeit nicht für den Gelehrten und Philosophen, und eben so wenig für diejenigen, welche blos lesen um sich zu amusiren, sondern für eine dritte Klasse von Lesern, die zwischen jenen beyden in der Mitte steht. „Um mir diese Menschenklasse," fährt er fort, „noch näher vors Auge zu rücken, gab ich jedem „aus ihr die Prädikate: Erzieher und Weltbürger," (dieß soll so viel heissen, als, er dachte sie sich als Erzieher und als Weltbürger) — Da nun, wie er sich ausdrückt, alle Grundsätze der gemeinen häuslichen Erziehungskunst, so wie alle Erkenntnisse des Weltbürgers, auf Menschenkunde, als auf ihrer einzigen sichern Basis beruhen: so wollte er gern seinen Mitbürgern zur Erlangung dieser nothwendigen Menschenkunde behülflich seyn, und veranstaltete diese Sammlung, die Alles enthalten sollte, was sie als Erzieher und Weltbürger in dieser Rücksicht zu wissen nöthig hätten. „Ihm, dem denkenden „Kopf," heißt es, — er sey nun häuslicher Erzieher oder iso„lirter (?) Weltbürger, oder beydes zugleich — ihm wollt' „ich einen Faden an die Hand geben, an welchem es ihm „leicht seyn sollte, nach Maaßgabe seiner Zeit und eigenen „Neigung, selbst seiner individuellen Fähigkeit zu einer Wis„senschaft, die so viel Reitz für denkende Wesen hat, sich ent„weder tiefer in die Labyrinthe der menschlichen Seele zu be„geben, — und auch zu diesem (zu welchem?) wird ihm der „Weg hierzu (wozu?) keinesweges versperrt seyn — oder „nach seinem Gefallen sich mit dem zu begnügen, was diese „Sammlung für ihn enthalten wird." Kann etwas ungeschickteres gesagt werden, als einem einen Faden an die Hand geben, um sich nach seinem Gefallen an dem zu begnügen, u. s. w.? Diese einzige Probe, dergleichen wir noch mehrere aus der Vorrede herausheben könnten, wird hinreichend seyn, unsern Lesern einen Begriff von des Verf. Art zu denken und zu schreiben zu geben, und die erste Hälfte des obigen Urtheils zu rechtfertigen. Die andere Hälfte wird durch die Anzeige des Inhalts selbst am besten bestätigt werden. Zuerst als

Einlei-

Einleitung eine Abhandlung über Beobachtung und Beobachtungsgeist, die an sich zwar lesenswerth ist, und der man es auf der ersten Seite ansieht, daß sie nicht vom Herausgeber herrührt, die aber wenig hieher gehört. Denn was hat die vortreflichste Zergliederung von dem, was Beobachtung und Beobachtungsgeist sey, mit der Menschenkenntniß gemein, die der Erzieher und Weltbürger braucht? kann sie ihn zum Beobachter machen? und wie wenig Interesse wird überhaupt eine solche Analyse für diejenigen Leser haben, welchen diese Sammlung bestimmt ist? Uebrigens hat der Herausgeber so wenig bey diesem, als bey den andern Aufsätzen bemerkt, woher er sie genommen hat, eine üble Gewohnheit, die ihn mit andern Kompilatoren gemein ist. — Hierauf folgt eine allgemeine Skizze der sittlichen Natur des Menschen und Apologie derselben aus Campens väterlichen Rath abgeschrieben, — sogar Bücher, die in Jedermanns Händen sind, bleiben von solchen Kompilatoren nicht ungeplündert. — Dann eine Rubrik: Leidenschaften nach ihren Kennzeichen und Aeusserungen, unter welcher sich Aufsätze über Freude, Fröhlichkeit; über das Lachen, über Traurigkeit, Kummer, Gram, Melancholie, Seufzen und Weinen, über Scham und Reue und dergl. m. — woraus man denn sehen kann, was alles nach des Verfassers Philosophie zu den Leidenschaften zu rechnen ist. Was sollen überdies solche allgemeine Bemerkungen hier? — Ferner vermischte Wahrnehmungen — enthalten unter andern eine „Skizze zwoer Menschenalter — Dummköpfe u. Sumpfköpfe" — wieder aus Campens väterlichem Rath hergenommen — dann „Zeichnungen, in denen sich selbst viele wieder finden werden", — diesen hat der Herausg. eine kurze Einleitung vorgesetzt, worinn er sich durch seinen guten Styl gleich verräth; sie hebt also an: „Gute, mit Genauigkeit, „Fleiß und Wahrheitsliebe angestellte Beobachtungen seiner „selbst sind ganz vorzüglich geschickt, unsere Menschenkenntniß zu vervollkommnen und zu berichtigen, indem sie nicht „selten einen Spiegel abgeben, in welchem man sich gleichsam „selbst wieder findet." Was soll das heissen, Beobachtungen seiner selbst geben nicht selten einen Spiegel ab, in welchem man sich gleichsam selbst wiederfindet? Aber man sieht wohl, daß er hatte sagen wollen, Beobachtungen, die andere über sich selbst angestellt haben, ꝛc. Man findet hier Bemerkungen von Männern über ihre eigene Art zu denken und zu empfinden,

den, die aber dadurch ihr grösstes Interesse verlieren, daß die Namen der Personen, von welchen sie herrühren, nicht genannt sind. — Dieß kann genug seyn, unsere Leser auf das Uebrige, und mithin auf den Werth der ganzen Sammlung schliessen zu lassen. Sie enthält viel gute, aber wenig zweckmäßige Aufsätze; und anstatt also dem Herausgeber, wie er wünscht, neue Quellen, aus denen er schöpfen, d. h. ausschreiben könnte, nachzuweisen, wollen wir ihm lieber den guten Rath geben, sich einer Schriftstellerey, die in einem puren Plagiat besteht, gänzlich zu begeben.

Gw.

45. Politisch - philosophische Gespräche. Verfaßet von C. von Knoblauch. Erster Theil. Berlin, in der Voßischen Buchhandlung. 1792. 224 S. 8. 16 gr.

Das erste Gespräch führt die Aufschrift die Wälder, und schärft die höchstnöthige, und doch so ganz unbegreiflich vernachlässigte Holzsparung ein. Wenn dem Uebel nicht bald und kräftig Einhalt gethan wird, so werden unsre Enkel uns fluchen, und wir werden es verdienen. Man glaubt nicht, wie weit die Sorglosigkeit über diesen Punkt selbst in solchen Ländern geht, die in vieler Rücksicht unter die am besten eingerichteten gehören. Rec. lebt selbst in einem solchen Lande, das keinen Mangel, aber auch nichts weniger, als Ueberfluß an Waldungen hat, und wo jährlich wegen der schlechten Anstalten, des collidirenden Privatintereßes der höhern und niedern Forstbedienten, der grundlosen Wege u. s. w. für mehrere tausend Thaler des besten Holzes verfault. — Zugleich eine Empfehlung des Obstbaus. Dieser nimmt doch jetzt in mehrern deutschen Ländern sichtbar zu. Hier so wie in allen Dingen kömmt sehr viel auf die ersten Versuche an. Zeigt sich eine neue Anlage belohnend und einträglich, so findet sie bald Nachahmer, da der Faule so viel, und noch mehr dabey interеßirt ist, als der Fleißige! Werden hingegen unglücklicher Weise die ersten Versuche ohne genugsame Ueberlegung und Kenntniß gemacht, und misglücken folglich, so ist der guten Sache auf lange Zeit ein schweres Hinderniß in den Weg gelegt. So konnte der Obstbau in der Gegend des Rec. unter

den

den Landläuten lange Zeit keinen Eingang finden, weil der erste Versuch eines Gutsbesitzers, eine Obstpflanzung so kopflos gemacht worden war, daß er wegen der Lage des Orts und der Beschaffenheit des Bodens schlechterdings misrathen mußte. Aber auf solche Umstände nimmt der Landmann leider! keine Rücksicht: er schließt: dieser Versuch ist verunglückt; also taugt die ganze Sache nicht für uns! — Zweytes Gespräch. Die Bevölkerung. Wenn ein Land so viel Einwohner hat, als es bey gehörigem Fleiß derselben bequem ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr Maximum erreicht. Diese einleuchtende Wahrheit wird gleichwohl von der neuen menschenfeindlichen Afterpolitik verkannt. Menschen! Menschen! schreyt man: der Reichthum des Staats hängt von starker Bevölkerung ab. Ob diese Menschen eine glückliche oder nur erträgliche Existenz genießen können, darnach fragen diese Herren nicht, genug, daß sie Abgaben bezahlen, und für das Wohl und die Sicherheit des Ganzen (oder auf deutsch: für die Kasse, die Launen und eingebildete Interesse eines Einzigen) hungern, schwitzen, vor Elend und ansteckenden Krankheiten in Lagern sterben. Denn bey der neuesten Manie Krieg zu führen, wird es einem armen Teufel selten so gut durch feindliches Bley oder Eisen seiner Marter los zu werden. Den lebendigsten und traurigsten Beweis von der Schädlichkeit der Uebervölkerung unfruchtbarer Gegenden für das Glück der Individuen liefert das Land, auf welches der Verf. S. 40 anspielt. Und ein Phänomen, daß die Aufmerksamkeit des Philosophen verdient! dieses Volk, das sich mit so unbegreiflicher Geduld von der Hand des Despotismus ausmergeln läßt, gilt zugleich für ein sehr kriegerisches Volk und ist es wirklich. O moderner Heldenmuth! Was bist du in den meisten Fällen mehr, als Verzweiflung, und Ueberdruß des Lebens, der aus leerem Magen und gänzlichem Mangel des Genusses entspringt! Drittes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. — Viertes Gespräch: die stehende Miliz. Es soll bewiesen werden, daß die stehende Miliz im Ganzen nicht etwa blos ein nothwendiges Uebel, sondern eine Wohlthat für die Societät sey. Unpartheyische und sachkundige Personen werden dem Verf. diesen Satz zugestehen, nur einen etwas bequemern und richtigern Ausdruck desselben wünschen. Die Vergleichung dieses Dialogs mit einer Abhandlung über denselben Gegenstand in einem der neuesten Hefte der Schlözerschen Staatsanzeigen kann Stoff zu lehrreichen Betrachtungen und manche Behaup-

[illegible] unsers Verf. näher zu bestimmen und zu berichtigen dienen. Fünftes Gespräch. Gesetzgebung. Moral. Unbedeutend. Sechstes Gespräch. Von der Gesetzgebung. Siebentes Gespräch. Fortsetzung. Einige gute Ideen, nur zu wenig Zusammenhang und Stetigkeit. Achtes Gespräch. Das Recht zu strafen, und Endzweck der Strafen. Strafe wird definirt: ein physisches Uebel, welches jemanden um eines sittlichen Uebels willen zugefügt wird. Man sieht, ohne unser Erinnern, wie viel sich sowohl gegen das erste, als gegen das letzte Glied dieser Definition einwenden lasse. Nach ihr wäre manches keine Strafe, was doch allgemein dafür erkannt wird, folglich seyn muß: und wenn nur sittliche Uebel d. h. gesetzwidrige Handlungen, die mit freyem Willen und bey vollem Gebrauche der Vernunft begangen worden, Strafe verdienten, wie vieles müßte unbestraft bleiben, das auch der billigste, menschenfreundlichste Gesetzgeber nicht ungestraft lassen kann. Wie unendlich schwierigen, ja in den meisten Fällen ganz unmöglich würde die Befriedigung der Foderungen werden, die so mit an den Richter geschehen müßten. Neuntes Gespräch. Ueber reelle und persönliche Majestät. Selbst in der Monarchie hat die Nation allezeit die reelle, und ihr sichtbares Oberhaupt nur die persönliche Autorität. Hätte die Nation keine Majestät, so hätte sie auch keine geben oder übertragen können, und woher käme die des Regenten? Von einem göttlichen Rechte? „dieß ist eben so gewiß vom Himmel herabgekommen, als die Suren und Ajets des Koran, als die Oriflamme und die kleine [illegible] Bouteille, woraus die allerchristlichsten Könige zu Rheims gesalbt werden." Zehntes Gespräch. Ungültigkeit der Testamente nach dem blossen Naturrecht. Wird aus den gewöhnlichen Gründen dargethan. Eilftes Gespräch. Urrechte der Menschheit. „Es giebt ursprüngliche, angeborne, von Verträgen und positiven Gesetzen unabhängige Menschenrechte, die also der bürgerlichen Gesellschaft ihre Entstehung nicht zu danken haben, und auch durch sie nicht aufgehoben werden können. Denn diese Rechte lassen sich von der Natur eines vernünftigen und perfectiblen Wesens, welches ohne sie seine Bestimmung nicht erreichen könnte, nicht trennen. Sie dauern daher so lange fort, wie jene Natur selbst fortdauert, d. h. sie sind unveräusserlich. Alle Menschen sind in Ansehung dieser primitiven Rechte — welche keineswegs aus [illegible] Verhältnissen entspringen, sondern der

eine

[illegible] sich befindet und der andere nicht — [illegible] gleich. Denn es ist hier kein Grund der Ungleichheit denkbar. Rechte, die dem Menschen, in so fern er ein Mensch ist, zukommen, können dem einen nicht mehr und nicht weniger zustehn, als dem andern, weil der eine nicht mehr und nicht weniger Mensch ist als der andere." Zwölftes Gespräch. Die Consolidation. Es ist hier von Privatconsolidationen die Rede. Der Verf. erkennt das Gute, das diese obrigkeitliche Verfügung einiger Länder in verschiedenem Betracht gestiftet, nur eifert er mit Recht, gegen die Willkühr und die Art von Gewaltthätigkeit, womit man, unter dem Vorwand des gemeinen Besten, den Landmann seines Eigenthums beraubt. Freylich sollte man billig nie zu Gewalt schreiten, sondern nur nach freyer Einstimmung beyder Theile handeln. Derjenige, der durch Consolidation gegen seinen Willen ein Grundstück verliert, wird dadurch nicht immer entschädigt, daß er dafür ein anderes von gleicher Größe erhält. Dreyzehntes Gespräch. Ob der Ackerbau wirklich den Grund des Reichthums der Staaten ausmacht? Zu oberflächlich. Anhang zum ersten und dritten Gespräch. Dies ist der Inhalt der in diesem ersten Bande enthaltenen Gespräch, die aber von der Form des Dialogs eben keinen großen Reitz erhalten haben. Der Vortrag ist fast ganz dogmatisch, doch gut und lebhaft. Der Baron docirt ex cathedra; der Marquis (ein Franzose, keine sehr wahrscheinliche Fiction), spielt die Rolle des Opponenten in einer akademischen Disputation. Er bringt ein paar Gründe und Einwendungen tant bien que mal vor, und dann aus Höflichkeit concedit totum argumentum. Die Einmischung lateinischer Verse kömmt, zumal in den ersten Gesprächen zu häufig vor, um den Lesern nicht lästig zu werden. Nirgend dringt der Verf. sehr tief in den Gegenstand ein: dafür aber gebührt ihm das Verdienst eine Anzahl allgemein interessanter Wahrheiten in einem angenehmen und faßlichen Vortrag weiter in Umlauf gebracht zu haben.

Bs.

46. Auswahl der nützlichsten und unterhaltendsten Aufsätze für Deutsche aus den neuesten brittischen Magazinen. Vierzehnter Band. — Und auch unter dem Titel:

Neue

47. Neue Auswahl — Erster Band. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandl. 1792. 22 Bde. 8. 21 M.

Die Sammlung ist schon bekannt, und auch dieser Band enthält manches Gute. Für uns ist am anziehendsten gewesen: 1) Anekdoten von den beyden Geitzigen Harvey und John Elwes, die auch besonders heraus ist. — 2. Nachricht von einer Hindostanerin, Witwe eines Braminen, die sich mit ihrem verstorbenen Manne im Jul. 1779 lebendig verbrannt hat. Diese Sitte dauert also noch fort, besonders unter den höhern Volksklassen, und wird besonders vom Ehrgefühl unterstützt, weil eine Wittwe, die sich diesem Gebrauch nicht unterwirft, zeitlebens verachtet bleibt, als ob sie aus einer niedrigern Kaste wäre, und meist sich genöthigt sieht zu dienen. Ein Fremder, oder der nicht von der Religion der Hindus ist, kann durch die Berührung der Dame sie retten und dann heyrathen, weil dadurch das Opfer entweiht wird; aber die Person, deren Verbrennung hier erzählt wird, hatte zum Voraus erklärt, sie würde sich nicht retten lassen, und im Fall einer solchen Berührung ein ander Mittel suchen, ihr Leben abzukürzen. (Andre behaupten, dieser Gebrauch schränke sich nur auf die Kaste der Braminen ein.) — 3) Ueber die Cretins oder blödsinnigen Menschen im Walliser Lande, (auch weisse Negers, weiße Indianer und Kakerlaken). — 5) Etwas über die Gelehrigkeit der Thiere (besonders der Elephanten). — 9) Geschichte des Hrn. du F. (oder der unmenschliche Adelstolz.) Ingleichen etliche Anekdoten aus der 10ten Nummer.

Pk.

47. Theoretisch-praktische Darstellung der Handlung in deren mannichfaltigen Geschäften, von Johann Georg Busch, öffentlichem Lehrer in der Mathematik und Vorsteher der Handlungsakademie in Hamburg. Erster Theil, 327 und XIV Seiten. Zweyter Theil, 396 Seiten. 8. Hamburg, bey Hofmann, 1792. 2 Rk. 4 ℳ.

Schon der Name des Verf. bürgt dafür, daß wir nicht zu viel thun, wenn wir unsern Lesern dieses Buch als ein klassisches Werk empfehlen. Wir haben freylich schon ähnliche Schriften; aber diese übertrifft alle andere bey weiten. Die Hamburgische Handlungsakademie gab dem Hrn. Professor die erste Veranlassung, Vorlesungen über die Handlung zu halten, welche von vielen Jünglingen, die schon würklich auf Comtoiren arbeiteten, besucht wurden. Diesen Vorlesungen hat man fast alle Schriften desselben über Staatswirthschaft und Handlung zu verdanken. Da er den Mangel eines guten Lehrbuchs, das bey jenen Vorlesungen zum Leitfaden dienen konnte, empfand, so entschloß er sich, wie er eine Veranlassung hatte, jenen Vortrag zu erneuern, seinen Zuhörern das Nöthige zu dictiren. Diese Dictaten wurden durch Abschriften vervielfältigt, und erregten bey den Lesern den Wunsch, sie, weiter ausgeführt, im Druck zu sehen. Dieser Wunsch ist erfüllt, und so vortreflich erfüllt, daß sich schwerlich jemand wagen wird, nach ihm, ein Lehrbuch über die Handlungswissenschaft zu schreiben. Nach einer kurzen Einleitung §. 1 — 7. theilet der Verf. seinen Gegenstand in fünf Bücher. Das erste (S. 7 — 122.) handelt von dem Gelde, den die Stelle des Geldes vertretenden Zeichen des Werths und den mannichfaltigen damit betriebenen Umsätzen. Mit Recht nimmt die Lehre vom Gelde die erste Stelle ein: denn ist es gleich nicht der eigentliche Gegenstand der Handlung, so ist es doch das erste Erforderniß in derselben, so wie sie jetzt getrieben wird. Im ersten Kapitel von dem Gelde überhaupt und dem Verhältniß des Goldes und Silbers wird von dem Gehalt, vom Gold- und Silbergewicht, vom Münzfuß, vom Schlagschatz u. s. w. geredet. Zu Krusens Contorist, auf den §. 2. 8

verwiesen wird, können wir Gerhards allgemeinen Contoristen hinzufügen, den der Verf. noch nicht kennen konnte. — In handelnden Staaten, wo eine lebhafte Handlung ist, macht die baare Auszahlung des Geldes viel Mühe, dieser wird durch die Banken abgeholfen; von denen und den durch dieselben entstehenden und andern Zeichen des Werths das zweyte Kapitel handelt. Die Banken sind entweder Giro- oder Zettelbanken. Die Scheine der letztern haben einen leichtern Umlauf als baares Geld; die Circulation derselben und des Geldes (3. Kap.) ist theils eine einheimische, unter den Gliedern eines Staats; theils eine ausländische, zwischen verschiedenen Staaten. Die inländische wird hauptsächlich dadurch befördert, wenn der fleißige Bürger und Landmann das Geld seiner reichen Mitbürger benutzen kann. Für diese Benutzung giebt er Zinsen (4. Kap.); doch muß er auch Credit haben, um Geld zu erhalten; das heißt, er muß eine gute Meinung von der Sicherheit der Wiederbezahlung für sich haben. Es giebt einen hypothekarischen und einen persönlichen Credit; von letzterm hängt der Wohlstand des Kaufmanns ab. Wenn die Zinsen in einem Lande niedrig sind, und der persönliche Credit wenige Schwierigkeit findet, so gehen alle Handelsgeschäfte leicht fort. Es können mit Vortheil Manufakturen angelegt werden, zu deren Anlegung ein großes Capital und lange Vorausbezahlung der Materialien gehöret. Die Zinsen haben auch auf den Ackerbau Einfluß, und richten sich nach den Staatsschulden. Bey der ausländischen Circulation kommt die Ausgleichung von dem Werth des Geldes der verschiedenen Staaten im sogenannten Pari (5. Kap.) in Betracht. Die Münzirrungen in so vielen Staaten, das Papiergeld u. s. w. machen die Berechnung des Pari ziemlich schwer. Die Hamburgische Bank dient dem größten Theil des handelnden Europa zum besten Mittel, um den Werth und Gehalt aller im Handel vorkommenden Silbermünzen zu berechnen und zu vergleichen. Der Kaufmann bedient sich jedoch des baaren Geldes zur ausländischen Circulation selten, sondern der Wechsel (6. Kap.), durch welche einer den andern an seine in der Ferne habende Forderungen verweiset. Das Wechselgeschäfte ist in der Handlung von der äusserſten Wichtigkeit. Mit Recht hat daher der Hr. Verf. dieses Kapitel ungemein vollständig bearbeitet, wobey er besonders auf das Hamburgische Wechselrecht und Usanzen Rücksicht genommen hat. Dieses ergiebt sich z. B. aus §. 11, wo es heißt: „daß

de

der letzte Indossat eines Wechsels, der nicht bezahlt worden ist, das Recht hat, aus allen Indossaten denjenigen auszuwählen, von welchem er glaubt, das Geld am ersten zu bekommen." Denn so billig dies ist, so verordnen doch einige Wechselordnungen, z. B. die Leipziger, Art. 19, die Bremer, Art. 52, die Wiener, Art. 25 ausdrücklich, daß man keinen Indossaten vorbeygehen soll. Daß sich, wenn alle, deren Namen auf dem Wechsel stehen, fallirt sind, der Inhaber an alle Massen mit der ganzen Forderung wenden könne, ist auch nicht aller Orten Gebrauch — allein, die Einrichtung werde gemacht, wie sie wolle, so bleibt sie allemal dem einen oder dem andern Theil nachtheilig — Rec. würde die Schranken einer Recension überschreiten, wenn er seine Gedanken hierüber ausführlich eröffnen wollte, vielleicht hat er Gelegenheit, solches zu einer andern Zeit zu thun — §. 12 sagt der Hr. Verf.: „Kein Indossement sey gültig, welches nach dem Verfalltage noch auf den Wechsel geschrieben werde." — Dies läßt sich wohl nicht ohne Ausnahme sagen. Ich will nur ein Beyspiel anführen. Ein Kaufmann in London hat einen Wechsel auf Hamburg, der noch vierzehn Tage zu laufen hat; er hat in Amsterdam zu bezahlen, und findet den Cours vortheilhaft, jenen zu dieser Bezahlung zu gebrauchen. Er sendet ihn dahin, widrige Winde aber halten das Paketboot (wie besonders im Winter nicht selten geschieht,) so lange zurück, daß der Wechsel erst den sechszehnten Tag in Amsterdam ankommt; wie soll ihn der Amsterdamer einziehen, wenn er ihn nicht indossiren dürfte? — Dergleichen Usanzen eines Orts bedürfen einer Verbesserung. Was §. 16 von Wechseln auf Sicht gesagt wird, verdient beherzigt zu werden. Rec. kennt angesehene kluge Kaufleute, die nie Wechsel auf Sicht ausstellen; und warum kann man nicht auch die Tage bestimmen, in denen man das Geld zu erheben wünscht? Ist die Entfernung des Orts, wo der Wechsel bezahlt werden soll, von dem, wo er ausgestellet wird, z. B. acht Tage, und jemand begehret einen Wechsel dahin auf drey Tage Sicht, so kann er ihm ja eben so gut auf 12 à 14 Tage nach dato nehmen. Sehr gründlich und belehrend sind die Bemerkungen vom Wechselpari und dem Cours §. 20—32, und von den Ursachen, warum dieser und jener Ort nicht auf einen andern Wechsel abgeben könne (§. 38—42); wovon Rec. sich in keinem kaufmännischen Lehrbuch etwas so Befriedigendes gelesen zu haben erinnert.

In dem 2ten Buch S. 123—191 wird von den Waaren als dem Gegenstande der Handlung und der Waarenhandlung im Allgemeinen gehandelt. Waare überhaupt (1. Kap.) nennet man die Produkte der Natur oder der Kunst, die ein Bedürfniß Vieler sind, die nicht von jedermann und ohne Mühe aus der Natur genommen, oder mit roher Kunst bearbeitet werden können, an welche irgend jemand ein Eigenthumsrecht hat, und die nicht zu schnell verderben, sondern sich eine gewisse Zeit erhalten können. Wenige Produkte können in ihrem natürlichen Zustande schon ein Gegenstand des Handels werden, sondern erfordern eine Bearbeitung, manche eine Sortirung, wozu gewisse Kenntnisse erfordert werden. Der Kaufmann muß die Waaren kennen, mit denen er handeln will; das Studium der Natur- und Kunstgeschichte ist ihm dazu behülflich, er erlangt dadurch den so nützlichen Beobachtungsgeist. Die Dienste des Mäklers machen ihm dasselbe nicht entbehrlich. In allgemeiner Rücksicht ist die Waarenhandlung einzutheilen (2. Kap.) in Produktenhandel, Coloniehandel, Manufakturhandel und Zwischenhandel. Man theilet sie auch in den Städten, wo die Zwischenhandlung blühet, in die Eigne- Commissions- und Speditionshandlung. Und in Absicht auf die Art der Thätigkeit, mit welcher ein Volk den Handel betreibt, in den Activ- und den Passivhandel. Alle Waaren sind körperliche Massen. Diese werden durch Maaße und Gewichte bestimmt (3. K.): Gefäße, worin die trocknen Waaren enthalten sind, werden entweder gewogen, oder es wird dafür eine nach der Erfahrung bestimmte Thara nach Procenten gegeben. Auch wird in Hamburg bey dem Waarenhandel im Großen ein Abzug aufs Gewicht unter der Benennung Gutgewicht verstattet. Aus der Bezahlungsfrist, die dem Manufacturisten und Krämer beym Einkauf zugestanden werden muß, entstand der Rabatt, der noch in den Niederlanden und in Hamburg bey gewissen Waaren gebräuchlich ist. Die Umstände bestimmen größtentheils den Preiß der Waaren im großen Handel (Kap. 4.) Wenn der Kaufmann aus fremden Ländern Waaren zieht, oder dahin verkauft, hat er sowohl nothwendige als willkührliche Kosten in Anschlag zu bringen, ehe er den Preiß fest setzen kann. Diese Berechnung nennt man eine Waarencalculation. Allein, hiedurch erfährt er zwar den Preiß, für welchen er ohne Schaden seine Waare geben kann, aber sein Gewinn und Verlust hängt von der Nachfrage ab. Die

Vermuthung einer hohen Nachfrage, in deren Folge der Kaufmann Waaren anschafft, um Nutzen daraus zu ziehen, nennt man eine Speculation. Diese ist oft mißlich, und schlägt fehl: daher muß das, was ein Gegenstand der Speculation für jedermann oder für viele ist, es nie für den verständigen Kaufmann seyn. In dem dritten Buch S. 192—304 redet der Verf. von den mancherley Arten, die Handlung zu betreiben. 1) Von der Proper- oder eignen Handlung (1. Kap.). Sie ist die natürlichste und älteste; wurde anfangs durch Tausch betrieben, und die Kaufleute reiseten selbst mit ihren Waaren; dessen es jetzt nicht bedarf. Der eigne Handel bestimmt sich nach der Lage der Plätze, in welchen er betrieben wird. So giebt es Niederlagen, Stapelstädte, Marktplätze. Zum eignen Handel gehört auch die Commandite. II. Von dem Commissionshandel (2. Kap.). Die Erfindung der Wechsel, die Sicherheit der Landstraßen, die Anordnung der Posten waren wichtige Erleichterungen der Handlung, die der Kaufmann immer mehr benutzte; dadurch knüpfte sich an die eigentliche Handlung der Commissionshandel. Dieser besteht darin, daß ein Kaufmann die Waaren, die er von einem entfernten Handelsplatz gebraucht, durch einen dortigen Einwohner einkaufen läßt, oder ihm Waaren zum Verkauf einsendet, und ihm dafür einen Lohn bezahlt, welchen man die Provision nennet. In vielen großen Manufakturstädten werden Einkaufscommissionen ein wichtiges Geschäft; das einen beträchtlichen und gewissermaßen sicherern Gewinn bringt, als der eigne Handel. Es gehört aber dazu eine starke Casse, weil er gemeiniglich vielen Vorschuß fordert. Verkaufscommissionen geben freylich mehr Sicherheit, weil man die Waare in die Hände bekommt; je dennoch weil der Einsender gemeiniglich Vorschuß begehrt, so erfordern sie große Geldeskräfte, sind auch nicht ganz ohne Gefahr des Verlustes. Bey Ertheilung von Einkaufscommissionen hat der Committent Ursach, vorsichtig zu verfahren. Bey den Verkaufscommissionen ist der Credit das Bedenklichste, wenn der Commissionair nicht del credere steht. III. Von dem Transito- und Speditionshandel (3. Kap.) Dieser ist eigentlich kein Handel. Er wird durch Stapelgerechtigkeiten und Zölle erschwert. Für die Spedition erhält der Spediteur eine gewisse Belohnung. (Der Hr. Verf. irret, wenn er glaubt, daß sich diese Belohnung auf ein Drittel p. C. von dem Werth der durch den Spediteur beförderten Güter gestellt habe; es mag in Hamburg

bey einem großen Theil der Kaufleute gegenwärtig der Fall seyn, so ist er es doch wenigstens nicht in Haarburg, Lüneburg, Bremen, Münden u. a. O., wo die Spedition gemeiniglich nach Schiffpfunden, oder nach Stücken, als Fässern, Packen u. s. w. berechnet wird.) IV. **Von der Gesellschaftshandlung unter Privatpersonen** (4. Kap.). Diese ist sehr gewöhnlich. Veranlassungen zu derselben geben die Art der Geschäfte und die dabey nöthigen Reisen, der große Umfang und die Schwierigkeit der Geschäfte; die Unfähigkeit des Haupts der Handlung; die Vermehrung des zur Handlung nöthigen Capitals: aber bey allen diesen Anlässen finden sich Bedenklichkeiten. V. Zu **den öffentlichen Handlungscompagnien** (5. Cap.) beruhet die gewöhnliche Veranlassung in der Meynung, daß die Geschäfte, welche den Gegenstand der Compagnie ausmachen sollen, entweder gar nicht oder doch nicht mit hinlänglich lebhaftem Betriebe von einzelnen Kaufleuten in Gang gesetzt werden können. Eine solche Compagnie wird durch Actien errichtet. Handlungskenntnisse werden nur von den Directeurs gefordert, welche sie jedoch nicht immer besitzen. Die Actien sind verkäuflich. Sind die Geschäfte vortheilhaft, so werden Dividende ausgetheilt. Nach dieser größern oder geringern Austheilung richtet sich der Werth der Actien. In ältern Zeiten kannte man dergleichen nicht. Die Holländer errichteten die erste im Jahr 1602. Aber jetzt machen sie die Vortheile nicht mehr, welche man sich davon verspricht; sie werden vielmehr schädlich für den Staat; können jedoch unter gewissen Bedingungen zuträglich werden. Compagnien, welche nur die Vertheilung gemeiner Kosten einer Handlung zum Zweck haben, oder sich zur Vertheilung des Schadens einer Gefahr vereinigen, sind dem Staat vortheilhafter. Dergleichen sind die **Brandcassen**, oder die in den mehresten Staaten freywillige oder anbefohlne Vereinigung zur Erstattung der Brandschäden an Gebäuden. Assecuranzcompagnien für Seegefahr sind gewissermaßen auch dahin zu rechnen. Sie haben in ihrer Einrichtung eine Uebereinstimmung mit Handlungscompagnien, aber große Vorzüge vor jenen. Eine Creditassecuranzcasse ist zwar nicht unmöglich, hat aber große Schwierigkeiten. VI. **Zu einigen minder gewöhnlichen Arten, die Handlung zu betreiben,** (6. Kap.) rechnet der Verf. den **Großaventurhandel**, da auf entfernten Reisen einem Schiffmann oder anderem Güter auf Borg gegeben werden, um das Geld dafür nach seiner Zurückkunft, oder wenn die

die Güter verlohren gehen, gar nicht zu bezahlen. Die Lieferungscontrakte: der Handel auf Lieferung, wo Waaren, ehe sie an Ort und Stelle sind, gekauft und verkauft werden. Mit demselben hat der Prämienhandel etwas Aehnliches, der aber gewiß dem einen Theile sehr schädlich und mehrentheils ein Spiel ist, daher ihn die Gesetze in vielen handelnden Staaten verbieten. Der Actienhandel, oder der Handel mit den Papieren der öffentlichen Handelscompagnien ist selbst für diese Compagnien und deren Geschäfte unnütz, und dennoch in neuern Zeiten sehr übertrieben worden. Auch die Staatsschulden sind ein Gegenstand des Handels, wenn ihr Werth eines Steigens und Fallens fähig ist. Mit den Brittischen Staatsschulden wird insbesondere ein großer Handel getrieben. Indeß wäre es besser, wenn jenem Handel mit Staatsschulden vorgebeugt würde.

In dem vierten Buche, mit welchem der zweyte Theil anfängt, handelt der Verf. von den Hülfsgeschäften der Handlung, S. 1—173. Hier steht billig die Schiffahrt (1. Kap.) oben an. Sie ist ein wichtiges und im Ganzen einträgliches Gewerbe. Der Schiffbau ist eine wichtige Manufaktur für jedes Volk, das viele eigne Schiffe braucht. In ältern Zeiten benutzte der Kaufmann sein Schiff zu seinem eigenen Handel. Noch jetzt betrachtet er es als ein auf Gewinn und Verlust laufendes Capital. England, Frankreich ꝛc. gebraucht seine Schiffe zum Colonienhandel und in der Küstenfahrt. Auch ist die Fischerey eine Hauptveranlassung des Gebrauchs der Schiffe im eigenen Gewerbe. Doch fahren die mehresten Schiffe auf Fracht, indem sie entweder von einem Kaufmann allein gemiethet werden, oder auf Stückgüter in Ladung legen; aber derer Voraussetzungen sind sehr viele, ohne welche eine Nation nicht zu dem Gewinn einer Frachtfahrt gelangen kann. Eine Nation hat vor der andern natürliche, ökonomische und politische Vortheile voraus. Der Bau der Seeschiffe ist eine Kunstarbeit, die vielen Verdienst giebt, und zugleich ein Manufakturgewerbe, indem manches Schiff zum Verkauf gebauet wird. Inländische Gegenden, die keine Seeschiffahrt haben, können, wenn sie an einem schiffbaren Fluß liegen, des Vortheils der Flußschiffahrt genießen; nur wird dieselbe durch Stapelgerechtigkeiten und Zölle erschwert. Auch da, wo keine Schiffahrt war, kann die Kunst sie bewirken, indem Kanäle gegraben und Schleusen angelegt werden.

Solche Canäle am rechten Ort angelegt, sind der Handlung vortheilhafter als die natürlichen Flüsse. Jede Verführung der Waaren, sowohl zu Lande als zu Wasser, ist mit grosen Kosten verbunden, die durch die Fracht ersezt werden. Doch giebt es bey der Seefahrt besondere Verluste, welche Avarey genannt werden (2. Kap.). Eine jede Seereise hat ihre gemeine Kosten, welche die Ladung mit trägt. Diese Unkosten führen den Namen Avarey ordinaire, und werden auch bey der glücklichsten Fahrt bezahlt. Mit diesem Wort Avarey, welches eigentlich die für die Kosten zu machende Durchschnittsrechnung bedeutet, (doch ist man über die Ableitung des Worts nicht einig *), werden alle Seeschäden benennet, wenn gleich keine Durchschnittsrechnung zur Schätzung eines solchen Schadens Statt hat. Schäden, die als Folgen eines Entschlusses zu Rettung des Ganzen angesehen werden können, werden vom Schiff und der Ladung gemeinschaftlich getragen, und nach Procenten des Werthes berechnet. Dieses nennet man Avérie grosse. Ein Schaden, der dem Schiffe oder gewissen Gütern allein widerfährt, wird particuläre Avarie genannt. Die einzigen Zeugen von den Vorfällen, aus welchen die Avarey entsteht, sind der Schiffer und das Volk. Sie legen ihr Zeugniß vor gerichtlichen Personen in dem ersten Hafen ab; und dieses führt den Namen einer Verklarung. Die Berechnung der Avereyen geschieht durch einen dazu von dem Staate angestellten Mann, der ein Dispacheur und seine Berechnung eine Dispache genennet wird — (Wenn der Verf. sagt: „In kleinen Häfen, dergleichen die Nothhäfen mehrentheils sind, fehlt es an einem solchen Manne, und sie kann daher nicht dort aufgemacht werden; dann aber kann sie auch bis zum Abgangshafen verspart werden" u. s. w., so scheint es, als wenn die Meinung sey, daß der erste Hafen, in welchen nach erhaltenem Schaden das Schiff einläuft, derjenige sey, wo die Dispache aufgemacht werden müsse; dies ist aber ein Irrthum. Denn eine Avarie grosse muß nach den Gesetzen des Bestimmungsplatzes des Schiffes regulirt werden, wenn dort aber kein dazu fähiger Mann ist, oder der Ort wohl gar keine eigentliche See-

rechte

*) Einige leiten es von Hafen her, weil die Berechnung erst nach Ankunft des Schiffs im Hafen gemacht wird; andre von Habe, oder dem Gute des Kaufmanns, welches Schaden gelitten hat, andere mit dem Verf. von dem Engl. Average Durchschnitt.

[illegible] hat, so kann und muß es am Abgangsplatze nach den dasigen Gesetzen geschehen. Eine particuläre Avarey wird aber nach den Gesetzen des Orts, wo die Versicherung geschehen ist, berechnet.) Der Werth der Güter wird in der ganze Grosse nach der Einkaufsrechnung oder auch nach dem Werth am Bestimmungsplatz, und das Schiff nach dem Werth, den es hat, wenn es aus der See kommt, berechnet: durch Assecuranzen oder Versicherungen (3. Kap.) übernimmt ein anderer die Ersetzung des Schadens, der dem Eigenthum eines Kaufmanns auf der Wasserreise entstehen kann, gegen einen gewissen Preiß, der die Assecuranzprämie genennet wird. Das darüber ausgefertigte und von dem Versicherer unterschriebene Document heißt die Polize. — Der Verf. theilt das Formular einer Hamburgischen Polize auf Güter mit, und begleitet dieselbe mit sehr guten Erläuterungen und richtigen Bemerkungen. — Es giebt, ausser den Assecuranzen auf Schiffe und Güter, Versicherungen auf Interesse und Nichtinteresse, welches blosse Wetten und für den Assecuradeur bedenkliche Versicherungen sind; und Versicherungen auf imaginären Gewinn. Hier irrt der Verf., wenn er glaubt, daß diese Versicherungen wenig gewöhnlich sind. Denn weil in dem Börsenpreiß, über welchen der Verlust auf beschädigte Güter vertheilt wird, die Fracht, Zölle und andre Unkosten begriffen sind, der Versicherte aber nicht mehr als den wahren Einkaufswerth seiner Güter bis im Schiff versichern lassen kann, so würde er bey aller Ersetzung des Assecuradeurs dennoch verlohren, wie das von dem Verf. angeführte Beyspiel darthut, wenn er sich nicht durch Versicherung auf imaginären Gewinn deckte. — Die Assecuranz hat in dem Gange der Handlung überhaupt große Veränderungen gemacht, die theils als vortheilhaft, theils als nachtheilig angesehen werden können. Von der Bodmerey handelt das 4te Kap. Rheder sorgen dafür, daß ein Schiffer am Bestimmungsort, oder in den Häfen, wohin er auch nur muthmaßlich auf der Reise einlaufen möchte, so viel Geld findet, als er bedarf, und weisen ihm einen [illegible] an, der ihm damit aushilft. In alten Zeiten bedurfte ein Schiff solcher Anweisungen selten, weil die Eigner fast immer mit reisten. In vielen Fällen war es aber auch fast unmöglich, für ein Schiff in dem jetzt üblichen Wege im voraus zu sorgen. Daher entstanden manche Verlegenheiten. Man suchte und fand Geld, aber gegen hohe Zinsen. Die Alten nannten diese Zinsen foenus nauticum (Schiffahrtswucher).

Sie sind der Grund der Bodmerey; welche Benennung die Geldanleihe bezeichnet, die auf den Boden des Schiffs solchergestalt gegeben wird, daß es dem Leihenden zum Unterpfande dienet, um sich lediglich daran zu halten, so daß, wenn das Schiff verunglückt, der Geber des Geldes keine Ansprüche an den Empfänger desselben weiter hat. In gegenwärtigen Zeiten giebt es zwey Veranlassungen, Geld auf Bodmerey zu nehmen: die erste, wenn der Schiffer oder der Eigner nicht das Vermögen hat, eine kostbare Reparatur des Schiffs und die Ausrehdungskosten, die nothwendig erfordert werden, wenn das Schiff sich den Gewinn einer guten Fracht nicht entgehen lassen will, zu bestreiten, und daher Geld auf Bodmerey nimmt; die zweyte, die noch weit gewöhnlicher ist, wenn der Schiffer in einen Nothhafen einläuft, wo er keine Freunde seiner Rheder findet, die ihm mit Geld aushelfen. Zwar kann er auch einen Theil der Ladung verkaufen, aber nur dann, wenn er kein Geld auf Havarie bekommen kann. Der Bodmereygeber kann sein Geld versichern lassen. Seine Forderung hat einen Vorzug vor allen Ansprüchen der Assecurateure und Eigner. Wird mehr als einmal auf einer Reise Geld auf Bodmerey genommen, so hat der letzte Bodmerist den Vorzug vor dem ersten. Um den schweren Bodmereyzinsen auszuweichen, haben die Hamburgischen Assecuranzcompagnien die kluge Einrichtung getroffen, daß sie in allen großen und kleinen Häfen, hauptsächlich längst den Nordischen Meeren, Bevollmächtigte gesetzt haben, an welche sich ein jeder Schiffer wenden kann, der da weiß, daß in Hamburg Theilnehmer seines Schiffs oder seiner Ladung leben. Bey Strandungen von Schiffen kommt das Strandrecht in Betracht. Bergelohn nach Verhältniß der geleisteten Hülfe ist billig; aber daß der Landesherr sich von den Schiffen und Gütern, die an seinem Strande verunglücken, einen Antheil anmaßet, ist ein Ueberbleibsel aus den barbarischen Zeiten, und wird auch an nicht herrenlosen Gütern nur noch in den Dänischen Staaten geübt, wo nur ein Theil den Eignern, ein zweyter Theil den Bergern gegeben wird, und den dritten Theil der Königliche Fiscus nimmt. Zwar ist es den Eignern unverboten, um dessen Schenkung zu bitten, aber die Fälle sind nicht selten, daß diese Bitte kein Gehör gefunden hat. — Rec., der seit verschiedenen Jahren Gelegenheit gehabt hat, sich mit dergleichen Vorfällen bekannt zu machen, hat mehrentheils gefunden, daß der Fiscus seinen dritten Theil geschenkt hat, ausser in den beyden letztern Jahren

hat

hat er die Bemerkung gemacht, daß man zu wissen verlanget, ob Schiff und Ladung versichert sey, und von dem Versicherten den Drittel behalten, von dem Unversicherten aber geschenket hat. In dem Fürstenthum Jevern wird das Strandrecht eben so strenge beobachtet, und Rec. ist kein Fall bekannt, da der Fiscus auch auf wiederholtes Bitten seinen Theil den Eignern geschenkt hätte.

Die Mäkeley ist ein Hülfsgeschäft der Handlung (5. Kap.) Mäkler sind bey der Handlung nothwendig. Man kannte sie schon bey den Alten unter dem Namen Proxeneta. Sie dienen dem Kaufmann als Unterhändler, als Zeugen seiner Unterhandlungen, durch ihre Waarenkenntniß, auch wohl in Besorgung kleiner Zahlungen; in Hamburg besonders bey der Seefahrt und Assecuranzprämien. (An manchen Orten sind die Wechsel- und Geldmäkler zugleich Cassirer der Kaufleute.) Wenn Mäkler in gutem Ruf sind, so können sie einem jungen Kaufmann zum Credit behülflich seyn. Ihnen ist alle Handlung verboten. Oeffentliche Waarenauctionen sind ein gewinnvolles Geschäft für sie. Der Kaufmann muß nicht alles zu sehr auf den Mäkler ankommen lassen.

Buchhalten (6. Kap.) ist bey der Handlung unentbehrlich. Richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe ist dem Kaufmann nothwendig. Diese kann ohne Buchhalten nicht geführet werden. Ein Verzeichniß aller seiner kaufmännischen Geschäfte mit Beziehung auf alle Umstände, welche den Geldbelauf in denselben bestimmen, muß dabey zum Grunde liegen. Dieses Verzeichniß nennet man **Memorial**. Aus demselben kann auf eine sehr einfache Art das sogenannte deutsche Buchhalten geführt werden, welches für einen Mann, der wichtige Geschäfte treibt, nicht hinreichend ist. Ihm ist das sogenannte Italiänische oder gedoppelte Buchhalten nothwendig — Wie dieses entstanden seyn könne — Wie die Rechnungen personificirt werden — Grund der Bestimmung des Debitors und Creditors im Buchhalten — Aus dem Memorial wird das Journal formirt, und aus diesem werden die Pöste im Hauptbuche übergetragen. Diese beyden letztern Bücher haben bey Gerichten in Streitfällen die Kraft des Beweises. Nothwendige Nebenbücher sind das Lagerbuch und Cassabuch. Bücher von nicht allgemeiner Nothwendigkeit sind das Bancobuch — wobey eine kurze Erklärung des Agio gegeben wird — und Riscontrobuch. Der Verf. hat, wie man leicht einsieht, und

er

er auch selbst sagt, keine eigentliche Anweisung zum Buchhalten geben, sondern nur allgemeine Anmerkungen machen wollen, sonst würde er eine unweit mehrere Anzahl von Nebenbüchern angeführt haben, die einem Kaufmann, der wichtige Geschäfte treibt, nothwendig sind, wenn er seine Sachen in gehöriger Ordnung erhalten will. Am Schluß dieses 4ten Buches weist der Verf. dem Bankerot (7. Kap.) nicht als einem Hülfsmittel, sondern als einem bösen Hinderniß der Handlung seine Stelle an. Wenn die Hoffnung des Gewinns trügt, oder wenn der Gewinn nicht groß genug ist, um dem handelnden Kaufmann sein Auskommen zu geben, so geräth er ausser Stand, zu bezahlen. Dieses Unvermögen erklärt er seiner Obrigkeit, sucht ihren Schutz, und übergiebt seinen Gläubigern sein Vermögen. Diesen Vorgang nennt man einen Bankerot. Strenge waren in alten Zeiten die Rechte gegen den nicht zahlungsfähigen Schuldner; und sind es an einigen Orten noch. Die Abtretung der Güter (Beneficium cessionis bonorum) hat für den Schuldner nur das Wohlthätige, daß er von der Verfolgung seiner Gläubiger frey wird; inzwischen geräth er dadurch in den hülflosesten Zustand. Das strenge Wechselrecht ist jetzt die gewöhnlichste Veranlassung zum Bankerot. Vorhin, ehe die Wechselgeschäfte in einen lebhaften Gang kamen, wurde er am gewöhnlichsten durch Seegefahren veranlasset. Damals war der gewöhnlichere Weg, dem Anschein nach, ein Moratorium zu suchen, welches sich mit dem Wechselrecht nicht gut verträgt. Die Hauptwohlthat, wodurch sich ein kaufmännischer Bankerot von der gewöhnlichen Cessione bonorum in seinen Folgen unterscheidet, ist die Beendigung desselben durch einen Accord. Der Gläubiger ist dazu bereitwillig, weil er gewohnt ist, zu verliehren, und weil er, wenn er ein Ausländer ist, die Schwierigkeit, sein Recht durchzusetzen, zu sehr fürchtet. Doch sollten diese Wohlthaten nur Kaufleuten zu gut kommen, keinesweges aber andern Personen, die keinen unerwarteten Unfällen ausgesetzt sind, sondern von festgesetztem und zufälligem Verdienste leben, und durch schlechte Wirthschaft in Schulden gerathen. Dem Kaufmann ist es nöthig, die Fallitgesetze der Staaten zu kennen, auf welche er handelt; besonders in Ansehung der Ausnahme, welche dieselben in den zum Concurs kommenden Gütern machen. Die strenge Gemeinschaft der Güter zwischen Eheleuten, die in Hamburg und Lübeck, doch nur in wenig andern handelnden Staaten gilt, hat für die Frau etwas Hartes und Unbilliges. Die Fallitgesetze haben ausser-

ausserdem noch manche Mängel. Dahin gehören: daß sie der ungemeinen Langsamkeit in Beendigung der Concurse nicht vorbeugen; daß sie den Mißbrauch nicht hemmen, den ein dem Bankerot naher Kaufmann von seinem Credit macht, um seine Masse auf Unkosten einzelner zu verbessern; und daß sie wider das Decken; d. i. die kurz vor dem Bankerot geleistete Bezahlung an Verwandte und Freunde in Hoffnung künftiger Unterstützung nichts verordnen.

Hiemit schließt das 4te Buch, und wenn man nun die vorhandenen Lehrbücher der Handlungswissenschaft mit dem, was der Verf. vorgetragen hat, vergleichet, so wird man gestehen müssen, daß er nicht nur nichts zurückgelassen hat, was in jenen befindlich ist, (eine kurze Handlungsgeschichte ausgenommen, die er mit Vorbedacht weggelassen hat,) sondern daß er auch alles in dem schönsten Zusammenhang, in der anziehendsten Schreibart, mit der größten Faßlichkeit und mit der äussersten Gründlichkeit abgehandelt hat, und sein Werk daher mit Recht vor allen bekannten Werken dieser Art einen Vorzug verdienet. Aber dieser Vorzug wird noch durch das fünfte Buch vergrößert, welches S. 174—366 von der Handlungspolitik handelt, wovon die gewöhnlichen Lehrbücher nichts sagen. Nachdem der Verf. im ersten Kapitel: Allgemeine Bemerkungen über die Veränderungen der Handlungspolitik bis zu unsern Zeiten gemacht und gezeiget hat, daß sie erst im 16ten Jahrhundert entstanden sey, und sich seitdem so geändert habe, daß sie gewissermaßen als eine ganz neue Kenntniß anzusehen sey; die sich gegenwärtig aller Höfe so sehr bemächtigt, daß seit einem Jahrhundert alle Kriege, den kurzen Krieg von 1733 ausgenommen, die Handlung zur ersten Veranlassung gehabt haben, oder in dem Verfolge Handlungskriege geworden sind; so trägt er die allgemeinen Grundsätze der Handlungspolitik in dem Produkten- Colonie- Manufaktur- und Zwischenhandel vor, und betrachtet sie demnächst in Ansehung der Schiffahrt, der Hülfsmittel der Handlung, der Abgaben überhaupt und der Zölle insonderheit. Der Produktenhandel (2. Kap.) ist der sicherste. Die Gewinnung vieler Produkte setzt Fruchtbarkeit des Bodens und Fleiß der Menschen voraus. Der Fleiß wird durch Zwang oder durch Geldgewinn bewirkt. Zwang und Knechtschaft erhält die Menschenzahl klein, daher ist den Ländern, in denen der Landbau sich auf Zwang und Knechtschaft gründet, ein

größe-

größerer Vorrath an Produkten, als verbraucht wird. Wenn das Produktengewerbe zu einem ausländischen Handel wird, so verliehrt es sich nicht leicht wieder von einem Lande. Itzt trägt der stehende Soldat und eine durch Manufakturen oder durch den Bergbau volkreiche Gegend ungemein viel zur Unterhaltung des inländischen Handels mit den nothwendigsten Produkten bey — Freye Ausfuhr des Korns scheint ein sicheres Mittel zu seyn, den Mangel zu verhüten. Mineralien sind ebenfalls Landesprodukte, und der Bergbau liefert wichtige Erzeugnisse, liefert Materialien zu vielen Manufakturen und zu den nothwendigen Werkzeugen derselben. Reichthum an edlen Metallen wirkt der Cultur entgegen. **Coloniehandel** (3. K.) hatten die Alten nicht, denn ihre Colonien waren keine Handlungscolonien. Diese entstanden erst, als vor dreyhundert Jahren Spanien und Portugall entfernte Länder, die so große Vortheile aller Art versprachen, in Besitz nahmen. Handlungscolonien müssen Produkte haben, die dem Mutterlande fehlen; sie müssen Bedürfnisse haben, und in deren vermeinter oder wahrer Nothwendigkeit erhalten werden, welcher nur durch Zufuhr aus dem Mutterlande abgeholfen werden kann, sie müssen mit Einwohnern aus dem Mutterlande bevölkert werden. Ein Staat, der Colonien besitzt, hält mit Recht darauf, daß die Handlung dorthin und zurück nur zwischen ihnen und dem Mutterlande, und nur mit den Schiffen des letztern getrieben werden darf. Das Gegentheil ist der Handlung im Allgemeinen nicht zuträglich. An den Coloniehandel knüpft sich der Negerhandel; der ehemals bey vielen Nationen ein Monopol ihrer öffentlichen Handlungscompagnien war, jetzt ein Geschäft der Privatindustrie geworden, wahrscheinlich aber seinem Ende nahe ist. **Manufakturen** (4. Kap.) haben große Vortheile für den inländischen Geldumlauf und für den auswärtigen Handel. In manchen Staaten werden sie nur des letztern wegen geschätzet, da doch die inländische Circulation von weit sicherern Bestand ist. Indessen erhält sich der inländische Vertrieb der Manufakturen gewisser, wenn ein ausländischer daneben entstanden ist. Diesen bewirken: wohlfeile Preise und Güte der Manufakturen. Jene hangen ab: von dem wohlfeilen Preise der Lebensmittel, von dem Münzfuß, von den Auflagen, von dem Zinsenfuß und Privatcredit, von dem Lohn der Arbeiter; diese hingegen von den Materialien, ob solche im Lande erzeugt, oder aus der Ferne zugeführt werden; von einer gehörigen Vertheilung der Arbeit; von einer sorgfäl-

sorgfältigen Aufsicht zu Verhütung des Betrugs; von einem gemeinschaftlichen Bestreben der Manufakturisten, gute Waare zu liefern; von der Vollkommenheit der Maschinen; von der Freyheit der Arbeit für jeden, der sie verfertigen kann. — Die wichtigsten Manufakturen für ein Land sind die, welche der große Hause vorzüglich braucht; nur muß der Landmann abgehalten werden, sich dergleichen Bedürfnisse ganz durch eigne Arbeit zu verschaffen, und um Verbraucher solcher Kunstprodukte seyn zu können, an denen er die erste Arbeit thut, muß er zur Reinlichkeit und zu einem gewissen Wohlleben Lust haben — Indessen genießt Frankreich Vortheile aus Manufakturen, die zum Wohlleben der höhern Volksklassen dienen, welche aber in Deutschland nicht so gelingen. Der Bestand einzelner Manufakturen beruht auf gewissen Nebenumständen, z. B. Feurung, Transport, hinlänglicher Anzahl von Arbeitern — Wird eine Manufaktur unter mißlichen Umständen angelegt, so kann kein Bestand derselben bey freyem Handel erwartet werden, sondern man muß Zwangsmittel gebrauchen: durch Auflagen auf fremde Manufakturen gleicher Art, oder gänzliches Verbot. Monopolien haben gewöhnlich schädliche Folgen. Es giebt Manufakturen, die sich nicht in jeden Staat verpflanzen lassen; aber auch solche, die ein jedes Volk muß haben können, wenn es will. Es ist ein Fehler, wenn Manufakturen für das hohe Wohlleben von dem Regenten einer vorzüglichen Aufmerksamkeit gewürdigt, und diejenigen hintangesetzt werden, die für die nothwendigen Bedürfnisse des grossen Haufens arbeiten. Auch in der Wahl des Orts versieht man es oft, in welchem man eine Manufaktur von Belang hervorzubringen sucht.

Die Regeln, die bey der Handlungspolitik in Ansehung des Zwischenhandels zu beobachten sind (5. K.), sind einzutheilen: 1) in diejenigen, welche der Staat anzuwenden hat, der den Zwischenhandel selbst treibt, oder bey sich entstehen machen will, und 2) in diejenigen, welche ein jeder Staat in Ansehung des in und durch ihn gehenden Zwischenhandels befolgen muß. I. Der Bestand des Zwischenhandels beruhet hauptsächlich darauf, daß eine hinlängliche Anzahl und Mannichfaltigkeit von Waaren an Einem Orte zusammen komme, so daß die Nachfrage der Käufer andrer Gegenden nicht leicht vergeblich wird. Ein solcher Ort wird dadurch zu einem Marktplatz. Derselbe kann keine hohe Zölle leiden. Der

eigne

eigne Handel mische sich daselbst mit dem Commissions- und Speditionshandel. Messen dienen jetzt einem solchen Ort nicht mehr. Bey einem Zwischenhandel, der nicht über den Wohnsitz derer geht, die ihn treiben, kann der Staat nichts wirken. Grosse Geldgeschäfte knüpfen sich natürlich an einen grossen Zwischenhandel. II. Die Handlung älterer Zeiten beruhete fast ganz auf der Betriebsamkeit der kleinen Staaten, welche durch den Zwischenhandel blüheten; nie legte ihnen der Handelsneid Hindernisse in den Weg; in spätern Zeiten suchte man ihn auf allen Wegen zu erschweren. Es ist ein Vorurtheil, wenn Fürsten glauben, eine jede Handlung, welche sie andre Staaten treiben sehen, ihren Staaten eigen machen zu können. Geographische und politische Ursachen hindern es. Die Gründe für den Kaufmann, den directen Handel dem Zwischenhandel vorzuziehen, sind nicht immer sicher; dem Manufakturisten wird er insonderheit schwer, doch nicht, wenn er hinlängliche Kräfte zum directen Handel hat. Der Zwischenhandel behält eine grosse Nothwendigkeit durch die Schwierigkeit der Zahlung in und aus der Ferne. Er belebt nicht weniger den Manufakturhandel in abgesonderten Staaten. Aus ihm entsteht der Transitohandel. Staaten, durch welche der Transithandel nothwendig gehen muß, machen sich denselben durch Zölle einträglich, müssen aber nicht zu weit gehen, wenn sie ihn nicht ganz zernichten wollen. Ist aber die Lage des Landes so, daß der Transithandel noch seinen Weg neben demselben finden kann, so muß er so viel möglich mit Zöllen verschont, und diese mit grosser Gelindigkeit eingefordert werden; auch muß der Staat für gute Landstraßen sorgen. In den Ablagerplätzen, die der Transithandel erfordert, muß der Staat eine Vorsorge für gute Ordnung in denselben tragen. Es muß am Fuhrwesen zu keiner Zeit fehlen, das Frachtgeld billig bleiben, und das Speditionswesen mit Ehrlichkeit, Sicherheit und mit möglichst geringen Nebenkosten fortgehen. Was die Handlungspolitik in Ansehung der Schiffahrt betrift (6. Kap.) so hat der Regent alle mögliche Sorge anzuwenden, um den Gewinn dieses Gewerbes so groß und insonderheit für seine Unterthanen so gewiß zu machen, als es nur immer bey der natürlichen Mißlichkeit desselben möglich ist. Er muß zwar seine Unterthanen leiten, in dem Handel, den sie selbst treiben, eigne Schiffe, oder nur die Schiffe ihrer Mitbürger zu gebrauchen, welches die Britten durch ihre Navigationsacte erzwingen, worin ihnen andere Staaten nicht

folgen

folgen können. Jedoch stören Kriegsvorfälle die Schiffahrt oft. Sogar der Colonienhandel kann nicht allemal mit eigenen Schiffen betrieben werden, so sehr auch die Staaten die Fahrt auf ihre Colonien selbst mitten im Kriege ganz an sich zu halten gesucht haben. Die Seeräubereyen der bekannten Afrikanischen Staaten hindern ebenfalls manchen Staat, seine eigne Handlung mit seinen eignen Schiffen zu betreiben. Daher wird vielen Staaten die Frachtfahrt andrer Nationen unentbehrlich. Unkunde der Schiffer ist für manches Volk ein Hinderniß eigner Schiffahrt: daher der Regent Ursache hat, für gute Navigationsschulen zu sorgen. In unsern Zeiten werden die Seekriege auch der Frachtfahrt derer Nationen hinderlich, welche nicht an denselben Theil nehmen. In dem vorigen Jahrhundert war die Herrschaft über die See eine strittige Frage. In dem unsrigen sträuben sich die Britten wider das Recht der neutralen Flagge und wider den Grundsatz: daß ein freyes Schiff auch das feindliche Gut frey mache. Dies veranlaßte im letzten Seekriege die bewaffnete Neutralität, deren Erfolg aber noch sehr unvollkommen ist. Ein seefahrendes Volk muß seine Seemacht in einem guten Stande erhalten; denn darauf beruhet die Sicherheit seines Colonienhandels und seiner Fischerey. Zur Erhaltung derselben dienen gute Seeschulen, Einsichten in die Kunst des Schiffbaues, wohlversorgte Arsenale. Auch ein blos zu Lande mächtiger Fürst kann seine Flagge in Respekt erhalten, welches Friedrich der Große bewiesen hat. Für kleine Freystaaten, die durch Zwischenhandel blühen, sind wenige oder gar keine Maasregeln der Handlungspolitik in Ansehung der Schiffahrt anwendbar. Was der Regent **in Ansehung verschiedener Hülfsmittel der Handlung nach der Handlungspolitik** (7. K.) zum Vortheil seines Volks zu thun hat, hängt theils mit den übrigen schon angeführten Maasregeln sehr genau zusammen, theils wird es ein Gegenstand der Gesetzgebung über die Handlung. Die Banken hat der Staat oft gemißbraucht, bey jeder ihm entstehenden Verlegenheit sich auszuhelfen. Bey Errichtung von Banken finden sich viele Bedenklichkeiten. Kein Staat, der in dringender Geldverlegenheit ist, errichte eine Bank, und besonders nicht in der Absicht, dieser Verlegenheit abzuhelfen; er sorge vor Errichtung derselben für gute Münze und einen recht zuverläßigen Münzfuß. Schon bestehende Banken scheitern insonderheit: an übertriebenen Darlehnen auf liegende Gründe; wenn der Staat seine Banknoten als

eine Resource ansieht, mit welcher er Krieg sogar über die Gränze hinaus führen, oder große Handelsspeculationen betreiben könne. Die französischen Assignate sind eine ganz neue Erscheinung. Frankreich ist ein Staat, welchem am wenigsten von allen das Papiergeld zuträglich ist. Auch die Posten, dieses Hülfsmittel der Handlung, sind ein Gegenstand der Politik; ein jeder Regent kennt die Einträglichkeit derselben, und macht sie mehr und mehr kostbar. Die Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Posten giebt der Handlung eine große Erleichterung. Ueber die Handlungspolitik in Ansehung der Zölle (8. Kap.), so wie aller Abgaben überhaupt, sich zu unterrichten, ist für den Kaufmann nothwendig. Anfänglich belegte der Regent die Handlung nur deswegen mit Zöllen, um sich dieselbe einträglich zu machen: aber schon damals wurde sie durch die Zölle erschwert, indem man dieselben von ausgehenden Waaren, wie von einkommenden, hob und Gränzzölle anlegte. Davon ist noch vieles übrig geblieben; noch jetzt bestehen in allen Staaten eine Menge Zölle und Abgaben, bey welchen sich kein Zweck denken läßt, als daß sie dem Regenten Einkünfte verschaffen. Es ist auch so wenig rathsam als möglich, die Handlung von Zöllen zu befreyen. Erst in den neuern Zeiten hat man angefangen, die Zölle als ein Mittel anzusehen, die Handlung zu leiten. Sie thun ihre Dienste im Produktenhandel, in Ansehung der Ein- und Ausfuhr; im Coloniehandel, in Absicht auf die Colonieprodukte und die Zufuhr zu denselben. In dem Manufakturhandel helfen sie zur Untersuchung, ob eine Manufaktur im Lande bestehen könne. Materialien zu einer Manufaktur, die man nur durch fremde Einfuhr erlangen kann, müssen mit keinen Zöllen beschwert werden. Giebt sie das Land selbst, und man hält ihre Ausfuhr den Manufakturen schädlich, so wird sie mit schweren Zöllen belegt oder verboten. In Ansehung des Zwischenhandels haben Staaten, die durch denselben blühen, Ursache, ihre Zölle so viel möglich zu simplificiren.

Allgemeine Anmerkungen über die Handlungsrechte (9. Kap.) machen den Beschluß dieses Werks. Alle Gesetzbücher sind in Ansehung der Handlungsrechte sehr mangelhaft, und bis jetzt ist der Preußische Staat der erste, der ein gewissermaßen vollständiges Handlungsgesetz hat. Die Ursachen sind: daß die Gesetzbücher der Staaten neuerer Zeiten früher als deren Handlung entstanden; daß die Römer die

Hand-

Handlung viel zu wenig kannten, als daß sie darüber Gesetze machen sollen; und daß die Rechtsgelehrten unsrer Zeiten zu wenig Kenntnisse von den Geschäften der Handlung haben, die immer verwickelter werden. Bey Abfassung neuer Handelsgesetze muß nichts übereilet werden. Indessen haben sich die Kaufleute aller Zeiten zu einer gewissen Norm ihres Verfahrens vereinigt durch die Handelsusanz. Kaufmännische Contracte werden mit Beyseitsetzung aller juristischen Umständlichkeiten vollzogen. Zeugen und Beweise sind blos die Mäkler und die Handelsbücher. Das Recht entstand unter Kaufleuten früher als die Gesetze. Der gute Glaube veranlaßte eine allgemeine Uebereinstimmung in dem kaufmännischen Verfahren. Nur fehlt es bey den Handelsusanzen noch daran, daß sie nicht hinlänglich, so wie die Gesetze, gesammlet sind; daß, da sie größtentheils unter den Kaufleuten selbst nicht hinlänglich bestätigt sind, zu viel Gelegenheiten zum Widerspruch darüber entstehen, und daß ihnen die obrigkeitliche Bestätigung fehlt. Handlungsgerichte sind in einem jeden Staate nothwendig, dessen Handlung lebhaft ist, deren Richtern der Verf. am Schluß gute Räthe ertheilet.

Wir hoffen nicht, daß wir den Leser durch diese umständliche Darstellung des Inhalts eines Buchs ermüdet haben werden, dessen Wichtigkeit es verdient, allenthalben Leser zu finden. Schon aus diesem Skelet wird man den Gang des Verf., seine tiefen Einsichten in die Sache, und sein anhaltendes Nachdenken über dieselbe nicht verkennen. Mit seinem gefälligen, anziehenden, überzeugenden Styl wird der Leser aus seinen andern Schriften bekannt seyn. Demjenigen Leser aber, der Beurtheilung statt Anzeige erwartet, versichert Rec., daß er mit dem Verf. übereinstimmend denkt. Zur Erläuterung des Ganzen und einzelner Stücke des Werks verspricht der Verf. Zusätze, denen wir mit Verlangen entgegen sehen.

H.

48. Gemälde von dem Leben und Charakter, den Meinungen und Schriften des Philosophen F. M. A. von Voltaire, entworfen von Julius Friedrich Knüppeln, Doctor der Philos. Leipzig, 1792. in Commission bey Hilscher, 266 Seit. 8. 14 gr.

In diesem Büchlein findet man mancherley, was der Titel zu erwarten nicht berechtigt; nämlich: eine Skizze von dem Leben, Charakter, den Meinungen und Schriften des Philosophen Voltaire; Anekdoten und Charakterzüge; das Jahrhundert Voltaire's, vom Verf. des philosophischen Almanachs; philosophische Aufsätze des Weisen von Ferney; Verzeichniß der vorzüglichsten Schriften des Hrn. v. Voltaire; den Manen Voltaire's, eine Dithyrambe, welche den Preiß von der Französischen Akademie erhalten hat; endlich eine Elegie von Pertola auf den Tod Voltairens. In dem ersten Stücke macht der Verf. mehr den Panegyristen als den Biographen Voltairens. Die Fehler, deren er als Mensch und Schriftsteller sehr große hatte, läugnet er entweder, oder stellt sie ganz in den Hintergrund; ersteres nicht selten mit der offenbarsten Unwahrheit und Ungerechtigkeit gegen andere; letzteres mit unverkennlicher Partheylichkeit. So ist, um nur eins anzuführen, Voltaire ihm der Vater der Geschichte; vor ihm war alles mit Mönchsfabeln angefüllt, und durch den Geist der Kleinigkeit entstellt, als ob nicht schon vorher mehrere vortrefliche Geschichtschreiber, selbst in Frankreich, gewesen wären; von den Unrichtigkeiten, Flüchtigkeiten und oft sehr einseitigen Reflexionen Voltairens wird keine Notiz genommen. Voltairens Meinungen werden sehr mangelhaft berührt; alles schränkt sich auf weniges über seinen angeschuldigten Atheismus ein. Eine pragmatische Biographie sucht man vergebens; die Schreibart endlich, abgerechnet die häufigen Druckfehler, und auf deren Rechnung manches geschrieben, woran sich zweifeln läßt, ob es dahin gehört, ist mehr declamatorisch als historisch, und mit mancherley Unrichtigkeiten befleckt. Die Anekdoten und Charakterzüge enthalten nichts, was nicht sonst schon bekannt wäre, und sind fast alle so gewählt, daß sie nur die schöne Seite darstellen, aus Formey's Souvenirs d'un Citoyen, hätte sich mehreres von der entgegengesetzten Seite beybringen lassen. Allein, Vollständigkeit ist überhaupt des Verf. Sache nicht; ja, um alle Gedanken an Formey und Büsching zu entfernen, spritzt er auf die würdigen Männer Koth.

Ai.

49. Lettere Italiane e Tedesche sopra le notabili particolarità della città elettorale di Monaco, residenza della Baviera etc. 18 ℔. (Und auch mit einem deutschen Titel.) München, bey Zangl, 1792. 13 Bogen. gr. 8.

Etwas von den Churfürstlichen Schlössern und Gärten in München und dessen Umkreise, viel von Gemälden in München. Doch wird der Leser wenig antreffen, das nicht schon in andern Büchern gleichen Inhalts eben so gut und besser steht. Eigentlich sollen diese Briefe ein Nachtrag zu denen von Bianconi seyn. Folgendes haben wir allenfalls bemerkenswürdig gefunden: S. 88 u. ff. zwey prächtige auf Pergament geschriebene Notenbücher, die die Bußpsalmen vom berühmten Orlando Lasso enthalten, und am Rande mit ausserordentlich schönen Miniaturgemälden geschmückt sind, entdeckte man vor wenigen Jahren in einer eisernen Kiste im Residenzschlosse zu München. Eines von diesen Büchern soll 3325 Scudi gekostet haben. Dieser Orlando Lasso war erst Capellmeister zu Rom im Lateran, nachher bey Herzog Albert V. von Baiern, der ein Kenner von Musik war, und sich auch einige Horazische Oden von ihm setzen ließ. Hier steht ein erbaulicher Druckfehler, beydes im Original als in der Uebersetzung: mater *sacra* (saeva) cupidinum. — Die Miniaturgemählde sind von J. Wielich, und stellen die vornehmsten Fürstl. Personen und Tonkünstler des damaligen Münchner Hofes vor. S. 114 Kirche der Exjesuiten zu S. Michael, die der Verf. für die prächtigste und schönste in Deutschland, ausser der Dresdnischen Hofkapelle, hält. Ihr Erbauer (vielmehr Vollender) war der große Jesuitenfreund, Herzog Wilhelm V. (Er starb aber nicht, wie hier steht, als Kostgänger der Jesuiten, sondern sein Vater Albert: er selbst endete sein Leben in einem Cartheuserkloster bey Regensburg.) Die Kirche kostete der Bairischen Nation ungeheure Summen. — S. 120 und 22, Gerechte Klage über die Vernachläßigung, Verhüllung, Beräucherung und Zerstichelung der meisterhaftesten Gemählde in den katholischen Kirchen in Deutschland und Italien. S. 146. Militärisches Arbeitshaus in der Au, wo schon 2000 Bettler beschäftigt werden, die sonst das Publikum belästigten. Ueberhaupt ist die Betteley (Gott sey Dank!) und das Almosengeben endlich einmal in München verboten,

 und

und eine Armenversorgungsanstalt nächst diesem Arbeitshause errichtet, welches rühmliche Werk der bekannte General Thompson durchgesetzt haben soll. S. 158 wird die schlechte Zubereitung der Italiänischen Weine mit Grund getadelt. — S. 184. Lob der deutschen Oefen, die man auch in Italien einzuführen anfängt.

Nun noch einige Worte von der Uebersetzung, die der Verf., wie er in der Vorrede sagt, aus Ersuchen seiner hochadelichen Schüler, heydrucken lassen, und diese mögen ihm denn ihren ergebensten Dank dafür abstatten. Fürs übrige deutsche Publikum sind sie nicht. Hier und da ist ein erträglicher Paragraph, dann aber wieder ein unleidliches Durcheinander, wo man ganz nicht weiß, was er haben will. Beyspiele davon könnten unsre Leser sehr belustigen, wenn hier Raum dazu wäre; Fehler wider den Sprachgebrauch und Bayrische Provinzialismen wollen wir nicht einmal rügen. Der Corrector muß auch nichts taugen, denn bald findet man grobe orthographische Fehler — wie z. B. schon auf dem italiänischen und deutschen Titel: Anetodi und Anectoden — bald Auslassungen, entweder im Original oder in der Uebersetzung.

Of.

90. Reisen im Innern von Nordamerika, welche eine Schilderung der Sitten und Eigenthümlichkeiten des Landes Kanada, Neu-England und Virginien, ingleichen die Geschichte des Feldzugs, der Uebergabe und der fernern Schicksale der Armee unter dem General Bourgoyne enthalten. In Briefen, von Thomas Anburey, einem Officier bey dieser Armee. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Georg Forster. Mit zwey Kupfertafeln. Berlin, 1792. in der Voßischen Buchhandlung. 372 Seiten. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Diese Briefe des Hrn. Thomas Anburey hatten gerade die Rechtfertigung nöthig, mit welcher sie Hr. Forster, als Uebersetzer, dem deutschen Publikum in die Hände giebt. „Seine

„Seine Nachrichten, sagt er in der Vorrede, enthalten zwar „wenig Neues für den Gelehrten von Profession, und insbe„sondere für den Statistiker; allein, sie machen die Lebensart „der Kanadier und Amerikaner und die Naturbeschaffenheit „jenes Welttheiles in einem leichten Tone dem großen Publi„kum anschaulicher, als manches hochgepriesene, mit Tabellen, „Berechnungen u. dgl. reichlich durchwebte, vor lauter Gelehr„samkeit nicht lesbare Buch. Es gehört aber zu den Sünden „mancher Recensenten, daß sie nur gar zu oft ein Buch, wel„ches gerade für ihr Fach nicht ergiebig war, aus Mangel an „Theilnehmung an den Bedürfnissen anderer Leser, mit weg„werfendem Tone verurtheilen, und als unbrauchbar ver„schreyen, da es doch lediglich an ihrem eingeschränkteren Ge„sichtspunkte lag, daß nicht auch sie befriedigt davon giengen." Der Rec. will sich nicht so weit versündigen, daß er diese Briefe mit wegwerfendem Tone verurtheilen, oder sie ganz als unbrauchbar verschreyen wollte, weil er nach mancher Wiederholung ihm längst bekannter Dinge, die aber doch, so wie sie vom Verf. wiederholt sind, für die Glaubwürdigkeit aller seiner Erzählungen bürgen, nach manchem zu leichten, durchaus nicht durchdachten, oder ganz einseitigen Raisonnement doch manches Neue, Gutes und Brauchbares in demselben dargegen gefunden, und in dem jungen Verfasser durchaus den Blick wahrgenommen hat, der den beobachtenden Mann auf alle ihm neue Gegenstände mit gleicher Lehrbegierde hinzulenken pflegt. Der Mann hatte nur für diesen Blick, um ihn bis zum richtigen Scharfblick zu erheben, weder wohlgesammlete Gelehrten- noch reife mit Prüfung und Erfahrung abgewogene Welt- und Menschenkenntniß genug. Ihm ist daher alles neu, alles, auch die gröseste Kleinigkeit wichtig; alles erscheint ihm nur von einer Seite, die nach der Güte und Ausdehnung, oder nach dem Mangel und dem engen Bezirk seiner in der Jugend eingesogenen Ideen und Grundsätze wahr oder falsch, ausgedehnt oder eingeschränkt von ihm gefaßt worden ist. Auch sein junges, noch nicht durch Grundsätze zu Gefühlen gestimmtes, von dem ersteren Eindrucke sogleich hingerissenes Herz nimmt oft Parthey. Er wehklagt oft über Härte und Unmenschlichkeit, wo ein anderer nichts als ein Verfahren, das die in Kriegszeiten allgemein angenommenen Gesetze von selbst zur Regel machen, oft über schreckliche Verwüstung und unwiederbringliches Verderben, wo ein anderer nichts als die ganz natürlichen Folgen des einmal ausgebrochenen Krieges

 sieht.

steht. Mit einem Worte, die Briefe des Hrn. Anburey sind die ungezwungenen Herzensergießungen eines jungen Mannes, der, den ihm einmal eingepflanzten Grundsätzen getreu, seinen Freunden alles so mittheilt, wie es seine Seele bey dem ersten Anblick gedacht und sein Herz bey dem ersten Eindruck empfunden hat. Nicht, daß wir sie damit herabwürdigen wollen! Reisebeschreibungen von der Art sind für den größern Haufen unsrer itzigen Lesewelt gerade die willkommenste, und — wir setzen es mit innerer Ueberzeugung hinzu — die nützlichste Lektüre. Noch mehr: wo der Verf. entweder aus jugendlicher Unwissenheit oder aus irrigen Maximen gestrauchelt hat, da ist, um allem Schaden vorzubeugen, der Hr. Uebersetzer zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen. Mit so feiner Delicatesse Hr. F. die Schwachheiten seines Schriftstellers in der Vorrede zu rechtfertigen gewußt hat, mit so freymüthiger Offenherzigkeit hat er sie an Ort und Stelle in den Noten ohne alle Schonung getadelt.

Der Verf. gieng im Jahre 1776 mit der Armee des Generals Bourgoyne als Fähndrich nach Quebeck, wohnte dem unglücklichen Feldzuge von 1777 bey, wurde in diesem mit dem ganzen Corps bey Saratoga ein Gefangener der Amerikaner, und als Gefangener zuerst nach Neuengland, sodann nach Virginien, darauf nach Maryland verlegt, und endlich ausgewechselt und nach England zurückgeschickt. In jeder Lage, von jedem neuen Aufenthalte aus unterhält er seinen Freund theils von den Schicksalen der Armee, theils von dem, was ihm neu und seiner Aufmerksamkeit werth vor die Augen getreten ist. Von beyden wollen wir, da nun einmal seine Briefe auf deutschen Grund und Boden verpflanzt worden sind, das mittheilen, was für unsere Leser das Merkwürdigste seyn möchte.

Die Nachrichten von dem Anfang, Fortgang und Erfolg des Feldzugs des Generals Bourgoyne, die der Verf. als Augenzeuge und Theilnehmer erzählt, und wir hier in einem Zusammenhange aus allen Briefen zusammenstellen wollen, sind bey weitem die wichtigsten. Sie fassen alle die Ursachen, warum die ganze Unternehmung keinen andern Ausgang nehmen konnte, bis zur gänzlichen Entschuldigung des Generals und der Armee in sich. Die Armee war bey ihrem Ausmarsche gut disciplinirt, rückte mit Muth in das Feld, und hatte die besten Anführer, **Bourgoyne**, **Riedesel**, **Philipps** und

Frazer an ihrer Spitze. Es vereinigten sich aber gleich anfangs so viele mißgünstige Umstände zusammen, daß jeder neue Marsch der Armee mit unendlichen Hindernissen verbunden war. Bourgoyne konnte nirgends Magazine anlegen, fand auch nirgends Proviant für sich, mußte ihn also allenthalben, wo er hinrückte, nachführen, und an vielen Orten von den Soldaten selbst nachtragen lassen; die Armee war mit der Kunst, den Krieg fast allein in Waldungen zu führen, wenig bekannt, und die Amerikaner verstanden sie ganz; die englischen Generale wußten von den Zügen und Planen ihrer Gegner nichts, und die Amerikanischen Generale von dem Plane der Britten alles. Dennoch war der Anfang des Feldzugs glücklich; die Ueberfahrt über den See **Champlain**, die von den Amerikanern mit leichter Mühe erschwert werden konnte, gieng ohne alle Verzögerung von statten. **Ticonderago**, sobald der General Philipp die Anhöhe Sugar-Hill besiegt hatte, wurde ohne Schwerdtstreich geraumt, mit den Amerikanern bey ihrer Verfolgung glücklich gefochten, und das Fort Eduard eingenommen. Jeder neue Marsch kostete aber dem General so viele Zeit und Mühe, daß er, wie der Verf. schreibt, für eine Stunde Ueberlegung, wo er seine Armee hinrücken lassen wolle, zwanzig andere Stunden darauf denken mußte, wie er sie ernähren werde. Noch mehr: die ohnedies beschwerlichen Wege waren von den Amerikanern durch gefällte Bäume um so viel beschwerlicher gemacht worden, daß der Transport des Proviants und der Artillerie eine beynahe ganz unmögliche Sache war. An schnelles Fortrücken war also gar nicht zu denken, und dem General das einzige Mittel, seiner Unternehmung einen glücklichen Ausgang zu verschaffen, aus den Händen gerissen. Dazu kam noch, daß er von den Bewegungen der Howischen Armee durchaus nichts erfahren, auch keine Nachricht auf irgend eine Weise von den gefangenen amerikanischen Officiers auspressen konnte. Alle diese dem englischen Generale im Wege stehenden Hindernisse waren so viele Vortheile für den General Gates, die sich dann bey Cambridge und darauf bey Saratoga im großen Uebergewicht zeigten. Der Angriff auf den General Gates bey Cambridge wurde nur unternommen, um entweder einen Durchweg zu forciren, oder den Feind vom Platz zu treiben, um damit den Rückzug der Armee zu begünstigen. Wie er für die Britten und Deutschen ausschlug, ist bekannt. Gates, der nun schon entschiedner Ueberwinder war, gieng ganz mit aller der Vorsicht zu Werke, als wenn er der

schwächere Theil wäre; hütete sich, mit seinem Feinde im offenen Felde zu schlagen, that ihm desto mehr Abbruch durch seine Scharfschützen; schnitt ihm den Proviant ab, und folgte ihm Fuß für Fuß mit so guten Maasregeln, daß er schon alle Ufer besetzt hatte, als Bourgoyne sie zu der Rettung seiner Armee erreicht zu haben glaubte. „Es war unser Unglück, schreibt „unser Verf. S. 185, daß wir in keinem unmittelbaren ge„nauen und regelmäßigen Einverständniß mit der südlichen „Armee standen; der traurige Ausgang unsers Feldzugs be„weiset, wie nothwendig es ist, einem General den Plan des „Krieges anzuvertrauen und ihm freye Hand zu lassen. Bey „der Armee war es die allgemein angenommene Meinung, „daß die Absicht unseres Feldzuges wäre, uns mit des General „Howe Armee zu vereinigen. Sie können leicht denken, in „welches Erstaunen uns die Nachricht setzte, daß die Armee „des Generals Howe nach Philadelphia zurückgegangen sey. „Ich bin überzeugt, daß der Mangel an zuverläßigen Nach„richten (Bourgoyne wußte von der Vorrückung des Generals Vaughan nicht ein Wort) hauptsächlich an einem unglücklichen „Ausgange unsres Feldzugs Schuld war, und daß man uns „deswegen die gewählten anständigen Bedingungen so willfäh„rig zugestand, weil General Gates voraussah, daß wir uns, „seiner größern Kriegsmenge ohngeachtet, bis aufs äusserste „vertheidigen würden, wenn wir erführen, daß uns ein Deta„schement so nahe wäre.“ Nach der Versicherung des Verf. war dieser kurze Feldzug für die ganze Armee überaus hart und sauer. Die Soldaten hatten den ganzen Feldzug hindurch nicht ein Stückchen Brod, mengten ihr Mehl zu Kuchenteig und buken es vor dem Feuer auf einem Stein, hatten sehr selten Brandtewein, selten frische Lebensmittel. Die Klagen, welche der Verf. von den indianischen und amerikanischen Bundsgenossen der Armee führt, mögen wohl wahr seyn, aber offenbare Partheylichkeit ist es, wenn er bey jeder Gelegenheit seine Britten auf Unkosten der deutschen Hülfstruppen zu sehr in das Licht zu setzen, und den Antheil der letztern an den erfochtenen Vortheilen sogar zu schmälern sucht. Das Schicksal der gefangenen Armee war bey den öftern Verlegungen in die verschiedenen Staaten freylich mit manchen unangenehmen Abwechslungen verbunden; aber der Verf. sieht oft Verletzung der Convention und schreckliche Härte, wo der kaltblütige Leser nichts als Raison des Krieges erblicken wird. Nichts beweiset so sehr, wie leicht es dem Verf. sey, auf den erstern Blick in

dem

dem Betragen der Amerikaner Barbarey zu sehen, als daß er sie bey einem von einem gutwilligen Wirthe vorgesetzten Pudding alle vergessen, und bey der Erinnerung des genossenen Guten im Ernste ausrufen kann, „wenn solche Gesinnungen „unter den Amerikanern allgemeiner wären, so würden die vie„len abscheulichen Barbareyen und Verfolgungen unterbleiben, „die aus diesem unnatürlichen Kriege entstehen! u. s. w.

Von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Landes hat der Verf. unter vielen bekannten Nachrichten auch manche gute Bemerkung mitgetheilt. Daß Canada zur Ein- und Ausfuhr nur einen Fluß hat, auf welchem die Schiffahrt jährlich sechs Monate durch das Eis gesperrt und in der andern Jahreshälfte wegen der dicken Nebel langsam und unsicher ist, bleibt für den vollen Wohlstand, auf welchen ihm die Fruchtbarkeit des Bodens und die gesunde Luft einen Anspruch giebt, ein großes Hinderniß. So lange Canada unter der französischen Regierung stand, und die Seigneurs noch ihre drückende Herrschaft ausübten, so waren die Canadier ein träges Volk, weil sie den Ertrag ihres Fleißes nicht selbst einerndten konnten. Jetzt weiß es seine vielen Artikel zum Handel mit Westindien besser zu benutzen; es werden jährlich große Vorräthe von Mehl, Dielen und Bauholz nach Westindien geschickt. Auch in Canada bereitet man aus dem Ahornbaum viel Zucker, besonders einen Brustzucker, der bey dem Husten vortrefliche Dienste leistet. Die liebsten Waaren für die Indianer, für welche sie ihr Rauchwerk vertauschen, sind Pulver, Flintenkugeln, Flinten, Farben, Brandtewein und Tobak. Die Rauchhändler reisen mit unglaublicher Geduld und Mühe über weite Seen und Flüsse, und führen ihre Waaren in die entferntesten Gegenden von Amerika. Gewöhnlich bleiben sie drey Jahre von ihrer Familie entfernt, und machen vor ihrer Abreise ihr Testament, weil die Wilden, um den Tod eines einzigen Indianers zu rächen, oft eine ganze Gesellschaft von Reisenden ums Leben bringen. Der Winter ist in Canada so hart, daß während der Kälte keine Gräber gemacht werden können, und die Leichname so lange über der Erde gehalten werden müssen. Die Indianer fahren mit wahrer Pfeilschnelle Schlittschuhe. Vor einigen Jahren machten sich drey Indianer um einer Wette willen mit Tagesanbruch von Montreal nach Quebeck, sechszig französische Meilen, auf den Weg, und kamen noch, ehe es dunkel ward, alle vor Quebeck an. Zwey starben aber

auf

auf der Stelle, und der dritte acht Tage darauf. Im Kriege sind die Indianer am brauchbarsten zu Ueberfällen. Sie wissen den Feind und die Anzahl desselben an den Fußtritten zu erkennen. Auf ihrer Reise durch die Wälder bemerken sie sich den Weg an den hohen Fichten oder durch Einschnitte in die Bäume. Ihre Canots bauen sie überaus leicht. Sie machen sie aus Birkenrinde, heften die Stücke mit Fäden zusammen, die aus der innern Rindenlage der Birke verfertigt, und mit einem Pech oder pechähnlichem Harz überzogen werden, damit das Boot nicht leck werde. Zu den Rippen nehmen sie Zweige des Ahornbaums. Die Größe der Canots ist so verschieden, daß einige 2 und andere bis 30 Personen in sich fassen können. Unter den Indianern lobt der Verf. die Uttawas, als die tapferste und menschlichste Nation. — Auch er bestätigt die Nachricht, daß die Schweine die gefährlichsten Feinde der Klapperschlange sind. Ein Boot schlug einmal nahe an der ehedem durch die Menge der Klapperschlangen so fürchterlichen Diamanteninsel um. Die Schweine schwammen auf die Insel, und wurden den Tag darauf von ihren Besitzern, die sie mit ängstlicher Sorge wiederholten, alle und alle sehr fett, und hingegen nur eine einzige Klapperschlange auf der Insel vorgefunden. Ein Neger entdeckte durch bloßen Zufall das einzige sichere Mittel gegen den tödtenden Biß der Klapperschlange, die gekaueten Blätter der Polygala Senega Linn., weil er sie blos zur Abkühlung auf seine Wunde legte. — Die Wasserfälle am Passiacfluß beschreibt der Verf. S. 258 mit wenigen Worten schön. „Der Fluß, schreibt er, ist beynahe 40 Schritte „breit, und der Strom läuft schnell, aber sanft, bis er eine „tiefe Höhle erreicht, die sein Bette durchschneidet, wo er in „einem Schuß gegen 70 Fuß senkrecht herunterstürzt. Das „eine Ende dieser Höhle oder Felsenspalte ist verschlossen, und „am andern bricht das Wasser mit unglaublicher Schnelligkeit „in einem scharfen Winkel hervor, und fällt in ein großes „Bassin, aus welchem es sich durch verschiedene Felsen windet, „und sich dann in einem ziemlich großen Bette ausbreitet.“ In Pensylvanien traf der Verf. die von einem Deutschen, der sein Leben den frommen Betrachtungen in der Einsamkeit überließ, gestiftete Sekte der Dumplers an. Ihr ganzes Leben ist zwischen Gebet, Arbeit und Schlaf getheilt. Zweymal alle Tage und Nächte werden sie aus ihren Zellen gerufen, um dem Gottesdienste beyzuwohnen. Sie läugnen die Ewigkeit der Höllenstrafen, halten die Lehre von der Erbsünde für

Gottes-

Gotteslästerung, kleiden sich äusserst einfach, essen kein Fleisch, sondern blos Gartenfrüchte, haben den Ackerbau und die Manufakturen hoch empor gebracht, entsagen der Ehe nicht ganz, ziehen aber, sobald sie Ehegenossen sind, allein, und legen den Ertrag ihres sämmtlichen Fleißes in ein gemeinschaftliches Magazin. Die Loyalisten in Pensylvanien waren mit dem General Howe durchaus unzufrieden, daß er Philadelphia nach seinem dort genossenen Wohlleben verlassen, und sie alle den Amerikanern Preiß gegeben hatte. Die Schilderung, welche Hr. A. von den Plantagebesitzern giebt, ist nicht vortheilhaft. Sie führen ein träges, sorgenloses Leben, überlassen die ganze Aufsicht der Plantagen ihren Inspectoren, und alle saure Arbeit den armen Negern allein, die den Mittag nichts als Hominy und Salz, und als eine große Wohlthat zweymal in der Woche etwas saure Milch, oder geräuchertes Fleisch, oder Heering zur Speise bekommen. — Das Baxen der Engländer ist gegen das Baxen der Virginier was Menschliches. Beißen, Augenauskratzen und noch wesentlichere Verstümmelungen sind in dasselbe, jedoch jedes nur nach den in der Verabredung getroffenen Bedingungen, eingeschlossen. Das Wettrennen mit zwey Pferden auf eine Viertelmeile weit ist unter den Colonisten der innern Gegenden dieser Provinz was sehr Gebräuchliches. Zu Neuyork gab es sonst überaus viele Hummern von ausserordentlicher Größe, die aber nach der Canonade auf Long-Island die Küste alle wieder verließen. Sie waren auf eine eben so unerwartete Art dahin gekommen. Sie entwischten aus einem Boote, das Hell-Gates passiren mußte, und scheiterte, blieben da, und vermehrten sich ausserordentlich. — Warum der General Washington gerade damals die Armee des Generals Cornwallis aufforderte, als die englische Flotte zur Rettung derselben von Neuyork absegelte, darüber giebt der Verf. eine Aufklärung, deren Gewißheit wir an ihren Ort gestellt seyn lassen müssen. So wie die Flotte abgieng, so hieng ein erklärter Rebell zu Neuyork, der sich unter der Maske eines Loyalisten verbarg, eine weiße Fahne, als das Losungszeichen, auf der Spitze seines Hauses aus. Sogleich wurde von Dorf zu Dorf bis an General Washingtons Lager eine Canone abgefeuert, und am zweyten Tage forderte er die Armee zur Uebergabe auf. Ein so heftiger Antirepublikaner der Verf. ist, mit so schwarzen Farben er alles ansieht, was die Vertheidigung der amerikanischen Freyheit angeht, so muß er doch dem großen Washington volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

lassen." Sogar in der Verurtheilung des unglücklichen Major Andre führt er seine Rechtfertigung, und findet die ganze Schuld derselben in der Unbesonnenheit des Schlachtopfers allein.

Die Uebersetzung ist, wie alle Forsterische Uebersetzungen, sehr gut. In der einzigen Stelle S. 331 „allein, wir müssen zufrieden seyn, denn die Macht des Stärkern regiert über die ganze Welt" würden wir für über lieber in gesetzt haben.

Di.

51. Bibliothek der neuesten Länder- und Völkerkunde. Für Geographiefreunde. Herausgegeben von T. F. Ehrmann. Zweytes Bändchen. Tübingen, bey Heerbrandt, 1792. kl. 8. 364 S. 16 gr.

Dieses Bändchen enthält, dem im ersten Bändchen angezeigten Plane gemäß, mehrere Abhandlungen, in welchen das Neueste und Interessanteste aus den Reisebeschreibungen ausgehoben worden ist. In einer kurzen Abhandlung über die Völkerkunde wird der Begriff der Völkerkunde entwickelt, und der weite Umfang, die Schwierigkeiten, aber auch die Annehmlichkeiten des Studiums der Völkerkunde kurz gezeigt — ein Verzeichniß einiger Schriften zur allgemeinen Völkerkunde ist angehängt. Dann folgt des Hrn. v. Beauchamp Reise nach Persien im Jahre 1787, welche im Journal des Savans und im Esprit des journaux 1791. t. VI. zuerst bekannt gemacht worden, und eigentlich nur ein vorläufiger Bericht von derselben ist. Diese Reisebeschreibung schildert vornämlich den neuesten Zustand Persiens, und der Verf. vergleicht öfters damit den ältern Zustand desselben. So kurz sie ist, und so wenig Neues sie liefert, so ist sie doch unterhaltend geschrieben. Angenehm ist auch die Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes von Persien, welche der Uebers. aus den neuesten Reisebeschreibungen zusammengetragen hat. Die andern Aufsätze sind Auszüge aus den neuesten Reisebeschreibungen, als über den Zustand der Negersclaven in den vereinigten Staaten von Nordamerika aus Brissots Reise — Beschreibung des südlichen Theils von Nordafrika und Nigrizien, aus den Berichten des Lukas und des Hrn. v. Einsiedel — Habessinien und die Habessinier aus James Bruce Reise — Neueste Nachrichten von Monomotapa aus

Tho.

Thomans Reise und Lebensbeschreibung — Neueste geographische Eintheilung von Frankreich — Beschreibung der englischen afrikanischen Insel St. Helena, aus Langstedts Reisen — Die Auszüge sind zweckmäßig und unterrichtend. Den Beschluß macht die Fortsetzung des Verzeichnisses der neuesten geographischen Schriften, welche Asia, Afrika, Amerika und Südindien betreffen.

Pe.

52. Der glückliche Schweizerbauer, oder Anfangsgründe des hiesigen vortheilhaften Landbaues, auf Erfahrung und Vernunft gegründet; von der löblichen ökonomischen Gesellschaft in Bern, mit dem ausgesetzten Preise bekrönt. Bern, auf Kosten der typographischen Gesellschaft. 154 Seiten in 8. 10 gr.

Ganz ohne Jahrzahl! Man kann also nicht vermuthen, daß dies Buch jetzt im Jahr 1792 eine neue Auflage von einem Werke, das eine Preisschrift des Hrn. Pfarrer Bertrand zu Orbe war, und schon 1773 in den Abhandlungen der ökonomischen Gesellschaft zu Bern, dem 1ten Stücke, stand, vorstellen solle. Wenn auch das Titelblatt mit Vorrede noch so neu gedruckt worden, so enthält doch der Text nicht mehr, nichts weniger, als was auf eben so vielen Seiten (154 an der Zahl) 1773 gedruckt war, und der herrlichen Methode: den Weinstock ohne Dünger fortzupflanzen, so wie einer dritten: über die vortheilhafte Manier, den Kleesaamen einzusammlen, zur Seite stand; und davon das 2te Stück auf 118 Seiten den 14ten und letzten Jahrgang voll machte. So gut auch die eben neu zum Handel gebrachte Schrift ist, so hätte es doch billig auf dem Titel gesagt werden sollen: ob dies eine neue Auflage oder ein besonderer Abdruck aus der 1773ger Sammlung sey. Es ist bereits dieser 14te Band in unsrer Bibliothek 32ten B., und im Anhange zum 24—36ten Bande 4ten St. angezeigt worden. Da damals über den ganzen Band weggegangen worden, so wissen wir nicht, warum wir jetzt über dies einzelne und daraus nur entlehnte Stück weitläuftiger urtheilen sollten?

Bu.

Briefe

53. Briefe zweyer ausländischer Mineralogen über den Basalt, übersetzt von C. U. v Salis Marschlins, nebst einem Anhange. Zürich und Leipzig, 1792. 8. bey Ziegler und Söhne. 4 B. 4 Kr.

Bey aller seiner Kürze ein wichtiges Aktenstück in der noch hangenden Streitsache über den Ursprung des Basalts! Wenn man mehreren Naturforschern, welche ihn unbedingt dem Feuer zuschrieben, nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht hat, sie hätten die deutschen Basaltgebirge gar nicht, oder mit eingenommenen Gemüthe gesehen; so war der Vorwurf eben so gerecht, den sie ihren Gegnern machten, sie hätten den Basalt bey noch feuerspeyenden Bergen nicht an seiner Geburtsstätte gesehen, kennen sie nur aus Beschreibungen, die sie nach ihrem Sinn auslegen, und seyen daher bey alle dem entscheidenden Ton, den sie sich anmaßen, eben so wenig competente und unpartheyische Richter in der Sache. Zuerst tritt in einem Briefe an den Herausgeber der Commentb. von Dolomieu auf, der als ein genauer Beobachter der brennenden Berge des untern Italiens und der benachbarten Inseln, aber eben so sehr als ein bescheidner Gelehrter bekannt ist. Ihm dünkt es, der Streit liege eigentlich in der verschiedenen Bedeutung, welche man dem gleichen Worte gebe; Feuer und Wasser wirken oft durch eine fast ähnliche Eigenschaft, aber jedes drücke doch sein ihm eigenes Siegel auf. Unter allen alten, vorzüglich egyptischen, Denkmälern, die er zu Rom zu untersuchen Gelegenheit hatte, und deren Stoff die Alterthumskenner Basalt nannten, fand er nur eine mit Hieroglyphen bedeckte Bildsäule aus Lava; gewöhnlicher war der vorgebliche Basalt Trapp derbe Hornblende, Syenit mit überwiegender Hornblende, grüner Hornfels, oft mit eingemengtem Feldspat, lauter Fossilien, die sicherlich nicht durch Feuer entstanden sind; Hr. v. D. gesteht zwar zu, es könne schwarze Steine von der Natur des Trapps geben, die in große ordentliche Säulen gespalten seyen; aber er habe eben so gewiß und sehr oft unwidersprechliche dichte schwarze, nach äussern Kennzeichen von Trapp nicht zu unterscheidende Lava in ähnlichen Säulen gesehen, deren vulkanischer Ursprung unbezweifelt seye; überhaupt können sich sehr wohl aus Wasser abgesetzte und vom Wasser zusammengeschlemmte Fossilien, selbst z. B. vulkanischer Tuff, bey dem Trocknen und Erhärten in Säulen spalten; auch müsse man anschei-

anscheinende Säulen, wie z. B. die Tyrolischen Porphyrfelsen, nicht mit wirklichen verwechseln: Aus der Lage und dem Standpunkte müsse man auf den Ursprung einer Steinart schließen. Besser wäre es (darin stimmen wir dem Verf. gänzlich bey), statt des Namens Basalt die Namen: säulen- oder kugelförmige Lava, oder Trapp zu gebrauchen.

Der zweyte Brief an Hofr. Zimmermann zu Braunschweig ist von Abb. Fortis, und nimmt vornämlich auf die Schrift des Hrn. v. Veltheim über diesen Gegenstand Rücksicht. Er selbst habe Basaltsäulen vom Aetna bey dem Casglioni della Trizzacan Strande, wo sich der Lavastrom ins Meer stürzte, angetroffen; auch finde man dergleichen zwischen Catawa und den Mündungen, aus welchen sich vor noch nicht hundert Jahren der Lavastrom über diese Stadt ergossen, er habe neben den Basalten, oder doch nicht weit davon immer vulkanische Körper angetroffen; das Vorgebirge Minerva und die Klippen, welche zwischen ihm und der Insel Capri liegen, seyen Kalkfelsen, und die trabes lapideae des Padr. della Torre sicherlich kein Basalt.

Der Anhang ist von dem Herausg. selbst, und gegen die Wiedemannische Preißschrift gerichtet; er beantwortet zuerst die Zweifel gegen den vulkanischen Ursprung des Basalts, und sucht nachher die Beweise für den neptunischen Ursprung zu entkräften: der deutsche Basalt komme ganz mit dem italiänischen überein: der Fall lasse sich sehr natürlich denken, daß sich ein Lavastrom über Flözlager und Wasserprodukte ergieße.

Abf.

54. Abhandlungen einer Privatgesellschaft von Naturforschern und Oekonomen in Oberdeutschland. Herausgegeben von Franz von Paula Schrank, der Phil. und Theol. Doctor, Churpfalzbair. geistl. Rath und Professor an der Universität zu Ingolstadt. Erster Band. Mit sechs Kupfern. München, bey Lindauer, 1792. 339 Seiten. gr. 8. 1 Rthl. 4 gr.

Es ist allerdings für die Aufnahme der Wissenschaften in jedem Fache sehr zuträglich, wenn einzelne Bemerkungen ge-

lehrter und mit Beobachtungsgeiste versehener Männer dem Publikum von Zeit zu Zeit zur Prüfung und weitern Nachdenken vorgelegt werden. Die Gesellschaft würdiger Männer, welche sich zu diesem Endzwecke in Oberdeutschland vereinigte, so wie besonders der Herausgeber dieser Abhandlungen, können daher mit Recht auf den Beyfall und Dank aller derer, denen es um Ausbreitung und Erlangung nützlicher Kenntnisse zu thun ist, rechnen.

Die in diesem ersten Bande befindlichen Aufsätze sind freylich nicht alle von gleicher Wichtigkeit und Werthe; doch glaubt Rec. behaupten zu können: daß keiner darunter sey, der nicht wenigstens einige des weitern Nachdenkens werthe Bemerkungen enthielte. Für den Plan unsrer Bibliothek wird es hinlänglich seyn, wenn ich hier nur den Hauptinhalt dieser Abhandlungen anzeige. „Ihre Bearbeitung fällt (wie der Herausg. sagt) in das Jahr 1787 und zum Theil noch früher," daher man denn freylich darinne manche Ideen antrifft, die bereits in einigen spätern Schriften angeführt, oder durch neuere Erfahrungen berichtigt und umgeformt worden sind; doch dies benimmt der Brauchbarkeit des Ganzen nichts; der aufmerksame und wißbegierige Leser wird darinne noch immer viel Nützliches und Unterrichtendes finden.

1.) Beschreibung einer neuen Art Sudofens, in welchen jede Gattung der gewöhnlichen Feuermaterialien, nämlich: Holz, Torf, Stein- und sogenannte Braunkohlen zum Brauen, Vitriol- Alaun- Salpeter- und dergleichen Siedereyen mit guter Wirthschaft angewendet werden kann, nebst einer erklärenden Figur; von Hrn. **Schroll**. 2) Etwas vom Geräusche, einer Viehkrankheit; vom Hrn. D. **Thwingert**. 3) Ein sonderbares Zusetzen an Roggenähren und die Ursachen desselben; vom Hrn. D. **Helfenzrieder**. 4) Anmerkungen über die Verbesserungen der particulären Landcharten; vom Hrn. **Franz Zallinger zum Thurn**. 5) Beschreibung eines seltenen Vogels, aus der Gattung der Würger; vom Herausgeber. Lanius Surinamensis. Davon die 2te Kupfertafel eine nette Abbildung enthält. 6) Nähere Bestimmung dreyer Barscharten; vom Herausgeber. 7) Ueber die Pflanzen mit Orchisblüthen; vom Herausgeber. 8) Botanische Beobachtungen; vom Herausgeber. Berichtigungen verschiedener Fehler, die bey Beschreibungen einiger Pflanzen sind begangen worden. 9) Beschreibung des Gebirges bey Laudenbach;

denbach; vom Freyh. v. Stengel.. 10) Probstein von Landenbach; beschrieben vom Herausgeber. 11) Abhandlung von den Kirchhöfen in den Städten; vom Hrn. D. Brunnwieser. Der Verfasser sucht darinne die Unschädlichkeit der Kirchhöfe in den Städten aus physischen und chemischen Gründen, die nähere Erwägung verdienen, zu erweisen. 12) Handgriffe bey Errichtung eines Blitzableiters; vom Hrn. D. Helfenzrieder. 13) Etliche Gedanken, die Luftschifferey betreffend; von Ebendenselben. 14) Fortsetzung chemischer Versuche, in Absicht auf mineralische Körper; vom Hrn. Hoim. 15) Geographisch-mineralogische Uebersicht der Salzburgischen Berg- und Hüttenwerke, vom Hrn. Schroll. 16) Forstwirthschaftliche Bedenken, vom Herausgeber.

Cd.

55. Auflösung einer chronologischen Aufgabe — von Joh. Fr. Häseler, Curator und Ephorus der Amelungsbornischen Kloster- und Stadtschule in Holzminden. Lemgo, mit Meyerschen Schriften, 1792. 3 Bogen. 4. 6 gr.

Erklärung und Gebrauch des Kalenders — von J. Fr. Häseler, Abt von Amelungsborn. Lemgo, mit Meyerischen Schriften, 1792. 6½ Bogen. Verzeichniß der Lectionen zu Holzminden. 1 Bogen. 4. 7 gr.

Beydes Programmen, darin von Einrichtung der Schule und Unterricht in ihr Rechenschaft gegeben wird. Die chronologische Aufgabe ist: Für jedes gegebnes Datum in jedem gegebnen Jahre der christlichen Zeitrechnung den Wochentag zu finden. Hr. H. wählte sie, weil sie viele interessiren kann, und Buchstabenrechnung und Algebra dabey entbehrlich ist, obgleich jeder Rechner auch damit sollte umgehen können. Hr. H. meldet, ein Mann der praktischen Feldmesserkunst, der hübsche Risse machte, auch sich mit Bauen und Fortification abgab, habe behauptet, man stehe in Gefahr, durch Buchstabenrechnung, Algebra und Logarithmen unklug zu werden, und sey für seine Collegen, die sich damit abgaben, sehr besorgt gewesen.

 Molli-

Molliter ossa cubent sagt er von ihm, als einem sonst ehrlichen Manne. Die Auflösung der Aufgabe ist: Man dividire die Zahl des gegebenen Jahres durch 4, zum Quotienten in ganzen Zahlen, ohne sich um den Rest zu bekümmern, addire man die Zahl des nächstvorhergehenden Jahres, und zur Summe, die Anzahl der Tage, die im gegebenen Jahre bis zum gegebenen Datum verlaufen sind, das Datum aber nicht mitgezählt. Von der Summe ziehe man 11 ab, wenn die Jahrzahl zwischen 1700 und 1800 fällt, den Rest dividire man durch 7; um den Quotienten dieser Division bekümmere man sich nicht, sondern betrachte den Rest; nachdem der 0; 1; 2; — 6 ist, ist der Wochentag Sonnabend, Sonntag, Montag — Freytag. Diese für den neuen Kalender. Für den Julianischen wird von erwähnter Summe nicht 11 abgezogen, das übrige wie vorhin. Was man für Jahre ausserhalb 1700 — 1800 thun muß?

Das zweyte Programm setzt die Begriffe, die, den Kalender zu verstehen, nöthig sind, sehr umständlich und deutlich auseinander, und giebt einen Kalender auf 1793, für die Stadt Braunschweig berechnet. Hr. H. vermehrt durch diese Arbeit seine schon so häufigen Verdienste um Ausbreitung und nützliche Anwendung der Mathematik. Der dritte Tag nach dem Christtage heißt in beyden Kalendern 18000 unsch. Kind. Wenn diese ungeheuer ungereimte Zahl etwa von Alters her im Landcalender steht, so hätte der Mathematiker sie doch weglassen sollen. Daß man nach den unterschiednen Tagen, auf welche der Ostervollmond fällt, 35erley Kalender hat, wird als eine herrliche Frucht der Weisheit des Nicänischen Concilii verspottet; aber es ist bekannt, daß das Concilium diese Anordnung nicht gemacht hat. Es giebt keinen Weg für Könige zur Wissenschaft! soll Archimed zum Könige von Syracus gesagt haben, der es seinem Sohne hübsch leicht wollte gemacht haben. Proklus meldet das vom Euklid, und der König war ein Ptolemäus, der Sohn wird nicht erwähnt. Der Mathematiker sollte doch auch in der Geschichte, zumal wo sie seine Wissenschaft angeht, der Wahrheit treu bleiben.

Hz.

56. Leitfaden zu popular-metaphysischen Vorlesungen, bey Gelegenheit einer öffentl. Prüfung herausgegeben von Augustin Storer, Prof. der Philosophie und

und Mathematik im Reichsstifte Wettenhausen. Günzburg, gedruckt bey Wagegg, 1792. 8. 6 Bogen. 6 Kr.

Die Bemerkung, daß die bessere Philosophie auch nach und nach in den Klöstern ihre Verehrer findet, muß jedem Freunde der Wahrheit Vergnügen verursachen. Die Folgen dieser Erscheinung können für die Zukunft nicht anders als wohlthätig seyn; und diejenigen Männer, die es zuerst wagen, den Saamen besserer Kenntnisse auch da auszustreuen, wo bisher nur Bigotismus, Dummheit und Aberglauben herrschten, verdienen vorzüglich die allgemeine Achtung. Der Verf. dieses Leitfadens zu popular-metaphysischen Vorlesungen vereint mit der Gabe des Vortrags die nöthigen Kenntnisse, der bessern Philosophie auch in den Klöstern immer mehrere Verehrer zu gewinnen. Obgleich dieser Leitfaden eigentlich nur eine Sciagraphie der Metaphysik ist; so zeichnen sich doch die philosophischen Talente des Verf., besonders die Ordnung im Denken, in diesen wenigen Bogen sehr vortheilhaft aus. Hätte der V. bey seiner Arbeit auf die neueste Revolution in der Philosophie mehr Rücksicht genommen: so würde er Einiges aus seinem Leitfaden ganz weggelassen, Einiges anders bestimmt, und hin und wieder Einiges eingeschaltet haben, was jetzt mangelt. Da nach dem Grundbegriff der Metaphysik alle Erfahrungskenntnisse gänzlich aus ihrem Gebiete verwiesen sind; so fallen einige ihrer bisherigen Theile gänzlich weg, und andere erhalten eine bestimmtere Einschränkung. Uebrigens wollen wir es dem Verf. gar nicht zum Vorwurf machen, daß er bey seinem Leitfaden so wenig Rücksicht auf die Kantische Philosophie genommen hat; da er das, was für seine Schüler gehört, in dem mündlichen Vortrag mit einfließen lassen kann. Der Ideengang des Verf. ist folgender: Er theilt die Metaphysik in die Ontologie, Kosmologie, Psychologie und natürliche Theologie. Die Ontologie handelt er in folgenden Hauptstücken ab. a) Von den ontologischen, oder den ersten Grundsätzen alles Denkens. Von den Grundsätzen des Widerspruchs, und des zureichenden Grundes. b) Von dem Dinge einzeln und für sich allein betrachtet. Von dem Begriff des Dinges überhaupt, von den verschiedenen Arten seiner Bestimmungen, und von den allgemeinen Eigenschaften der Dinge. c) Von den Dingen in Verbindung mit andern. Von den Principien

und Ursachen überhaupt, von den wirkenden Ursachen insbesondere, von den Beweg- End- und Gelegenheitsursachen, von der Materie und Form. d) Von dem Dinge in Vergleichung mit andern. Von der Identität oder dem Einerleyseyn, der Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge, von Raum und Zeit, von Ordnung und Vollkommenheit. e) Von den Hauptklassen der Dinge. Vom einzelnen und allgemeinen Dinge, vom einfachen und zusammengesetzten Dinge, vom endlichen und unendlichen Dinge. In der Kosmologie handelt der V. von dem Begriffe einer Welt überhaupt und seinen nächsten Folgen, von den Theilen einer Welt, von den Begebenheiten einer Welt, von der Vollkommenheit und Güte einer Welt. Hier vermissen wir ungerne ein Kapitel von den allgemeinsten Weltgesetzen. In der Psychologie handelt der Verf. von dem Daseyn, der Selbstständigkeit und Einfachheit der Seele, von Verbindung der Seele mit dem Körper, und ihren Kräften überhaupt, von der Vorstellungskraft, von der Willenskraft, von der Ab- und Unabhängigkeit, und von der Freyheit der Willenskraft, von dem Ursprunge und Fortdauer der Seele, von den Seelen der Thiere. In der natürlichen Theologie handelt der Verf. von dem Daseyn und der Einheit Gottes, von den Kräften, dem Wesen und der Natur Gottes, von den Eigenschaften Gottes, von den Werken Gottes. In einem Anhang handelt der Verf. noch besonders von der Vollkommenheit und Güte der Welt, und von der Unsterblichkeit der Seele. Den Beweisen für das Daseyn Gottes, die der Verf. in den ontologischen, kosmologischen, physischen, moralischen und historischen eintheilt, fügt er folgende gründliche und bescheidne Bemerkung bey: „Vereint, meine ich immer, thun diese Gründe bessere Dienste, als getrennt. Und wenn sie auch alle mit einander noch so wenig erweisen: so erweisen sie wenigstens, daß es Beydes, höchstes Interesse des menschlichen Verstandes — und höchstes Interesse des menschlichen Herzens sey, das Daseyn einer Gottheit anzunehmen — und wem ist dies nicht genug?"

G.

57. Lehrbuch der theoretischen Philosophie, von M. Joh. Christoph Vollbeding, Gouverneur beym adelichen Cadettencorps in Berlin. Berlin, bey Maßdorf, 1792. 8. 488 S. 1 Rk. 6 gr.

Die

Die Geschichte der Philosophie macht den Anfang, sie geht aber nur, man weiß nicht warum, bis auf Sokrates und einige seiner ersten Schüler; sie erzählt sehr weitläuftig die Leben und Begebenheiten der Philosophen, und die Philosophien der Chaldäer, Sineser, Aegypter, Juder u. s. w., aus denen doch am Ende nichts Philosophisches zu erlernen ist; sie spricht von den Systemen und dem philosophischen Geiste der Griechen dagegen desto sparsamer und kürzer; mit einem Worte, sie ist wenig geschickt, dem jugendlichen Geiste Nahrung oder Streben nach Nahrung mitzutheilen. Die Behandlung der Philosophie selbst enthält wenig Bestimmtheit, systematische Anordnung und philosophischen Geist; nicht einmal was Philosophie ist oder seyn soll, sucht der Verf. in gehöriges Licht zu setzen, noch die Wissenschaft dem Anfänger von irgend einer Seite interessant zu machen. Ueberhaupt aber hätte vor dem Ausarbeiten eine genaue Untersuchung über das hergehen müssen, was dem Verstande der zu bildenden Jugend angemessen, und welche Methode ihm am bequemsten ist. Hierüber ist bisher noch wenig Befriedigendes gesagt worden, und eben darum sind die Lehrbücher für die erste Bildung zur Philosophie so mangelhaft und in ihren Planen so himmelweit verschieden. Ob der Verf. hier einen Plan hatte, oder nur nach Gutdünken heraushob, ob er für den ganzen Gang des Vortrages einen überdachten Abriß entworfen hatte, wird man nicht belehrt.

F.

58. **Alexis, oder das Häuschen im Walde. Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward, herausgegeben von dem Verfasser von Lolotte und Fanfan. Erster Theil. Leipzig, im Verlage der Dykschen Buchhandlung, 1792. 304 Seiten. 8. XIV S. Vorrede. 18 gr.**

Eine Uebersetzung aus dem Französischen. Das Original hat der Rec. nicht gesehen, auch giebt der Uebers. keine weitere Auskunft darüber. (Eine böse Gewohnheit unserer deutschen Uebersetzer!) Er sagt blos in der Vorrede: es sey einer der neuesten und gewiß der bessern französischen Romane des Tages. Rec. will diesem den Kritikern vorgreifenden Urtheile eben

nicht eigensinnig widersprechen, um die Galle des Uebersetzers, die sich in der Vorrede sehr heftig gegen die Recensenten ergießt, nicht noch mehr rege zu machen. Er will dies um so weniger, da der Uebersetzer selbst den Werth seines Originals bald darauf genauer und ziemlich richtig also bestimmt: es sey kein Meisterstück in seiner Art, nicht das Werk eines originellen Genies, es werde nicht ewig, nicht lange leben; aber es sey Kunst in der Anlage einer verwickelten und doch nicht verworrenen Intrigue darinnen, die Geschichte des jungen Alexis enthalte Begebenheiten, die meistens glücklich erfunden, oft das Verdienst der Neuheit haben, die Erwartung bis auf den letzten Augenblick in Spannung erhalten, und endlich auf eine für das moralische Gefühl wohlthätige Art befriedigen. — Das Letzte müssen wir wohl erst erwarten, ehe wir darüber urtheilen können. Uebrigens ist in diesem Urtheile des Uebersetzers allerdings viel Wahres; Wunderbares oder vielmehr Abentheuerliches ist genug in diesem Roman, und am Schlusse des ersten Theils läßt uns der Verf. gerade da stehen, wo sich ein neues und vielleicht eines der auffallendsten Abentheuer ankündiget. Aber auch an langweiligen, halb wahren, halb falschen Episoden fehlt es nicht, und die deutschen Leser würden vermuthlich nicht gezürnt haben, wenn der Uebersetzer dergleichen einschläfernde Opiate, die den französischen Romanen so gut, wie den deutschen, eigen zu seyn scheinen, weggeworfen hätte, was im vorliegenden Falle auch, ohne Schaden des Ganzen, an vielen Stellen gar füglich hätte geschehen können. Inzwischen hat sich der Rec., der als Kritiker eine ziemlich starke Dosis Geduld besitzt, mit Hülfe derselben glücklich durchgearbeitet, und, theils dem Uebersetzer einen Beweis davon zu geben, theils um der noch folgenden Theile willen, (denn der Rec. weiß nicht, ob das Buch mit dem zweyten Theile werde geschlossen werden,) mögen hier aus mehreren beym Lesen bemerkten Stellen einige stehen, die sowohl nach Form als Materie wohl anders hätten seyn können. Gleich die Einleitung ist herzlich langweilig. Der Verf. beginnt das 1te Kap., das die Ueberschrift hat: Der sinkende Tag; mit der Untersuchung der wichtigen, und wer weiß, wie viel tausendmal schon debattirten Frage: Wovon hängt das Glück oder Unglück unsers Lebens ab? — Antwort: Von unserm Charakter. Erziehung aber entwickelt den Charakter, die Leidenschaften geben ihm seine Richtung. — Ein anderer kehrt es vielleicht eben so richtig um. Die hier befindlichen Schilderungen eines jungen

Wüst-

Wüstlings und eines jungen unverdorbenen Landmanns sind oft gebrauchte Declamationen, mit einigen Schnörkeln aufgestutzt, die bey mancher Wahrheit sich doch auch manche Uebertreibung zu Schulden kommen lassen, wodurch jene Wahrheiten ihre ohnehin schwache Kraft völlig verliehren. Und wozu soll auch das ewige Lobpreissen der Glückseligkeiten und der Unverdorbenheit des Landmanns auf Kosten der Städter? Man darf ja nur zum Thor hinausgehen, um zu lernen, daß bey der freylich in manchem Betracht glücklichen Lage des Landmanns dennoch auch bey ihm so gut, wie bey andern Menschenkindern, Sorgen und Kummer, Cabale und Laster, vielleicht aber nur unter andern Formen, zu Hause sind. Der Verf. fühlt dies auch, und meint, sie wären dort doch seltener. Es kann seyn. Sollen wir denn aber darum alle aus der Stadt aufs Land ziehen, oder soll der Städter sich durchaus in die Form des Landmanns gießen lassen? Vieles könnte freylich bey dem Städter anders seyn; aber wahrlich, man muß den Landmann nicht anders als aus Büchern kennen, wenn man ihn so uneingeschränkt zum Ideal menschlicher Glückseligkeit und menschlicher Tugend erhebt. Wie sehr der V. bisweilen deräsonnirt, davon ist S. 6 ein Beyspiel: „Die Erziehung, die man in öffentlichen Schulen erhält, führt nur zu oft zum Ehrgeiz, zur Eifersucht, zum Händelmachen; sie zeigt den Weg, den man betreten muß, wenn man seinen Platz in dem stürmischen Leben der Stadt erhalten will. (Immer dankenswerth, wenn sie das nur immer thäte!) Die Erziehung, welche die Natur selbst auf dem Lande giebt, führt zur Mäßigung, zur Tugend, zur Religion.“ Man sollte wohl gar, wenn man dies liest, auf den Gedanken kommen, die Städte würden nur von Schurken bewohnt, die in öffentlichen Schulen ex professo gebildet werden, und nur auf dem Lande wohne die Ehrlichkeit. Nun Gott sey Dank! so arg ist es doch mit dem Verderben der Städte und ihrer öffentlichen Schulen noch nicht, aber eben so wenig die so sehr gepriesene Unverdorbenheit des Landmanns gegründet. Alle Schilderungen aus dem arcadischen Schlaraffenleben, dergleichen hier mehrere vorkommen, können durchaus zu nichts frommen, wohl aber manches verderben. „Welch ein auffallender Contrast, so seufzet der Verf., zwischen der Stille des Landes und der Unruhe der Stadt!“ (Er meint Paris.) Der Rec. findet den Contrast freylich sehr auffallend, aber auch sehr natürlich und der Ordnung der Dinge gemäß; und welcher vernünftige Mensch könnte nun wohl in jenem

Contraste etwas Beseufzenswerthes finden? Doch unser Verf. findet es ganz à la Carl von Carlsberg. Man höre; er schildert Paris: „Du hörtest ein verwirrtes Geräusch von Wagen, Hunden und Pferden, das dumpfe Getöse, das aus den hellen Stimmen der Menge Leute entstehet, die ihre Waaren durch alle Straßen ausrufen. Was fühltest du dabey? Nicht wahr, ein Seufzer entschlüpfte deiner Brust?“ — Nicht doch, antwortet der Rec. Warum gerade ein Seufzer? Eine gewisse frohe Empfindung drängt sich mir dann auf, ich bewundere die menschliche Industrie, Thätigkeit und Geschäftigkeit; es freuet mich, wenn ich sehe, wie in der großen Maschine immer ein Rad ins andere greift, wie jeder, durch gewisse Motive bestimmt, sein Scherflein zum Glück des Ganzen beytragen muß, und dadurch auch selbst an seinem eigenen Lebensglück arbeitet, ohne immer bestimmt, die Art und Weise, die Mittel und Wege angeben zu können. — Wir brechen diesen Artikel ab, weil wir noch Raum für einige andere gewinnen müssen, worüber wir sowohl mit dem Verf. als mit dem Uebersetzer zu rechten haben. Der Uebers. äussert in der Vorrede ziemlich richtige Begriffe über die moralische Tendenz der Romane. Viel Gutes, meint er, wäre so wenig davon zu hoffen, als Schlimmes zu fürchten. Darinnen sind wir nun nicht ganz seiner Meinung. Ohne eben sehr viel auf die Moral eines Romans zu bauen, läßt sich doch wohl begreifen, daß er, wenn er die Menschen nimmt, wie sie sind, und uns solche Menschen schildert, in denen wir uns selbst und unsers Gleichen wieder finden können, allerdings mehr Gutes stiften könne, als der Uebersetzer ihm zuzuschreiben scheint; aber daß von Romanen nicht auch mehr Schlimmes zu fürchten sey, als der Uebersetzer meint, davon liefert die Erfahrung Zeugen genug. Wir glauben daher nicht mit dem Uebersetzer, daß es bey einer solchen Schrift schon hinlänglich sey, wenn sie nur nichts Unmoralisches enthalte, wenn man das Unmoralische blos in lasciven Schilderungen oder in billigender Darstellung schlechter Handlungen suchet; aber ein strenger Moralist würde doch auch hier Ursach zur Unzufriedenheit finden. Es giebt Grundsätze und Maximen, die nicht geradezu eines der heiligen zehen Gebote Lügen strafen, aber darum nichts weniger unmoralisch sind. So z. B. taugt die Moral S. 60 durchaus nichts, wo bewiesen werden soll, „im gesellschaftlichen Leben giebt es keinen Mittelweg: man muß betrügen, sich betrügen lassen, oder kriechen.“ Der Rec. protestirt für seine Person feyerlich

dage-

dagegen, und hofft, daß es dem Verf. und dem Uebers. damit kein Ernst war, denn auch sie leben doch wohl im gesellschaftlichen Leben, und nicht in einer Einöde. Sollten sie wirklich eines von den dreyen, entweder Betrüger, oder wissentlich Betrogene, oder Schmeichler und Heuchler seyn oder seyn wollen? Ueberhaupt muß man so etwas nicht in Büchern lehren. Es ist schlimm genug, wenn das Böse zu seiner Zeit ungerufen kommt. Eben so wenig kann der Rec. des Hrn. Dümonts Grundsätze S. 102 ff. billigen. Gott bewahre uns vor solchen mönchischen Misanthropen. Der Uebers. scheint es gefühlt zu haben, und sucht sich in einer Anmerkung dagegen zu verwahren. S. 116 zanken sich zwey Ehegatten, ein Graf und eine Gräfin, in Gegenwart ihres Sohnes auf eine sehr plumpe Art. Wir erinnern dies nicht in Absicht auf Moralität, denn der Auftritt war vermuthlich in der Absicht vom Verf. veranstaltet, um das Unmoralische solcher Menschen zu zeigen, aber wir glauben nicht, daß dies der rechte Weg sey, es zu zeigen; auch zweifeln wir, daß sich Personen von der Art auf solche Weise und über solche Dinge Vorwürfe machen, ob wir uns gleich gar wohl erinnern, auch unter Personen von Stande Pöbel der niedrigsten Art gefunden zu haben. Weil jedoch sowohl der Verf. als der Uebers. auf Lauterkeit ihres Romans in Absicht der Moralität so sehr pochen, so müssen wir geradezu sagen, daß solche transparente Gemählde, als S. 21 und 253 zu finden sind, damit nicht bestehen können. — Clärchens Charakter (sie ist in einem Walde erzogen, und sah gewöhnlich niemand in der Nähe, als ihren Vater und Germain, einen alten Bedienten,) ist durchaus verzeichnet. Ihre Sprache ist nicht immer die Sprache eines solchen Naturkindes, oft z. B. S. 34. 38. 179. ist es ein Gemische von Naivete und französischer Etourderie; eine Dame von bon ton in Paris könnte nicht anders sprechen. S. 24 vergißt der Verf., daß Clärchen noch kein Wort von Alexis Geschichte gehört hatte und gehört haben konnte. Am wenigsten befriedigte er uns bey Schilderungen der Naturscenen, z. B. S. 60 ruft er bey der untergehenden Sonne aus: Wer kennt das allmächtige Wesen, das diese **purpurnen Vorhänge** über das Gestirn des Tages ziehet. S. 10 Ein **purpurner Vorhang** entzog den **Vater des Lichts** (?) den Blicken der Sterblichen, und vergönnte seine Strahlen nur noch den Gipfeln der Berge u. s. w.

Zum Schluß noch ein paar Worte an den Uebersetzer. Ohne das Original zur Hand zu haben, sind wir auf viele Stellen gestoßen, die ihn einer Flüchtigkeit beschuldigen, und wo man den verfehlten Ausdruck nur auf Rechnung des Uebers. schreiben kann. S. 7. Sitzend am Rande eines kleinen Baches — — übersieht er die ganze Länge dieses nassen Pfads. S. 9. Als er durch das Thor von Valence gieng. (Man weiß nicht, kam Alexis herein, oder gieng er hinaus? Erst lange nachher läßt sich aus dem Zusammenhange errathen, daß im Original sortir gebraucht seyn müsse.) S. 50. Für Entsetzen schaudern machen. S. 57. Sie betrachten den Menschen mit sehr eingenommenen Augen. S. 141. Entschlossen ehe (eher) zu (an) meiner Seite zu sterben. — Die folgenden Bogen scheinen mit mehr Fleiß übersetzt zu seyn. Wir haben uns etwas lange bey diesem Roman aufgehalten, weil wir ihn nicht unter die schlechten französischen Produkte, die zu uns in Menge herüber getragen werden, zählen können; aber dennoch müssen wir, die Wahrheit zu sagen, gestehen, daß wir, bey der großen Menge vaterländischer Produkte von der Art, es kaum der Mühe werth halten, diesen, obgleich nicht schlechten, französischen Roman, so ganz ohne Abkürzung zu verdollmetschen. Aber freylich, wenn es wahr ist, was der Uebersetzer sagt: „Wer beweisen will, daß zu viel Romane geschrieben werden, muß beweisen, daß ihrer mehr gedruckt, als gekauft und gelesen werden“ — wenn es wahr ist, daß, wie der Uebersetzer sagt, „auch mittelmäßige, schlechte und elende ihre Leser finden“ — so ist dadurch alle Kritik total geschlagen. Ob das alles aber wahr sey, mögen die Verleger wohl besser als die Recensenten entscheiden können.

D.

59. **Mammuth, oder Darstellung der menschlichen Natur nach unverjüngtem Maaßstabe, in einer Reise mit Kesselflickern nach den innern Gegenden von Afrika; von dem Mann im Monde. Aus dem Englischen übersetzt von M. C. A. Wichmann. Leipzig, in der Pottischen Buchhandlung, 1792. Erster Band; 268 Seiten. 8. Zweyter Band; 296 Seiten. 1 Rg. 8 gr.**

Der Verf. dieses Buches ist, zufolge der Bemerkung des Uebersetzers, James Thomson, (wohl zu unterscheiden von dem Dichter der Jahreszeiten) und Urheber von ein paar andern unter uns nicht eben bekannt gewordenen oder übersetzten Romanen. Die Uebersetzung ist fließend, und mit besonderm Fleiße gearbeitet. Die Lagen, worin der Held des Romans erscheint, sind nicht mannichfaltig genug, mithin wird die menschliche Natur sehr mangelhaft und noch dazu nicht von einer sehr allgemein belehrenden Seite dargestellt. Auf Satyre scheint es wohl hauptsächlich abgesehen zu seyn, aber dazu gebricht es dem Verf. an glänzendem und ins Lächerliche mahlendem Witze; zudem scheinen manche Anspielungen zu local, um uns Ausländern verständlich zu seyn. Dennoch hat das Ganze wegen der Sonderbarkeit mancher Auftritte unter den Zigeunern und den ungeheuern Mammuthiern einiges Anziehende; wie auch wegen verschiedener guten Belehrungen über die Menschen und ihre Fehler einiges Unterrichtende, so daß es zur Füllung einer leeren Stunde gar wohl dienen kann.

Ai.

60. Les conseils et les maximes de *Pilpay*, philosophe Indien; sur les divers états de la vie. 1792. 238 Seit. ohne die Vorr. 8. 18 Kr.

Die Brachmanen oder Braminen der Indianer waren Priester, Staatsmänner und Gelehrte. Ein solcher Bramine war Pilpay, ein vorzüglich weiser und staatskluger Minister unter der Regierung des Königs Dabschelim. Seine Lehren kleidete er, der Gewohnheit des Zeitalters gemäß, in Parabeln ein, und bediente sich zur Verbreitung gemeinnütziger Wahrheiten der Dichtungsgattung der Fabel. Er führte Thiere redend ein, um, vermöge dieses Vehikels, in jenen despotischen Ländern sich nicht in Gefahr zu setzen. Die jetzige neue Erscheinung des Buchs haben wir dem Herrn Herzog Friedrich August von Braunschweig und Lüneburg zu danken. Es enthält musterhafte Grundsätze, weise Rathschläge und einen Schatz von Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß. Die eigentlichen Erzählungen des Pilpay werden in vier Kapiteln vorgetragen. Zuvor wird über die Entstehung des Buchs das Nöthige vorausgeschickt, wie Dabschelim durch Veranlassung eines Traums erst einen Schatz und mit demselben auf einem

Stücke weisen seltenen Zeuges die hinterlassenen Lehren des Königs Houschenk und darauf den Pilpay gefunden habe. Dieser zeigt in vielen Beyspielen, wie Könige ihre Unterthanen regieren sollen. Schmeichler, Freunde und Feinde werden gewürdigt und in ihrer wahren Gestalt aufgedeckt. Das 1te und 2te Kap. enthält die List, die Schmeicheleyen und Anwendung aller Kunstgriffe eines Fuchses, Damna genannt, wodurch er sich am Hofe beliebt zu machen, und den Stier, Namens Chotorbe, beym Könige anzuschwärzen und endlich zu stürzen trachtete, welches ihm auch gelang. Allein, der Schuldige ward entlarvt, überwiesen und gestraft. Das 3te Kap. liefert Beyspiele wahrer Freundschaft, so wie das 4te den Krieg der Raben und Eulen enthält, um daraus ein beständiges Mistrauen gegen seine Feinde zu lernen. — Eine Erzählung folgt gewöhnlich der andern, und jede ist mit einer Lehre begleitet. Tugenden, z. B. die Freundschaft, werden in ein helles Licht gestellet, so wie die Laster der Verstellung, des Geizes, des Neides u. s. w. in ihrer Häßlichkeit und mit ihren traurigen Folgen geschildert werden. — Die S. 81 befindliche Fabel, vom Kranich und dem Krebse, ist mit einiger Abänderung unter den vier Indischen Fabeln in Fabri's geogr. Leseb. 3. B. S. 139. gleichfalls befindlich. Rec. glaubt nach seiner Empfindung, daß dieses Buch eine Fundgrube sey, aus der man Lebensweisheit genug an den Tag fördern könne. La Fontaine hat die Erfindung mancher Fabeln dem Pilpay zu danken, ob er gleich hin und wieder einige kleine Abänderungen damit vorgenommen hat. Rec. führt zum Beweise nur die beyden Fabeln: S. 185 D'un chasseur et d'un loup und S. 193 Les deux amis, an, die la Fontaine der Hauptsache nach ebenfalls den seinigen einverleibt hat.

Ad.

61. Praecepta nonnulla et exempla bene dicendi. Ex probatissimis latinitatis auctoribus excerpsit notisque instruxit *Theoph. Erdm. Gierig*, Gymnasiarcha et Prof. Theolog. in Archigymn. Tremoniensi. Lipsiae, Schwickert, 1792. (1791.) 8. 212 Seit. 10 gr.

Zu

Zu diesem Buche hat der Verleger die erste Veranlassung gegeben. Er ersuchte, wie die Vorrede meldet, Hrn. G., eine lateinische Chrestomathie zu entwerfen, die sich durch etwas Neues in ihrem Inhalte oder in ihrer Einrichtung empföhle. Dadurch ist Hr. G. bewogen worden, aus den rhetorischen Schriften der Römer ein Excerptenbuch abzufassen, und zwar von folgender Art: 1) es sollte eines Theils die Theorie der Beredsamkeit aus den Alten vollständig enthalten, und nur das Unnütze oder minder Nützliche abgesondert werden; 2) nicht in trockener Compendienform, oder in der magern Gestalt eines Systems; sondern so, daß es zugleich die angenehme und bildende Lectüre eines alten klassischen Schriftstellers gewährte, folglich wohlgewählte und zusammenhängende Abhandlungen mit den eignen Worten der besten Schriftsteller darstellete, in welchen man das Abgerissene nicht wahrnehmen könnte, und die wieder unter sich selbst, als Theile und Glieder eines Körpers oder Ganzen, in Verbindung stünden; 3) andern Theils sollte zu diesen theoretischen Abhandlungen zugleich eine Beyspielsammlung hinzukommen, zusammengesetzt aus lauter solchen Mustern, welche ausgezeichnete Vorzüge oder Schönheiten besäßen, die auch für ungeübte Gemüther und ohne Theorie fühlbar wären, wodurch das Gefühl für das Schöne erweckt, und woran der Geschmack geübt werden könnte. Den Text beyder Theile des Werks nahm er sich vor, durch zweckmäßige, erläuternde Anmerkungen unten am Rande für junge Leser zu erleichtern. Wir wollen, nach diesem Plane des Buchs, unsern Lesern zuerst von der zweyfachen Sammlung desselben, hernach von den untergesetzten Anmerkungen Rechenschaft ablegen.

Die erste Sammlung besteht aus theoretischen Aufsätzen. Ihrer sind dreyßig. Die fünf ersten betreffen die großen Erfordernisse eines Redners und den hohen Werth der Beredsamkeit überhaupt, aus Cic. Or. I. Num. 6—21. Or. n. 3—6. et n. 260 sqq. Or. I. n. 30—34. Or. II. n. 33-37. I. n. 49—70. n. 113—119. Summa praeceptorum rhetoricorum. Or. I. n. 142—146. Utrum plus conferat ars, an natura. Quint. II. 19. Exercitationes. Or. I. 149—159. Lectio. Quint. X. 1. Imitatio. Or. II. 90-96. Quint. X. 2. Scribendi exercitatio. Quint. X. 3. Iudicia aliorum cognoscenda. Hor. A. P. 419—452. Quae praecipue scribenda. Quint. X. 5. Ampla et varia oratoris doctri-

doctrina. Or. I. n. 75. Philosophiae et historiae usus. Or. n. 12—16. et 113—120. Orator sit vir bonus. Quint. XII. 1. Pectus disertos facit. Ernesti Opusc. Or. p. 23 sqq. De triplici dicendi genere, subtili, medio, vehemente. Or. n 69—72. et n. 101 sqq. n. 76—99. De elegantia orationis et pronuntiationis. Or. III 38—49. De Ornatu. Or. III. n. 52. et 96—103. De laude singulorum verborum. Or. III. n. 148. De continuatione verborum. Or. III. n. 171. De figuris. Or. III. 200—208. Commendatur ornatus. Quint. VIII. 3, 1—10. Iudicia de celeberrimis Gr. et Lat. scriptoribus. Quint. X. 1, 46—131. Wie weit diese Excerpten die Theorie der Beredsamkeit erschöpfen, oder nicht, läßt sich aus den angezeigten Aufschriften übersehen und beurtheilen. Die meisten und die wichtigsten Gegenstände kommen sicher vor; allein, wenn manche in mehrern Stücken sehr weitläuftig ausgeführt und erläutert werden, so finden wir, daß einige dagegen mit einer ganz flachen Erwähnung davon kommen; z. B. über den Periodenbau, über die Bildersprache oder die mancherley Arten der Tropen und ihre untergeordnete Gattungen. Wir wissen gar wohl das Uebertriebene und Ungereimte des ehemaligen Schulunterrichts über die letztern zu unterscheiden; allein, deutliche, entwickelte und richtige Begriffe, und selbst auch Terminologie sind gleichwohl in gar mancherley Rücksicht unentbehrlich und sehr nützlich. Indessen stimmte es nicht mit der übrigen Absicht des Buchs überein, sich darauf einzulassen, sofern es kein eigentliches Lehrbuch, sondern ein Buch zur klassischen Lectüre seyn sollte. Wir glauben daher, daß es überaus nützlich seyn könne, junge Leute durch dies Buch unvermerkt mit der Theorie bekannt zu machen, oder darauf vorzubereiten, alsdann aber, nach dieser Lectüre, einen besondern systematischen Unterricht darauf folgen zu lassen. Und zu dieser Absicht ist es würklich dienlicher, diese Auszüge, sofern sie ziemlich ein Ganzes ausmachen, mit jungen Leuten auf Schulen zu lesen, als die ganzen Bücher de Oratore, welche den gesammten Cötus in die Länge ermüden, ganz zu vollenden; ob wir gleich wünschen, daß einzelne junge Leute daraus eine Privatlectüre machen.

Der zweyte Theil ist der Bestimmung nach praktisch, das heißt, er soll gebraucht werden, um das Gefühl für das Schöne zu erwecken, und die theoretischen Regeln und Bemerkungen in würklichen Beyspielen anschaulich oder fühlbar zu machen.

machen. Er besteht aus 27 einzelnen Stücken oder Excerpten: Delphinus Hipponensis. Plin. IX. Ep. 33. Philemon et Baucis. Ovid. M. VIII. 620 sqq. Horatiorum et Curiatiorum certamen. Liv. I. 24. Albae excidium. Liv. I. 29. Nisus et Euryalus. Virg. Aen. IX. 176 — 449. Villa Laurentiana. Plin. II. Ep. 17. Villa in Tuscis. Plin. V. Ep. 6. — Zehn ausgesuchte Schilderungen einzelner Vorzüge oder Verdienste des Trajans, aus Plin. Paneg. 4. 11. 12 13 15. 16 f. 20. 22 29 — 32. 43 und 47. 81. 83 sq. Parricidii atrocitas. Cic. Rosc. Am. 22 — 26. Verris crudelitas in Gavium. Verr. V. 61 — 67. Verris crudelitas in navarchos. V. 41 - 46. Preces pro Fonteio. Cic. pro Font. 17. Consilium abeundi datur Catilinae. Cat. I. 7. Iure interdum alter interficitur. Cic. Mil. 3. 4. Caussa Miloniana. Cic. Mil. 9. 10. Apum studia, examen, pugna. Virg. G. IV. Superstitionis foeditas. Lucret. I. 63 — 102. Ingeniorum Graec. et Rom. comparatio. Ernesti Opusc. Or. p. 117 sqq. Natürlich sollen alle diese Erzählungen und Beschreibungen hier besonders in rhetorischer Absicht gelesen werden, worauf der Lehrer daher eigene Rücksicht nehmen muß. Alsdann ist zu erwarten, daß sie gewiß zur Bildung des guten Geschmacks und einer guten Schreibart sehr viel beytragen, und dem Lehrer selbst sehr nützliche Dienste zum Unterricht leisten werden. Einige werden sich übrigens wundern, daß im ersten, wie im zweyten Theile dieser rhetorischen Sammlung, mitten unter alten klassischen Mustern, einige Stücke aus des sel. Ernesti Schriften aufgenommen worden. Wir glauben, daß dadurch diesem vortreflichen Lehrer und Schriftsteller unsers Zeitalters große Ehre, aber gewiß keine unverdiente Ehre widerfahren ist.

Die Anmerkungen, welche Hr. G. seinen rhetorischen Excerpten aus den Alten beygefügt hat, sind größtentheils exegetisch; ganz selten und nur wenige sind kritisch. Viele davon sind Auszüge aus den Commentarien anderer, als: des Strebäus, Davis, Geßner, Heyne, Harles u. a. m., deren Namen er auch beygesetzt hat; bisweilen beurtheilt und widerlegt er sie; bisweilen erklärt er selbst. Unserem Bedünken nach hätte Hr. G. gar nicht nöthig gehabt, sich auf Namen einzulassen. Er hätte mit eigenen Worten und nach eigener Einsicht erklären sollen, was ihm dunkel schien, ohne darauf zu achten, wer vor ihm so oder anders eine Stelle oder ein Wort erkläret habe. Im Uebrigen sind die Erläuterungen

ausgesucht und zweckmäßig. Hier und da war uns einiges anstößig. Z. B. S. 9. aus Cic. Or. I. n. 32. bemerkt er bey den Worten: ne semper forum, subsellia, rostra curiamque meditere cet. aus des Strebäus Commentarien, daß *forum* die obern Gerichtsplätze bedeute, worin der Prätor präsidire; *subsellia* hingegen minora iudicia, quae fiant a minori magistratu. Dieser Unterschied ist sehr subtil, unerweislich und hier unnöthig, da bekannt ist, daß subsellia die mancherley Personen bezeichne, die in den Gerichten erschienen, und an der Verhandlung Theil nahmen, oder die mancherley Geschäfte selbst, welchen sie sich dabey unterzogen. S. 32 aus Cic. Or. II. 94. Ecce tibi exortus est Isocrates, magister istorum omnium, cuius e ludo, tanquam ex equo Troiano, *meri principes* exierunt. Hier erklärt Hr. G. das Beywort *meri* durch *praestantes*. Das scheint es uns nicht zu bedeuten, am wenigsten hier, wo selbst das Hauptwort *principes* schon den Begriff jenes Beyworts einschließt, und folglich ein solches Beywort unnütz macht. Es soll ohnfehlbar eben so viel seyn, als non nisi, oder nullis immixtis mediocribus. In einigen Stücken sind die Anmerkungen mehr ästhetischen Inhalts. So z. B. sind die zur Fabel von Philemon und Baucis aus Ovids Metamorphosen, auch die zur Beschreibung des Wettkampfs zwischen den Horatiern und Curiatiern aus dem Livius, bey welcher er nicht versäumt hat, eine Vergleichung zwischen des Livius und Dionys von Halikarnaß Erzählungsart anzustellen, und hierdurch alles noch mehr in das Licht zu setzen. Und gewiß war es zweckmäßig, in dergleichen Aufsätzen und zu solchem Gebrauche gesammlet, hauptsächlich auf solche Bemerkungen aufmerksam zu machen, und die einzelnen Schönheiten, zur Uebung und Bildung des Geschmacks, genauer zu entwickeln. Lehrer, welche dies Buch dazu, wozu es der V. bestimmt hat, brauchen wollen, werden wohl thun, wenn sie, zumal bey dem praktischen Theile, den Wink und das gegebene Beyspiel des Hrn. G. weiter verfolgen.

Dz.

62. G. Fr. Hildebrandt, der Arzneyk. und Wundarzneyk. Doctor, Prof. der Anatomie zu Braunschweig, und ordentl. Assessor im Fürstl. Ober-Sanitätscollegio daselbst, Lehrbuch der Anatomie

des

des Menschen. Vierter und letzter Band. 1792. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung, 572 Seiten in 8. 1 Rh. 8 gr.

Hier handelt des 8. Buches 44. Kapitel, bis zu welchem der Verf. in den vorigen Bänden gekommen war, von den Adern überhaupt; dabey auch vom Blute, „aus welchem alle übrigen Säfte (die rohen müssen doch davon ausgeschlossen werden) durch Absonderung hervorkommen.“ Hr. H. theilt die Bestandtheile des Blutes in den Cruor und den ungefärbten Theil; und diesen wieder in eigentliches auch von der Hitze nicht gerinnendes Blutwasser (serum); in Lymphe, welche in der Hitze des siedenden Wassers gerinnt; in pars fibrosa s. glutinosa, welche im abgelassenen Blute von selbst gerinnt, und mit dem Cruor den Blutkuchen macht. Er nennt lymphatische Gefäße (vasa serifera s. serosa s. lymphatica s. aquosa) die feinern, welche blos Lymphe (worunter nun Hr. H. im Allgemeinen den ganzen ungefärbten Bluttheil versteht), oder andere Feuchtigkeiten enthalten. —. So sind denn auch die Saugadern darin mit begriffen, die man doch lieber unterscheiden sollte! — Dem Verf. heißen „diejenigen Theile des Körpers organisch, welche Gefäße haben.“ 45. Kap. Von den Blutgefäßen überhaupt. 1. Abschn. Von den Schlagadern überhaupt. 2. Abschn. Eben so von den blutführenden Venen. Ob rami seriferi s. lymphatici und absorbentes venarum sanguiferarum da seyn, läßt Hr. H. mit Anführung derer, die sie annehmen oder bestreiten, unentschieden. 46. Kap. Von dem großen Systeme der Blutgefäße. 1. Abschn. Von den Schlagadern; 2 Abschn. von den Venen desselben insbesondere. Letztere sind mit Verweisungen, besonders auf die Schlagadern, etwas kürzer beschrieben. 47. Kap. Von dem kleinen Systeme der Blutgefäße, oder dem Lungensysteme, und 1. 2. Absch. seinen Schlagadern und Venen insbesondere. 48. 49. Kap. Von den lymphatischen Venen oder Saugadern überhaupt und insbesondere. 9. Buch. Vom Nervensysteme. 50. Kap. Von dem Gehirne und Rückenmarke. 1. Absch. Von den Hirnhäuten; 2 Absch. vom Gehirn und Rückenmarke selbst, wobey auch ihre Adern mitgenommen werden. 51. Kap. Von den Nerven überhaupt. 52. Kap. Von den Nerven besonders. 1. Absch. Von den Ner-

ven des Gehirns, — nach der Sömmeringschen Eintheilung. — 2. Absch. Von den Nerven des Rückenmarks. Das 10. Buch handelt endlich noch im 53. 54. Kap. von der Verschiedenheit des Geschlechtes und Alters; im 55. Kap. von dem Fötus.

Mit diesem Bande ist nun dies sehr brauchbare Handbuch geschlossen, worin der Verf. denselben Plan mit derselben Gründlichkeit, wie in den vorhergehenden Bänden beybehielt. Auf die Zergliederungsweise hat er sich jedoch weniger eingelassen, und davon nur etwas beym Gehirne, aber desto fleißiger wieder überall die nöthige Literatur beygebracht. Von Uebersetzung der Kunstwörter scheint Hr. H. kein Freund zu seyn, daher das Buch mit ziemlich vielem und doch oft unnöthigem Latein durchwebt ist. In der obigen Seitenzahl ist auch ein doppeltes Register über Sachen und Schriften begriffen.

62 a) D. Wilh. Josephi's, der Medic. Anat. und Geburtsh. Professor auf der Universität zu Rostock, Beytrag zum ersten Bande der Anatomie der Säugthiere. Nebst vier Kupfertafeln. Göttingen, bey Dieterich, 1792. 36 S. 8. 6 gr.

Die schönen Abbildungen, welche in diesem kleinen, aber schätzbaren, Beytrage mitgetheilt werden, sind aus der Sammlung des Hrn. HR. Sömmerings genommen, wie der Verf. dankbar rühmt. Der kurze Text erklärt nur diese Abbildungen, welche wohl auch besseres Papier verdient hätten! Taf. I. stellt den Kopf des Choras (Sim. s. pusio Mormon) im Profile vor, der unter allen Affen, Pavianen und Meerkatzen in der Bildung des Kopfes am weitesten vom Menschen absteht, und sich mehr der Gestalt des Schweinskopfes nähert. Dies zeigen die Ausmessungen und die übrigen Abweichungen der einzelnen Knochen, besonders des Oberkiefers, der sich durch einen erhabenen Rücken auszeichnet, und kein planum orbitale abgiebt. Der Unterkiefer allein ist 6 Zoll 7 Linien lang, und doch der ganze Kopf nur 10 Zoll. Taf. II. derselbe Kopf von vorn. Der Zwischenkiefer und das Nasenbein sind jeder nur ein Knochen. Doch vermuthet Hr. J. eine Verwachsung.

vom Auge. Von der Nasen- und Augenhöhle, dem Gaumen hätte hier Rec. gern mehr finden mögen. Taf. III. Fig. 1. der Kopf eines Winselaffen (Sim. capucina L.) zeigt, wie alle Meerkatzen, im Schädelbaue viel Menschenähnliches, der Schädel ist zum Gesichte größer, als bey allen Affenarten. Fig. 2. Ebenderselbe Kopf, halb von der Seite, halb von vorn vorgestellt, so daß mehr vom Gesichte und den Augenhöhlen zu sehen ist. S. 27 bey a. ist wohl das rechte mit dem linken Jochbeine, S. 28 das Gaumenbein mit dem Jochbeine, und die linke Seite mit der rechten verwechselt worden! e. sey das Merkwürdigste am ganzen Kopfe, nämlich: ein ziemlich rautenförmiges Loch in der Scheidewand der Augenhöhlen, wodurch diese mit einander Gemeinschaft haben. Gerade dies Loch ist in der Figur nicht deutlich. Auch sagt Hr. J. nicht, zwischen welchen Knochen es durchgeht. f. und g. finden sich in der rechten Augenhöhle, die doch die Sehelöcher der rechten und linken Seite bezeichnen sollen. Fig. 3. Kopf des Mistiks (Sim. Iachus) von der Seite. Langer und flacher Schädel, und unter allen Affenarten am wenigsten hervorragendes Gesicht. Fig. 4. Derselbe Kopf von vorn, woran so die breite Calvaria, der breite Nasenfortsatz des Stirnbeins, die breiten Nasenbeine, die Augenhöhlen u. s. w. in die Augen fallen. Der Verf. macht den wenigen Abstand der Augenhöhlen von einander zum Hauptcharakter des Affenkopfes, den besonders Fig. 2. bestätigt, diese dagegen zu entkräften scheint. Aber so breit hier, im Zusammenstoßen des Nasenfortsatzes des Stirnbeins mit den Oberkiefern, der Vordertheil der Scheidewand zwischen den Augenhöhlen ist, so äusserst und bis zum Durchscheinen dünn wird ihr Hintertheil. Taf. IV. Fig. 1. Eine Vorstellung der Hirn- (Schädel-) höhle des Coaita oder Beelzebubs (Sim. Paniscus L.) vom sel. Camper gezeichnet, worin das merkwürdige, aus zwey Scheiben bestehende, tentorium cerebelli osseum erscheint. Ohne Zweifel kommt es vom Abdruck, daß hier wieder die Angabe der rechten und linken Seite in der von Campern hinterlassenen kurzen lateinischen Erklärung nicht genau auf die Figur paßt. Fig. 2. Umriß des Kopfes des Orangurang in natürlicher Größe, im Profil, von Camper gezeichnet und von Sömmering copirt. Fig. 3. Eine sehr schöne Abbildung des Kopfes des Makoko (Lemur Catta), von Sömmering gezeichnet, der viel Aehnliches mit einem Fuchskopfe hat, mit vier kleinern Schneidezähnen im Zwischenkiefer, wovon die mittlern durch eine Lücke

abstehen, und sechs längern und spitzen Schneidezähnen im Unterkiefer.

Es.

62 b. Juristisches Wörterbuch zur Verbesserung des Actenstyls und Einführung einer reinen deutschen Schreibart in gerichtlichen und aussergerichtlichen Geschäften, mit praktischen Beyspielen erläutert, von Heinrich Kuppermann. Leipzig, bey Breitkopf, 1792. 660 S. gr. 8. 1 Rt. 16 gr.

Der Gerichts- und Actenstyl wird, ungeachtet aller Kritiken, die besonders seit einem Jahrzehend darüber gemacht sind, zum Theil noch immer durch Anhäufung gleichbedeutender Wörter und den unschicklichen Gebrauch lateinischer, französischer u. s. w. Ausdrücke und Redensarten so sehr entstellt, daß jede Bemühung, eine reine deutsche Schreibart in die gerichtlichen Verhandlungen zu bringen, Dank verdient. Hommel in seinem bekannten Antibarbarischen Lexicon (vor dessen Flavius) und Schott in dem kurzen juristischen Wörterbuche, haben schon in glücklichen Versuchen gezeigt, daß unsere Muttersprache reichhaltig genug ist, um lateinische juristische Kunstwörter gegen deutsche vertauschen zu können. Demungeachtet findet man aber, wie es die Erfahrung eines jeden Geschäftsmannes bewähren wird, nicht nur in den meisten Schriften der Advocaten, sondern auch in Bescheiden und Urtheilen jene gehäuften lateinischen Ausdrücke beybehalten, und man würde es vielleicht hin und wieder gar für Pedanterey und Neuerungssucht erklären, wenn Jemand statt derselben einen passenden deutschen Ausdruck wählen wollte. Bey den so mancherley Ursachen und Hindernissen, welche sich den schnellern Fortschritten der Verbesserung des Gerichts- u. d. Actenstyls entgegen stellen, und da nur wenige sich gegen den Schlendrian und juristische Sprachbarbarey sträuben, bleibt es also immer ein Verdienst, derselben entgegen zu arbeiten. Auf den wenigsten Universitäten kann auch der angehende Jurist gehörige Anweisung erhalten, in Rücksicht auf die Schreibart in rechtlichen Geschäften sich zu üben; der Vortrag ist oft selbst nicht ganz von Sprachfehlern frey, und die für die Praxis geschriebenen Lehrbücher enthalten zuweilen eine fehlerhafte deutsche

deutsche Schreibart. Nach zurückgelegten akademischen Jahren wird der junge Jurist, er mag sich dem Richteramte oder der Praxis widmen, nicht genugsam auf eine gute juristische Schreibart aufmerksam gemacht, und man giebt ihm Acten, ohne genugsame Auswahl, zu lesen, und schränkt so seine Aufmerksamkeit blos auf Anwendung der Sachen ein; wobey alsdenn der juristische Styl, weil das Neue desselben gefällt, mit allen seinen Fehlern treulich nachgeahmt wird. Ein juristisches Wörterbuch ist daher allezeit ein gutes Hülfsmittel für einen Anfänger, sich an eine gute deutsche Geschäftssprache frühzeitig zu gewöhnen; und selbst der geübtere juristische Geschäftsmann kann sich eines solchen Wörterbuchs zuweilen mit Nutzen bedienen, wenn ihm etwa nicht sogleich ein passender deutscher Ausdruck einfallen sollte. Der Verf. der oben angezeigten Schrift hat sein Werk nach den **Hommel**- und **Schottschen** Versuchen entworfen; allein, beyde sowohl an Vollständigkeit und Reichhaltigkeit der Artikel, als auch der gewählten Ausdrücke übertroffen. Nicht immer sind freylich die lateinischen juristischen Wörter ganz glücklich gegen deutsche vertauscht, z. E. annus utilis, **nützliches Jahr**, adoptio, **Anwünschung**, anatocismus, **unerlaubter Wucher**, fideicommissum familiae, **Familiengestifte**, fideicommissum universale, **vertraute sämmtliche Erbschaft**, fideicommittens, **Erblasser einer vertraulichen Erbschaft**, ius repraesentationis, **Stellvertretungsrecht** u. s. f. Inzwischen sind doch dabey größtentheils mehrere Ausdrücke bemerkt, unter welchen jeder nach seiner Einsicht wählen kann. Am wenigsten hat uns aber die Verdeutschung solcher lateinischen Ausdrücke gefallen können, die gleichsam einheimisch bey uns geworden, und allgemein verständlich sind, z. B. **Credit, Agnaten, Archiv, Abolition, Citation, Dilation, Exemplarien** u. s. w., welche billig im Besitze ihres einmal erlangten Bürgerrechts hätten gelassen werden sollen.

Dw.

54 c. Litteratur des Kaiserlichen Reichskammergerichts. — von Egid Joseph Karl v. Fahnenberg auf Burgheim, des gedachten Kammergerichts Assessor — Wezlar, bey Winkler, 1792. 334 Seiten. 8. 18 Kr.

Ein angenehmes Geschenk für alle Freunde der juristischen, insbesondere der kammergerichtlichen Litteratur. Vorzüglich schätzbar sind die Notizen, die der Verf. von den Ausgaben der angeführten Cameralschriften, von dem Inhalt, dem Werth, der Brauchbarkeit derselben giebt, welche er hin und wieder mit unterhaltenden Anekdoten von der Geschichte des in Frage stehenden Buchs oder seines Verfassers begleitet hat. Hr. v. F. handelt in zwölf Kapiteln von der Kammergerichtsliteratur überhaupt; von den einzelnen Abdrücken der Kammergerichtsgesetze; von den Kammergerichtsschriftstellern von 1495 bis zum Deput. Abschied von 1600; nach dem D. A. bis zum jüngsten Reichsabschied; nach dem J. R. A. bis zum Visit. Abschied von 1713; vom Visit. Abschied bis zum Reichsschluß von 1775; von der neuesten K. G. Literatur; von den Gesetzen und Schriftstellern des kaiserlichen Reichshofraths; von den kaiserlichen Hof- und Landgerichten; von den K. G. Dissertationen und kleinen Schriften; von den Reichshofrathsdissertationen und kleinen Schriften; von den K. G. Staatsschriften und Deductionen. Auch die wenn schon öfters sehr kurze und mangelhafte biographische Nachrichten von Cameralschriftstellern sind eine erwünschte Zugabe. Unser Verf. ist am 9. Oct. 1749 zu Mons in der Grafschaft Hennegau, wo damals sein Vater als K. K. Hauptmann in Garnison lag, gebohren; er studirte zu Würzburg und Heidelberg, practicirte zu Wetzlar; trat 1773 als Secretär in Oesterreichische Dienste mit dem Auftrag, unter seines Oheims, des Freyh. v. Borie*) Aufsicht ein Repertorium über die Münster-Westphälische Friedenshandlung in Regensburg zu verfassen, womit er zwey volle Jahre zubrachte; ward 1775 Regierungsrath in Freyburg; 1776 Herzogl. Burgundischer Präsentatus zum Kammergericht; und hat am 1. Jun. 1782 als Assessor aufgeschworen. Er ist auch Verfasser des Entwurfs einer Geschichte des K. R. K. Gerichts unter den hohen Reichsvicarien, in zwey Bänden, Lemgo, 1790. 1791. 8. Wir setzen noch einige Beyträge zu Berichtigung dieser Literatur her. S. 20. Da Hr. v. F. aus der Stoltischen juristischen Literatur der Deutschen von 1771 bis 1780. (III. Theil, S. 64.) hätte ersehen können, daß von der Pachnerischen Sammlung aller Reichsschlüsse der 3te und 4te Theil 1776 und 1777 erschienen ist;

*) Von welchem er uns S. 160. ff. Nachricht giebt.

ist; warum spricht er nur von zwey Bänden, die schon 1740 herausgekommen sind? S. 23. D. Aug. Fr. Wilh. Crome Wahlkapitulation des R. Kaisers Leopold II. Hildburghausen, 1791. 4. hätte erwähnt zu werden verdient. S. 92. Nik. Chr. Reichsfreyherr v. Lynker, ein biographischer (freylich nicht gar gut gerathener) Versuch von Joh. Chr. Hellbach. Eisenach, 1789. 8. hätte wegen des Verzeichnisses der 193 Lynkerschen Schriften bemerkt werden sollen. S. 126. Joh. Pet. v. Banniza starb den 11. Jun. 1775. S. 128. Joh. Ge. Estor starb den 25. Oct. 1773, nicht 1753. S. 132. Joh. Fr. Wilh. v. Neumann starb den 7. Sept. 1768, nicht 1760. S. 140. Joh. Jak. v. Zwierlein starb den 22. Jun. 1772. S. 163. Joh. Jak. v. Moser, ehemals Würtemb. Landschaftsconsulent, starb als Königl. Dänischer Etatsrath zu Stuttgart den 30. Sept. 1785. S. 185. Carl Fr. Häberlin steht schon seit 1786 nicht mehr zu Erlangen, sondern als Rechtslehrer zu Helmstädt, und ist den 5. August 1756 gebohren. S. 188. Joh. Fr. Brandis starb schon den 9. May 1790 als Rechtslehrer zu Göttingen. S. 220. Fried. Carl. Freyherr v. Moser privatisirt nun zu Ludwigsburg im Würtembergischen. S. 235. Carl Ferd. v. Jung starb den 2. März 1772. S. 254 fehlt J. Fr. Schmidlin Betrachtungen über die gesetzgebende Gewalt in Deutschland während eines Zwischenreichs, Stuttgardt, 1790. 8.

Nf.

62. Criminalgeschichten; aus gerichtlichen Acten gezogen. Erster Theil. Berlin, 1792. 8. 224 Seiten. (Mit einer schön gezeichneten Titelvignette, auf welcher die erste Geschichte vorgestellt wird.) 14 Gr.

Einige dieser Geschichten, wie die bekannte von dem Schäfer Gädke, welcher aus religieuser Schwärmerey seine drey Kinder ermordete, sind schon in der Berlinischen Monatschrift abgedruckt, alle aber gut und so erzählt, wie sie für empirische Seelenlehre wichtig sind, auf welche immer mehr, als auf eigentliche Rechtskenntnisse Rücksicht genommen worden ist; inzwischen mögen sie doch aus vielen zum Zweck des Verf. ausgesucht worden seyn; denn in der That möchte man unter den Helden

dieser siebzehn Geschichten keinem, ausser vielleicht dem der zehenden Geschichte, den Namen eines schlimmen Bösewichts geben; nach Rec. Erfahrung aber, welcher auch schon manche Criminalacten gelesen und referiren gehört hat, sind der aus würklicher Bosheit begangenen Verbrechen, besonders Mordthaten, gewiß weit mehrere, als derer, welche aus religieuser Schwärmerey oder Lebensüberdruß begangen werden. Der Verf., welcher sich in der Vorrede Karl Müchler unterschreibt, handelt in der Einleitung von der Immaterialität der Seele, Freyheit des Willens, besonders aber von den Quellen der Verbrechen nach Erfahrungen, worüber er uns besser, als in seinen Speculationen gefällt. Wir können uns nicht enthalten, von dieser Einleitung einiges mitzutheilen. S. 15 sagt der Verf.: „Wer es weiß, in welchem Elende der größte und „arbeitsamste Theil der Nationen schmachtet, wenn ihm oft „die Wege abgeschnitten oder erschwert werden, sich auf eine „ehrliche Art zu ernähren; wie die höhern Klassen ihn blos „darum, weil er dürftig ist, mit dem entehrendsten Mißtrauen „zu kränken sich berechtigt halten; wer es kennt, wie wenig „man sich Mühe giebt, dem gemeinen Mann richtige und ver„nünftige Begriffe von Religion und Sittlichkeit beyzubringen, „wie man im Gegentheil es recht darauf anlegt, ihn in sei„nen schädlichen Vorurtheilen zu bestärken, wie man es oft als „ein Verbrechen ausschreyt, ihn über die zu seiner Beruhigung „höchst nöthige Wahrheiten zu belehren, wie man den Aber„glauben gegen die Aufklärung in Schutz nimmt, wie man „wider alles, was gesunde Vernunft ist, declamirt, und, statt „ihm Religion des Herzens zu predigen, seine Einbildungskraft „durch Mystik erhitzt, der wird erstaunen, daß bey dem viel„fachen Druck auf der einen, und bey dem Mangel an wah„rem Lichte, das dem so gepriesenen und gepredigten innern „Lichte gerade entgegen ist, (auf der andern Seite,) die An„zahl der Verbrecher gegen die Volksmenge der Staaten noch „so geringe bleibt. — Wohl Euch, Ihr Großen der Erde, „wenn Ihr, nicht geblendet von dem Glanze Eurer Hoheit, „oder umringt von falschen Rathgebern, die Euch das Licht „der Aufklärung verdächtig machen wollen, diese erste Regen„tenpflicht (den Quellen der Verbrechen entgegen zu arbeiten,) „nicht verabsäumt."

Az.

62. a. Beytrag zur Geschichte des Glaubens an das Daseyn Gottes in der Theologie. Nebst einem Auszuge aus der ersten abendländischen systemartigen Dogmatik des Erzbischofs Hildebert von Tours, von Werner Carl Ludwig Ziegler, D. und Prof. der Theologie. Göttingen, im Vandenhöck- und Ruprechtschen Verlage, 1792. 127 S. 8. 6 gr.

Eine kleine, aber gedachte Schrift, über deren Hauptsätze itzt kein Streit mehr unter Theologen seyn sollte. Wir wollen ihre Hauptmomente kurz darlegen. Die Theologie kann keinen eigentlichen Beweis für das Daseyn Gottes aus der Bibel führen, in sofern die Bibel das Daseyn Gottes postulirt, und den religiösen Glauben daran, oder die Ueberzeugung davon als entschieden voraussetzt. Denn ehe Religionsdocumente existiren konnten, mußte schon lange Religion vorhanden gewesen seyn, und ehe Religion da war, der Begriff von einem höhern Wesen als Veranlassung dazu. Ferner: ehe Offenbarung Statt finden konnte, mußte der Begriff von Gott, der sich offenbaren wollte, vorausgehen, und der Begriff von Gott schon Veranlassung zu irgend einer Religion gegeben haben, bevor geoffenbarte Religion und ihre Documente eintreten konnten. Offenbarung kann den Menschen nur lehren, 1) was Gott ist, um den Begriff von Gott, den der Mensch durch Gefühl und Nachdenken erfand, und entweder sehr unvollkommen erfand, oder mit der Zeit sehr unvollkommen machte, zu berichtigen und zu veredeln; und 2) was Gott will, um das Verhalten des Menschen zu bestimmen. Beydes geschieht schon im A. T. (bey aller anerkannten Unvollkommenheit der Begriffe von Gott) weit erhabener und vollkommener, als in den Schriften anderer gleichzeitiger und späterer Völker, die in Geistescultur den Hebräern weit überlegen waren. Es kann daher nicht inconsequent scheinen, die reinern Begriffe von Gott, als dem Baumeister, Regierer, Erhälter der Welt und dem Gesetzgeber von einer nähern göttlichen Entdeckung abzuleiten, durch ausserordentliche Menschen, die, ausgerüstet mit göttlicher Kraft, von der Hand der Vorsehung als Instrumente gebraucht wurden, den Geist ganzer Nationen zu heben, und sie moralisch zu erziehen. Aber noch consequenter ist es, zu glauben, daß diese Männer auf einem ausserordentlichen Wege

Wege zu diesen Einsichten gelangten, wenn entweder sie selbst oder ihr Zeitalter jene Einsichten zu ungewöhnlich und zu erhaben hielten, als daß ihnen daher der gewöhnliche Weg der Wahrnehmung schicklich scheinen konnte. (Aber dann glaubte doch nur jenes Zeitalter und jene Männer selbst, die den Gang des menschlichen Geistes nach seinen Labyrinthen noch nicht erforscht hatten, den ausserordentlichen Ursprung ihrer Ideen: ein anderes ist: sollen auch wir, die wir in der Erforschung der Entwickelung der menschlichen Seele weiter gekommen sind, denselben glauben?) Nie aber haben sich jene weisern Männer angemaßt, das Wesen der Gottheit zu ergründen, sondern vielmehr stets das Unergründliche und Unbegreifliche und die Unermeßlichkeit desselben anerkannt. Und daher haben auch denkende Theologen nie mehr als eine analoge oder symbolische Erkenntniß des Wesens der Gottheit im System vertheidiget, und der Schwäche des menschlichen Verstandes so viel nachgegeben, daß er sich theilweise durch Attribute zu dem Wesen der Gottheit erheben dürfe.

Da die biblische Theologie eines Beweises für das Daseyn Gottes entbehrt, so muß ihn die systematische Theologie, wenn er geführt werden soll, von der Philosophie borgen. Es ist ihr aber zu rathen, sich nicht blos an einen Beweis zu halten, sondern sie alle aufzuzählen, weil nicht jeder für alle gleich faßlich und gleich fruchtbar an praktischen Folgen ist. Der moralische Glaube, oder der Kantische Beweis vom Daseyn Gottes, hat allerdings großes praktisches Interesse; allein, der kosmologische und physikotheologische hat es nicht minder: und wenn es der Theologie sowohl auf allgemeine Faßlichkeit, als auf die Fruchtbarkeit der Principien ankommt, so müssen die letztern in der Theologie den Vorzug behalten, besonders da sie auch die Bibel dazu empfiehlt. Kant selbst verkennt dies nicht, und ist in diesem Stück weit toleranter, als die von ihm benannte Schule. Sollte es aber allen diesen Beweisen an höchster Evidenz fehlen, und ein doctrinaler Glaube an das Daseyn Gottes das endliche Resultat der langen Anstrengung der Verstandeskräfte bleiben; so wird die Theologie dadurch nicht erschuttert: denn das Bewußtseyn des Menschen von seiner Abhängigkeit bleibt. Ueberdies hat sich die christliche Theologie zehn volle Jahrhunderte mit dem Glauben an das Daseyn Gottes beruhiget, und noch im zwölften Jahrhundert nur den Glauben an das Daseyn Gottes in der christlichen Religionstheorie verlangt.

Die

Bis auf Anselm wurde das Daseyn Gottes zum Glauben gerechnet: er führte für dasselbe zuerst einen Beweis a priori aus dem größten Gedenkbaren, den nach der Zeit Cartesius in einer andern Gestalt noch einmal gab, und der, freylich mit etwas andern Modifikationen, unter dem Namen des ontologischen lange sein Glück gemacht hat. Der Verf. führt nun Anselms Beweis, nebst Gaunilo's, eines Mönchs im Kloster Noirmo, Widerlegung in einer Uebersetzung (doch mit beygefügten lateinischen Originalworten) an. Darauf Anselms Antwort und die Geschichte dieses Beweises. Die gleichzeitigen und spätern Theologen nahmen denselben, ob er gleich von dem allgemein verehrten Oberhaupt der Scholastik herkam, doch nicht auf, sondern fuhren fort, das Daseyn Gottes schlechthin zum Glauben zu rechnen, vermuthlich weil man von der einmal gewählten Methode in dem christlichen Religionsunterricht nicht abgehen wollte. Der Verf. führt den Beweis hievon aus Hildeberts Dogmatik, dem ersten Versuch eines Systems im Occident, am Ende des eilften oder spätestens im Anfang des zwölften Jahrhunderts. Zugleich nützt er diese Gelegenheit, durch einen gedrängten Auszug aus diesem ersten System zu zeigen, welche Form, und welchen Umfang die erste christliche Dogmatik des Occidents hatte. Es kommen Spuren von Meinungen darin vor, die man jenen Zeiten nicht leicht zugetraut hätte. Nur eine zum Beleg! „Einige Theologen damaliger Zeit erklärten die Schöpfung in sechs Zeiträumen für eine menschliche Erzählung und Bequemung des Moses nach den Begriffen des Volks. Bey der Schöpfung der Gottheit finde eigentlich kein Zeitraum Statt; sondern sie schaffe alles auf einmal. Moses redete aber zu einem rohen Volk (rudi populo); er mußte also die Gottheit und die Werke derselben menschlich darstellen und in Zeiträume theilen, damit sie das Volk fassen könnte. Sie nannten die sechs Schöpfungstage sex operum distinctiones, quae secundum Deum factae sunt simul, sed ordine dici oportuit." So dachten die für Barbaren gescholtene Theologen des 11ten und 12ten Jahrhunderts: und die neuern Theologen, die zu denselben Ideen zurückgeführt haben, werden dagegen Aufklärer, die Mosen zu einem Schriftsteller more ethnicorum machten, genannt! Gewißlich ein herrliches Document von der tiefen Gelehrsamkeit der neuesten Wächter der sogenannten Orthodoxie.

Klage über Vernunftwidrigkeit der Lehre, und die Meinung, daß die Selbstmittheilung der Gottheit an Christus eine Ungereimtheit sey, sollte wegfallen, weil doch irgend einem Menschen das höchstmögliche Göttliche mitgetheilt seyn muß, und der ist Christus. (Rec. zweifelt, ob die Hypothese irgend Einer der streitenden Partheyen gefallen möchte. Auf eben die Weise könnte man auch die Teufelsläugner gewinnen, weil doch unter allen Creaturen Einer der allerschlimmste seyn muß.) Uebrigens empfiehlt der billige Verf. alle Geduld und Schonung gegen diejenigen, die allen weiter gehenden Bestimmungen, die zu Widersprüchen führen könnten, nicht hold und ergeben sind.

Da in den vorigen Heften hin und wieder vortrefliche kritische Bemerkungen über das Wort Logos und dessen Abstammung und Bedeutung, bey so vielen Sekten, zur Zeit Christi, und vorher und nachher, befindlich sind, die zur geschichtlichen Aufklärung allerdings beytragen sollten: so verweisen wir die Leser darauf, und hoffen, daß sie mit uns es fühlen werden, daß zwischen **philosophischen Hypothesen** und **geschichtlichen Erklärungen** einiger Unterschied ist. **Betrachtung über die Träume des Joseph und der Maria.** Von beyden heißt es: ein Engel erschien ihnen. Das heißt nichts mehr und nichts weniger, als: **es hat ihnen geträumt.** Die persönliche Darstellung eines Engels macht zu viele Weitläuftigkeit. Zudem ist auch ein Traum keine Kleinigkeit, und man handelt nicht gründlich, wenn man ihn geringe hält, da er oft das angestrengteste Nachdenken im wachenden Zustande übertrifft. Hier verhielte sich die Sache anders, wie gewöhnlich. Maria und Joseph konnten in der Ordnung nicht so etwas träumen, und deshalb muß **Gott durch ein Wunder diese Träume gewirkt haben,** welches so gar **auf die Worte** zu ziehen, in welchen sie uns aufgeschrieben sind (!!). Uebrigens, sagt der Verf., habe ich mehr Vergnügen daran, daß ich Jesum als göttliche Weisheit und Kraft kenne, als daß ich seine ausserordentliche Geburt von einer Jungfrau vertheidige. Auch hier muß Rec. abermals die Leser auf vorhergegangene kritische Erläuterungen in den vorigen Heften aufmerksam machen; so wie auch die folgende vortrefliche Abhandlung, die den **historischen Versuch über den Einfluß der Religion auf die Moral** fortsetzet, und die gar keinen Auszug gestattet, aber von dem ächten Gelehrten, der den historischen Fortgang der

der mannichfaltigen Religionen in der Welt, als Kette der Weltbegebenheiten im Zusammenhange beurtheilet, fruchtbar benutzt werden kann. In der Voraussetzung, daß unsre Leser die überaus nützliche und jedem Exegeten unentbehrliche Betrachtung über gnostische Lehrsätze, die den Schluß dieses an Materialien so reichen Hefts ausmacht, in naher Verbindung mit der Abhandlung über die Controvers von der Gottheit Christi studiren, und von S. 194 bis zu Ende, dergestalt in succum et sanguinem verwandeln werden, daß es ihnen bey allen exegetischen Beschäftigungen über diese Materie immer gegenwärtig bleibe, ersparen wir uns die Mühe, ihnen zu sagen, wie uns die Betrachtung über das eingegebene Traumwunder gefallen hat.

Dgb.

62 g. **Gift und Gegengift, gereicht in Unterredungen über Natur, Staat und Religion. Eine dringende Warnung für die junge Lesewelt.** Augsburg, bey Doll, 1792. 8. 34 Bogen. 1 Rg. 4 K.

Diese Schrift ist höchst wahrscheinlich ein französisches Produkt, obgleich nirgends ein Wink gegeben wird, daß sie aus dem Französischen übersetzt sey. Der Verf. sucht in Unterredungen zwischen einem gewissen Grafen und einem Ritter das System der Irreligion durch das System der katholischen Kirche niederzuschlagen. Der V. mengt alles durcheinander: Die Systeme des Atheismus, Deismus, Naturalismus, Materialismus müssen dem Verf. Stoff zu seinen Tiraden geben, um endlich den Catholicismus auf den Thron zu setzen. Bald führt er eine Stelle aus dem Systeme de la nature, bald aus dem Helvetius, Rousseau, d'Alembert, Locke u. s. w. an, ohne auf den jedesmaligen Zusammenhang die geringste Rücksicht zu nehmen, um alle Ungereimtheiten gleichsam auf einen Haufen zusammenzutragen, und den Sieg desto glänzender zu machen. Und doch sind wir der Meinung jenes Mannes von Einsichten, dem der Verf. laut der Einleitung diese Gespräche vorlas, und der sodann erwiederte: „Freund, ihr Graf (der Verfechter der Irreligion in diesen Gespräch(en) ist aber auch „ein ziemlicher Schöps. — Zugegeben, erwiederte ich, „allein, ist's meine Schuld? Er hat nichts gesagt, als was er

„vermöge seiner Grundsätze sagen müßte, und seine Lehrmeister
„vor ihm geschrieben haben." Wir glauben nämlich, der V.
habe dem Catholicismus den Sieg zu leicht gemacht, eben
deswegen weil der Vertheidiger der Irreligion in diesen Ge-
sprächen, nämlich der Graf, ein Schöps ist. Besonders
viel scheint sich der Verf. darauf zugute zu thun, daß er die
Frage des Grafen: durch was für Merkmale man unter den
verschiedenen Gemeinden, die sich zur christlichen Religion be-
kennen, diejenige unterscheiden könne, bey welcher der wahre
Glaube hinterlegt wäre? — mit so wenigen Worten und mit
so viel Licht und Klarheit beantworten könnte. Der V. sagt
nämlich darüber mit der größten Selbstzufriedenheit in der
Einleitung: „Ich wieß ihm (dem Grafen) die große auf dem
„Rücken des erhabenen Berges gebaute, den Blicken der gan-
„zen Welt ausgesetzte Kirche, welche, gleichwie sie vermöge
„der ihr allein eigenen ununterbrochenen Nachfolge die einzige
„Erbin der apostolischen Vollmacht ist, also auch ganz allein
„im Besitze des Lehrrechts seyn muß." Kann man wohl den
Catholicismus bündiger beweisen? — Doch wir wollen den
ausführlichen Beweis hierüber, so wie ihn der Verf. in den
Gesprächen führt, noch abschreiben. S. 440. „Jesus Christus
„hat seiner Kirche, als er sie stiftete, Apostel, und diesen ein Ober-
„haupt gegeben; er hat ihnen befohlen, alle Nationen zu lehren;
„er hat die Schlüsselgewalt nebst der Hinterlage des Glaubens in
„ihre Hände übergeben. Er hat zu ihnen gesagt: was immer
„ihr auf Erden werdet gebunden haben, wird auch im Himmel
„gebunden seyn; und was immer ihr auf Erden werdet auf-
„gelöset haben, wird auch im Himmel aufgelöset seyn. Als er
„ihnen die Macht mittheilte, die er selbst empfangen, diese
„nämlich, die Sendung, so ihm sein Vater gab, an seine
„Nachfolger zu überliefern, hat er ihnen das Wort gegeben,
„daß er bey ihnen bis an das Ende der Zeiten verbleiben werde,
„hat auch den Gläubigen ein ausdrückliches Gebot hinterlassen,
„daß sie die Apostel, wie ihn selbst, anhören sollen. Dieser
„weisen Anstalt gemäß lehrt auch die Kirche, welche mit ihrem
„Oberhaupte stets vereiniget, in alle Welttheile ausgebreitet,
„allen Gläubigen zur geistlichen Hülfleistung an der Hand ist,
„allenthalben mittelst der Stimme ihrer Hirten. — Hier ist
„also ein Gericht, welches die Streitigkeiten, die sich über die
„Auslegung der heil. Schrift und über die Erblehre erheben,
„in letzter Instanz entscheidet. — Jeder individuelle Hirte
„kann zwar fehlen: darum ist auch jeder Hirte wegen seiner

„Lehre dem ganzen Körper der Hirten und ihres Oberhauptes „verantwortlich, welche ihn richten und zurechtweisen, wenn „er im Irrthum ist; oder von dem Schoose der Kirche abson„dern, wenn er beym Irrthum hartnäckig beharrt; allein, so „lang er mit dieser Kirche durch das Bekenntniß ebendesselben „Glaubens, und durch die Subordination gegen eben dieselbe „Regierung vereiniget ist, so lange ist die Lehre eines Jeden „aus ihnen die Lehre der ganzen Kirche, so wie sie im Namen „und durch die Autorität Jesu Christi spricht. — Die Päpste „könnten keine Macht haben, als nur vermöge der Sendung, „die sie von Jesus Christus erhalten haben. Nun hat sich „aber diese Sendung mittelst der apostolischen Nachfolge, wel„che bis auf den göttlichen Heiland ununterbrochen zurückgeht, „und den Sitz des Petrus stets zum Mittelpunkt der Einigkeit „gehabt hat, unter uns beständig erhalten. Sehet da unsere „Urkunden, sprechen wir zu den von der alten Kirche abgeson„derten Seiten, sehet da unsere Rechtsgründe: zeiget uns nun „auch die Eurigen. Nicht nur könnt ihr mit dieser Nachfolge „nicht auskommen, sondern ihr habt euch von dieser großen „Kirche, die vor euch da war, die vor euch im Besitz des „Glaubens und der apostolischen Macht war, ganz und gar „getrennt. Da ihr also die Einigkeit abgebrochen habt: so „gehört ihr nicht mehr zu dem mystischen Leib Jesu Christi, so „habt ihr kein Recht mehr auf das Lehramt, kein Recht mehr „auf den Gehorsam der Völker, keinen Theil mehr an dem „Reiche Jesu Christi." Der Verf. setzt hinzu: „Ein sehr „einfacher, einleuchtender, faßlicher, Jedermann verständlicher „Vernunftgrund." — Doch, wir wollten dieses Gewebe von falschen Voraussetzungen und Trugschlüssen noch hingehen lassen. Aber, wenn der Verf. die Intoleranz, die Inquisition, die Bartholomäusnächte u. s. w. in Schutz nimmt, ja, sie gar aus Grundsätzen des Christenthums vertheidiget, so eckelt es einem vor einem solchen Christenthum.

62 b. Anhang zu der wahren und allein hinreichenden Reformationsart des katholischen gesammten Priesterstandes nach der ursprünglichen Idee seines göttlichen Stifters, von einem erwiesenen Liebhaber der gründlichen Kritik. Ulm, 1792. in Commission der Stettinischen Buchh. 8. 6 Bog. 4 gr.

Das Buch selbst, wozu gegenwärtige Piece ein Anhang ist, haben wir bereits in unserer Bibl. B. 101. St. 1. S. 66 fg. angezeigt. Dieser Anhang enthält eine Vertheidigung jenes Buchs gegen die Augsburger Kritiker, die wahrscheinlich von dem Verfasser selbst, dem P. Stattler in Ingolstadt, herrührt. Es könnte dem ersten Anblick nach auffallen, daß die Augsburger Exjesuiten gegen ihren Confrater, den Exjesuiten P. Stattler, zu Felde ziehen, und ihm ein Verbrechen aus seinem Reformationsplan der katholischen Geistlichkeit machen, da doch gewiß ist, daß gerade dieser Reformationsplan, wenn er je ausgeführt werden sollte, die ganze katholische Geistlichkeit in Jesuiten, nur unter einer feinen Maske, umschaffen würde. Wenn man aber bedenkt, daß unter den Augsburger Exjesuiten nur gerade die dümmsten an der Augsburger Kritik Antheil nehmen, so läßt sichs gar wohl begreifen, daß solche Leute sich gegen einen Reformationsplan auflehnen, der nur auf eine sehr verdeckte Weise und unter fremdem Namen die Jesuiten wieder in die katholische Kirche einzuführen sucht. In diesem Anhang erklärt nun der Verf. seinen Augsburger Confratern sehr deutlich, daß sie sich mit ihrer Kritik übereilt haben, indem er ja bey seinem Reformationsplan keine andere Absicht habe, als das Jesuiteninstitut nur unter einem andern Namen und mit einer ungleich ausgedehntern Wirksamkeit wieder in die katholische Kirche einzuführen. Es ist der Mühe werth, daß wir die Erklärung des Verf. hierüber abschreiben. S. 73 heißt es: „Er (nämlich der Verf. des Reformationsplans) „glaubt fest, weder die Wiederherstellung der Gesell„schaft Jesu, noch die Ausführung des von ihm nur von neuem „vorgezeigten Plans des göttlichen Stifters sey ein Werk der „Menschen. Er sieht, wie der Kritiker, die Aufhebung der „Gesellschaft Jesu für ein großes Uebel an, und für die Ursache „des heutigen schrecklichen Verfalls der Religion und der guten „Sitten. Er weiß aber, daß Gott kein wie immer großes „Uebel zuzulassen pflegt, ausser aus Absicht ein noch viel größe„res Gut eben dadurch zu veranlassen. Nun hieraus schloß „er, noch was Größeres und Besseres werde der weise und „gute Gott aus diesem Uebel herausziehen, als wir ohne des„sen Zulassung schon in der vormaligen Gesellschaft und in „dem isolirten Stand derselben gehabt hatten. Sollte sie „auch blos in diesem Stande wieder hergestellt werden; so „wäre sie doch nie vor einer zweyten künftigen Aufhebung „sicher; und eben so wenig blieben manche andere Ordensstände

„bey

„bey noch schlimmern Zeiten, wie die unsrigen sind, davor ge-
„sichert. Zudem sind in so verkehrt philosophischen Zeiten
„meist und vor Allem selbst gute Ober- und Unterhirten, nicht
„nur gute Mithelfer ihres Apostolats, nöthig. Unwidersprech-
„lich ist das Hirtenamt selbst das Wichtigste vor Allem für das
„Heil der Heerde Jesu Christi. Dieses denn vor allen sollte
„in die göttliche Form umgegossen werden; und, damit andere
„Priesterstände dann nicht überflüßig werden, müssen sie alle
„in ein gleichgebildetes Corpus enge mit den Hirten vereiniget
„werden. Diese Ideen (ohne alle Art der Geringachtung)
„verdrangen bey ihm alle überwiegende Rücksicht auf einzelne
„Priesterstände. Wenn deswegen einige von Exjesuiten ein
„Anathema über ihn sprechen; so hoffet er vom heil. Ignatius,
„der für seinen Plan nicht so gegen Jesus Christus eifersüchtig,
„seyn wird, dafür doppelt gesegnet zu werden."

Wie dummbigot die Augsburger Kritiker sind, mag dar-
aus erhellen, daß sie dem Verf. des Reformationsplans auch
hierüber einen Vorwurf machen, daß er den Plan zu seinem
neuen Institute in einer lutherischen Stadt (der Reforma-
tionsplan wurde in Ulm gedruckt und von der Stettinischen
Buchhandlung verlegt,) habe drucken lassen. Sie finden näm-
lich darin eine Ungleichheit zwischen dem Verf. des Reforma-
tionsplans und den ältern Ordensstiftern. „Diese (sagen sie)
„ließen ihr Institut nicht zuerst im Druck erscheinen, und leg-
„ten es erst hernach, nachdem es alle Welt gelesen hatte, der
„Kirche vor: sie scheueten sich nicht, ihren wahren Namen
„vorauszusetzen. Aber um so mehr scheueten sie sich, ihrem
„Institute die Ehre zu rauben, in einem katholischen
„Orte das erstemal gedruckt, und in einem Erdreich,
„das die Kirche gesegnet hat, nicht in der Fremde,
„gleichsam im Elende, erzeugt zu seyn." Der Verf.
antwortet auf diesen dummbigoten Vorwurf: „Er habe nicht
geglaubt, daß auch die Buchstaben, die Presse und das Papier
in einer lutherischen Stadt lutherisch wären." — Wahrhaf-
tig, die Augsburger Kritiker sollten einmal ihr Handwerk nie-
derlegen, und erst zu ihrem Mitbruder, dem Exjesuiten P.
Stattler, in die Lehre gehen, um von ihm jesuitische Feinheit
in Anlegung und Ausführung weit um sich greifender Plane
zu lernen.

G.

62 i. Des seligen Herrn Etatsraths Samuel Conrad von Schaafskopf hinterlassene Papiere; von seinen Erben herausgegeben. Breslau, 1792. auf Kosten der Herausgeber. 136 Seiten in 8. 9 Bl.

Diese Satyre voll Witz und Laune aus der Feder eines unserer beliebtesten Schriftsteller wird Jedermann mit Vergnügen lesen. Zuerst findet man hier **Bruchstücke aus der Lebensbeschreibung des Herrn Etatsraths von Sch.**, von ihm selbst gesammelt. „Meine Familie ist bekanntlich „eine der ältesten, angesehensten und ausgebreitesten in un„serm Vaterlande; ein Zweig davon aber hat sich in Däne„mark niedergelassen, und dort vorzüglich sein Glück gemacht. „In Deutschland sind, besonders an einigen kleinern Höfen „im Ober- und Niederrheinischen Kreise, oft die wichtigsten „Hof- und Staatsbedienungen mit meinen Verwandten be„setzt; ja! es giebt Provinzen, in denen niemand zu einer „Ehrenstelle gelangen kann, der nicht, durch Geburt oder „Heirath, zu dem Stamme derer von Schaafskopf gehöret. „Die mehrsten meiner Verwandten aber leben, als Landedel„leute, auf ihren Gütern. — Mein Herr Vater war in „seiner Jugend Cadet in Holländischen Diensten gewesen, hat„te sich aber hernach, als er 24 Jahr alt war, in Ruhe ge„setzt, und für 100 Ducaten einen Kammerherrnschlüssel ge„kauft, wodurch er dann Generalmajors Rang bekam." — In Mannheim ward unser Held, durch das Vorwort eines Juden, Hofkammerrath, erhielt darauf, durch seine Frau, die viele Freunde unter den Vornehmen hatte, eine gute Stelle in München, wo er bey der Untersuchung gegen die schändlichen Illuminaten gebraucht wurde, und sich das Zutrauen des Herrn von **Kreitmayr**, von **Dummhof**, und des hochwürdigen Pater **Frank** erwarb. Hier ward er auch in die gebenedeiete Brüderschaft der Deutschen Gold- und Rosenkreuzer, und auf einer Reise zu Nürnberg in den alten berühmten Pinselorden aufgenommen, mit dem, wie er nachher erfuhr, die hochwürdigen Rosenkreuzer Obern in genauem Verhältnisse standen. Die ganze Einrichtung dieses Pinselordens fand er vortreflich, und verordnete, daß alle Papiere, welche die Verfassung desselben betreffen und ihm mitgetheilt wurden, nach seinem Tode von seinen Erben, zur Belehrung

der

der argen Welt, herausgegeben werden sollten. Der Herausgeber fügt diesen Lebensumständen noch die Nachricht bey, daß der sel. Mann, nachdem er einige Jahre der wohlthätigen Anstalt des Lotto in Mannheim vorgestanden hatte, vermuthlich durch Mitwirkung der geheimen Bündnisse, einen Ruf nach Hessen bekam. Hier widmete er sich vorzüglich den sogenannten höhern Wissenschaften: der Alchymie, Theosophie, Erfindung der Universalarzney und dem Geisterzwang. In diesem Lande behauptete er recht in seinem Elemente zu seyn. Dennoch verließ er dieses Gosen, weil er sich, durch Familienverhältnisse und höhere Protection, eine Aussicht in Dänemark eröffnet hatte. Dahin zog er also, bekam den Titel als Etatsrath, kaufte sich ein Gut im Holsteinischen, und starb hier im vorigen Jahre an der Wassersucht. Seine Kinder sind sämmtlich aufs Beste versorgt.

Es folgt also nun hier zweytens eine umständliche Nachricht von der verbesserten Einrichtung des uralten Pinselordens, woraus wir doch Einiges, zur Erbauung unserer Leser, denen solche nicht bekannt geworden ist, ausheben wollen. Der große Hauptzweck dieses Ordens ist dieser: der einreißenden Zuversicht zu der trüglichen menschlichen Vernunft und deren Herrschaft entgegen zu arbeiten; die alte Würde eines auf Autorität und Tradition gestützten Glaubens wieder herzustellen; dem mühsamen und beunruhigenden Untersuchungs- und Forschungsgeiste zu steuern; das Reich der sogenannten Aufklärer auf immer zu zerstören; diejenigen, die über ihre Brüder sich erhaben glauben können, auf alle Weise zur Demuth zu bringen, um die goldene Mittelmäßigkeit unter den Menschen zu erhalten; das abscheuliche Laster der Toleranz zu bekämpfen; und gegen die vermaledeiete Publicität, Denk- Sprech- und Preßfreyheit muthig zu streiten. Die Spuren dieses Ordens sind in allen Zeitaltern unverkennbar; ihm haben wir unzählige landesherrliche Edicte, Bullen, Abhandlungen, Kunstwerke, Methoden in der Arzneykunst, Kriege und Friedensschlüsse zu verdanken. Adam war der Stifter des Ordens. Die thätigen Brüder desselben aus der alten Jüdischen Geschichte übergehen wir hier. Der Verf. macht ihrer eine ziemliche Anzahl namhaft. In den Griechischen Republiken wollte es mit dem Orden nicht recht fort, woran die unglücklichen Begriffe von Freyheit und die philosophischen Schulen vorzüglich Schuld waren. Alexander aber zeigte

sich als ein würdiges Mitglied der Verbrüderung. Ueberhaupt hat diese von jeher unter allen Selbstherrschern und uneingeschränkten Herren vornehmlich geblühet; und schon das allein muß von ihrem Werthe sowohl, als von den Vorzügen der monarchischen Verfassung überzeugen. Unter den Römern, die Patricier, Sclaven, stehende Armeen, Priester hatten, blühete der Orden, und noch mehr unter den Kaisern. August, Hadrian, Constantin der Grosse, Justinian und viele andere waren durchlauchtigst hochwürdige Brüder. Das ganze Türkische Reich ist bis auf den heutigen Tag ganz nach den Grundsätzen des Ordens regiert worden. Spanien und Portugal sind noch itzt die besten Pflanzschulen. Unter Ludwig XIV. war eine seiner glänzendsten Perioden in Frankreich; und der grosse Bruder Bossuet hat unter andern durch seine herrliche Lobrede auf die Dragonaden die Dankbarkeit des Ordens gegen ihn an den Tag gelegt. Mit dem Untergange des Hauses Stuart bekam der Orden in England einen grossen Stoß; doch ist Hoffnung da, daß dort ein neues Reich gegründet werden könnte. (Von Dänemark und Norwegen scheint der Verf. falsche Nachrichten zu haben. So viel Anhänger auch der Orden ehemals daselbst gehabt haben mag, so ergeben doch die neuesten Nachrichten aus diesen Reichen, daß die Zahl der Ordensbrüder immer mehr abnimmt, und wahrscheinlich für den Orden dort in kurzem nicht gar viel mehr zu hoffen seyn dürfte. Die Grundsätze, nach denen hier regiert wird, weichen wenigstens ganz von den Grundsätzen des Ordens ab, wie die Darlegung derselben weiter unten zeigen wird.) In Polen und den Niederlanden fehlt es nicht an muthigen Streitern für die gute Sache des Ordens. In der Schweiz sind ihm wenigstens einige grössere Cantons treu geblieben. In Italien ist sein Ansehen bekanntlich sehr groß. Dem Orden hat die Welt die größten und herrlichsten Anstalten zu danken, als da sind: Inquisition, Tortur, Leibeigenschaft, Büchercensur, Lettres de cachet, Stiftung von Ritter- und Mönchsorden, Bluthochzeiten, Religionskriege u. dgl. m. Die itzt lebenden hohen Potentaten, welche vorzüglich als durchlauchtige Brüder verehrt werden, nennt der Verf. nicht, weil sie ihm einige Empfindlichkeit über ihre beleidigte Bescheidenheit zeigen möchten. Aber er versichert auf seine Ehre, daß viele gekrönte Häupter, große und kleine Fürsten die eifrigsten Mitglieder der Verbindung wären. (Das möchte er denn verantworten, wenn der selige Mann nicht todt wäre.) In manchen Ländern

hat

hat der Orden freylich sehr zu kämpfen, z. B. in den unglücklichen deutschen Ober- und Niedersächsischen Kreisen, des abtrünnigen Frankreichs nicht einmal zu gedenken. Aber er hofft, daß ad maiorem Dei gloriam die goldenen Zeiten des Ordens wiederkommen werden. — Was die Gelehrsamkeit und Literatur betrifft, so ist der Einfluß des Ordens darauf, besonders seit Erfindung der Buchdruckerkunst, ausser Zweifel. Von zwölf gedruckten Bogen sind gewiß immer eilf mit seinen Grundsätzen angefüllt. Man denke nur an die herrliche Menge theologischer, besonders polemischer, exegetischer, homiletischer, asketischer Schriften; die Legenden; die Werke der lieben Kirchenväter; die Arbeiten der scholastischen Philosophen; die Commentarien über die Römischen Gesetze; und unzählige andere Schriften. — Es giebt drey Gattungen von Mitgliedern: 1) gebohrne Pinsel; 2) Affiliirte, Ordensfreunde und Beschützer; 3) wirklich aufgenommene Mitglieder. Nicht alle Personen aus einer Klasse, die vorzügliche Empfänglichkeit für das Ordenssystem hat, taugen deshalb zur Aufnahme; und auf der andern Seite können auch wohl einzelne Personen aus solchen Klassen, die sonst gewöhnlich gar nicht zur Aufnahme geschickt sind, dennoch dazu würdig gefunden werden. So hat z. B. neulich der Orden einen berühmten Arzt aufgenommen. Ein einzelner Pinselstreich qualificirt auch noch keineswegs zum Eintritte in die Verbrüderung. Auch muß man ja nicht den Orden mit den Jesuiten vermengen, und etwa daraus, daß der liebe Bruder St. ein Mitglied des Ordens ist, schließen, daß er auch ein Jesuit sey. Ganz vorzüglich soll bey Anwerbung neuer Mitglieder auf folgende Klassen, welche die meiste Empfänglichkeit für das System haben, gesehen werden: sehr vornehme und reiche Leute; Fürsten; Edelleute, vor Allen Hofleute und Landjunker; Juristen, besonders bloße Civilisten; Patricier in den Reichsstädten; schöne Geister; Domherren; Ordensritter und Mönche; Prediger in Residenzstädten; Aerzte, die mehr die Palläste der Großen und Toiletten der Damen, als die Hütten der Armen besuchen, mit Fürsten in Briefwechsel stehen, und auf keine Anfrage antworten, die nicht mit einem Goldstücke begleitet ist; Prinzenhofmeister; Stallmeister; Jäger; Tanzmeister; Virtuosen, die herumreisen; Sprachmeister; Mitglieder frommer Secten und mystischer Gesellschaften. Wo diese Menschenklassen ein entschiedenes Uebergewicht über die andern Bürger des Staats haben, da gedeihen die Arbeiten des

Ordens vorzüglich. — In den Ländern, wo der Orden herrscht, pflegen sich die Mitglieder bescheiden und brüderlich in die schlechten irdischen Vortheile zu theilen, und die stolzen Geistesgaben und Güter den armen Vernunftmenschen Preiß zu geben. Dies befördert zugleich Einigkeit im Orden. Die Vorschriften, wie die Brüder sich gegen ihre Feinde zu verhalten haben, sind meisterhaft abgefaßt. Wir können sie aber nicht ganz mittheilen. Nur die hauptsächlichsten zur Probe. Man muß vornämlich dahin streben, den Feinden des Ordens die Achtung des Publici zu entziehen, und ihnen den Muth und die Zuversicht zu sich selbst zu benehmen. Wie das anzufangen sey, wird schon gezeigt. Unter die Schriftsteller, welche vorzüglich auf der schwarzen Liste des Ordens stehen, gehören vorzüglich **Lichtenberg**, **Nicolai** und unsere arme Bibliothek. Im Ganzen taugt das Bücherschreiben nicht. Zuletzt sollten wohl gar der schnöde Verstand und Witz, und Talente und Philosophie in der Welt eben so viel gelten, als Rang, Geburt und Sitz und Stimme im Staatsrath! Die verruchte Preßfreyheit muß aller Orten gehindert, für strenge Censur gesorgt, und besonders Alle, die über Gesetze und landesväterliche Einrichtungen ihre Meinung sagen, scharf gezüchtigt werden. Die Censur muß daher in die Hände der Geistlichkeit, oder solcher Männer, die sich ehemals dem geistlichen Stande gewidmet haben, gelegt werden. Ein glorreiches Beyspiel davon giebt der hochwürdige Bruder —, der hier nur, um seine Bescheidenheit zu schonen, nicht genannt wird. Wie dem einreissenden Freyheitstriebe entgegengearbeitet werden müsse, davon giebt der sehr ehrwürdige Generalprocurator des Ordens, Hr. v. Sch***ch, in seinem p. J. das Muster. So muß man die Facta verdrehen, die Nachrichten verstümmeln, so den Fürsten schmeicheln, so die Schwachen in Furcht setzen — „o, unnachahmlicher Sch***ch! wenn dir das keine Vermehrung deiner Pension und deiner Titel einbringt; so ist keine Gerechtigkeit mehr auf Erden.“ — Die Erziehung der Kinder muß nach einer ganz einförmigen Methode geschehen, Die neuere Pinselerziehung wird hier gut beschrieben. Sie führt mit der ältern zu gleichem Zwecke, zu der goldenen Mittelmäßigkeit. Der Unterschied besteht nur darin, daß man ehemals den Menschen zu ihrem Besten die Füße band, damit sie ein gewisses schädliches Ziel nicht erreichten, statt daß man sie itzt an Bocksprünge gewöhnt, damit sie darüber hinaushüpfen. Ja! diese letzte Art ist gewiß die zweck-

zweckmäßigste. Ein unruhiger Kopf kann Mittel erfinden, seine Bande zu lösen, und dann hat er das Ziel noch immer vor sich; aber wer einmal einen Sprung darüber hin gethan hat, der sieht nichts mehr vor sich, und geräth auf so viele kleine Nebenwege, daß er nie wieder auf den Hauptpfad zurückkommen kann. — Die Vorschriften über den äussern Anstand, die Lebensart, Diät und Gewohnheiten eines ächten Pinsels sind vortreflich. Hier nur ein paar zur Probe. Zwölf Stunden zum Schlaf sind einem gesunden Menschen zur Erquickung hinlänglich. Kutscher und Informatoren werden ins Hinterhaus logirt, damit man keinen Lerm und Tabaksgestank in der Nachbarschaft habe. Bey Gartenanlagen ist der holländische und französische Geschmack zu empfehlen. Wenn man mit Jemand redet, und ihn etwa dabey an einem Rockknopfe oder Ermel festhält; so hat das den Nutzen, daß er uns nicht entwischen kann, sondern aufmerksam zuhören muß. Seine Muttersprache rein sprechen zu wollen, ist eine unnütze Pedanterey. Die Leute verstehen uns ja doch. Pfandspiele, Schenken und Logiren, Kämmerchen vermiethen, schärfen den Witz. Gespräche über Aehnlichkeiten in der Gesichtsbildung sind sehr unterhaltend. Es kann nicht schaden, wenn man Gerüchte und Anekdoten nacherzählt. Wenn dadurch auch mancher Unschuldige auf eine Zeitlang in bösen Ruf kommt; so bleibt doch die Wahrheit nicht immer verborgen; und ganz ohne Grund pflegt doch auch dergleichen nicht zu seyn. — Die moralischen Vorschriften für die Mitglieder des Ordens sind nicht weniger erbaulich. Auch von diesen nur ein paar zur Probe. Die Grundsätze müssen sich nach den Umständen fügen. Gefälligkeit und Geschmeidigkeit gehören zu den Principaltugenden des Ordens. Keine Duldung gegen die Vernunftmenschen und ihre Meinungen. Mit den schamhaften Armen gebe man sich nicht ab; aber zu milden Stiftungen, Collecten zu Erbauung von Kirchen und dergleichen reiche man sein Scherflein. Da sieht man doch, wo es hinkommt. Immer halte man es mit der herrschenden Parthey, und ergreife in jedem Streite das Interesse des stärkern Theils. Es ist sehr nützlich, Titel, Orden, Adelsbriefe zu kaufen, wenn man nur irgend das Geld dazu hat. In Lotterien und Lotto setze man fleißig. — Von den Wissenschaften und Künsten werden den Brüdern die Polyhistorey, und denen, die dazu keine Anlage haben, dogmatische Theologie, Römische Jurisprudenz, Heraldik, Genealogie, Jagdwesen, Nelken- und Tulpenkenntniß, Fractur-

schreiben,

schreiben, Silhouettenschnitzeln u. dgl. empfohlen. Man lese von Voltaire's Werken die ernsthaften philosophischen und historischen Schriften; denn er ist ein eben so zuverläßiger Geschichtschreiber, als tiefer Denker. Mercier und Linguet kann man in dem gedrungenen körnichten Styl zu Mustern nehmen. In Strasburg wird am besten übersetzt. In Werken des Geschmacks werden wir den Holländern noch lange nachstehen; doch gehören einige unserer vorzüglichen Genies von dieser Klasse zu den Brüdern des Ordens; als da sind: **Vulpius, Masius, Gesellius, Seifried, Kotzebue.** Alle politische Blätter kann man entbehren, wenn man das mit eben so vieler Bescheidenheit als Unpartheylichkeit geschriebene politische Journal liest. Das Modejournal ist auch sehr zu empfehlen. Eine herrliche Erfindung der neuern Zeiten ist die abgekürzte Orthographie. — Zu den politischen Grundsätzen des Ordens gehören folgende: Man suche vor allen Dingen zu verhindern, daß die trügliche Vernunft sich nicht anmaße, über die Rechte der Herrscher, Vornehmen und Reichen zu raisonniren, indem das Fundament dieser Rechte blos allein auf Glauben, Autorität und uralten Besitz beruhet, folglich keiner weitern Beleuchtung bedarf. Man spiegle sich doch an dem abtrünnigen Amerika, wo man itzt nicht einmal mehr weiß, was für ein Ding ein Edelmann ist; wo die Leute an nichts denken, als an Handel, Wissenschaften, Künste, Ackerbau und dergleichen bürgerliche gemeine Gegenstände; wo also, da noch obendrein an keinen Krieg zu denken ist, niemand sein Glück machen kann, der nicht im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen, oder seine besten Jahre mit den trocknen Pedantereyen der Wissenschaften verderben will. Es ist unbegreiflich, wie bey solchen Einrichtungen ein so großes Land bestehen kann. Die neumodischen ketzerischen, vom Satanas selbst angegebenen Grundsätze über Menschen- und Regierungsrechte, welche ohne Unterlaß von den Brüdern bestritten werden müssen, und die ächten Glaubenslehren, welche dagegen einzuschärfen sind, werden hier zur Schau gelegt. Man kann leicht denken, wie diese lauten, und wir dürfen sie daher nicht erst anführen.

Das Motto dieser Schrift lautet: „Die Narren sollten einem Schriftsteller danken, wenn er ihre Thorheiten so schildert, daß sie selbst in allen Ehren darüber mit lachen können; aber sie verrathen sich mehrentheils durch Zorn.“

Da

Da wir an guten sachsischen Produkten gar keinen Ueberfluß haben; so verdiente diese Schrift eine etwas umständliche Anzeige.

Gr.

62 k. Sagen der Ritterzeiten. Leipzig, verlegts Böhme, 1792. 188 Seiten. 8. 12 gr.

1) Die Kinder der Liebe; 2) die Wette, nach dem Französischen des Grafen von Tressan; 3) Zschäpel von Grune, eine Ballade; 4) Litegarde von Zaubingen und Albert der Lautenschläger; 5) Thekla und Elfried, ein Heldengedicht; sind die in dem Werke enthaltenen Sagen. Unter den prosaischen Stücken gefällt uns die Wette am besten. — In der Kirche zu Grune steht das steinerne Bild des Ritter Zschäpel, welches, nach der Volkssage, die Neckereyen, wodurch sich der Muthwille an ihm vergreift, mit Backenstreichen, dicken Köpfen und dergleichen belohnet. Diese Sage ist der Gegenstand der Ballade. Der Dichter verläßt sich zu sehr auf poetische Freyheiten, und ist nicht immer in der Erfindung glücklich. Einige Stellen zur Probe. Zschäpel nimmt Franzen mit an den Ort seiner Quaalen, zeigt ihm ein Bette, und spricht:

> Hier dies Bett und diese Lacken! —
> Auf, zück deines Schwerdtes Stahl,
> Und birg in des Bettes Lacken
> Des gezückten Schwerdtes Stahl!
>
> Zitternd naht kaum Franz die Spitze,
> Hu, da flackerts unterm Pfühl,
> Hu, da zischts! — und Höllenhitze
> Schmelzt den Stahl mit Stumpf und Stiel!
>
> Sieh, des Richters harte Strafen;
> Sieh, wozu er mich verdammt!
> Ach, in diesem Bett zu schlafen,
> Welches ewig Feuer flammt.

Zschäpel giebt ihm die Ursache dieser Strafe an:

> Fluch, Fluch meinem Erdenleben!
> Spott dem hocherhabnen Gott

War mein Thun und mein Bestreben,
Menschenschmach und Menschennoth!

Wir denken, es wäre natürlicher gewesen, der Dichter hätte die Befleckungen des Ehebettes und die Entweihungen der keuschen Schlafstätten unschuldiger Mädchen zur Ursache angegeben, warum Zschäpel in dem Feuerbette seine Vergehungen büßen müssen. Bey den alten Rittern waren dergleichen Excesse nicht selten, und unsere moderne Ritterschaft würde dann auch mehr Ursache haben, an dem unglücklichen Schicksale des Zschäpel ein Exempel zu nehmen. — Auch sind in der Strophe:

Dies, Franz, sag ich dir zum Heile
Hier am schwarzen Thor der Höll,
Und nun gehe hin und eile,
Und errette deine Seel. —

Härten, die das Ohr beleidigen. — Der Inhalt des Gedichts, Thekla und Elfried, ist eine Volkssage, daß sich aus dem noch jetzt existirenden Schlosse zu Saleck in Sachsen ehemals ein Ritterfräulein in die Saale herabgestürzt habe. Der Stoff ist hier besser bearbeitet, als in dem vorher erwähnten Gedichte, nur deucht uns, ist der Sinnlichkeit ein wenig zu viel Spielraum darin gelassen. Warum sich eigentlich das Fräulein in die Saale gestürzt habe, spricht die Sage nicht; der Dichter läßt es aus Liebe zu ihrem ertrunkenen Elfried geschehen. Das ist auch immer der beste Märtyrertod, den man seine Heldin sterben lassen kann; man beschäftiget da mehr die Sinne, als den Verstand, und entgeht darüber der Schärfe der Kritik. — Nach dem gegenwärtigen Geschmack der Lesewelt zu urtheilen, wird man die Sagen mit Vergnügen lesen. Sie sind kurz, greifen den Kopf nicht an, geben der stumpfen Sinnlichkeit, sonderlich das Heldengedicht, etwas Ton, und es ist überhaupt, so gut es in dergleichen Schriften möglich ist, für die Bedürfnisse der Leser gesorgt.

Ka.

621. Opfer ländlicher Einsamkeit, von J. W. Pastorff. Erstes Heft. Berlin, 1792. bey Maurer (in Commission). 7 Bogen. 8. 8 gr.

Sollte

Sollte je ein Preis auf das seichteste Buch gesetzt werden; so rathe ich niemand, mit dem Hrn. Pastorff zu wetteifern. Man kann sich nichts Elenders denken, wie diese in der Verzweiflung der ländlichen Langenweile geschriebenen Aufsätze. Zuerst kommen Paradoxen, oder vielmehr ein Paradoxon, in einem Briefe; doch haben wir deren in der Folge mehrere zu erwarten. In diesem wird unwiderleglich bewiesen: „daß weder die tiefsten Kenntnisse, noch Wissenschaften und Gelehrsamkeit, noch große Thaten das Geringste nützen.“ Dann folgt eine sehr schülermäßige Uebersetzung einiger Todtengespräche Lucians. Hierauf Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Menschen, der besser gethan hätte, wenn er statt dessen aufgeschrieben hätte, was für Wetter es jeden Morgen gewesen wäre. Dann der Anfang einer malerischen und empfindsamen Reise durch Frankreich, Italien und Spanien, wovon aber hier noch nichts erscheint, als einige steife Declamationen über die Schönheiten der Gegend um Sainte-Beaume. Endlich eine kleine Mordgeschichte, die da abgebrochen wird, wo sie (wenn sich das von einem solchen Scribler erwarten ließe) interessant werden könnte.

Pk.

62 m. Erzählungen zur Unterhaltung für alle Stände und Verbreitung tieferer Kenntniß menschlicher Schicksale. Sapimus per exempla. Augsburg, bey Stage, 1792. 8. 18 Bogen. 18 gr.

Der Verf. dieser Erzählungen will nicht nur unterhalten, sondern auch Menschenkenntniß durch sein Machwerk verbreiten. Wenn die gute Absicht eines Schriftstellers ein schlechtes Buch in ein gutes umwandeln könnte, so dürfte der Verf. etwa noch hoffen, nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben; aber da dieser Fall wohl niemals eintreffen möchte, so darf er auf nichts Anspruch machen, als die Menge schlechter Bücher mit dem seinigen vermehrt zu haben. Der Erzählungston des Verf. ist ganz erbärmlich; und man muß sich durch das Lesen vieler schlechter Bücher schon einen hohen Grad von Geduld erworben haben, wenn man diese Erzählungen, so kurz sie auch sind, vom Anfang bis zum Ende durchlesen will. Eben so schlecht empfehlen sich diese Erzählungen von Seiten der darein ver-

webten Menschenkenntniß. Wenn der Verf. auch nur eine oberflächliche Kenntniß menschlicher Leidenschaften besäße, so würde er das Unnatürliche in seinen Erzählungen gefühlt haben.

G.

62 n. Die spielende Magie. Viertes Stück. Mit drey Kupfertafeln. Berlin, bey Maurer, 1792. 8 Bogen. gr. 8. 10 gr.

Enthält 1) sieben hydraulische Künste — 2) eine kurze Theorie der Brennspiegel — 3) einige Rechenkünste — 4) Taschenspielerkunststücke und Gaukeleyen, und endlich 5) noch 60 Charaden und 4 Räthsel; alles mit eben dem Pathos und der Weitschweifigkeit beschrieben, welche wir auch an den vorigen Stücken tadeln mußten.

D. h.

62 o. Vetter Jacobs Launen. Sechstes Bändchen. Von J. F. Jünger. Leipzig, bey Göschen, 1792. 9½ Bogen. 8. 10 gr.

Daß nicht alle diese Launen sehr launicht sind, ist schon bey den vorigen Theilen erinnert worden; sonderbar ist es aber noch, daß der Verf. auch Auszüge aus der Geschichte, z. B. die Lebensbeschreibung der Königin Marie von Schottland, unter seine Launen zählt.

Eg.

63. Die vornehmsten Europäischen Reisen — von Gottlob Friedr. Krebel. Funfzehnte verbesserte Auflage. Erster Theil. — Zweyter Theil. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung. 1792. zusammen etwas unter 2 Alphabet in 8v. 1 Rl.

Der erste Theil enthält: 1) Reise von Hamburg (über Braunschweig, Gotha, Koburg, Nürnberg) nach Wien. 2) Von Hamburg nach Leipzig, und dann über Regenspurg nach Wien, Gräz, Triest u. s. w. 3) Von Hamburg nach Breslau. 4) — nach Venedig. 5) — nach Genev. Der zweyte Theil: Beschluß der Reise über Frankfurt und Strasburg nach Genev. 6) Von Hamburg über Köln nach den Niederlanden. 7) Von Hamburg nach Amsterdam. 8) Von Hamburg über Wißmar, Rostock, Stettin nach Danzig, Königsberg, Riga und St. Petersburg. 9) Nach Kopenhagen und Gothenburg. 10) Ueber Lübeck und Stralsund nach Stockholm. Die vornehmsten Reisen durch Dännemark und einen Theil durch Norwegen. — Allen diesen Reisen sind Beywege und Nebenörter beygefügt.

Daß dieses Buch nun die funfzehnte Auflage erlebt hat, ist ein Beweis seiner Brauchbarkeit, so viel auch immer an dessen vollkommnen Genauigkeit ausgesetzt werden kann. Ehe wir daher ins Einzelne gehen, müssen wir einige Generalanmerkungen über Werke dieser Art machen. Da ihr Zweck ist, Reisenden die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Oerter die er durchreist, oder die er im Vorbeyreisen zugleich besuchen kann, anzuzeigen: so müssen sie bald mehr, bald weniger enthalten, als eine mittelmäßige Länderbeschreibung. Mancher Ort, mancher Umstand fällt hier aus, der in eine Geographie und Statistik gehört. Was den Sinnen oder dem Forschungsgeiste des Wanderers unzugänglich ist, (wohin auch in so vielen, zumal kleinern, Ländern die Staatsverfassung gehört) das kann in einem solchen Handbuche wegbleiben; dagegen aber mit Fug angezeigt werden, wo man gut logirt, ißt, trinkt und sich belustigt. Doch viele dieser Nachrichten sind nur für wenige Jahre; so ist es auch mit dem Aufenthalte

merkwürdiger Personen an einem Orte. Daher müßte sich ein Buch öfter als alle neun Jahre (denn so weit sind die beyden letzten Ausgaben von einander) aufgelegt und revidirt, oder in der Zwischenzeit ein Band Berichtigungen oder Nachträge geliefert werden. Besonders finden wir bey eben gedachter Gattung Nachrichten: **welches die vorzüglichsten Gelehrten und Künstler an dem und jenem Orte sind**, sehr viel zu erinnern. Sie sind nicht nur äußerst mangelhaft oder unrichtig, sondern es scheint uns auch eine zu decisive, nicht sehr höfliche, vielmehr beleidigende Phrase zu seyn, wenn es heißt: **unter den dortigen Gelehrten und Künstlern sind die vorzüglichsten.** Wir wissen zuverlässig, daß in dergleichen Angaben der Verf. sich mächtig geirrt hat. Wenigstens sollte er sich behutsamer und etwa so ausdrücken: Unter die vorzüglichern oder berühmtern G. und K. dieser Stadt gehören die Herren A. B. C. — Und um in seiner Wahl sichrer zu seyn, sollte er überall seine fleißige Korrespondenten haben, oder, wo ihm dergleichen abgehen, sich nur an Hrn. Hofr. Meusels Gelehrten- und Künstlerlexikon, und ihre geographische Register halten. Andrer Hülfsmittel, als der litterarischen Journale, der akademischen, scholastischen, und Hofkalender nicht zu gedenken. Nun zum Detail! Und so wäre das was Rec. an diesen beyden Bänden aus eigner Erfahrung sich zu berichtigen getraut, ohngefähr folgendes.

S. 26. u. ff. des ersten Theils, bey **Braunschweig**, sollte der dortige Hofporträtmaler **Schröder** genannt seyn, ein schon seit verschiedenen Jahren berühmter Zögling der Kaßelischen Tischbeinischen Schule, und der neuerlich durch die Bildnisse vom Könige von Preußen allgemeine Celebrität in Deuschland erlangt hat.

S. 32. Wäre bey **Nordhausen** der dort wohnende starke Metereolog und Naturforscher **Rosenthal** zu erwähnen gewesen.

Ebendas. **Gotha** — Der Kapellmeister **Schweizer** und der Aufseher über das dortige Münzkabinet, Geh. Hofrath **Schläger**, sind schon seit etlichen Jahren todt; die Stelle des letztern bekleidet Hr. Hofrath **Roußeau**. Hrn. Rath **Hambergers** hätte doch bey der öffentlichen Bibliothek als Bibliothekars auch erwähnt werden sollen: wir verdanken ihm einige gute Schriften.

Nicht

Nicht einmal Hrn. Goezes wird gedacht, den doch gewiß jeder fremde Gelehrte aufsucht, und der schon als Ißlands Lehrer Deutschland interessiren muß. Nichts vom Bildhauer des Herzogs, dem Prof. Döll, dessen für letztern verfertigte antike und moderne Statuen und Büsten ein ansehnliches Kabinet ausmachen, und dem von ihm gearbeiteten Monument der Frau von Buchwald bey Gotha — vom Englischen Garten des Herzogs und der Herzogin — von der Sternwarte auf dem Seeberg, und dem Astronomen Hrn. v. Zach — vom Clubb im Mohren, wo man alle Gothaische Gelehrte sprechen kann, und mehreren geschlossenen Gesellschaften, bey denen man präsentirt wird — vom Ettingerischen Buchladen, der mit den neusten Produkten der Ausländer versehen ist: überhaupt von der Politesse der Gothaer Honoratioren gegen Fremde. — S. 33. am Ende ist bey dem Ort Molsdorf noch etwas zu bemerken, welches wir unten bey Gelegenheit der Merkwürdigkeiten von Erfurt beybringen werden, und eben daselbst muß es heißen: die Herrenhuterkolonie Neu-Dietendorf (nicht Ditersdorf) — Das Städtchen Ordruf, das an sich nicht übel gebaut ist, hätte so wie Eisfeld bey Hildburghaußen und manches Dutzt andere, so gut sie auch ihren Platz in einer Geographie verdienen, in diesem Buche gar füglich wegbleiben können. Denn es sollte billig durchaus eben so zweckmäßig seyn, als der Reisende weilen und wandern muß, der nicht um einer Kleinigkeit willen etliche Louisdor sitzen lassen kann, die er in der nächsten Hauptstadt besser nützen könnte.

Bey Suhl hätte wohl des geschickten und biedern Künstlers, des Churfürstl. Hofgraveurs Döll, gedacht werden können, so wie bey Schleusingen des gründlich gelehrten dortigen Rektor Walchs, der durch manche sehr gute Schriften, zumal seine Statistik für junge Leute, bekannt ist. Das Gymnasium ist eine gemeinschaftliche Landschule einiger Theilhaber an der Fürstl. Grafschaft Henneberg. — Koburg S. 34. Der Hr. von Thümmel wohnt schon seit etlichen Jahren nicht mehr da, sondern auf dem Lande in der Gegend von Gotha. Die Zieritzische Bibliothek heißt auch die Regierungsbibliothek. Der Erbprinz hat eine vortreffliche Kupfersammlung. Es hätten mehrere berühmte Gelehrte genannt werden, und dagegen verschiedene vorgebliche Merkwürdigkeiten wegbleiben können. Der Ausdruck Gymnasium illustre

ist überhaupt unbequem und uncharakteristisch; das hiesige ist ein Gymnasium academicum.

S. 35. Erlang. Hier wäre des Clubbs zu erwähnen gewesen, dessen Einrichtung sehr gerühmt wird. — Nürnberg. S. 38. Von der Ebnerischen Bibliothek hätte mehr gesagt, auch hätten noch einige vorzügliche Nürnbergische Gelehrte genannt werden sollen. — Bey Regenspurg ist S. 40. die Fürstl. Taxische kostbare Bibliothek und deren Aufseher Hr. Kayser übergangen.

Wien S. 44. u. ff. Die Miethwagen daselbst sind zweyerley, die mit Nummern, oder Fiaker, deren allein 600 sind, und die ohne Nummern, die weit mehr kosten. Die Gassen sind nicht eben meistens enge, sie scheinen es aber wegen der hohen Häuser, und ihrer sind wenige; daher die Fußgänger die Durchhäuser zu Hülfe nehmen müssen. Kothig und staubicht sind sie nicht sowohl aus Mangel der Reinlichkeit, sondern in so fern es bey so starkem Volksgewühl nicht anders seyn kann. In Ansehung des Stephansthurms ist hier ein Widerspruch gegen S. 311. denn hier wird dieser, und dort der Strasburgische höher genannt. Durch die angegebene Zahl der Schuhe läßt sich die Ungewißheit nicht sogleich heben, weil das Verhältniß der Schuhe von beyden Städten erst aufgesucht werden muß. Von den hier genannten Gelehrten sind einige auch schon lange todt, z. B. Kollar, Riedel, v. Gebler; v. Born und Hell sind kürzlich gestorben. Die auswärts so berühmten Schriftsteller und Dichter, Alxinger, Blumauer, Ratschky, Haschka, Pezzl und mehrere, sind vergessen, auch fehlen die Kupferstichhandlungen von Artaria und Löschenkohl, und verschiedene andre Künstler, z. B. Kotzeluch, so wie dagegen einige schon vor geraumer Zeit verstorbene als Gluck u. a. noch S. 51. aufgeführt sind. Das Stadtgut und der Prater sind auch nicht ganz richtig charakterisirt; jenes ist ein natürlich gelaßner Wald, eine Donauinsel schließt beyde ein: der Augarten ist ganz übergangen. In Wiener Wirthshäusern kann man sich der großen Kosten wegen nicht über ein paar Tage aufhalten, und muß ohne Verzug eine Wohnung in der Stadt oder einer Vorstadt miethen, die man in jener freylich nur theuer, aber in diesen auch sehr wohlfeil haben kann. —

S. 56. hätte Wernigerode, die Residenz der Gräflich Stolbergischen Hauptlinie, vor Elbingerode (von dem es ohngefähr 2 Meilen liegt) genannt werden sollen. Es enthält verschiedene beträchtliche Merkwürdigkeiten, und (wo wir nicht irren) wohnt der Dichter Göcking da. Uebrigens liegt Elbingerode nicht 1 sondern 4 Meilen von Goslar, und Eisenach 3 Meilen von Gotha. — Ebendas. Eisenach. Die Gegend, worin diese Stadt liegt, heißt hier mit Unrecht rauh; sie ist vielmehr sehr angenehm und abwechselnd; einige Weimarische Herzoge haben lieber da, als in Weimar gewohnt. Hr. Heusinger, wenigstens der ältere, ist todt, die andern beyden Gelehrten sind uns nicht bekannt; dagegen aber Hr. Superintendent Schneider, und Hr. von Göchhausen, beyde Schriftsteller. Nach den Worten: „gebracht wurde" kann hinzugesetzt werden: Man hat eine Beschreibung und Geschichte desselben vom Hrn. Thon daselbst. — Erfurt. S. 57. u. ff. Etliche katholische Kirchen und Klöster können immer besehen werden, wenn man Zeit übrig hat, unter andern das Nonnenkloster zum neuen Werke u. s. w. aber die Pracht des Klosters und der Kirche auf dem Petersberge, das übrigens schöne Einnahmen hat, kömmt gegen die Klöster und Kirchen in Franken, und dem übrigen südlichen Deutschland, in keine Betrachtung. Ein Grabstein der in letzterer Kirche gezeigt wird, hat zwar die Abbildungen dreyer Personen, die man für den Grafen Gleichen und seiner beyden Weiber ausgiebt, aber zur Beurkundung dieser Geschichte möchte jener Grabstein wohl nicht hinreichen. Die 5 Universitätscollegia dürften vielleicht einen Fremden wenig interessiren, auch dürfte er in den Bibliotheken außer einigen Handschriften und alten Drucken, jetzt noch wenig auffallendes finden; doch wird es ihm nicht unangenehm seyn, die frommen Wünsche manches Bibliothekars, besonders des braven Benediktiners P. Placidus auf dem Petersberge, und die physikalische Bibliothek der Akademie der Naturforscher kennen zu lernen. Berühmte Erfurter Gelehrte nennt der Verf. nur zwey: wir wüßten derer weit mehr, unter denen der Sekretair an der Akademie der Wissenschaften, Hr. Prof. Rumpel, wegen seiner gründlichen und ausgebreiteten, mit seltner Bescheidenheit verbundnen Kenntnisse; ingleichen Hr. Herel und andere, sich auszeichnen. Insbesondere aber gehört seit verschiedenen Jahren zu den Merkwürdigkeiten Erfurts der dasige Stadthalter Hr. Coadjutor von Dalberg,

der jedem Gelehrten, Künstler und andern Weltbürger von einigem Verdienste in seiner wöchentlichen Assemblee einen Zutritt vergönnt. Der Vortheil ihn zu sehen und zu hören, wird den Reisenden, wenn er allenfalls die große Glocke und andre dortige Alterthümer drüber versäumen sollte, reichlich entschädigen. Die Nachricht vom Gewerbe und den Nahrungszweigen der Erfurter wäre ohngefähr so zu fassen: Gemüß- und Waidbau, Wollen-Zeug- besonders Band- und Strumpffabriken bringen den Erfurtern viel Nahrung. Bey **Molsdorf** ist hinzuzusetzen: „wo ein ehemals vom Graf Gotter angelegter, jetzt dem Herzog von Gotha gehöriger und von ihm verschönerter sehenswürdiger Garten ist." Und bey Neudietendorf: „Man besieht dort die Werkstätte verschiedner Handwerker, Fabrikanten und Künstler, die außerordentlich fein und dauerhaft arbeiten. — Zu den Weimarischen Gelehrten und Künstlern S. 59. gehört noch Hr. **Buchholz** und **Voigt**, und der Kupferstecher **Lips**. — So sind auch in **Jena** die Herren **Döderlein**, **Griesbach**, **Schütz**, **Starke**, **Schiller**, **Reinhold**, **Paulus** und mehrere, vergessen, dagegen hätten vielleicht ein paar ehrliche Leute wegbleiben können, die zwar in ihrem Bezirk das nöthige Licht geben, aber zu Weltlichtern nicht bestimmt scheinen. — Drey Stunden von Jena und etwas näher an Weimar liegt die kleine Stadt **Apolda**, über die die Universität Jena die niedere Jurisdiktion hat, und wo wahrscheinlich die größte Strumpffabrik von Europa ist: denn nach dem Schlözerischen Briefwechsel 31. Heft, S. 52. fg. werden dort jährlich 51000 Dutzt Paar Strümpfe verkauft. —

S. 61. **Meinungen**. Besser würde dieser Artikel so heißen: Man bemerkt hier das Residenzschloß, welches verschiedene geschmackvolle Zimmer, eine Bibliothek mit vielen kostbaren und seltenen historischen, geographischen und antiquarischen Werken, ein Münz- und Naturalienkabinet, letzteres im Stein- und Konchylienfache vorzüglich, und eine zahlreiche und seltne Kupfersammlung enthält. Nahe bey der Stadt hat der regierende Herzog einen artigen Englischen Garten und eine Schweizerey angelegt, und 2½ Stunde davon in einem angenehmen Walde eine Fasanerie mit einem kleinen Lusthause, das mit Geschmack verziert ist; in welcher Gegend auch das alte sehr romantisch gelegene Stammschloß Henneberg gesehen zu werden verdient. Der Hauptnahrungs-

zweig

zweig der Stadt ist nächst der Hofhaltung die Barchentweberey, besonders der schwarze Barchent.“ Das übrige, das Schulmeisterseminar ausgenommen, kann füglich wegbleiben. — S. 62. sollte noch eingeschaltet seyn: „Von Koburg 3 Stunden liegt die Meinungische Stadt Sonneberg, berühmt durch eine Fabrik kleiner hölzerner Waare, die unter dem Namen Nürnberger oder holländischer Waare bis nach Amerika verfährt wird, und wo auch eine Spiegelfabrik ist. — In der Nachbarschaft von Sonneberg, ebenfalls im Meiningischen Gebiete, liegen das Städtchen Schalkau, und die kleinen Oerter Limbach und Rauenstein. Im erstern ist eine Zeugmanufaktur, in der die sehr gute dortige und Meinunger Wolle verarbeitet wird, und beyde letztere haben Porzellainfabriken, die viel nach der Levante verkaufen. Auch 2 Glashütten sind nicht weit davon.

Zu S. 62. Auf halbem Wege zwischen Coburg und Bamberg, an der Poststraße, liegt der Freyherrl. Lichtensteinische Flecken Lahm mit einem Schlosse und sehenswürdigen Garten, und etwa eine Stunde davon das reiche Benediktinerkloster Banz, merkwürdig durch eine schöne und gut unterhaltene Bibliothek, Kirche und verschiedene Kostbarkeiten. Der dasige Prior Sprenger und der P. Ildefons Schwarz sind als gründliche Gelehrte und Schriftsteller berühmt. — Ebendas. Z. 4. von unten, muß es heißen: „in welcher man das alte Fürstl. Schloß —“ des herrlichen und reichen Juliusspitals, das seit verschiedenen Jahren in seiner innern Einrichtung sehr verbessert (Götting. histor. Magazin 1 B. 3s Stück) und neuerlich auch von außen verschönert worden, ist zu flüchtig erwähnt, und des Leistenweins (der dem, obwohl feurigern, Steinwein noch vorgeht) gar nicht. (Man sehe diese Bibl. 80 B. S. 15.) Von den angegebenen Würzburger Gelehrten ist Steinacher seit 1789. todt; vorzüglich aber wären die Herren Oberthür, Onymus und Andres zu nennen gewesen. Dieser letztere hat eine gute Realschule für Mädchen errichtet. Durch eine gleiche Schule hat sich Hr. Pfarr. Bundschuh in Schweinfurt verdient gemacht, welcher nebst dem durch verschiedene pädagogische Schriften berühmten Hrn. Voit bey dieser Reichsstadt auf der nachfolgenden Seite hätte angeführet werden sollen. — Ebendas. Die Porzellainfabrik in Bayreuth soll vermuthlich die bekannte Fayancefabrik seyn. Ob auch eine von ächtem Porzellain

dort existirt, wissen wir nicht. — Den Artikel von Anspach S. 66. würden wir so verändern: „Anspach, die bisherige Marggräflich-Brandenburgische Hauptresidenzstadt in einem angenehmen Thale an der untern Rezal, an sich zwar unansehnlich, aber mit schönen modernen Vorstädten, in denen auch die meisten Vornehmen ihre Wohnungen haben. Man besiehet —" Unter den hiesigen Gelehrten fehlen besonders Hr. Faber, Wezel, Hänlein, Rose. — In den 4 letzten Zeilen muß es heißen: „und sonst der Hof — zu residiren pflegte." Man sehe auch von Anspach diese Bibliothek 96 B. S. 497.

Der Artikel von den Münzsorten S. 73. bedarf verschiedener Berichtigungen. Auf der Mitte der S. muß es heißen: „Durch Thüringen bis an die Coburgische Gränze ist es eben so. Vom Coburgischen aber bis ans Oesterreichische bedient man sich des 24 Gulden Fußes, gilt der Louisdor 6 Thaler, der Carolin und ältere Louisneuf 11 Fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr., der Laubthaler 2 Fl. 45 Xr. oder 1 Rthlr. 20 Gr. und der Convent. Thaler 2 Fl. 24 Xr." Was hier von Fränkischen Batzen, als der gangbarsten Münze gesagt wird, ist falsch, man rechnet wohl nach Batzen zu 5 Xr., also 18 zu 1 Thaler, aber die 5 Xr. Stücke sind äußerst selten, am gewöhnlichsten 3, 6 und 12 Xr. Stücke u. s. w. Im Oesterreichischen rechnet man nie nach Thalern, sondern blos nach Gulden und Kreuzern; oder allenfalls bey kleinen Posten nach Groschen zu 3 Xr., Siebnern und Siebzehnern. Im Golde nach Dukaten und Souveräns zu 3 Dukaten. Was übrigens die Spezies der Münzsorten anbetrifft, die auf dieser Reise die bequemsten sind; so ist rathsam, im nördlichen Deutschlande (Nieder- und Obersachsen) sich mit Louisdoren (Friedrichs- oder Augustdoren) zu versehen, im südlichen aber (Franken, Baiern, Schwaben) mit deutschen Carolinen oder guten Louisneuf. Doch muß man immer Silbersorten, und zwar Conventions- oder Laubthaler dabey haben; weil an vielen Orten (besonders in Sachsen und Thüringen) das Verwechseln des Goldes gegen kleine Münze schwer hält, und zugleich mit Verlust verbunden ist. Auch hüte man sich vor starkem Vorrathe von letzterer, die nicht nur meist sehr geringhaltig, sondern auch oft nur in ihrer Heymath gültig ist. Im Oesterreichischen muß man sich Dukaten anschaffen, und, wo möglich, inländische; weil man leicht bey ausländischem

Golde

Sohe Schaden leidet. Freylich sind Dukaten auf der ganzen Reise gut: aber im mittlern Deutschland selten, und nicht ohne starkes Aufgeld beym Einwechseln zu haben.

Die Reisekosten sind S. 74. sicher zu gering angesetzt, besonders die Trinkgelder bey Extraposten. Auf ordinären Posten, Landkutschen und Diligencen sind letztere indessen sehr leidlich, wenigstens in Süddeutschland. Aber wie oft tritt nicht der Fall ein, daß man entweder bey schlimmen Wetter, oder wenn die Wägen der ordinären Posten allzu unbequem sind, Extrapost nehmen muß!

S. 93. kömmt Hr. **Adelung** noch unter den Leipziger Gelehrten vor, der unten S. 135. bey **Dreßden** genannt werden sollte. **Clodius** (nicht Claudius, wie hier steht) ist lange todt, wenigstens seit 1785., und **Leske** 1786. als Prof. in Marburg, **Heinike** aber 1790. gestorben. — Bey **Reichenbach** S. 113. wäre des dort gehaltenen Congresses zu erwähnen gewesen.

Unter die vorzüglichsten Prager Gelehrten S. 119. gehören gewiß mehrere als hier genannt worden, besonders aber der alte Gelasius **Dobner**, **Dobrowsky**, J. A. von **Riegger**, und verschiedene Personen von Stande und Ordensleute, die im Meuselischen gelehrten Deutschland nachgesehen werden können. von **Chinsky** soll vermuthlich Graf **Kinsky** heißen. —

Was S. 163. sonderlich im 2ten Absatze von Münzsorten wieder vorkömmt, muß nach den oben bey S. 73. gemachten Anmerkungen ebenfalls berichtigt werden. Sonderbar ist, daß an beyden Stellen der Conventionsthaler gar nicht gedacht wird; dagegen aber der Louisblancs, die doch an vielen Orten ganz außer Cours gesetzt sind.

Bey Berlin S. 175. werden wieder, wie gewöhnlich, längst todte Gelehrte und Künstler aufgeführt, worunter uns gleich **Sack**, **Moses Mendelssohn**, **Schmucker** und **Kirnberger** beyfallen. Und wie viele höchstmerkwürdige Männer fehlen! — Weiter können wir auf dieser Hauptreise, aus Mangel an Bekanntschaft mit jenen Gegenden, nichts berichtigen; und dies ist auch der Fall bey der vierten Reise, die Bemerkung ausgenommen, die S. 264. zu machen ist, daß das Schiff, mit welchem man bequem und besonders wohlfeil nach Wien kommen kann, eigentlich von **Lauingen**

oberhalb Günzburg abgeht; wie denn überhaupt jenes wohlgebauten und gewerbsamen Ortes billig hätte erwähnt werden sollen. (Man sehe Nicolai's Reisen, und die Reise durch das südliche Deutschland. —)

In der fünften Reise müssen wir die Defekte oder Irrthümer in der Beschreibung von Göttingen und Kassel Sachkundigern überlassen, und bemerken nur, daß an jenem Orte unter den berühmten Gelehrten Hr. Eichhorn, Plank, Spittler und Grellmann —; unter den Marburgischen Gelehrten aber Baldinger fehlt, so wie unter den Giessenschen von Senkenberg, wogegen Baumer und Hatzert unter den letztern auszustreichen sind, denn jener ist todt, und dieser Geheimerath in Darmstadt. — Bey Frankfurt sollte es S. 297. um die Mitte, heißen: — zählt, mehrentheils im alten Geschmacke; doch ist die schöne Straße, die Zeil, und der Roßmarkt hiervon ausgenommen, auch sind neuerlich unterschiedene —" und S. 300. um die Mitte: „das neue Schauspielhaus —."

Bey Darmstadt wird sogar der Freyh. von Moser noch unter die dortigen berühmten Männer gezählt, der schon seit so lange in Mannheim sich aufhielt, jetzt aber in Ludwigsburg wohnt. Dagegen fehlt Hr. v Hatzert, Höpfner und andere. In Heidelberg, wo doch eine Universität ist, sind gar keine berühmte Gelehrte genannt, obgleich verschiedene berühmte Männer dort angestellt sind. — Bey Schwetzingen S. 307. Z. 4. würden wir gesetzt haben: „in sich haltenden 3 Gärten, der Französische, Englische und Türkische." Auch sollten die dasigen Merkwürdigkeiten besser ausgehoben seyn; z. B. der Tempel der Natur, das Churfürstl. Bad, die Ruinen, die jüngst erbaute kostbare türkische Moschee u. s. w. —

S. 309. Z. 7. von unten, kann zu Buchdruckerey noch gesetzt werden: „die vor einigen Jahren 36 Pressen enthielt."

Zu Strasburg S. 311. gehört, was schon oben bey Wien in Ansehung der beyden Thürme bemerkt worden. S. 313. vermissen wir unter den vorzüglichsten Strasburger Gelehrten Hr. Oberlin, Brunk und mehrere ausgelassen. Die Worte Z. 9—11. „welcher letztern — — gereicht," sind auch überflüßig, die Nachricht stand schon S. 311. Und

die

die akademische und Treuttelische Buchhandlung wären allerdings zu erwähnen gewesen.

Bey Mannheim S. 329. u. ff. bemerken wir z. B. daß die unten angegebene Einwohneranzahl von 29000 um vieles zu groß ist. M. hat immer so ziemlich gleiche Volksmenge mit Stuttgard, nämlich 20 bis etliche 20 tausend Seelen. Wenn in jenem die Sterblichkeit größer ist, als in diesem, so ist auch das Verhältniß derselben zu der Populazion anders; und die Zahl der Gebohrnen in St. ist immer stärker als in M. S. 330. unten. In den 9 Zimmern der dasigen Gemählde-Gallerie sind keine Statüen. Diese, wenigstens die alten, sind im Antikensaal, dessen auf der folgenden Seite um die Mitte, erwähnt wird. Es sind die von den berühmtesten alten Bildsäulen, Gruppen und Büsten in Rom und Florenz copirte Gipsabgüße. Von hiesigen Merkwürdigkeiten fehlt noch das Kabinet der mathematischen Instrumente und der vor einigen Jahren erbaute Redoutensaal; ingleichen an dem kleinen Verzeichniß von Gelehrten und Künstlern, (die noch überdies nicht alle mehr leben) Hr. Schwan, die Schauspieler Ifland, Beil u. a. die Maler Kobel, Vater und Sohn, die Kupferstecher Verhelst und Sintzenich — Vogler ist in München. Ausführlichere Nachrichten von den Sehenswürdigkeiten Ms, als der angezeigte Kalender enthält ein besondres, Französisch und Deutsch geschriebenes Handbuch. — S. 334. Z. 4. würden wir lieber setzen: „wie denn der in der Nähe wachsende Nierensteinwein hier, am besten und wohlfeilsten zu haben ist." — S. 336. fehlen mehrere Mainzische Gelehrte, unter andern der berühmte Hr. Georg Forster, Aufseher der Universitätsbibliothek, Hr. Sömmering u. s. w.

Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Fulda S. 6. des zweyten Bandes, gehört der gelehrte Freyherr v. Bibra, der Herausgeber des Journals von und für Deutschland. — S. 14. hätte statt des alten verfallenen Schlosses lieber die vom Kaufmann Bolongaro vor der Stadt angelegte schöne Reihe Häuser und Tobacksfabrik angeführt werden sollen. — S. 28. fehlt bey Frankenthal das Frauenzimmererziehungsinstitut, und S. 32. bey Colmar die Erziehungsanstalt, die der berühmte Dichter Pfeffel dirigirt.

S. 35. Bey Heilbrunn (gewöhnlicher Heilbronn) kann am Ende hinzugesetzt werden: „Man logirt vorzüglich gut in

de

der Rose. Schwäbischhall liegt nicht 7, sondern etwa 4½ Meile davon. — Die Nachrichten von Ludwigsburg S. 36. scheinen sehr alt zu seyn, weil vom öftern Aufenthalt des Herzogs von Würtenberg daselbst gesagt, und die dasige Porzellainfabrik für so ganz neu angegeben wird! An diesem Orte hält sich auch der berühmte Freyh. von Moser auf, außerdem sind hier verschiedene würdige Gelehrte, z. B. der durch seine mathematischen Kenntnisse, und eine sehenswürdige, von ihm verfertigte, Sammlung von Festungsmodellen, bekannte Obristlieutenant Bilfinger u. a. m. Der Umstand von der ehemaligen Zerstöhrung der Festung Asperg war nicht wesentlich, denn jetzt ist diese Festung in recht gutem Stande, gewährt überhaupt eine herrliche Aussicht, und hat eine kleine Sternwarte. — Besonders alt und leer ist der Artikel von Stuttgard ausgefallen. Vorerst sollte es heißen: „Der größte Theil der Stadt besteht aus schlechten hölzernen oder altväterschen Häusern und engen Gassen, doch fällt die sogenannte reiche Festung und der Graben gut in die Augen.“ — Dann hätte von den Gebäuden der Akademie oder der Carlshohenschule etwas mehr gesagt werden sollen. Die Herzogl. Bibliothek, eine der besten und zahlreichsten in Deutschland, die mit der berühmten Bibelsammlung, aus mehr als 120000 Bänden besteht, und 4 Bibliothekare hat, ist sehr kurz abgefertigt. Dagegen sind einige hier berührte Dinge kaum sehenswerth. Mit dem Gelehrten- und Künstlerverzeichnisse sieht es noch kläglicher aus. Moser und Sattler sind lange todt, jener seit 7 und dieser wenigstens seit 8 Jahren. Hr. Lebret ist Kanzler in Tübingen, und von den in ganz Deutschland berühmten dortigen Gelehrten wollen wir nur einige nennen, die uns zuerst beyfallen. Die Herren Bibliothekare Schott, Petersen und Drück, Hr. Abel, Werkmeister, Schwab, Hochstetter, Haug, Nast Vater und Sohn. — Von Künstlern, die Maler: Harper, Hetsch — Kupferstecher: Prof. Müller und Leypold — Tonkünstler: Zumsteeg, Abeille und die starke Klavierspielerin Madam Bayling; der Mechanikus und Optikus Tiedemann, der Instrumentmacher Haug u. s. w. Die Solitude mit ihrer herrlichen Aussicht, Meisterstücken der Baukunst, Malerey und Bildhauerkunst, Orangerie (wie denn die hier und in Hohenheim zerstreute wahrscheinlich die stärkste in Deutschland ist) und fremden Gewächsen, wird hier nur im Vorbeygehen berührt. Nicht

weit

weit davon ist das schöne Jagdhaus: der Bärensee, sehenswerth. Von Hohenheim, dem beständigen Aufenthalte des Herzogs, dem prächtigen neuen Schlosse daselbst, Englischen Dorfe und Garten, Schweizerey — kein Wort. — Bey Pforzheim ist nach: Holzhandels einzuschalten: „und andrer Gattungen von Industrie wegen“ — Endlich sollte nach Eßlingen auch das Würtenbergische Städtchen Köngen; eine Meile davon, angezeigt seyn, weil man dort vor einigen Jahren eine Römische Stadt ausgegraben hat; deren sehenswürdige Alterthümer in einem besondern Saale daselbst aufgestellt sind. — Bey Tübingen S. 58. fehlt unter mehreren Gelehrten der Dichter Huber. — Ueberhaupt beziehen wir uns wegen Anspach, Mannheim, der Würtenberg. und mehrerer Gegenden, auf die im 96 B. dieser Bibliothek S. 494. u. ff. gemachte Anmerkungen, unter denen verschiedene vom Hrn. Herausgeber benutzt werden könnten.

Und so hätten wir denn unsern Beytrag zu Berichtigung dieser zween Theile abgeliefert, und überlassen andern Recensenten, in Ansehung der Gegenden die sie kennen, oder von denen sie sichre Nachrichten haben, ein Gleiches zu thun. Und nun noch ein flüchtiger Rückblick über dieses Reisehandbuch von Deutschland! Mikrologieen nehmen darin manchen Raum ein, der mit wichtigern Nachrichten angefüllt werden konnte. Oerter die kaum eine oder eine halbe Merkwürdigkeit enthalten, hätten daher blos angezeigt werden sollen; und manche Bemerkungen oder Oerter gehörten nicht hieher, sondern in die Statistik oder Geschichte. Was nützt es z. B. einem Reisenden Feuersbrünste und andere Verheerungen oder Unglücksfälle eines Orts zu erfahren, er will keine Brandstäten, sondern lebende und webende Städte sehen. Ein anderes ist aber, wenn eine wichtige Schlacht oder ein Friedensschluß den Ort merkwürdig macht. — Von Zöllen oder Mauten; wo Chausseen oder keine sind; haben wir nichts gefunden, und die Distanzen der Oerter sind allzuhäufig falsch angegeben; alles dies ist für Reisende sehr erheblich. Ferner sind hier und da Flecken des Styls auszuwischen, die aus den Zeiten des Berkenmeyerischen Antiquarii herstammen; als, wenn von Wahrzeichen geredt wird, und daß das Hallische Bier Puff heißt! Nach diesem Verhältniß müßte auch angezeigt seyn, daß das Wittenbergische Guckuk und das Jenaische Maulesel heiße. — Uebrigens gestehen wir gern ein,

ein, daß ein solches Buch ohne beträchtliche Mängel zu schreiben, oder fortzusetzen keine kleine Mühe sey. Fleiß, eigne Reisen, und gute Korrespondenzen gehören dazu; streiten diese mit unsrer Bequemlichkeit, so unterziehe man sich lieber einer solchen Arbeit nicht, als daß ganze Artikel von beträchtlichen Oertern so stehen bleiben, wie sie vor 8, 10, 12 Jahren und länger stunden! —

Of.

64. Sylloge Commentationum Philologici et Theologici Argumenti. Auctore M. *Henrico Christiano Gehe*, Theol. Baccalaureo, Pastore et Inspectore Scholae Portensis. Lipsiae, sumtibus Sommeri. 1792. 198 Seiten in gr. 8. 12 ℋ.

So wenig diese hie und da nur zu weitschweifigen und ohne Noth wortreichen Abhandlungen etwas neues und selbsterfundenes enthalten, so rühmlich zeugen sie von dem Fleiß und der Sorgfalt des Verf in Benutzung der zur Beförderung eines richtigern Bibelstudiums und einer schriftmäßigern Dogmatik und Moral von den vorzüglichsten Theologen unsers Zeitalters, einem Ernesti, Morus, Döderlein, Dathe, Koppe, Rosenmüller, Michaelis, Tittmann, Grießbach u. a. in Umlauf gekommenen schätzbaren Schriften; was auch wirklich dem Verf. zu um so viel größerem Lob, neben den bescheidenen Aeußerungen von dem Werth seiner Arbeit, angerechnet werden darf, je seltner fast überall — freylich auch zum Theil durch die Schuld äußerer widriger Umstände, z. B Armuth, die auf Anschaffung neuer, guter, meistens sündlich theurer Bücher nichts zu verwenden erlaubt; Entfernung von literarischen Stapelplätzen, gerechte Furcht vor strengen, vieläugigen Wächtern der krassesten Orthodoxie in den Consistorien und auf den Superintenduren, deren Groll und Verfolgung jeder Verdacht einer kleinen Abweichung von den Meynungen und der theologischen Mode der lieben Urväter nur gar zu gerne in helle Flammen bringt — die Erscheinung ist, daß Prediger und Schullehrer auf dem Lande und in kleinen Städten sich nicht viel um die Veränderungen und Erweiterungen des theologischen Wissens bekümmern, sondern eben gewöhnlich

lich mit ihren, mehr oder minder magern akademischen Heften zufrieden in Ansehung des Intellektuellen einer völligen Ruhe pflegen, und immer auf einem Fleck stille stehen. Das Ganze besteht aus fünf Abhandlungen. 1) Diiudicatio locorum quorundam Scripturae S. quae non confirmare videntur id, ad quod probandum vulgo excitantur. Diese Schriftstellen sind folgende. Ps. 33, 6. 51, 7. 143, 10. Esai. 45, 24. 35, 5. 6. 48, 22. Prov. 8, 22. fg. 30, 4. Job. 19, 25. f. Dan. 12, 2. Matth. 5, 17. Matth. 16, 18. 19. und Joh. 20, 23. (Bey Erklärung jener Stelle scheint der Verf. die sehr gute und freymüthige commentationem biblicam in effatum Christi Matth. 16, 18. 19. Coloniae 1789. Aut. D. Thaddaeo vergl. Allgem. Literat. Zeit. 1790. Num. 217. S. 279. f. die vorzüglich dabey benutzt zu werden verdiente, nicht gekannt zu haben) Act. 14, 22. 17, 31. Rom. 9, 18. 14, 17. 1 Cor. 15, 10. 2 Cor. 3, 5. 6. 4, 6. Phil. 2, 12. 13. 2 Cor. 10, 3. Col. 2, 8. Die Erklärungen, welche der Verf. bey allen diesen Stellen als die gangbare bestreitet, sind bekanntlich schon längst von den meisten neuern Interpreten und Dogmatikern verlassen, und dagegen die hier unter fleißiger Zurathziehung des richtigen Sprachgebrauchs und des Zusammenhangs aufgestellten fast allgemein angenommen worden, wie ja dies die eigenen steten Hinweisungen des Verf. auf die Lehrbücher der Herren Döderlein und Morus, und auf die exegetischen Schriften Dathes, Koppes und Rosenmüllers zur Genüge zeigen. Daher es uns auch wirklich mißfiel, daß der Verf. nicht andere wichtige Schriftstellen, über deren bessere Auslegung man noch weniger allgemein einverstanden ist, deren es ja eine ziemliche Anzahl giebt, ausgehoben und beleuchtet hat; oder wenn er dies nicht wollte, daß er die angeführte Stellen nicht ungleich kürzer abgefertigt hat, und überdies bey bloßer Wiederholung dessen, was andere im Ruf der Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit stehende Männer vor ihme gesagt haben, mit so sichtbarer Aengstlichkeit und vorsichtiger Selbstverwahrung zu Werk geht, wie z. B. unter andern die Schlußworte dieser Commentation, die uns in der That auffielen, zu erkennen geben, wo er S. 56. die Leser bittet, ut hanc scriptionem aequi bonique consulant, sibi persuadentes, si discesserit in huius vel illius loci interpretatione ab ipsorum decretis, sententiam, ut patet, probabilem secutum esse, seque, ubi vituperare conatus sit vitiosa interpretamenta, *nolle obscurare sanam Evangelii divini*

ratio-

rationem atque doctrinam!! Sollte dem Verf. seine Lage solche sonderbare Protestationen nöthig machen, um schwacher Brüder willen, so haben wir wahres Mitleiden mit ihm. II. Quam utile ac necessarium sit, historiam f. cum institutione religionis christianae conjungere. Ist eigentlich ein Auszug aus einer größern Abhandlung, die der Verf. schon im Jahr 1785. in Reval, wo er am Gymnasium Professor der Theologie und hebräischen Sprache war, verfertigte. Schade, daß der Verf. über dieses wichtige Thema mehr declamirt, als ruhige, geordnete Betrachtungen anstellt. Unter heiliger Geschichte versteht er: „fide dignam et ad persuadendum apte propositam enarrationem originis, progressuum et conservationis religionis cum omnis omnino „revelatae, tum inprimis christianae cum eius fatis adversis atque secundis sic, ut caussarum atque effectuum notatio, inprimis commemoratio efficaciae, quam doctrina „christiana in animos hominum eorumque sentiendi et „agendi rationem, mores, consilia, consuetudines et instituta habuit, non negligatur." III. Quomodo lites in caussa religionis nobis utiles esse possint. Wiederum eine neue, etwas abgekürzte Auflage einer schon im Jahr 1776. in Leipzig unter dem veränderten Titel: de Providentia Dei in errorum haeresiumque noxis ad utilitatem religionis christianae convertendis conspicua, von dem Verf. herausgegebenen Gelegenheitsschrift, die die bekanntesten Bemerkungen über diese Materie enthält. Ueber den nämlichen Gegenstand schrieb auch neuerlich Hr. Hecht, Lehrer am Gymnasium in Freyberg ein Programm, de commodis, quae e Controversiis de Religione eiusque impugnatione nasci possunt, welches aber der Verf. nicht gesehen zu haben bekennt. IV. Ad locum Paulinum Rom. I, 16. 17. die Uebersetzung, die von dieser Stelle gegeben wird, ist diese: „Enim vero me non pudet doctrinae evangelicae, (imo laetor eius professione gloriorque) est enim instrumentum potens atque quam maxime efficax, quo Deus utitur ad conferendam salutem cumulatissimam iis, qui fide ipsam amplectuntur, inprimis Iudaei (besser Iudaeis) deinde etiam omnis generis Gentiles. (Gentilibus.) In ea enim hominibus divinitus innotescit immunitas a peccatorum poenis favorque divinus cum omni vera salute, eiusque tanti beneficii participes fiunt omnes, qui salutem in ea oblatam vera fide accepiunt, ut consentaneum est dicto prophetae:"

„pius

„pius propter fidem beatus." Der darauf folgende von Wort zu Wort fortgehende Commentar ist genaue Ausführung der Koppeschen Interpretation, die nirgends verlassen wird. V. Ad locum Malachiae III. v. 13—24. Hier folgt der Verf. überall Dathe als Vorgänger, von dessen Version die seinige nur in einzelnen wenigen Ausdrücken abweicht. Aus allem erhellen die guten philologischen Kenntnisse des V. durch deren Hülfe er manche, bey so vielen noch immer festklebende Vorurtheile in Behandlung dogmatischer und anderer Schriftstellen glücklich überwunden hat; aber aus allem ergiebt sich auch, daß hauptsächlich Exegese das Feld des Verf. ist, über welches hinaus zu schreiten, er schwerlich als Schriftsteller Beruf haben dürfte.

Bw.

65. Predigten über die häusliche Frömmigkeit von Wilhelm Abraham Teller. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin und Stralsund, bey Lange. 1792. 343 S. in 8. 21 gr.

Die Vermehrung dieses schätzbaren und gemeinnützigen häuslichen Andachtsbuchs besteht in einem hinzugefügten zweyten Anhange einiger Predigten, den Hausstand und besondere Verhaltungsarten in demselben betreffend. I. Von der Würde des Hausstandes, über Jes. 2, 1—8. II. Von dem Werth häuslicher Sorgen, über 1 Mos. 30, 30. III. Von der liebreichen Theilnehmung an den Beschwerden anderer, und Duldung ihrer Schwachheiten in dem gesellschaftlichen Leben, über Gal. 2, 6. IV. Von der Gefälligkeit im gesellschaftlichen Leben, über Philipp. 2, 4. 5. V. Von der Verbindung des Ernstes und der Güte in dem Verhalten gegen andere, über Matth. 18, 23—35.

Auch diese Predigten sind vortrefflich, und enthalten die besten praktischen Regeln zur Beförderung ächter häuslicher Glückseligkeit. Jedermann wird sie mit Nutzen lesen, und dem würdigen Verf. dafür danken. Möchten nur viele, die sie mit Wohlgefallen lesen, sich auch wirklich darnach bilden!

 Wie

Wie wohl würde es dann unter christlichen Familien um ihren Hausstand stehen!

Dm.

66. Versuch zu einem Eidesformularbuch für Beamten, Commun- und Spitalvorsteher in Wirtenberg u. s. w. von August Ludwig Bilfinger, Rechnungsprobator zu Schorndorf. Tübingen, in Commission bey Cotta. 1792. 454 S. in gr. 8. 1 Rg. 16 Kr.

Der Verf. scheinet noch ein eifriger Anhänger des Eides zu seyn; wir müssen aber gestehen, daß wir durch die biblischen Sprüche, die er zum Beweise der Rechtmäßigkeit desselben anführet, keines andern überzeugt worden sind, als daß er sich mit geläuterten Religionsgründen nicht verträgt, und daß er unter allen Beweismitteln das schlechteste ist. Die Philosophie hat ihm auch längst das Urtheil gesprochen, sie findet aber zu wenig Unterstützung, ihre executive Gewalt ist zu eingeschränkt, als daß sie ihn aus den Gerichtshöfen verbannen könne. Das ist aber eben so gut möglich, als es möglich war, die andern Arten von Gottesgerichten daraus zu verweisen. Wenn man dem Menschen von Jugend auf eine Ehrfurcht gegen die Wahrheit und einen eben so starken Abscheu gegen eine gerichtliche Unwahrheit, und gegen den Meineid einflößte; wenn man ihm begreiflich machte, daß den Falschredenden eben die zeitlichen und ewigen Strafen träfen, denen sich der Meineidige aussetzte: so würde eine gerichtliche Versicherung, ein gerichtlicher Handschlag die Kraft des Eides selbst haben, und ein Surrogat desselben wäre entbehrlich. Einerley Folgen unserer Handlungen, geben uns einerley Motiv selbige zu thun oder zu unterlassen. — Mit den Strafen nach dem Tode wird gemeiniglich nicht viel ausgerichtet, man glaubt sie wieder abbeten zu können; und weil es nach den gegenwärtigen Gerichtsverfassungen eine so mißliche Sache ist, jemanden des Meineids zu überführen; so hat der Bösewicht einen Bewegungsgrund mehr, die Wahrheit zu seinem Vortheile zu verhehlen. Man benehme ihm aber nur auf eine zweckmäßige Art die Aussicht, daß seine Unwahrheit verschwiegen bleibt, welches mit dadurch bewirkt

werden

werden könnte; wenn der, der die Wahrheit ans Licht brächte, und den Falschredenden des Verbrechens der Unwahrheit überführte, eine Belohnung erhielte, auch keine Verjährung bey diesem Verbrechen Statt fände; und bestrafe eine gerichtliche Unwahrheit mit dem vierfachen Ersatz des Schadens, der daraus erwachsen ist, mit einer Leibesstrafe, mit dem Verlust der Ehre, so daß der Falschredende von Handwerkern ausgeschlossen würde, oder in eine Art des Kirchenbannes fiele; so wird die Wahrheit weit leichter und öfterer an den Tag kommen, als durch den Eid. — Der Nachtheil der der Vernunft und Religion dadurch erwächset, wieget den Vortheil weit auf, der dadurch erhalten wird. Die häufigen Gelegenheiten, die Recens. hat, Eidschwüren beywohnen zu müssen, überzeugen ihn immer mehr davon, daß dadurch nichts als der unchristliche Trost gewonnen wird, daß sich der Gegentheil zum Teufel geschworen hat. Der Mensch der es für keine Sünde hält, dem andern das Seine durch Verschweigung der Wahrheit zu rauben, macht sich auch kein Bedenken daraus falsch zu schwören. Dem verstockten Bösewichte preßt man durch den Eid die Wahrheit nicht aus, und wer nicht aus Grundsätzen rechtschaffen handelt, der wird sich durch den Eid nicht fesseln lassen seinem Versprechen treu zu bleiben. Davon geben uns die täglichen Treulosigkeiten, die von verpflichteten Dienern begangen werden, ein trauriges Beyspiel. — S. 7. erklärt der Verf. den Eid, und sagt: der Eidschwur wäre eben so viel, als wenn der Schwörende spräche: „Zum ersten, so ferne ich heute falsch schwöre; so „bitte ich Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist, die „hochheilige Dreyfaltigkeit, daß ich ausgeschlossen werde aus „der Gemeinschaft Gottes, und sein heiliges Wort werde ein „Fluch meines Leibes, Lebens und der Seele. Zum andern, „wenn ich falsch schwöre, so solle Gott der Vater, Sohn und „heilige Geist, und die grundlose Barmherzigkeit meines „Heilandes Jesu Christi mir nimmermehr zu Hülfe und Trost „kommen, und an meinem letzten Ende, und in der Stunde „da Leib und Seele sich von einander trennen und scheiden soll „und muß. Zum dritten, wo ich falsch schwöre, so bitte ich „dich Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, daß der köst„liche Leichnam Jesu Christi, sein rosinfarbes Blut — seine „Angst und Noth — sein bitter Leiden und Sterben — „seine unschuldige Marter und schmerzlicher Tod — seine „Höllen- und Himmelfahrt an mir frechen Sünder ganz und

„der verstoßen werde. Zum vierten, wo ich falsch schwöre, „so solle meine Seele und mein Leib mit einander verlohren „werden, am jüngsten Gericht, da ich meineidiger elender „Mensch vor dem so gerechten als strengen Richterstuhl des „allwissenden Gottes stehen soll und muß. Will auch abge„sondert seyn von aller Gemeinschaft Gottes, der heiligen En„gel und Auserwählten, will auch auf ewig beraubt seyn al„les begierlichen Anschauens des allerheiligsten Angesichts des „majestätischen Gottes und meines lieben Herrn und Heilan„des Jesu Christi!" Orthodox und alt genug ist diese Erklärung, aber vernünftig und christlich wahrhaftig nicht. Wie kann ein vernünftiger Mensch mit gutem Vorbedacht eine sträfliche Handlung begehen, und zugleich bitten, daß er dafür gezüchtiget werde, ja was das lächerlichste ist, sich die Strafe selbst diktiren und Gott verschreiben, was er thun und lassen soll? — Und wie könnten Religionslehrer den Menschen in dem schädlichen Wahn lassen, daß seine Rache gegen den Nächsten noch jenseits des Grabes wirksam bleibe, und daß er sich schon hier eine Sicherheitsakte darüber ausstellen lassen kann, daß sein Gegner ewig verdammt werde, wenn er die Wahrheit verschweiget? — Wir müssen die weitere Zergliederung und Beurtheilung dieser Erklärung, die eine der gewöhnlichsten ist, dem Leser überlassen; so viel ist aber gewiß, daß man daraus Resultate ziehen kann, die unsern aufgeklärten Zeiten keine Ehre bringen. — Bey dieser Gelegenheit mehr von dem Zwecklosen des Eides zu sagen, verbietet der Raum. Wir beziehen uns deshalb auf die Schriften die vor einigen Jahren über diese Materie erschienen sind, wünschen aber, daß das, was darin gesagt wird, näher beherziget und ausgeführet werde. So lange das nicht geschiehet, behält freylich eine Sammlung von Eidesformeln und Pflichtnoteln, besonders wenn sie mit den Landesgesetzen genau übereinstimmt, immer ihren Nutzen; sie dienet dazu, dem Mann der mit Geschäfften überladen ist, eine Erleichterung zu machen, und dem unerfahrnen Praktiker auszuhelfen. Was der Verf. in der Einleitung sagt, hätte füglich wegbleiben können. Er forderte nicht zu viel, wenn er voraussetzte, daß seine Leser schon mit allen den darin im Allgemeinen bemerkten rechtlichen Sätzen bekannt seyn mußten. Wollte er keine umständliche Theorie des Eides vorausschicken; so war die Vorrede genug zu seinem Zwecke. An Vollständigkeit fehlt es dem Werke nicht, nur ist der Verf. zu wortreich. Er bin-

der

det sich zu genau an den alten Formularstyl, häuft Synonyma auf Synonyma, und wird dadurch weitläuftig und steif. Die oben angeführte Erklärung des Eides diene zum Beyspiele. Man verlangt keine abgezirkelte Schreibart in einem solchen Werke, aber das kann man doch von einem Schriftsteller fordern, daß er rein und richtig schreibe. Darin sündiget aber der Verf. sehr oft, nur einige Worte zur Probe: S. 75. heißt es: „Da aber ein Knabe so ungelärnig und „also eines harten Kopfs, daß kein Fleiß noch Arbeit an ihme wollte erschließen, desselben Eltern anzeigen, daß er „bey der Schul verdarbe, damit sie die Eltern ihn zu Handwerkern oder andern richten und helfen mögen u. s. w.“ Sind dergleichen Stellen Abschriften von alten Verordnungen, so hätten sie von veralteten Ausdrücken und Provinzialismen gereiniget werden sollen; sind sie aber des Verf. eigene Arbeit, so verdienen sie um so mehr gerügt zu werden. Ein Mann, der in einer Gegend lebt, wo die Regel: schreib, wie du sprichst, so wenig Anwendung findet, muß desto mißtrauischer gegen seine Schreibart seyn. Er wird oft von der Gewohnheit verführet unrichtig zu reden und zu schreiben, und darf sich gar nicht schämen, sein Werk zuvor von einem Sprachkenner von Fehlern reinigen zu lassen, ehe er es zum Druck übergiebt.

Ka.

67. Der vorsichtige Bürger in Stadt- und Handwerkssachen, in gerichtlichen und außergerichtlichen Händeln, von Karl Gottfried Theodor Chladenius, Accis-Inspektorn, auch zur Schulaufsicht deputirten Rathsherrn zu Großenhayn. Dreßden, 1792. 266 S. in 8. nebst Register und Inhaltsanzeige. 12 gr.

Der Zweck des Verf. ist nach seiner in der Vorerinnerung enthaltenen Erklärung, dem Bürger und Handwerker, der bey dem Eintritt in den Bürger- und Handwerksstand gleichsam in ein neues Leben tritt, lauter neue Verhältnisse sieht, und sich von sehr vielen Pflichten umschränkt findet, das vorzüglichste der bürgerlichen Verfassung und Handwerkssachen bekannt zu machen. So gut und löblich dieser Zweck an sich

ist, so gut hat ihn auch der Verf. in einer reinen und faßlichen Sprache ausgeführet, vortreffliche Bemerkungen, welche für Polizeywissenschaft wichtig sind, eingestreut, und wir verdenkens ihm gar nicht, daß er dasjenige, was zur Erziehung und früheren Unterricht des Bürgers und Handwerkers gehört, nicht mitgenommen hat, indem dieses seinen Plan allzusehr erweitert haben würde. Sehr gut und zweckmäßig, auch den Zeiten besonders angemessen ist die dem ersten Theil vorgesetzte Einleitung, in welcher nach einer kurzen Geschichte von Entstehung der Städte und Handwerker der Ursprung und die Vortheile der Staatsverfassung, die Nothwendigkeit ihrer Einrichtungen, besonders die Verhältnisse der Obrigkeiten und Bürger sehr einleuchtend erklärt werden. Nach diesem handelt der erste Theil in sechs Kapiteln: 1) von den Bürgern und Einwohnern einer Stadt, und von Erlangung des Bürgerrechts. 2) Was unter Bürgerrecht verstanden werde? 3) Was Stadt- und Marktrecht heiße? 4) Von der Bürgerschaft, deren Viertelsmeistern und Syndicis. 5) Von dem Bürgereide und dessen Wichtigkeit. 6) Von dem geziemenden Betragen eines vorsichtigen Bürgers als eines Stadteinwohners; und hier insbesondere von gerichtlichen und außergerichtlichen Händeln, von Vorsichtigkeiten bey Kaufen und Verkaufen, bey Miethen und Vermiethen, Pachten und Verpachten, bey Borgen und Leihen, bey Bürgschaften, bey Vormundschaften, in Erbschaftssachen, in Testamentssachen, Heergeräthssachen, Geradesachen, Injuriensachen, bey abzulegenden Zeugnissen, und von Vorsichtigkeiten, sich vor Verbrechen und Strafen zu hüten. Der zweyte Theil von Handwerkssachen, in welchem auch Schriften der Rechtsgelehrten angeführt sind, handelt nach einer zweckmäßigen Einleitung über die Einrichtungen der Handwerker im Allgemeinen in vier Kapiteln: 1) von der Eintheilung der Handwerker und der collegialischen Form derselben; 2) von den Innungsartikeln oder Handwerksgesetzen; 3) von der Handwerksverfassung in Ansehung der Lehrlinge; 4) von ebenderselben in Ansehung der Gesellen und des Meisterwerdens, und von verbotenen Handwerksmißbräuchen. Der dritte Theil endlich enthält ein Verzeichniß lateinisch juristischer Wörter ins deutsche übersetzt, und zuweilen umschrieben. Daß der Verf. sehr viel eigenes aus der chursächsischen Verfassung und Gesetzen beygebracht hat, schränkt zwar die Brauchbarkeit seines Werks einiger Maaßen ein; Rec. möchte es aber

dem

dem Verf. um so weniger zum Vorwurf machen, als er überzeugt ist, daß dergleichen Volksschriften, ohne lokal zu seyn, nicht leicht von grossem Nutzen seyn, und nicht leicht zweckmäßig eingerichtet werden können; vielmehr wäre zu wünschen, daß der Plan des Verf. in mehreren deutschen Ländern nachgeahmt, und auf die besondere Gesetze und Verfassungen angepaßt würde. Sehr gut werden öfters Misbräuche gerügt, und übel verstandene Vortheile gezeigt, wie S. 52. 67. u. s. w. und beynahe auf allen Seiten gute Verhaltungsregeln eingemischt; besonders wird vor Unruhe und Unzufriedenheit mit der Obrigkeit und dem Regenten sehr nachdrücklich gewarnet.

68. Ueber die Vielfachheit der Verwandschaft und ihre Würkungen, besonders in Rücksicht auf das Recht der Erbfolge von H. J. Klüpfel. Stuttgardt. 1792. 12 B.

Den Gegenstand dieser Abhandlung hat zwar auch Kanzler Koch in einer Zugabe zu s. Tr. von der Intestaterbfolge bearbeitet, allein unser Verf. hat sich ein wahres Verdienst gemacht, daß er ihn noch weiter ausgeführt, besonders mit vielem Scharfsinn die vielerley Fälle der vielfachen Verwandschaft sehr genau auseinander gesetzt, und durch Tabellen sehr gut erläutert hat. Die drey Hauptarten, wie eine vielfache Verwandschaft entsteht, sind: 1) wenn solche Personen einander heyrathen, und Kinder erzeugen, welche schon Blutsverwandte waren; 2) wenn solche Personen, welche nicht Blutsverwandte sind, von welchen aber jede mit einem andern zweyer Eheleute besonders verwandt ist, einander heyrathen und Kinder erzeugen, und 3) wenn beyde Fälle mit einander vereinigt sind. Durch die zwote Art wird ein im Göttinger Taschenkalender aufs J. 1792. aufgegebenes Räthsel aufgelößt, welches heißt: „Hier ruhen zwo Großmüttere mit „ihren zwo Enkelinnen, zween Ehmänner mit ihren zwo Eh„weibern; zween Väter mit ihren zwo Töchtern, zwo Mütter mit ihren zween Söhnen, zwo Jungfern mit ihren zwo „Müttern, zwo Schwestern mit ihren zween Brüdern, zu„sammen sechs Personen, alle in erlaubten Graden der Ehe „erzeugt."

Der Verf. tritt der Kochischen Meynung bey, daß Vielfachheit der Verwandschaft auch vielfaches Recht der Erbschaft gebe, und bestärkt sie mit mehreren Gründen, welche jedoch nicht alle gleich bündig sind. S. 78. sind die vielfachen Verwandschaften der Bourbonischen Häuser unter einander, und die des Dänisch und Hessenkasselischen Hauses sehr sauber in Kupfer gestochen. Im letzten § wird noch die Frage berühret, ob auch bey Familienstiftungen vielfache Verwandschaft ein vielfaches Recht gebe, und auch bejaht, es müßte denn der Zweck der Stiftung durch den einfachen Genuß derselben erreicht werden können; die hämische Anmerkung des Verf. am Beschluß des letzten § wäre immer besser weggeblieben; dagegen aber hätte auch von Verwandschaften durch uneheliche Verbindungen etwas gesagt, und noch die Frage berührt werden können, ob mehrfach verwandte Personen, wenn sie sich heyrathen, auch eine mehrfache Dispensationstaxe, wo sie noch eingeführt ist, bezahlen müssen?

Atz.

Wilhelm Buchan's, Arztes und Mitglieds des Colleg. der Aerzte zu Edinburg, Hausarzneykunde. Nach der eilften englischen und vierten französischen Ausgabe übersetzt, und mit Zusätzen begleitet, von Kurt Sprengel, Prof. zu Halle. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1792. 64 Seit. Vorrede und Register, 808 Seit. Text in gr. 8. 2 Rh.

In gleichem Verlage erschien schon 1774. die erste deutsche Ausgabe dieser so vielfältig aufgelegten und übersetzten medicinischen Volksschrift. Es würde also ganz überflüßig seyn, wenn wir jetzt noch eine ausführliche Anzeige davon geben wollten. Wir bemerken nur, daß man seit jener Zeit über Volksmedicin anders denken gelernt — oder es doch wenigstens laut und nachdrücklich genug erinnert hat, daß eine populäre Medicin keinesweges praktisch seyn, und dem Layen die Anwendung und Ausübung der Kunst lehren dürfe; und daß durch alle praktische Rathschläge, und besonders durch Recepte, nichts als elende Halbgelehrte gebildet werden, die

stolz

stolz auf ihren Receptschatz, die gröbste Empirie treiben, und dadurch eine wahre Pest ihrer Nebenmenschen werden. Täglich hört man die Klage, daß gute praktische Aerzte immer seltner werden; die Klage ist sehr gerecht, ob es gleich nicht an guten theoretischen und praktischen Lehranstalten fehlt, und ob sich gleich immer sehr viele Menschen der Erlernung der Heilkunde ganz widmen. Wird man nun wohl jenen Mangel an guten praktischen Aerzten dadurch ersetzen, — ja wird man jemals nur einen erträglichen Arzt hervorgehen sehen, wenn Leute, ohne Vorkenntnisse, ohne Benutzung medicinischer Lehranstalten, gleich die Ausübung der Kunst als Nebenwerk zu treiben anfangen, ihre meiste Zeit und Fähigkeit aber einem ganz anderen Fache widmen? — Kein Vernünftiger, der mit dem großen Umfange der Heilkunde bekannt ist, wird so etwas behaupten; und wir würden hier kein Wort weiter über eine Sache, die man neuerlich von so vielen Seiten betrachtet hat, verlieren, wenn Hr. Sprengel nicht auf den unglücklichen Einfall gerathen wäre, in der Vorrede zu gegenwärtigem Buche, eine praktische medicina popularis mit Gründen zu vertheidigen, die zwar jetzt so ziemlich außer Cours gekommen sind, aber doch für manchen Layen viel Blendendes haben. Er sagt nämlich: mit der Vernunft streite es unter gewissen Umständen auf keine Art, daß bey offenbaren Krankheitsursachen, Leute die etwas heller sind, als andere, im Stande seyn, die nöthige medicinische Hülfe zu leisten; — es kämen nicht selten Beyspiele von solchen Kuren vor, die von Weltleuten (so nennt Hr. S. alles, was kein Arzt ist) unternommen, einen weit glücklicheren Erfolg haben, als das methodische Verfahren ganzer Fakultäten; — der Zustand des medicinischen Unterrichts sey noch immer schlecht, und Unwissenheit und Ungeschicklichkeit das Theil vieler Aerzte; — u. s. w. Eine ernsthafte Widerlegung verdienen solche Gründe nicht; und wenn Hr. S. seinen Lesern, — er scheint besonders auf die Pfarrer gerechnet zu haben, — um seine Sache zu beschönigen, zuruft: sie müßten besondere Fähigkeiten haben, — müßten sich theoretische Kenntnisse erwerben, — müßten nicht zu früh handeln, u. s. w. so ist das alles in den Wind gesagt. Wer soll denn die besonderen Fähigkeiten bestimmen? Wo sollen die Herren Pfarrer, und ihres gleichen, die theoretischen Kenntnisse, bey ihrem sonstigen Beruf, hernehmen? Wenn kömmt die Zeit zum handeln? — Offenbar hat Hr. S. auch das Gewicht dieser Einwürfe

 gefühlt,

gefühlt, denn er lenkt zuletzt wieder ein, und kommt auf den noch unglücklicheren Einfall: die diätetischen Regeln seines Buches, den Weltleuten, die Kurmethoden aber den Aerzten als sehr nützlich zu empfehlen. Wehe dem Arzte, der nichts besseres hat, als was ihm Buchan geben kann! Selbst Hr. S. nennt viele Abschnitte seines Originals „ziemlich oberflächlich“ und giebt von ihnen nur einen Auszug, der also noch oberflächlicher seyn muß. Ein anderesmal sagt er: „Entweder hätte der Verf. dies Kapitel ganz weglassen, oder die Gegenstände doch gründlicher abhandeln sollen. Ich will lieber nichts hinzufügen, als unvollständige Zusätze machen; und unvollständig müssen sie nothwendig, nach der ganzen Anlage des Werks werden.“ — Ferner: „Ein jeder sachkundige Leser wird an dieser, so wie an vielen andern Stellen, die Unbestimmtheit der Vorschriften sehr tadelnswerth finden. Ich rede nicht einmal davon, daß auf diese Art dies Buch für Weltleute und Unerfahrne völlig unbrauchbar und schädlich wird; selbst für angehende Aerzte sind solche Vorschriften unzweckmäßig und nachtheilig.“ — So urtheilt selbst der Uebersetzer, von seinem Original, das er doch so sehr empfiehlt, und dessen noch weit größere Fehler und Unvollkommenheiten er verschweigt. Unsere Leser werden also unser Urtheil um so gerechter finden, wenn wir behaupten, daß sie an diesem dicken Buche ihre Zeit und ihr Geld verlieren würden.

Schade ist es, daß die Sprengelschen Zusätze in diesem unnützen Buche stehen! Nur die wenigsten sind für den Nichtarzt brauchbar; die meisten sind für den gelehrten Arzt, und der sucht sie hier nicht. Wir müssen unsern Leser mit den wichtigsten bekannt machen: daß viele Mütter nicht selbst stillen, rechnet Hr. S. zu den Ursachen der großen Sterblichkeit der Kinder. Viele arme Mütter verließen ihre Kinder, um den reichen als Ammen zu dienen, und jene verlassene Kinder stürben alle (?). Es sollte daher billig keine Mutter angehalten werden, ein anderes Kind zu stillen, bis sie ihr eignes entweder entwöhnt hat, oder bis dasselbe gestorben ist. Da möchten aber im ersten Falle die Kinder der Reichen meistentheils eine sehr schlechte und zu alte Milch bekommen. Das Selbststillen empfiehlt Hr. S. viel zu sehr, und unter Umständen, wo es schlechterdings widerrathen werden muß. Welche falsche, gewagte, und höchst schädliche Behauptung ist

es

es nicht, wenn S. 6r6, gesagt wird: daß kränkliche und nervenschwache Weiber, allein durch Selbststillen eine dauerhafte und gesunde Constitution erhalten! — Die Behauptung, daß Kinderkrankheiten weder so schwer zu erkennen, noch so übel zu heilen sind, als die Krankheiten Erwachsener, beweißt, daß Hr. S. noch keine kranken Kinder gesehen und behandelt hat. — Weitläuftig über die physische Erziehung der Kinder, grösstentheils nach Rousseau. — Die Krankheiten der Bergleute, hiengen meistens von schädlichen Luftarten ab, die sie einsaugen. Nicht alle Weltleute werden errathen, daß hier vom Einathmen die Rede ist. Die entzündbare Luft sey von der phlogistischen blos darin unterschieden, daß sie bey der Berührung der atmosphärischen sich entzünde. Das wäre ja eine ganz neue, höchst merkwürdige Entdeckung!! Von der Schädlichkeit der Metalle viel Schiefes und Unrichtiges. — Ueber die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten zu Lande und zur See. Neben einigen guten Regeln, auch manches, das Hrn. S. Unkunde mit den hieher gehörigen Gegenständen beweißt. So steht S. 696. Man hat an einigen Orten die Gewohnheit, das Bauholz zu Schiffen vorher in Salzlauge zu legen, um es vor dem Verderben zu bewahren: allein die Schiffe, die aus diesem Holze gebauet sind, sind weit ungesünder als andere. Warum denn ungesünder? Das Schiff schwimmt ja beständig in einer Salzlauge. — Ueber die Krankheiten der Gelehrten, einige gute Bemerkungen. — Ueber die Nahrungsmittel ebenfalls, aber auch viel triviales. Daß das Mutterkorn die Kriebelkrankheit hervorbringe, ist ja gar nicht entschieden! — Gegen das Begraben in den Kirchen. — Vom Wechselfieber. Ein eigner Krankheitsstoff und Nervenschwäche wären die Ursachen, Unreinigkeiten der ersten Wege gemeiniglich nur Folgen, auflösende und auslerrende Mittel fast immer schädlich, und China- und Weidenrinde, frühzeitig gebraucht, allen anderen vorzuziehen. Jeder Sachkundige weiß schon, wie Aeußerungen dieser Art zu verstehen sind; — aber in einer Volksarzneykunde, stehen sie gar sehr am unrechten Orte!! Ueberhaupt wollen wir ein für allemal die Weltleute warnen, nicht nach Hrn. S. praktischen Rathschlägen darauf los zu kuriren! — Von den Brustentzündungen, wo das, was der Verf. über den Unterschied von pleuritis und peripneumonia sagt, den Weltleuten gar unentbehrlich ist! Man weiß gar nicht, was man von Hrn. S. prakti-

praktischen Kenntnissen denken soll, wenn er gegen katarrhalisch-rheumatisches Seitenstechen, ohne den Fall näher zu bestimmen, geradezu Schwefel, Dulcamara, Polygala, und — Fontanelle (!) empfiehlt. — Von bösartigen und faulichten Krankheiten. — Vom Friesel. Hippokrates, Galen, Aetius, Ebnsina, hätten es schon beschrieben, was aber durch Angabe der Beweisstellen hätte dargethan werden müssen. Viel Mühe giebt sich der Verf. zu zeigen, daß das Friesel kritisch sey. Hier wäre wohl eine genaue Unterscheidung der Fälle nöthig gewesen, denn allgemein ist jene Behauptung falsch, und leitet auf grobe Irrthümer. — Von den Pocken. Paläologie derselben, durch die vielen arabischen Namen den Weltleuten sehr interessant. Folgende Stelle verdient ganz angeführt zu werden: „Die Pocken stecken nach neueren Beobachtungen nicht über die Weite einer halben Elle (!!) an (wer das gemessen hat?). Die Ausdünstung des Pockenkranken insbesondere kann nicht anders anstecken, als wenn sie mit Eiter überladen ist (eine mit Eiter überladene Ausdünstung!!) Hoffmann zwar behauptet dies von den feinsten Dünsten: indessen können sich diese doch unmöglich so in die Kleider hängen, daß sie viele Meilen weit noch die Ansteckung fortpflanzen sollten." Von Fäulniß des Pockendrüsensafts, von der uns Hoffmann so viel zu sagen weiß, hält Hr. S. nichts, und das von Rechtswegen. Sonst enthält dieser Aufsatz noch einige recht gute praktische Regeln. — Einimpfung der Pocken. Geschichte derselben. Gründe dafür. Darin sind wir mit Hrn. S. nicht einverstanden: daß sich die Geistlichen sehr berühmt und verdient machten, wenn sie die Einimpfung ganz allgemein ausüben, und unter dem gemeinen Manne verbreiten. Das wolle der Himmel verhüten, denn sonst möchte die Einimpfung am Ende mehr Schaden thun, als die sich selbst überlassenen Pocken! Die Impfung muß ein Geschäfft des Arztes bleiben, der die Bedingungen ihrer Zuläßigkeit gehörig zu bestimmen weiß! — Von den Masern. — Von den Rötheln. — Von dem Scharlachausschlag. Das beste Mittel gegen die nachbleibende wässerige Geschwulst, der Schwefel, ist nicht angeführt. — Von dem Rothlauf, ganz gut. — Phrenitis. Brechmittel, die hier sehr unbedingt empfohlen sind, wollen doch bey jenem Uebel mit mehr Scharfsinn angewandt seyn, als man bey Weltleuten voraussetzen darf. — Von der Bräune. Mit Recht eifert der Verf. gegen den viel

zu

zu allgemeinen Gebrauch reizender Gurgelwasser. — Ueber die Wurmmittel. Wenn es S. 777. von dem Ricinusöl heißt: man kann es den kleinsten Kindern Unzenweise geben, so ist das, mit dem gelindesten Ausdrucke, eine große Unvorsichtigkeit! — Ueber die Gelbsucht, ganz gut. — Von der Brustwassersucht, und dem Wasserkopfe, auch von der Sackwassersucht. — Von der Gicht, nach Cullen, von dem Rheumatismus und vom Hüftweh. — Von dem Schlagflusse. Einige gute Bemerkungen, aber nur Aerzten verständlich. Einen Schlagfluß von zurückgetriebener Krätze, bey dem man die Krätze einimpfen soll, kennen wir nicht. — Melancholie, Manie. Bey letzterer sollen unstreitig reichliche und wiederholte Aderlässe nothwendig seyn. Wegen der Manie an sich gewiß nicht! — Lähmung. Fallsucht. Der Baldrian verdiene bey dieser die erste Stelle. Als empirisches Mittel vielleicht, sonst kommt alles auf die Ursachen an. — Vergiftungen. Gegen die Arsenikvergiftung verdient eine starke Seiffenauflösung vor allen anderen Mitteln den Vorzug, wie wir uns erst neuerlich wieder durch einen Fall überzeugten. Schwefelleber wirkt blos durch ihr Laugensalz, und der Schwefel ist gewiß ganz unnütz. — Endlich noch von einigen venerischen Zufällen, besonders vom Tripper, von der Hodengeschwulst, und von Bubonen. Buchan sagt davon sehr viel ganz irriges, was aber Hr. S. größtentheils sehr gut berichtigt hat. In den Krebs sahen wir niemals eine Hodengeschwulst ausarten, die venerischen Ursprungs war. Hat eine solche schon lange gedauert, so ist die Einimpfung des Trippers ohne allen Nutzen; nur ganz im Anfange kann sie heilsam seyn. Sehr richtig ist folgende Bemerkung: „Der Verf. — (Buchan) zeigt eine erstaunende Blöße, wenn er zur Kurmethode des Trippers überhaupt Quecksilbermittel, und zwar den innern Gebrauch desselben, vorschlägt.“ Hr. S. spricht hier nach den Erfahrungen unserer größten und nicht von Selbstliebe oder Partheygeist geblendeten Aerzte; er weiß mit diesen, daß auch das vortrefflichste Quecksilbermittel gegen einen blossen Tripper nichts ausrichten könne, was auch immer die Quacksalber, und die ihnen gleichen, dagegen sagen mögen; — kurz er hätte sich hier nicht besser ausdrücken können! — —

Arw.

70. Fa-

70. Fabeln, Erzählungen und Idyllen. Zu Weihnachts- und Geburtstagsgeschenken für gute Kinder. Berlin, bey Himburg. 168 S. in gr. 12. 9 R.

Es ist fast unbegreiflich, wie ein vernünftiger Mensch mit Ausarbeitung, — wenn das Wort Ausarbeitung hier nicht schon zu viel sagt, — solcher Produkte seine Zeit verschwenden, und noch unbegreiflicher, wie er es wagen kann, dergleichen schlechte Waare auf öffentlichen Marktplätzen zum Verkauf auszustellen. Die Aeltern, welche sie zu Weihnachts- und Geburtstagsgeschenken für ihre guten Kinder gebrauchen sollen, haben ihre guten Kinder gewiß nicht lieb, wenn sie ihnen, da es so viel andere viel lehrreichere und unterhaltendere Schriften für die Jugend giebt, solch fades Zeug auftischen, welches für Kinder schwerlich etwas Anziehendes, als etwa das illuminirte Titelkupfer haben dürfte. Der Verf. versichert zwar in der Vorrede mit dem Tone der Bescheidenheit, daß ihn seine Beschäfftigungen so etwas in Rücksicht der Kindesnatur orientirt haben; allein auch mit dem so etwas hat es noch nicht seine völlige Richtigkeit, weil die ganze Schreibart des Büchleins, so wie die Einkleidung und Ausführung des Dialogs und der Fabel, sich durchaus nicht für Kinder paßt. Die trockenen Gespräche, und zwar größtentheils in matten reimlosen Versen, und der schwülstige Ton in den sogenannten Idyllen ist unnatürlich und widerlich, wenn man bedenkt, daß die redenden und agirenden Personen zum Theil kleine Kinder sind, oder daß diese die empfindelnde und langweilige Sprache älterer hier gar nicht verstehen. Beyspiele hievon braucht man nicht zu geben, weil man sonst das ganze Buch abschreiben müßte. Uebrigens will Rec. nicht läugnen, daß es der Verf. mit den guten Kindern herzlich gut gemeynt hat; allein man kann bey allem herzlichen Gutmeynen doch eine Sache herzlich schlecht machen, und Kindern sollte man durchaus nichts, als gute Muster zur Lektüre in die Hände geben. Sprachfehler, Härten und Steifigkeiten im Versbau und in der Prosa hat das Büchlein überdem noch in nicht geringer Menge, und verdient daher um desto weniger empfohlen zu werden, wenn man nicht den Geschmack der Kinder verderben will.

Za.

71. Poetische Kleinigkeiten von Wilhelm Scherer. Frankfurt, bey Kunze. 1792. 8 M.

Wenn der Kunstrichter ein Mann von Gewissen ist, (und dies sollte er doch billig seyn) so wird er nichts Bedenklicher finden, als einen jugendlichen Autor mit seinen ersten noch unvollkommenen Versuchen in die Welt einzuführen. In diesem Falle kann seine Strenge eben so leicht schaden, als seine Nachsicht. Wie mancher wäre jetzt ein glücklicher Priester im Tempel der Musen, hätten nicht beym ersten Eintritte donnernde Machtsprüche ihn auf immer abgeschreckt. Ein anderer hingegen ward durch den ersten schmeichelnden Beyfall eingeschläfert, so daß er uneingedenk seiner Unvollkommenheiten und noch nöthigen Ausbildung, das nicht wurde, was er werden konnte. Um hier immer den sichersten Weg zu wählen, müßte er nicht nur die Dichteranlage in ihrem ersten Keime schon beurtheilen, und daraus schließen können, wie er einst seyn werde, wenn er sich entwickelt hat, er müßte zugleich auch den Grad der Eitelkeit und Bescheidenheit bestimmen können, um zu wissen, wie viel beyde vertragen können. Indessen ist, so wie in jedem Falle, so auch hier, Gelindigkeit sicherer, als Strenge. Zu Folge dieser Grundsätze wollen wir dem Verf. dieser vor uns liegenden Kleinigkeiten zwar nicht abschrecken, aber ihm doch den wohlgemeynten Wink geben, daß er von seinem Ziele weiter noch entfernt sey, als manche seiner Freunde ihm vielleicht einbilden dürften. Es fehlt ihm noch sehr an dichterischer Darstellung, an Bildern und Empfindungen, an harmonischer, leichter, edler, und hin und wieder sogar korrekter Sprache, kurz, an Stärke der Gedanken und des Ausdrucks. Auch Sylbenmaas und Reim hat er noch nicht genug in seiner Gewalt. Beyspiele hievon anzuführen wäre leicht, aber auch überflüssig. So wie es seinen Erzählungen und Liedern an Leben und Gefühl fehlt, so fehlt es seinen Sinngedichten hin und wieder an dem nöthigen Stachel und Lichte. Indessen lassen doch einige derselben, wie auch einige Fabeln und andere Gedichte sich ganz gut lesen, und erwecken die Hoffnung, daß er künftig nach erstrebter mehrerer Ausbildung, Gedichte liefern werde, welche er nicht nöthig findet, Kleinigkeiten zu nennen, noch auch in einer weitschweifigen Vorrede mühsam und kleinlich zu entschuldigen. Zur Probe wollen wir noch ein Paar Zeilen abschrei-

geschnitten, und zwar von den schlechtesten, und von den besten.

Sagt mir, was hab ich begangen,
Welche Schwänke angefangen,
Daß man mich so haßt?
Größer bin ich, das ist wahr,
Und zu meinem Unglück fast
Gegenwärtig achtzehn Jahr;
Aber ist es ein Vergehen
Unwillkührlich Jahre sehen?

Die Weiber.

Gerechter Zevs! du hast,
So sprachen einst die Weiber,
Uns die Verschwiegenheit versagt.
Drum ist ein Fall noch zu erwägen.
Gesetzt, ein böses Ungefähr
Beraubte uns der Sprache ganz!
Wie dann! wodurch — — — geht, geht, rief er,
Als lerntet ihr auch ohne das
Nicht mit den Augen plaudern!

Hed.

72. Carl Pilgers Roman seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Ein Beytrag zur Erziehung und Kultur des Menschen. Erster Theil. Berlin, im Verlage der Akadem. Kunst- und Buchhandlung. 1792. 393 S. in 8. 1 Rt.

Wenn der Verf. den bekannten Gedanken: daß wir uns sowohl am Ende des Lebens, als auch in männlichen Jahren, und bey drückenden Lagen gern unsrer Jugendfreuden erinnern, ausdrücken will; so hebt er folgender Gestalt an: „Wenn die letzten Purpurstreifen des schwindenden Abendroths am Horizont unsers Lebens schimmern, und wir den letzten feyerlichen Blick werfen auf unsre zurückgelegte Pilgerbahn: dann sammeln wir gern noch, wie in einem Brennpunkt die leichten Strahlen auf, die unsre Jugend erhellten, und hängen an der süßen Erinnerung hingeschwundener Lebens-

lenzfreuden. Aber auch, wenn unser Leben in vollem Sommerglanze noch sich spiegelt; wenn je und je schweres Gewölk herabhängt über unserm Haupte, und wir schwer tragen an der uns zugetheilten Lebensbürde: dann finden wir Freud' und Beruf, uns heraus zu suchen aus jener Wonnezeit der ersten Frühlingsblüthe, saugen Stärkung und Trost aus Bildern durchlebter Vorzeit, und weiden uns an dem milden Zauber dahingeschwundener Kinderjahre."

Dieser schwülstige Anfang einer würklichen Lebensgeschichte schien dem Rec. nichts weniger, als eine gute Vorbedeutung von der Schreibart des Verf. zu seyn, und er hat sich beym weitern Durchlesen dieses Buchs hierin nicht geirrt. Es kommen darin so viel ähnliche Stellen, so viel einzelne, schwärmerische Ausdrücke und Tiraden, so viel Empfindeleyen, und zweckloser poetischer Wortaufwand vor, daß ein kalter Leser schwerlich das ganze Buch genießbar finden wird, ohnerachtet es zur Warnung und Belehrung für junge Leute und Aeltern vortreffliche, und höchst lehrreiche Stellen enthält, und der Ton der Erzählung, da wo der Verf nicht schwärmt, nicht empfindelt, oft hinreißend und schön ist. Der Verf. hat sich übrigens mit einer liebenswürdigen Offenheit des Herzens geschildert, und hat alles zur Erklärung seines Charakters, und seiner nach und nach angenommenen Denkungsart aufs pünktlichste zusammengestellt. Vieles hat hier freylich, wie in allen dergleichen Jugendromanen, kein Interesse für andere, vieles sind allgemein bekannte Erfahrungen aus der Seelenlehre, vieles steht unnütz und überflüßig da, wie z. B. das matte Gedicht an Anton, vieles ist übertrieben und schwärmerisch gesagt; allein man wird doch dagegen auch auf der andern Seite durch naive Schilderungen einzelner Lebensscenen, und durch viele wichtige Beobachtungen, und Beyträge zur feinern Menschenkenntniß und Philosophie des Lebens würklich schadlos gehalten, so wie man überhaupt den jetzigen überall hervorleuchtenden, edeln Charakter des Verf., seine warme Liebe für Tugend und Religion, und seine reine Achtung für die Würde der Menschheit, — bey allen Schwächen eines zu gefühlvollen, und zu reitzbaren Herzens, — nicht verkennen kann. Die ersten traurigen Erziehungsperioden seines Lebens hat der Verf. trefflich beschrieben. Alles schien damals zusammen zu kommen, um seiner Denkungsart, und seinen Empfindungen eine schiefe Richtung zu geben. Allein

mancherley zufällige sonderbare Umstände, die man im Buche selbst nachlesen muß, eine Menge traurige Selbsterfahrungen, das Studium der Alten, warnende Beyspiele von andern Schlachtopfern der Verführung, eine frühzeitige Ehrliebe, und mehrere Verhältnisse hielten den Verf. zurück, daß er bey der großen Lebhaftigkeit und Weichheit seines Temperaments nie ganz fiel, oder, wenn dies auch einmal der Fall zu seyn schien, nie ganz gewissenlos wurde. Schrecklich ist das Gemälde seiner Jugend-Lehrer und der Schule überhaupt, worin er die ersten Jahre seines Lebens hindurch mit zwecklosen Arbeiten gemartert wurde; aber schrecklicher als alles die S. 123. enthaltene Nachricht, daß ein Lehrer der Schule zwey seiner erwachsenen Alumnen des Abends selbst in schändliche Häuser geführt habe. — In mehrern Stellen kann der Rec. nicht einerley Meynung mit dem Verf. seyn. So schön die alte Idee von Schutzgeistern seyn mag, die unsere Kinder in Gefahren beschützen, und denen der Verf. sogar seinen feyerlichen, dankbaren Reverenz macht; so bleibt sie doch weiter nichts, als ein Spiel der Imagination, das keinen reellen Grund hat, und einer gesunden Philosophie entgegen ist. Eben so wenig würde Rec. den Rath geben, daß man junge Leute, um sie von Ausschweifungen der Liebe zurück zu halten, in Bordelle führen, und dann ihnen in einem Lazareth die Folgen dieser schrecklichen Häuser und ihrer Laster zeigen müsse. Die Imagination würde hier durch tausend neue reitzende Bilder der Verführung bey jungen Leuten viel zu sehr in Flammen gerathen, als daß die Gewalt thierischer Triebe, und die unwillkührliche Begierde, sie irgend einmal zu befriedigen, durch den Anblick eines Lazareths würde ganz erstickt werden können; nicht zu gedenken, daß junge Leute bey ihren Ausschweifungen nur gar zu leicht glauben, daß sie den traurigen Folgen derselben entgehen werden. Es ist immer am besten, daß man Kindern die schädlichen Würkungen jugendlicher Ausschweifungen an lebendigen, nachdrücklichen Beyspielen zeigt, ohne sie mit dem nackten verführerischen Bilde der Wollust selbst bekannt zu machen. Sehr gut hat es der Verf. erklärt, warum Mütter von schwächlichen Kindern mehr, und von lebhaften und stürmischen weniger geliebt werden, als Väter. Das Capitel über den Werth jugendlicher Freundschaft ist eins der interessantesten, und mancher Leser wird gewiß im Herzen seinen stillen Dank dafür dem Verf. abstatten, so wie viele sich selbst in den Selbstge-

ständ-

Merkmalen für die Seelenkunde getroffen finden werden. Die Schilderung seines Aufenthalts am Hofe eines bekannten (königlichen) Prinzen ist äußerst naiv, — und die Maulschelle von Fänchen ein nicht unwichtiger Beytrag zur Seelenkunde des — Weibes. Der zweyten Ptiphar hat der Verf. S. 339. eine gerechte Schandsäule gesetzt. Sehr rührend ist die Erzählung: Gefahr und Rettung der Unschuld. Eine schändliche Mutter übergiebt dem Verf. ihre Tochter, als ein Opfer der Unschuld, das er aber nicht annimmt, sondern, zur Ehre seines Herzens, Mutter und Tochter einige Zeit ernährt. Die Vorlesung über Sympathie macht die Eitelkeit zum Grundstoff der Liebe; es ist nicht zu läugnen, daß jene in diese nach psychologischen Gesetzen einen großen Einfluß hat, und gewissermaßen ihre Form von ihr erhält; aber die Quelle der Liebe selbst scheint doch in noch etwas ganz anderm zu liegen. —

Recens. ist bey der Anzeige dieses Romans etwas weitläuftig gewesen, da er von einem Schriftsteller herrührt, der sich schon durch mehrere schätzbare Geistesprodukte, und durch seine bekannten musikalischen Kenntnisse berühmt gemacht hat. Seinen Namen kann man S. 181. aufsuchen.

Ja.

73. Johann Georg Heinrich Feder, Professor der Philosophie zu Göttingen; über das moralische Gefühl. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke. 1792. 171 S. in 8. 10 ℊℊ.

Giebt es ein moralisches Gefühl? Wiefern hat es der Mensch von Natur? Was sind seine eigentlichen Gründe, und was hat es also für einen Werth in Ansehung der Erkenntniß und Empfehlung der Pflichten? Dies ist der Inhalt dieser ungemein lehrreichen Abhandlung, die schon vor mehrern Jahren in das Deutsche Museum eingerückt, und jetzt aufs neue wieder aus demselben abgedruckt worden ist. Da wir ohne Zweifel voraus setzen dürfen, daß der Inhalt dieser Schrift dem größten Theil unserer Leser schon bekannt seyn werde, so halten wir es zwar für überflüßig, erst noch hintennach einen ausführlichen und zusammenhängenden Auszug aus ihr mitzutheilen, hingegen was uns in derselben noch nicht genau genug bestimmt, oder hinlänglich bewiesen zu seyn scheint, das

 können

können und wollen wir um so weniger zurückhalten, da die Fragen, die hier untersucht werden, nicht nur für sich sehr wichtig, sondern auch seit kurzem wieder in eine recht lebhafte Bewegung gekommen sind. Das Resultat der ganzen Abhandlung ist nach der eigenen Darstellung des Verf. S. 131—136. dieses: „Das moralische Gefühl ist das allgemeine Grundvermögen, etwas gewahr zu nehmen, und dabey mit „einem Wohlgefallen oder Mißfallen gerührt zu werden, das „sich auf Verknüpfung mehrerer Eindrücke und Vorstellungen „gründet, angewandt auf den Begriff des Besten, oder dessen was moralisch — gut und recht ist, welcher Begriff aber „dadurch nicht erst als ein einfacher Grundbegriff geschaffet „wird, sondern als anderswoher gegeben, und aus mehrern „Vorstellungen zusammengesetzt, vorher schon zum Grunde „liegt, und also auch das Wohlgefallen, das wir mit demselben verbinden, nicht durch eine besondere ganz eigenthümliche Beschaffenheit desselben, sondern vielmehr durch Vereinigung mehrerer Eigenschaften und Eindrücke erregt, die „theils einzeln, theils auch in einiger Verbindung, dem, was „auch nicht das Beste, was nicht Tugend ist, zukommen: „daher denn auch das moralische Gefühl das, was Recht und „Unrecht ist, für sich und ohne Hülfe der Vernunft auf keine „zuverläßige Art unterscheiden, und der Begriff oder die Vor„stellung dessen, was in allem Betracht das Beste ist, für „sich und ohne Hülfe anderer Vorstellungen und Eindrücke „das moralische Gefühl nicht hinlänglich begründen kann. „Folglich ist es in keiner Bedeutung eine ganz einfache auf „einem eigenen Sinn beruhende ursprüngliche Empfindung, „sondern ein aus mehrern ungleichartigen Eindrücken und „Vorstellungen zusammengesetztes und abgeleitetes Gefühl." Es ist kein Zweifel, daß sich diese Erklärung des sittlichen Gefühls beym ersten Anblick wenigstens durch ihre Leichtigkeit ungemein empfiehlt; allein bey einer sorgfältigern Untersuchung und Zergliederung derselben zeigen sich uns doch Zweifel und Bedenklichkeiten, die wir nicht ganz hier wegzuschaffen im Stande sind. Das Wohlgefallen, das wir mit dem, was recht und moralisch gut ist, oder mit der Tugend verknüpfen, soll nicht auf ihr selbst und allein beruhen, und ihr ganz eigenthümlich und ursprünglich zugehören, sondern erst durch Verknüpfung mehrerer anderer Eindrücke und Eigenschaften entstehen, die auch dem, was nicht Tugend ist, zukommen; ja der Begriff der Tugend selbst soll kein reiner ursprünglicher

Begriff

Begriff, sondern selbst auch aus mehreren Vorstellungen Trieben und Empfindungen abgeleitet und zusammengesetzt seyn? Wird dann nicht auf diese Art das sittliche Gefühl in einen leeren Schall, und das moralisch-gute, das doch frey gewollt, unbedingt und absolute-gut, und also Zweck an sich seyn muß, blos in ein untergeordnetes Mittel zu andern Zwecken, oder gar in eine zwingende Natureinrichtung verwandelt? Wie das Wohlgefallen an der Tugend nicht auf sie allein und für sich, sondern auch noch auf etwas anderes, was für sich nicht Tugend ist, sich gründet und bezieht, so reden wir ja, sobald wir diese Einschränkung hinzusetzen, umsonst von einem moralischen Gefühl, denn wiefern es auf etwas anderes, als was sittlich-gut ist, sich bezieht, ist es ganz und gar nicht mehr moralisch, und wenn das, was moralisch oder an sich gut seyn soll, nur als ein Mittel zu einem andern Zweck es seyn kann, so reden wir umsonst von Pflicht und Tugend, denn es hört ja auf, an sich und also moralisch-gut zu seyn, sobald es nur als Mittel zu etwas anderm gut ist und seyn kann. Scheint es also nicht ganz klar in die Augen zu leuchten, daß der Begriff der Tugend nicht etwas vorstellen oder ausdrücken kann, was den Grund seiner Möglichkeit außer sich selber suchen muß, und daß das sittliche Gefühl gleichfalls außer dem, was recht und moralisch-gut ist, auf etwas, was dieses nicht ist, sich unmöglich beziehen kann, wenn es noch mit Recht ein sittliches Gefühl heißen soll? Doch wir müssen uns schon noch etwas ausführlicher auf die Prämissen des V. einlassen, wenn wir unser Urtheil über das Resultat derselben rechtfertigen wollen. Es kommt nämlich bey einer richtigen Erklärung des moralischen Gefühls alles auf die zwey Fragen an, „was ist oder heißt moralisch-gut, und wie oder wodurch gefällt es? So wie nun unser Verf. diese Fragen beantwortet, so fließt freylich das obige Resultat von selbst daraus; allein wir müssen gestehen, daß wir sie nicht eben so, wie er, mit vollkommener Ueberzeugung beantworten können. I. Was ist recht oder moralisch gut? Hierüber stellt der Verf. in dem ersten Abschn. §. 4. S. 13. u. fg. eine ausführliche Untersuchung an, und was ist nun die Summe derselben? „Gut, „sagt er, ist das (d. i. was angenehm und nützlich), schlechthin gut „also, was nützlicher und angenehmer ist, als alles, was so „viele Vortheile, als möglich, für den Handelnden selbst, „und auch für andere bey sich führt. Hierin stimmt das Ur„theil aller Menschen überein. Ein jeder erklärt nur das für

„eine Pflicht gegen sich selbst, was zu seinem eigenen Besten,
„und für Pflicht gegen andere, was zu ihrem Besten, zur
„allgemeinen Wohlfahrt gehört, gemäß den wesentlichen un-
„veränderlichen Grundtrieben oder physischen Gesetzen des
„Wollens, nach welchen sich die freyen Handlungen richten,
„und in ihnen die letzten Zwecke der Menschheit aufs geschick-
„teste befördern müssen, zu welchen Grundtrieben aber die
„Theilnehmung an dem Leiden und Vergnügen anderer eben
„sowohl, als der Trieb zum eigenen Wohlseyn gehört. Auch
„die Pflichten gegen Gott beruhen auf solchen Gesinnungen
„und Handlungen, die mit den vernünftigsten Begriffen von
„Gott und seinem Verhältniß gegen uns übereinstimmen, und
„also das allgemeine Beste gleichfalls befördern. Alle andere
„Erklärungen dessen, was recht und moralisch gut ist, sind
„entweder gar nicht hinlänglich, oder sie führen zuletzt alle
„auf das, was für uns und andere das nützlichste ist. Mit-
„hin bleibt, um etwas für recht und moralisch gut zu halten,
„und dazu verpflichtet zu seyn, nichts anders übrig, als die
„Vorstellung der Nutzbarkeit einer Sache, die aber freylich
„nicht blos durch die Vortheile, die sie auf der Stelle und
„vor uns verschafft, sondern auch und noch vielmehr durch
„ihre entferntere Folgen, und durch ihren Einfluß auf das
„Wohlseyn anderer, also durch ihre Folgen im Ganzen be-
„stimmt werden muß. Mit einem Worte, was uns und an-
„dern nützlich, angenehm und vortheilhaft ist, das müssen
„wir begehren, das Gegentheil fliehen: dies sind wesentliche
„unveränderliche Grundtriebe unseres Willens, Gesetze unse-
„rer Natur: die Vernunft muß urtheilen, was mit diesen phy-
„sischen Gesetzen des Wollens am meisten übereinkommt, was
„das nützlichste, angenehmste und vortheilhafteste ist, und
„was nun von uns durch die Vernunft dafür erkannt wird,
„das ist eben deswegen moralisch gut und recht, und Pflicht
„für uns, wir müssen uns jenen physischen Gesetzen gemäß
„dazu entschließen, weil es das ist, und dafür erkannt wird,
„und indem wir es deswegen wollen und thun, so werden un-
„sere Gesinnungen und Handlungen auf diese Art tugendhaft.
„Es entstehet also moralische Nothwendigkeit oder Verpflich-
„tung durch die Verknüpfung eines vernünftigen Bewegungrun-
„des mit einer Gesinnung oder Handlung, und eine natürli-
„che Pflicht ist ein Verhalten, wozu man bestimmt wird durch
„die richtigste Erkenntniß des Verhältnisses der Dinge zu un-
„sern wesentlichen Zwecken, den unveränderlichen Grundtrie-

ben

„sein des Willens; folglich sind moralische Gesetze nichts an„ders, als Gesetze des vernünftigen Wollens, die uns die „bey der Voraussetzung gehöriger Vorstellungen aus den phy„sisch-nothwendigen Gesetzen des Willens entstehende hypo„thetische Nothwendigkeit lehren, und Tugend oder Weisheit „ist die Fertigkeit oder Geschicklichkeit die Grundtriebe unserer „Natur auf eine übereinstimmende Art zu befriedigen, und „sich und andere aufs beste und dauerhafteste zu vergnügen." Wir zweifeln nicht, daß wir hier die ganze Theorie unseres Verf. vollständig und unverändert dargelegt haben, und nun wollen wir auch mit bescheidener Freymüthigkeit sagen, was uns daran bedenklich zu seyn scheint. Es ist doch wohl keinem Zweifel unterworfen, und unser Verf. selber scheint es vorauszusetzen, daß ohne Freyheit auch keine Moralität, ohne den selbst-thätigen Einfluß der Vernunft auf das Wollen keine Tugend möglich ist. Unser Wollen muß durchaus ein freyes vernünftiges Wollen seyn, wenn es recht und moralisch-gut seyn soll, und unsere Gesinnungen und Handlungen, wenn sie von uns als Pflichten angesehen werden sollen, müssen durch die Vernunft allein und unmittelbar geboten seyn. Auch dieses wird wohl allgemein anerkannt und zugestanden werden, daß das, was moralisch-gut und recht heißt, schlechterdings an sich selbst und durch sich selbst, und nicht erst durch irgend etwas anderes gut seyn muß. Nun begreifen wir aber nicht, wie man bey der obigen Theorie des Verf. jemals zu einem Zweck an sich, zu etwas, das schlechterdings an sich selbst und durch sich selbst gut wäre, gelangen kann? Es ist und bleibt ja alles nur gut und angenehm und nützlich für uns und andere, gut durch seine Folgen, so gut und angenehm, als es nur immer seyn kann, also das beste und angenehmste, aber doch immer nur für uns und andere; das Beste durch seinen Einfluß und durch sein Verhältniß zu unserer Natur, oder zu unsern Bedürfnissen, nicht aber ganz und gar an sich und ohne alle Rücksicht und Beziehung auf etwas anderes außer ihm. Mithin scheint uns der Begriff des moralisch-guten durch die obige Erklärung völlig aufgehoben zu werden. Eben so wenig können wir wahre Freyheit und einen selbstthätigen Einfluß der Vernunft auf das Wollen mehr finden, oder voraussetzen, wo das Wollen durch die Vorstellung der Nützlichkeit oder Schädlichkeit, durch die nützliche oder schädliche Folgen desselben bestimmt wird. Dies ist schon an sich klar, denn das heißt ja eben ein freyer Wille, der sich selbst a priori be-

bestimmt, der das, was er will, schlechterdings von selbst und ungezwungen will; ein Wille aber, der durch die Folgen seines Wollens erst bestimmt wird, bestimmt sich eben deswegen nicht von selbst, er will das, was er will, nicht ungezwungen und durch sich selber. Ueberdies sind es ja nach dem eigenen Geständniß des Verf. physische Gesetze, wesentliche unveränderliche Grundtriebe der Natur, das was uns und andern durchaus angenehm und nützlich ist, zu wollen, und das, was schädlich ist, zu fliehen, weil es das ist; wir können also nicht anders, als es wollen oder nicht wollen, so bald wir es uns vorstellen, und die Vernunft hat weiter nichts zu thun, als uns die Gegenstände zu zeigen, die so beschaffen sind, daß wir durch eine physische Nothwendigkeit, durch eine von unserer Freyheit unabhängige Einrichtung unserer Natur angetrieben werden, sie zu begehren oder zu fliehen. Wo bleibt denn nun die Freyheit? Die Vernunft hat ja auf diese Art gar keinen selbstthätigen Einfluß auf den Willen, sie lehrt ihn bloß, was das beste für uns sey, und dann wird unser Wollen unwiderstehlich und nach unveränderlichen Naturgesetzen dadurch bestimmt, und ist eben deswegen kein freyes ungezwungenes Wollen der Vernunft, mithin auch kein moralisch-gutes pflichtmäßiges und tugendhaftes Wollen. Nach dieser in unsern Augen so klaren und richtigen Vorstellungen dünkt es uns offenbar zu seyn, daß die obige Erklärung dessen, was recht und sittlich-gut ist, den Begriff desselben unvermerkt vernichtet, die Vernunft ihrer Freyheit beraubt, alle moralische Nothwendigkeit und Verpflichtung in lauter physische Nothwendigkeit und Naturzwang verwandelt, und die Tugend, die doch Zweck an sich seyn soll, zu einem bloßen Mittel macht, unsere Naturbedürfnisse aufs klügste und geschickteste zu befriedigen. Wir fürchten nicht, daß uns der Verf. irgend einer sophistischen Kunst oder einer unerlaubten Consequenzenmacherey beschuldigen werde; es ist fürwahr unsere innigste Ueberzeugung, was wir ihm hier entgegen setzen, und wir können nicht anders als so urtheilen, sobald auch nur die mindeste Beziehung auf Nutzen oder Schaden, auf Vergnügen oder Schmerzen, auf Naturbedürfnisse oder physische Gesetze und unabänderliche Grundtriebe und Neigungen des Willens in den Begriff der Tugend, in den Begriff dessen, was moralisch-gut und recht ist, aufgenommen wird. Ohne alle diese Rücksichten und Beziehungen muß unseres Erachtens das, was recht und sittlich-gut seyn soll, ganz und gar

a priori

a priori absolut und an sich gut seyn, und also alle nützliche Folgen aus dem Begriff desselben ausgeschlossen werden. Was moralisch nothwendig seyn und uns verpflichten soll, das muß von der Vernunft unmittelbar und allein nicht blos gelehrt, sondern mit unabhängiger gesetzgeberischer Gewalt geboten werden, es kann und darf also durch kein Naturbedürfniß, durch kein physisches Gesetz, sondern muß durch Vernunft allein nothwendig seyn, und so kann denn überhaupt alles wollen und thun nur alsdann sittlich-gut und tugendhaft heißen, wenn es ein freyes und rein-vernünftiges Wollen und Thun ist, dieses aber ist es nicht, und kann es nicht seyn, wenn es nicht durch Vernunft allein hervorgebracht, sondern durch etwas anderes außer ihr, was es auch seyn mag, bewirkt wird. Wenn wir also einem Grundtrieb oder Naturgesetz gemäß etwas wollen, deswegen, weil es nützlich ist, so wird unser Wollen, ob uns gleich die Vernunft gelehrt haben mag, daß es in Wahrheit nützlich sey, doch nicht durch die Vernunft und durch diesen ihren Unterricht, sondern durch die Natur bestimmt, und ist, wiefern es dadurch bestimmt wird, kein frey- und rein-vernünftiges, und also auch kein sittlich-gutes, sondern ein mit Zwang verknüpftes, blos physisch-gutes Wollen, und nur alsdann ist es das erstere, wenn wir das, was wir wollen, deswegen und dadurch wollen, daß Vernunft es will, oder weil es schlechterdings vernünftig ist, es zu wollen. Ist denn aber das, was die Vernunft schlechterdings und absolute will, etwas anders, als was uns und andere wahrhaftig glücklich macht, oder wird sie wohl irgend etwas absolute wollen, was uns und andern durchaus schädlich seyn würde? Nein gewiß nicht, denn da würde sie ja etwas ganz widersprechendes und unvernünftiges wollen. Aber die Vernunft als Vernunft will das, was uns und andere glücklich macht, für sich selbst und ohne allen fremden physischen Zwang, also nicht deswegen und dadurch, daß glücklich seyn ein angenehmer erfreulicher Zustand ist, und sie durch ein Naturgesetz, durch einen unveränderlichen Grundtrieb genöthigt wäre, das zu wollen, was angenehm und erfreulich ist, denn da wäre sie nicht mehr Vernunft, und wollte nicht als Vernunft, sondern dadurch, daß sie von selbst es will, daß sie sich selbst mit vollkommener Freyheit dieses Gesetz a priori vorschreibt. Freylich ist es zwar etwas ganz vernünftiges, sich selbst und andere glücklich machen zu wollen; aber es ist nicht dadurch vernünftig, daß das Wollen sich auf

wahre Glückseligkeit bezieht, sondern dadurch, daß Vernunft durch sich selbst es will und gebietet. Wenn wir daher uns selbst und andere glücklich machen wollen, so wollen wir freylich immer etwas der Materie nach, was Vernunft auch will, aber daraus folgt noch nicht, daß wir auch der Form nach wollen, was Vernunft will, daß wir es eben so wollen, wie Vernunft es will. Wollen wir es nämlich blos dadurch, daß wir durch ein Naturgesetz dazu angetrieben werden, so ist unser Wollen nicht frey, und also auch nicht moralisch-gut, weil es nicht rein-vernünftig ist; wollen wir es hingegen ohne Zwang und von selbst, nach einem Gesetz, welches wir uns selbst auflegen, dann wollen wir erst was und wie Vernunft will, und unser Wollen ist nun frey und moralisch-gut, weil es ganz vernünftig ist. Wir hoffen, unsere Leser werden uns bey einer so äußerst subtilen Materie unsere Ausführlichkeit zu gut halten, und nun den Unterschied zwischen unserer Vorstellungsart und der Theorie des Verf. vollkommen deutlich einsehen. Es ist doch ganz gewiß etwas anders, zu fragen, wodurch wird etwas zur Pflicht, oder was ist moralisch-gut und recht und nothwendig, seinem Begriff, seiner Form nach? und etwas anders zu fragen, was ist es seiner Materie nach, oder woran kann sich moralische Güte und Nothwendigkeit äußern? Fragt man nach dem letztern, oder darnach, was das für Gesinnungen und Handlungen seyn müssen, mit denen moralische Güte und Nothwendigkeit soll verknüpft werden können, ihrer Materie nach, oder was das eigentlich sey, was Handlungen und Gesinnungen, die pflichtmäßig seyn sollen, durch ihr pflichtmäßiges Wollen wirklich machen, so antwortet man mit Recht so, wie unser Verf. antwortet: allgemeine dauerhafte Wohlfahrt; allein da werden sie immer schon als pflichtmäßig, als moralisch-gut und nothwendig vorausgesetzt, folglich ist dadurch der Begriff des moralisch-guten, der Pflicht, und ihrer Verbindlichkeit noch nicht erklärt. Man muß also nun erst noch fragen, wodurch sind oder werden Gesinnungen und Handlungen moralisch-gut und nothwendig, oder was sind sie ihrem eigenthümlichen Begriff, ihrer Form nach? Alsdann aber ist unseres Erachtens die vorige Antwort nicht mehr tauglich. Denn wenn gleich Gesinnungen und Handlungen so beschaffen sind, daß sie wahre dauerhafte allgemeine Glückseligkeit wirklich machen wollen, so folgt daraus noch nicht, daß dies ein ganz reines vernünftiges Wollen seyn muß, ob es gleich seiner Materie nach es seyn

seyn könnte; indem es ja auch ein mit Zwang, verknüpftes, und anderswoher als aus reiner Vernunft entsprungenes Wollen seyn kann, und es wirklich ist, wenn es durch die Vorstellung der Glückseeligkeit nach unabänderlichen Naturgesetzen bestimmt wird; dennoch aber muß es nicht blos seiner Materie, sondern auch seiner Form nach ganz und durchaus vernünftig seyn, wenn es moralische Güte und Nothwendigkeit bey sich führen solle; folglich wird es nur dadurch moralisch-gut und pflichtmäßig, wenn es ganz und gar nur aus Vernunft entsprungen ist, das heißt, wenn wir allgemeine dauerhafte Wohlfahrt oder überhaupt etwas wollen dadurch, daß Vernunft in uns es will, denn nun wollen wir nicht eigentlich jene Glückseeligkeit mehr, sondern vielmehr nur das, was vernünftig ist, dadurch, daß es vernünftig ist, und so ist erst unser Wollen und Thun durch Vernunft allein erzeugt, und ebendeswegen moralisch-gut und tugendhaft. Wozu nun aber eine so feine und scharfe Unterscheidung und Absonderung der Form und der Materie, die doch nie getrennt in irgend einer wirklichen Erfahrung vorkommen können; sollte es nicht wohl gar nur eine unnütze und überflüßige Subtilität seyn? Wir denken nicht, denn außer dem, daß es zur Genauigkeit und Gründlichkeit im wissenschaftlichen Vortrage gehört, so hat es in der That auch im praktischen keinen geringen Einfluß. Vielleicht bleibt uns noch einiger Raum übrig, dies letztere noch besonders zu zeigen, wenn wir erst noch vorher die zweyte oben angeführte Frage berichtigt haben; hierbey aber werden wir uns viel kürzer fassen können. II. Wie und wodurch gefällt uns das moralisch-gute? Hierauf antwortet der Verf. in dem IIIten Abschn. 1. Abth. §. 1. 2. S. 64. u. fg. wie man aus dem vorhergehenden leicht vermuthen kann, so daß er das Wohlgefallen an der Tugend aus mehrern ganz verschiedenen Eigenschaften entstehen läßt, die auch dem, was nicht Tugend ist, zukommen. Wir haben schon gesagt, warum uns dieses nicht ganz richtig zu seyn scheint. Wenn von einem sittlichen Gefühl die Rede ist, so versteht doch wohl jedermann ein Wohlgefallen, das sich auf die Tugend nicht etwa nur zufälligerweise, nicht etwa nur in der Verbindung, in welcher sie mit unserer subjektiven Natur steht, sondern das sich auf dieselbe nothwendigerweise und allein bezieht, und ihr ganz eigen ist, denn sonst kann man nicht sagen, die Tugend sey es, die uns gefalle, und das will man doch ohne Zweifel durch ein moralisches Gefühl ausdrücken. Das, womit sie

 Lust

Lust verknüpft ist, und worauf sie sich als auf ihren Grund bezieht, muß das moralische selber seyn, oder wenn es etwas anders ist, etwas, das für sich keine Moralität hat, so ist auch das Wohlgefallen nicht moralisch. Aber freylich so konnte der Verf. nicht urtheilen, weil ihm das moralische kein ganz einfacher ursprünglicher Grundbegriff, sondern ein aus mehrern Vorstellungen, Empfindungen und Trieben zusammengesetzter und abgeleiteter Begriff ist; daher wird denn nun auch das, was wir noch zu sagen haben, das bisherige zugleich bestätigen. „Die Tugend, sagt unser Verf., hat außer „dem Vergnügen, das uns ihre Ausübung theils unmittelbar, „theils durch ihre Nutzbarkeit gewährt, 1) auch noch den Reiz „der Wahrheit und Uebereinstimmung, denn sie ist Wahrheit „und Uebereinstimmung mit sich selbst und mit den wesentlichen Gesetzen und Grundtrieben unserer Natur; Wahrheit „aber und Uebereinstimmung gefällt an sich, also kann ein „Gegenstand dadurch reitzend werden, und die Tugend muß „es." Wahrheit gefällt an sich — das wüßten wir nicht zu bejahen; denn in ihrem Begriff finden wir nichts, was eine Lust nothwendigerweise voraussetzte oder zur Folge hätte; wenn sie also gefällt, so gefällt sie als Mittel zu einem Zweck, durch etwas anders, was sie selber nicht ist, nicht aber durch sich selbst. Tugend ist Uebereinstimmung mit den wesentlichen Gesetzen und Grundtrieben unserer Natur — will das so viel sagen, daß durch das Gesetz der Freyheit und Moralität kein Naturgesetz, kein wesentlicher Grundtrieb ganz und gar vertilgt werde, so ist dies zwar wahr, aber wenn uns nun die Tugend dadurch gefällt, so gefällt nicht sie uns, sondern die Einrichtung unserer Natur, die als Natureinrichtung nichts moralisches ist; soll es aber so verstanden werden, daß das Moralgesetz eben das gebiete, was die Naturtriebe auch verlangen, dadurch, daß sie es verlangen; so ist nach unsern Grundsätzen weder das eine noch das andere ganz richtig; denn die Forderungen der Pflicht thun ja öfters den Neigungen Abbruch, und was wir aus Neigung wollen, das können wir, wiefern wir es aus Neigung wollen, nicht mehr mit Freyheit wollen, also ist es auch nicht mehr moralisch. Uebrigens mag dies alles seyn, wie es will, wenigstens ist dieses klar, daß Tugend, als Tugend vorgestellt, nicht als Wahrheit und nicht als Uebereinstimmung mit der Natur betrachtet werden kann; wenn also ein moralisches Gefühl statt findet, wo die Tugend blos als Tugend ins Bewußtseyn kommen muß, und

anders

anders ist es kein moralisches Gefühl, so kann sie in demselben nicht als Wahrheit und nicht als Uebereinstimmung gefallen, oder wenn sie dadurch gefällt, so gefällt sie nicht als Tugend, und also gehört auch dieses Wohlgefallen nicht zum sittlichen Gefühl. Eben so ists aber auch mit dem Vergnügen, das uns ihre Ausübung überhaupt, und dann besonders noch ihre Nutzbarkeit verschafft. Das Vergnügen selbst ist gewiß und erlaubt, aber sobald es dem Wohlgefallen an der Tugend zum Grunde gelegt wird, und also vor demselben vorhergeht, so wird die Lust schon nicht mehr auf die Tugend selber bezogen, mithin ist auch das Wohlgefallen an ihr nicht mehr moralisch. 2) „Die Tugend hat ferner den Reitz des großen und erhabenen, denn sie ist selber groß und erhaben, lauter Kraft „und Vermögen, obgleich nicht alles was groß ist, Tugend „ist.“ Allein eben deswegen ist nun auch dies Wohlgefallen keine Lust an der Tugend selber, und also auch kein Bestandtheil des moralischen Gefühls. 3) „Sie vereinigt in sich „die Reitze der Sympathie, und gefällt uns dadurch auch an „andern, indem wir, wenn wir selber tugendhaft sind, Ue„bereinstimmung zwischen uns und ihnen bemerken, und wenn „wir es nicht eben so sind, uns doch in diesen Augenblicken „selber eben so gut und groß und erhaben vorkommen, wie „sie, und dann auch noch an den nützlichen Folgen ihrer Ge„sinnungen und Thaten Antheil nehmen.“ Auch diese mancherley Vorstellungen und Empfindungen kann man, wiefern sie auf Sympathie beruhen, schlechterdings nicht als Elemente des moralischen Gefühls ansehen, oder wenn sie zum moralischen Gefühl gehören sollen, so können sie nicht auf Sympathie beruhen. Wenn uns die Tugend an andern gefällt, weil ihr Charakter mit dem unsern übereinstimmt, so ist entweder blos diese Uebereinstimmung der Grund der Lust, und alsdann die Tugend selber in dieser Rücksicht gleichgültig, oder wenn die Tugend für sich der Grund davon ist, so kommt hier die Uebereinstimmung als Uebereinstimmung in keine Betrachtung. Eben so verhält es sich auch, wenn uns die Tugend anderer Vergnügen macht, weil wir uns selbst alsdann tugendhaft vorkommen. Dieses setzt ja schon ein nothwendiges Wohlgefallen an der Tugend für sich voraus, und dann ist es wieder gleichgültig, wo wir sie finden, an uns oder andern, so lang von der mit ihr selbst und unmittelbar verknüpften Lust die Rede ist. Folglich ist es nicht die Sympathie, was sie erst gefallend macht, oder wenn sie es ist, so

ist

ist es wieder nicht die Tugend, womit wir die Lust in unserm Urtheil verknüpfen, und also auch das Gefühl einer solchen Lust nicht sittlich. Wir können also in dem Schluß, den der Verf. aus diesem allem herleitet, mit ihm nicht übereinstimmen, daß sich nämlich aus allen diesen Gründen zusammengenommen das Wohlgefallen an der moralischen Vollkommenheit unserer selbst und anderer hinlänglich erklären lasse, ohne ein besonderes aus diesen Gründen nicht fliessendes Gefühl anzunehmen; vielmehr müssen wir urtheilen, daß wenn das Wohlgefallen an der Tugend aus diesen Bestandtheilen zusammengesetzt ist und seyn muß, es alsdann kein Wohlgefallen an irgend einer moralischen Vollkommenheit, und also auch kein eigentlich sittliches Gefühl ist noch seyn kann; soll aber dieses statt finden, so muß man gerade das alles, was der Verf. anführt, von demselben gänzlich absondern, und nach dieser Scheidung muß doch noch ein Wohlgefallen übrig bleiben, das dem Gesetz der reinen praktischen Vernunft unmittelbar und eigenthümlich zukommt. Daß nun aber dieses keine müßige Spekulationen, oder übertriebene Subtilitäten seyn, das lehren die Folgen, die vorzüglich in Absicht auf Erziehung und Unterricht daraus fliessen. Solche Folgerungen trägt der Verf. noch am Ende seiner Abhandlung vor; sie sind auch seiner Theorie vollkommen gemäß, hingegen nach unsern Vorstellungen muß öfters das Gegentheil behauptet werden. So heißt es S. 138. 139. „Da eigenes Vergnügen stärker auf uns wirkt, als fremdes, und äußere Empfindung stärker als Vergnügungen des innern Sinnes: so „muß man die Tugend mehr durch ihre Vortheile, die sie uns „verschafft, als durch ihre innere Schönheit, (Würde wollten wir lieber sagen) „empfehlen." Allein wir fürchten, daß sie dadurch vielmehr geschwächt oder gar zu Grunde gerichtet werde. Man sorge nur nicht, daß sie nicht für sich selber Kraft genug habe, und fremder Hülfe bedürftig sey. Eben daran fehlt es, daß wir so gern das strenge Gebot der Pflicht in einen Rath der Klugheit verwandeln, den wir lieber hören, weil er unsern Neigungen weniger Gewalt anthut, aber dadurch entwöhnen wir uns immer mehr, die Oberherrschaft der Vernunft gelten zu lassen. „Doch müssen, fährt der Verf. „fort, die andern Gründe auch nicht versäumt werden, besonders das Gefühl des schönen und schicklichen, um die „Erfüllung der Pflicht zur Gewohnheit und Fertigkeit zu machen, weil der noch nicht tugendhaft ist, der in einem jeden

Falle

„Falle erst durch Vortheile, die er zu erwarten hat, ange„trieben werden muß." Ohne Zweifel ist das Gefühl des Schönen und Schicklichen eine gute Vorbereitung zur moralischen Bildung, nur muß man nie vergessen, daß auch der noch nicht tugendhaft ist, der überhaupt noch durch Reitze und Vergnügungen, sie mögen auch noch so fein seyn, getrieben werden muß, sondern nur der, der der Pflicht aus Achtung gegen sie selber gehorcht. „Endlich, sagt der Verf., da das mora„lische Gefühl von der Religion unabhängige Gründe hat, so „kann es dem Atheisten nicht gänzlich abgesprochen werden; „hingegen ist für ihn der Umfang (die Anzahl) der (einzelnen) „Pflichten kleiner, und er muß auch die allerkräftigsten An„triebe entbehren." In unsern Augen ist die Pflicht durch sich selbst die kräftigste und einzig rechtmäßige moralische Triebfeder; alle andern sind der Tugend fremd, und können und dürfen zwar wohl, aber immer mit der größten Vorsicht gebraucht werden. Doch es ist Zeit, daß wir abbrechen, so gerne wir uns auch noch länger mit einem so gelehrten und scharfsinnigen Schriftsteller unterhalten möchten. Daß ihm unsere Freymüthigkeit mißfallen werde, daran denken wir gar nicht; ein Mann, wie er, freut sich vielmehr, Untersuchungen veranlaßt zu haben, die doch vielleicht etwas zur weitern Aufklärung einer so dunkeln Materie beytragen mögen.

Ad.

74. Herrn Abt Boßüts — Lehrbegriff der Hydrodynamik, nach Theorie und Erfahrung, vorzüglich für solche, welche zur Ausübung dieser Wissenschaft bestimmt sind; aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen, von Karl Christian Langsdorf, Marggräfl. Brandenb. Rath und Salineninspektor zu Gerabronn, — Erster Band. 637 S. in 8. nebst 12 Kupfertaf. Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung. 1792. 2 Rf. 8 gr.

Dieser Band enthält die Theorie der Hydrostatik und Hydraulik. Für die deutsche Bibliothek gehört vornehmlich was

Hr. Langsdorf zum Buche beygetragen hat. In der Theorie glaubt er, habe Hr. B. die deutschen Hydrodynamiker nicht übertroffen, sogar fehlt ihm manches den Deutschen eigne, das Hr. L. in Anmerkungen beygebracht hat. B. grosses Verdienst besteht in ausführlicher Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, mit allen Talenten, eines Denkers, Geometers, Physikers, und Beobachters ausgerüstet, und von Gelehrten und Großen unterstützt, unternahm er, in diesem Theile der Mathematik, Gesetzen der Natur nachzuspüren, nicht, ihr welche vorzuschreiben, nicht hypothetische, sondern wirkliche Hydrodynamik zu lehren, sich selbst in Absicht auf seine ältere Hydrodynamik zu übertreffen, die gegenwärtige erschien 1777. Auch hat vielleicht noch nie eine Wissenschaft so plötzliche Fortschritte gemacht als die Hydrodynamik, bey Erscheinung gegenwärtigen Lehrbuchs. Schwerlich hätten sich deutscher Fleiß, deutsche Denkkraft, deutscher Beobachtungsgeist diese Ehre rauben lassen, wenn die die sie unterstützen konnten, in Deutschland mehr Gefühl für Wissenschaften, und für die wahre Ehre hätten, die ihnen mehr als dem unter ihrem Schutz arbeitenden gelehrten Tagelöhner zufließen müßte, und wenn Unterstützung zu Beförderung nützlicher Kenntnisse, außer Fällen wo sie keinen Dank verdient, wo man nur sein eignes unmittelbares Interesse zum Ziel hat, nicht so selten wäre. (Wenn der Große und Reiche, von Mathematik und wahrer Naturkenntniß, gar keine Begriffe hat, so kann man ihn doch wirklich nicht tadeln, daß er nicht unterstützt, wovon ihm der Nutzen nicht kann begreiflich gemacht werden. Die tiefe Ignoranz in solchen Dingen, ist schuld daran, daß für den Gelehrten, der sich mit ihnen beschäfftiget, keine Belohnung ist als etwa eine Professorstelle, wo er seine Kenntnisse Leuten anbieten soll, die sie nicht mögen, weil sie wohl wissen, daß sie ohne dieselbe, durch Familien-Connexionen und andre Wege spem pulcherrimam haben, posse Rempublicam in partibus eius ipsis credendis gubernari. Prooem. Inst. §. 7. Solche Gubernatoren verstehn alsdann freylich nicht, wozu sie die Gelehrten in ihrem Lande brauchen können. In Frankreich ward sonst bey Unternehmungen die mathematische, chemische u. dgl. Kenntnisse erfordert, die Akademie der Wissenschaften befragt, auch zu Versuchen, wie z. E. vor einigen Jahren über den Widerstand, der Aufwand bewilligt. Der Gelehrte, wenn er blos als Lehrer besoldet wird, hat weder Zeit noch

Ver-

[illegible], Versuche anzustellen als etwa im Kleinen anzustellen, und darin haben doch gewiß bisher die Gelehrten so viel geleistet als kann gefodert werden. Eigentlich aber müßten beym Maschinenwesen, Wasserbau, öffentlichen Gebäuden, u. d. gl. Geschäfften, Leute angestellt werden, die gründliche und vollständige Theorie gelernt haben, also die Erfahrungen die ihnen vorkommen, auch bey den schon vorhandenen Einrichtungen, ohne unnöthigen Aufwand, zu beurtheilen und zu brauchen, alsdann Verbesserungen anzugeben wissen. Solche Leute zu prüfen und vorzuschlagen, möchte der Lehrer Pflicht seyn, wo sie aber auch nach Connexionen angesetzt werden, können auf der Universität eines Landes berühmte Lehrer seyn, von denen das Land wenig Nutzen, ohne ihre Schuld hat.) Hr. Langsdorf erwähnt in seiner Vorrede vorläufig den Inhalt des zweyten Bandes, und bringt darüber Erinnerungen bey, weil er solche bey der Uebersetzung nicht angebracht hatte. Z. E. für springende Wasser hat B. die Wassermenge nicht durch Versuche, nur aus Voraussetzungen angegeben, die noch Prüfung erfordern, auch auf die Länge der Röhrenleitung vom Behältnisse bis zur Mündung gar nicht gesehen, und doch muß für einerley Weite der Röhrenleitung, die Mündung, um einerley Höhe des Strahls zu erhalten, desto enger seyn, je länger die Röhrenleitung ist; nur in den Fällen kann die Länge außer Acht gelassen werden, wo das Gußstück so eng ist, daß die bey vollen Röhren daraus springende Wassermenge allemal kleiner bleibt, als die Wassermenge welche die Röhrenleitung abführen würde, wenn man das Gußstück wegnähme. Auch sagt B. die springende Wassermenge bleibe einerley, das Gußstück, und so die Richtung des Strahls möge vertical aufwärts, schief, horizontal, oder niederwärts gehen, weil der Druck des Wassers immer einerley bleibe. Aber bey vertical aufsteigenden Strahlen, werden die folgenden Wasserschichten von den vorhergehenden, die mehr Geschwindigkeit verlohren haben, gehindert, das geschieht beym horizontalen und niederwärts gehenden nicht.

Gegenwärtiger erster Band endigt sich mit der Theorie der Pumpen. Von Hr. L. häufigen Anmerkungen läßt sich hier nicht wohl was beybringen, weil erst Text, als Veranlassung müßte erzählt werden. Auch braucht es keine Proben, wie viel das Original durch einen Uebersetzer, wie Hr. Langsdorf, gewonnen habe.

Hz.

75. Grundsätze eines deutschen Landwirthes von dem Ackerbau und der nothwendigen Viehzucht, nebst dessen Einrichtung der Koppelwirthschaft. Berlin, bey Mauren. 1792. 96 S. in 8. nebst 1 Tabelle. 9 gr.

Von einem deutschen Landwirthe! Warum nicht gerade heraus den Namen zugesetzt, und das bey einer so wichtigen Materie für die jetzige Zeit, wo man bey uns die Mecklenburgische Koppelwirthschaft einführen will, statt daß bey Mecklenburgern unsre Kleewirthschaft und Stallfütterung eingeführt wird? Wohin wird man noch bey Verbesserungen gelangen? Auf Irrwege! Unser Verf. gehört jedoch nicht zu dieser Zahl, denn er hat eine vortheilhafte Koppelwirthschaft mit Nutzen eingeführt. Nur hätte er zur Glaubhaftigkeit der Sache sich nicht verbergen sollen. Es ist doch seine Schrift keine Accessitpreisschrift! Also nicht einmal die Gegend zu bezeichnen, wo solche herrliche Dinge vollführet werden, sondern nur S. 4. blos vom Magdeburgischen Maaße und überhaupt von Berechnung nach Wispeln zu reden, das ist unrecht! letztern Falls hätte auch die Ruthe nach Fußen, und der Morgen nach Ruthen — weil nicht jeder Leser das Magdeburgische Maaß kennt, und das Buch doch einmal in Buchläden kommt, also für mehrere als Magdeburgische Leser bestimmt worden — eben so auch das Wispelmaaß erklärt werden sollen. Nur für Scribler ziemt sich in den so wichtigen ökonomischen Schriften das Verstecken. Da nun Rec. sichs zum Gesetz gemacht hat, bey der so wichtigen Oekonomie nichts anzupreisen, wenn man im Finstern tappen muß — welches bey anonymischen Schriftstellern immer der Fall ist — so kann er auch über diese sonst sehr gute Schrift nur kurz seyn, nur versichern, daß alles in dieser Schrift herrlich sey; wofern nicht das, was er uns bis S. 57. aus dem Manuscript eines Besitzers vorspiegelt, Fiktion ist; um diese Vermuthung zu heben, ist es Pflicht für unsern deutschen Landwirth, daß er uns seinen Namen, Wohnort und wenn es gefällig ist, auch seine Wirthschaft zeige, wo sich das bey seinem für 40000 Rthlr. erkauften Guthe aufgewendete Kapital der Meliorationsschulden von 3178 Rthlr. in einer Zeit von 8 Jahren wieder so, sammt Zinsen bezahlte, daß am Ende noch 750 Rthlr. 10 Gr. Ueberschuß blieb, da

vorher

vorher den Anschlag nicht herauskam! vorzüglich erwarten wir dann seinen ächten Namen und wahren Wohnort bey dem neuen Buche, worinnen er nach S. 96. verspricht, uns zu sagen, wie er noch weiter nun auf 1509 Morgen, welche er von dem Kommunrevier erhielt, ein bedeutendes Vorwerk nebst einigen kleinen Unterthanengütern mit großem Vortheil angelegt habe. Nur dann kann er auf unsere Nachahmung rechnen; außerdem aber alles Tand und schriftstellerische Rodomontade bleiben wird. Jedoch bitten wir uns aus, auch noch nachzutragen, was er für Ausgaben an Gesindelohn u. s. w. bey seinem erstgenannten so auffallend meliorirten Gute zunächst den 3178 Thalern gehabt habe? Dagegen erlauben wir ihm, das vermehrte Inventarium von Schaafen und Kühen u. s. w. das er in Ausgabe gebracht hat, zum größern Erkaufsquantum der 40000 Rthlr. zu schlagen.

Bu.

75. Die obersten Hofkapelläne und Großalmosengeber in Baiern. 1792. 96 S. in 8. 4 gr.

Welchen Einfluß sich die Römische Curie auf die Regierung geistlicher Sachen in Baiern seit dem Regierungsantritte des jetzigen Kurfürsten zu verschaffen wußte, beweißt unter andern auch die Erneurung des Oberhofkapellan- und Großalmosengeberamts in Baiern, das seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts erloschen war, aber 1789. dem Bischof des Kurfürstlichen Ritterordens vom h. Georg, Joseph Ferdinand, Reichsgrafen von Spaur mit Beyordnung von zwölf Unterkaplänen verliehen wurde. Durch diese Würde verlieren der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Freisingen eben so viel an ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit, als der Papst, unter welchem dieser Erzkaplan unmittelbar steht, gewinnt. Der Verf. dieses Schriftchens ist sehr für diese Anordnung, und deducirt die Rechte dieses baierischen Oberpriesters aus den Rechten, welche die Erzkapelläne der Fränkischen Könige ehemals besaßen. Sie waren nämlich gewöhnlich auch die ersten Hof- und Staatsbeamten, Kanzler, Schatzmeister, in geistlichen Sachen Oberrichter, wie die Pfalzgrafen in weltlichen, und Großalmosengeber, welche letztere Würde unter den vier Kronämtern die höchste war.

Sie waren von der bischöflichen Gewalt eximirt und nur dem Papste untergeordnet; alle Hofgeistliche standen nebst den Kirchen, Klöstern und Spitälern, welche man die königlichen nannte, unter ihnen. Mit den von den Karolingern abstammenden Regenten Baiers giengen die Fränkischen Gesetze und Ordnungen, folglich auch die Würde und die Rechte eines Erzkaplans, auf dieses Land über; wenigstens wurden diese Geschäffte, wo nicht jederzeit von eigentlichen Erzkaplänen, doch immer in Vollmacht dieser Würde und auf Geheiß der Regenten durch ihre Verordnete, durch Landesbischöfe und Aebte, verrichtet. Diese Würde zu erneuern, sagt der Verf., habe der Kurfürst vermöge des auf dem Lande ruhenden Königsrechts vollkommene Befugniß; **auch habe der Papst, der baierischen Vorrechte sich gänzlich bewußt, hiezu durch eine Bulle ohne Schwierigkeit mitgewürkt.** Wie sollte auch der heilige Vater Schwierigkeiten in einer Sache gemacht haben, die er ohne Zweifel selbst veranlaßt hat, um seine Macht in dem ihm so günstigen Terrain immer fester zu gründen? Der Nutzen dieses Baierischen Hohepriesterthums, meynt der Verf., sey augenscheinlich; denn nun mache der Erzkaplan mit den ihm beygeordneten Räthen und Unterkaplänen eine ordentliche Gerichtsstelle aus, da man bisher gemeynt habe, der geistliche Rath des Kurfürsten könne nur rathen, nicht richten.

Im Anhang wird das Königsrecht der Baierischen Regenten erwiesen, ein anderer Anhang enthält den schon einzeln gedruckten Plan einer Quadrupelallianz, worin die Vertheilung der Niederlande und die Sekularisirung aller Erz- und Hochstifte, das Erzbisthum Mainz ausgenommen, projektirt wird. Es steht dabey: Münster 1785.

Das Werkchen ist ordentlich und mit Gründlichkeit geschrieben, und hat nicht nur für die deutschen Erz- und Bischöfe, sondern auch für jeden Freund des geistlichen Staatsrechts Interesse. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß außer Salzburg und Freisingen, welche hiebey verlieren, auch andere deutsche Bischöfe und Erzbischöfe dieses Unternehmen mißbilligen, und vielleicht bey Entwerfung einer neuen Wahlkapitulation in Anregung bringen werden, weil sie bey ähnlichen Schritten anderer katholischen Fürsten gleichfalls verlieren müßten, obgleich der Verf. meynt, dieses sey in Deutschland nicht zu besorgen, da andre Fürstenhäuser keine solche

Vorrechte wie Baiern besitze. Der Verf. ist ein eifriger Bairischer Patriot.

T.

Diplomatische Nachrichten adelicher Familien; herausgegeben von Aug. Wilh. Bernh. von Uechtritz, Churfürstl. Sächs. Prem. Lieuten. bey dem löbl. Infant. Regim. von der Heyden. Dritter Theil. Leipzig, in der Beygang. Buchhandlung. 1792. 270 S. in 8. 18 gr.

Der Hr. Verf. hat seine Geschlechtserzählungen in diplomatische Nachrichten verwandelt, wozu ihnen nun freylich die nothwendigsten Eigenschaften fehlen möchten. Einige Urkunden, von nur zwey oder drey Geschlechtern mitgetheilt, Urkunden, die nur den Adel der neuern Zeit, aber nicht den Ursprung und das Alter der Geschlechter bestätigen, machen zur Sache nichts aus. Im Grunde weiß Hr. v. Ue. aber noch nicht, was eigentlich zu seinem Berufe gehört, wenn er sich an die Reihe der diplomatischen Genealogisten anschließen will. Diplomatische Genealogie erfordert eben so, wie diplomatische Geschichte, den steten Selbstgebrauch der Urkundenquelle, und sieht alle andre Dokumente, die Kirchenbücher, Grabmäler und Leichenpredigten, nur als Hülfsmittel zur Berichtigung der kleineren genealogischen und chronologischen Nebenpunkte an. Der Verf. erhebt sich aber in dem Gebrauche der Quellen selten über die Kirchenbücher hinaus, die denn die Gewähr für alles, nicht allein für die Geburt und den Tod, sondern auch für die Verehlichungen leisten müssen. Als einzige Quelle angeführt bleiben Kirchenbücher für den prüfenden Liebhaber des genealogischen Studiums allemal ein unsicherer Gewährsmann. Es ist gewiß ein seltner Fall, daß die Abstammung eines ganzen Geschlechts nach allen seinen Stämmen, durch eine Periode von zwey Jahrhunderten hindurch in dem Kirchenbuche eines einzigen Orts bescheinigt seyn sollte, da so viele einzelne Glieder desselben an mehrere Orte zerstreut werden, und Vermählungen, Geburten und Todesfälle durchaus nicht alle in einer und derselben Parochie sich ereignen können. Von den Nachrichten der mehresten Geschlechter, deren Genealogien der Verf. hier liefert, ist das

Kirchenbuch dieses oder jenes Stammguts als die einzige Quelle angegeben, und dieses Kirchenbuch muß Verehlichungen und Geburten bestätigen, die an mehreren und oft weit entfernten Orten geschehen sind. Wirklich zum voraus gesetzt, daß es alles so aus einer besondern Vorsorge des Geschlechts in dem Kirchenbuche verzeichnet wäre, bliebe da das Kirchenbuch Quelle, und könnte es als erstre Quelle angesehen werden? Wir machen dem Verf. diese Erinnerungen, die ihm vielleicht bey dem erstern Anblick unbedeutend scheinen mögen, es aber bey näherer Ueberlegung nicht seyn werden, aus der guten Absicht, daß er in dem Gebrauche der Kirchenbücher mit mehr Vorsicht und Unterscheidung verfahren, und nicht alles, was er aus ihnen schöpft, gerade zu für diplomatisch ausgeben möge.

Genealogische Geschlechtsnachrichten können, so trocken sie an sich zu seyn scheinen, mit etwas anziehender Behandlung ein reicher Stoff der Unterhaltung werden. Sie enthalten das Aufkommen, das Steigen und das Fallen eines Geschleches mit allen Ursachen derselben in sich, geben den Maasstab zur Schätzung der Verdienste, des höhern und geringern Werths desselben für das Ganze der Menschheit an die Hand, sind so zu sagen, wenn man dem Gange eines jeden Geschleches nachgeht, die Niederlage aller Adelsmaximen und der Herrschaft derselben im höhern und niedern Grade, geben uns in dem kürzesten aber richtigsten Umfange alle Grundlinien zu dem Begriff, den wir uns von dem eigentlichen Werthe des Adels nach den von demselben wirklich dargelegten Verdiensten zu machen haben. Alle diese Ideen scheinen aber dem Verf. außer dem Wege zu liegen. Er ist damit zufrieden, den Vater, Sohn und Enkel nach dem Kirchenbuche in ihrer Folge dargestellt zu haben, ohne dabey um die Form der Darstellung in Verlegenheit zu seyn, aber eben dadurch überaus trocken, und um nichts besser, als seine ältesten Vorgänger in diesem Fache auch gewesen sind.

Zwey Geschlechtserzählungen nehmen wir indessen in diesem Theile aus, die Geschlechtserzählung der von Braxein und der von Derschau, die mit mehr Sorgfalt und Prüfungsgeist ausgearbeitet sind, aber von dem Verf., nach seinen bisherigen Arbeiten zu schließen, nicht herzurühren scheinen. So unbekannt und dunkel bisher der eigentliche Ursprung und Adel der von Derschau gewesen ist, so ist dem Publi-

Publikum mit der hier gelieferten Geschichte dieses Geschlechts ein wahrer Dienst geschehen. Ohngeachtet es hier nicht deutlich gesagt ist, so erscheint doch der Adel dieses Geschlechts erst 1602., wo Bernhard Derschau den Adelsbrief vom Kaiser Rudolph II. erhielt. Friedrich Wilhelm der Große bestätigte diesen Adel seinem Sohne Rudolph. Das Geschlecht hat in der Folge mehrere berühmte Männer in der Reihe seiner Glieder gehabt, unter welchen aber der bekannte Preußische Staatsminister und Generalpostmeister Friedrich Wilhelm von Derschau den höchsten Punkt erreichte. Er stieg stufenweise in einem kurzen Zeitraum zu demselben empor, war erst Auscultator, darauf Steuerrath bey der Churmärkischen Cammer zu Berlin, wurde 1751. als Direktor der Zölle in die Cammer zu Cleve versetzt, hier zu mehrern Commissionen gebraucht, dadurch dem König kennbarer, daher 1764. Geh. Rath und Direktor, und 1765. Präsident der Geldrisch-Meursischen Kriegs- und Domainencammer, 1768. Präsident der Cammer zu Cleve, und 1769. wirklicher Staatsminister und Generalpostmeister zu Berlin. Die von diesem Geschlechte gegebene Geschichte erhält dadurch einen größeren Werth, daß ihr nicht allein die Adelsdiplome, sondern auch die Beschreibung des Wapens beygefügt sind. Die Geschlechtsgeschichte der von Brazein ist mit mehr Schmeicheley, aber mit derselben historischen Prüfung abgefaßt, und allein schon wegen der in derselben gegebenen Biographie des noch lebenden ehemaligen Preußischen Staatsministers Fabian Abraham von Brazein, dessen verschiedene Schriften sogar angezeigt sind, lesenswürdig.

Die Genealogien der übrigen in diesem Theile behandelten Geschlechter, der von Brandenstein, von Burgsdorf, von Carlowitz, von Carlsburg, von Einsiedel, von Felgenhauer, von Hartmann, von der Heyden, Grafen von Hohenthal, von Kiesewetter, von Planitz, Reichbrod von Schrenkendorf, von Salza und Lichtenau, von Schierbrand, von Schönberg, von Seebach, von Seiffertitz, von Witzleben, von Zanthier, von Ziegler und Kliphausen sind dem größesten Theile nach Auszüge aus den Kirchenbüchern und als Fortsetzungen zu Königs Adelshistorie anzusehen. Sie würden auch als diese ihren Dank verdienen, wenn Hr. von Ue. die Darstellung derselben gefallender und unterhaltender zu machen gewußt hätte. Wir können dieses von ihm fordern, da er nun schon

 meh-

mehrere Jahre hindurch als Schriftsteller aufgetreten, und je der Schriftsteller von Jahr zu Jahr sich zu bessern schuldig ist. In kleinen Unrichtigkeiten ist er auch nicht gewissenhaft genug. Hanns Adam Gottlob von Seebach heißt, um nur eine anzugeben, S. Coburgischer Cammerherr, und das Haus S. Coburg hat nie einen Cammerherrn in Diensten gehabt.

Cm.

78. Eine vorzügliche gute Lehrart bey dem Privatunterrichte der Kinder empfiehlt ein erfahrner Kinderfreund so faßlich und anschauend als er nur kann. Mit drey ganz neuen Tabellen. Durch großmüthige Unterstützung einiger auserlesener Kinderfreunde und Schulpatronen. Ulm, in der Wohlerschen Buchhandlung. 1792. 53 Seiten in 8. 4 K.

Auf dem andern Blatt stehet auch noch folgender Titel:

Oder: Wie könnten in unserm geliebten Vaterlande gute brauchbare Landschulmeister ohne große Kosten gebildet werden? Für Katholiken und Nichtkatholiken. Ich liebe dich, mein Vaterland! Klopstock.

Wenn der gute Wille allein im Stande wäre, ein gutes Buch hervorzubringen: so würde das gegenwärtige nicht unter die schlechtesten gehören, denn der Verf., das sieht man wohl, meynt es redlich und ehrlich; da aber die im Argen liegende Welt, freylich unbilliger Weise, auch Wissenschaften, ja sogar gesunden Menschenverstand fordert, woran es, wie sogleich erwiesen werden soll, dem Verf. so gänzlich mangelt, als irgend einem der seit Erfindung des Schreibens, Rinden, Blätter, Eselshäute und Papier besudelt hat: so ist zu fürchten, sie möchte diese wohlgemeinten Zeilen nicht günstig aufnehmen, und wo nicht sich darüber ereifern, doch wenigstens spotten. Ob wir uns nun gleich, leider unwiderruflich, zu ihrem Dienste als Herold verschrieben haben: so hat sie uns doch,

doch, aus einem uns anklebenden Mitleiden gegen alle Nothleidende und Schwache, nicht zum Spott oder Unwillen über den guten Autor reitzen können, und wir haben ihr blos verheißen, ihn so wie er ist, vorzuführen, und einem christlichen Publikum das Urtheil über ihn anheim zu stellen.

Die Materialien zu dieser kleinen Schrift, sagt uns die Vorrede, stunden größtentheils schon lang in des Verf. Kollektaneenbuch; sie wurden bey guten Veranlassungen und günstiger Muße vermehrt, und es wurde mit der schönsten Weile mehrentheils bey- oder nach angenehmen Spatziergängen in den herrlichen Ulmer- und Donaugegenden ein schriftlicher Aufsatz daraus. Aus Achtung für das Publikum, demselben ja nichts Alltägliches, nichts Flüchtiges, nichts Anstößiges vorzulegen, hat er von der großgünstigen Erlaubniß zum Verlag und Druck des Manuscripts nicht sogleich Gebrauch gemacht, sondern es wieder hingelegt, manchmal durchgesehen, daran gefeilt, ganze Stücke, die am unrechten Orte hervorragten, mit einem tüchtigen Hammer weggeschlagen, und noch mehrere untaugliche Materialien auf die Seite geschafft, so daß in der Werkstätte einige Stücke dahin, andere dorthin fielen. So überläßt er nun den vorzüglichsten Kunstrichtern die Entscheidung, ob auch etwas daraus geworden sey, wobey man sich mit Nutzen und Vergnügen verweilen möge. Die Uebungen, die er hier vorschlage, sollen nur einzelne Präludia seyn, bis einmal das schöne Konzert selber aufgeführt werde. Sein Vorschlag erfordere keine Kosten, und könnte etwa dem sehr nahe kommen, was man durch ein Schulmeisterseminarium zu erreichen hofft. Findet dieses Büchlein Beyfall, und schenkt ihm Gott Leben und Gesundheit, auch günstige Muße, und wird es ihm einmal wieder so warm ums Herz, als es ihm bey dieser Schrift worden ist: so wird er noch einmal solche einfache Mittel zum Besten des Vaterlands mittheilen. „Schriebs in meinem Pful bey Ulm an einem heitern Sommermorgen 1792. Johann Martin Ludwig, Pfarrer."

Das ganze Werk ist in zween Abschnitte getheilt, wovon der erste den Vorschlag selbst, und dessen Veranlassung, Nothwendigkeit und leichte Ausführung enthält. Der Vorschlag ist: die Pfarrer selbst sollen die Schulmeisterssöhne zum tüchtigen Schulunterrichte bilden. Veranlassung dazu gab ihm die vor einigen Jahren eingeführte Schulverbesserung und

seine Amtserfahrung von der bisherigen beynahe allgemeinen Untauglichkeit der Schulmeister bey dem besten Willen. 18 Schullehrer, theils ältere, theils jüngere, hat er kennen gelernt, und seine Kollegen in der jedesmaligen Nachbarschaft in verschiedenen Gegenden des Ulmergebiets, auf der Alp und in dem Thal, und zweymal an der Ulmischen und Wirtembergischen Gränze haben ihm auch ihre Erfahrungen mitgetheilt. Das Nachdenken diesem Mangel abzuhelfen brachte endlich seine Gedanken zur Reife, so daß es jetzt bey ihm eintraf: wes das Herz voll ist, des geht der Mund endlich über. „Es kam ihm der Gedanke — man erstaune! — sie müssen darauf vorbereitet werden, und zwar — besser als bisher. Das könnte am besten durch den Pfarrer geschehen, der sich dadurch die langen Winterabende verkürzen könnte. Der Schulbesuch sey nicht hinlänglich; nun offenbart er uns, wie er hofft, am rechten Ort und zu rechter Zeit, seine Gedanken vom Schulbesuch. Der Schuldirektor müsse sich gerne Eine auch zwo Stunden verweilen, Lehrer und Schüler nach und nach kennen lernen, sie liebreich unterstützen und nicht stolz auf sie herabsehen, den Gang des Unterrichts unmerklich dirigiren, und den Zustand seinen Obern von Zeit zu Zeit getreu referiren. Als Anleitung hiezu dient eine von den drey ganz neuen Tabellen. Diesen Vorschlag thut er nicht sowohl als Pfarrer, als vielmehr als Bürger, jener göttlichen Ermahnung gemäß: Suchet der Stadt Bestes. Er würde seine Schrift als eine Probe seines Privatfleißes unter andern schriftlichen Aufsätzen haben liegen lassen, wenn ihn nicht eine 15jährige Uebung im Unterricht von Jünglingen, Kindern und Töchtern in gelehrten und gemeinnützigen Kenntnissen im Vaterland und im Hannöverischen, die 5½ jährige Benutzung einiger der vorzüglichsten Lehranstalten, und seit einem Jahrzehend auch die Erfahrung an 6 eignen Kindern dazu berechtigt hätte. In Ulm habe man auch schon einige schöne Präludia in dieser Sache, da außer ihm auch zween andre Pfarrer auf dem Lande die Schulmeistersöhne unterrichtet haben, und vielleicht noch mehrere es thun, ohne daß er es wisse. Auch der Reichsprälat in Elchingen lasse sich alle Monate den Zustand der Schulen des Landes referiren. „Was ich hier unter andern, fährt der dankbare Verf. fort, von diesem so schön gelegenen Kloster gern anführen möchte, wird mir wenigstens dieses erlaubt seyn: daß ich von jenen geschickten und fleißigen Benediktinern schon 7 Jahre lang mit aller nach-

barli-

barlichen Freundschaft und Gewogenheit aufgenommen worden sey. (Theils von dem nah gelegenen Göttingen: theils von hier aus.) Ihm seyen an die Seite zu setzen, der Prälat in Neresheim, und noch zween Weltpriester. Ich frage, sagt der Verf. in einer Anmerkung, nichts darnach, was auch einer und der andere Kloster- und Katholikenfeind denken oder sagen mag; vielmehr schließ ich mich an unsern verehrungswürdigen Meiners und andere tolerante Reisebeschreiber an, denen es auch, wie mir, wohlgefallen hat, wenn sie auf ihren Reisen „von ehrwürdigen Vätern" in Klöstern gut aufgenommen wurden. Als ein grosser Liebhaber der analogischen Schlußart denk ich so: Steht eine solche Aeusserung einem Weltmanne wohl an, wie viel mehr muß sie einem so nah benachbarten Landpfarrer wohl anstehen? Wie sehr mußt es mir also neuerdings gefallen, da ich erst dieser Tagen von dem Herrn Prälaten im Wengenkloster zu Ulm Nicolaus, und den sämmtlichen ehrwürdigen Konventualen sehr geneigt aufgenommen wurde? Sie begiengen gerade den Namenstag ihres Ordensstifters sehr feyerlich; zugleich genoß ich — mitten in der Familie des Hrn. Obertmannmann Christmann — eine recht selige Stunde."

Der zweyte Abschnitt enthält den Hauptsatz, auf welchen er bey seinen Präparanden den Unterricht gründete. Den Hauptgedanken drückt er mit folgenden höchst wichtigen Worten aus: „Ein guter Schulmeister soll denen Kindern, die ihm von ihren Eltern, und der Obrigkeit, ja von Gott selber anvertraut werden, die ersten, die nothwendigsten und nützlichsten Kenntnisse, vorzüglich auch die Anfangsgründe der christlichen Religion, richtig, deutlich, so geduldig als nachdrücklich und angenehm beybringen." Daraus zieht er die merkwürdige Folge: daß der Schulmeister nicht nur diese Kenntnisse, sondern auch die Fähigkeit sie andern beyzubringen besitzen müsse. Hat er sie noch nicht: so muß er — sich dazu vorbereiten lassen. Nach Angabe der erforderlichen Kenntnisse, welche in Buchstabenkenntniß, Zusammensetzen und Aussprechen, Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Rechnen, den Anfangsgründen der Religion und im Zeigen schöner Gemälde und Kupferstiche, Landschaftsstücke, perspektivischer Aufrisse merkwürdiger Städte, (wobey er insonderheit dem ihm von einer gelehrten Gönnerin zu seinem wahren Vergnügen mitgetheilten Grundriß von Karlsruhe,

eine

eine der ersten Stellen einräumt,) Porträts oder auch Naturalien, bestehen, gieng er in Gottes Namen zur Sache, Stück für Stück, und fragte seine Präparanden jederzeit: was könnet ihr davon selber? wie wollt ihr es Kindern beybringen? Die Buchstaben sollen, damit es die lieben Kleinen freue, an einer illuminirten Tafel, von den einfachern zu den zusammengesetztern gelehrt, in dem Aussprechen von dem leichtern zum schwerern geschritten; bey dem Lesen auf die Richtigkeit und auf einen natürlichen Ton gesehen, in dem Religionsunterricht Seilers Religion der Unmündigen zum Muster genommen, zum Schreiben gemeinnützige Gegenstände gewählt, und nicht todtstille Vorschriften zum Nachschreiben hingegeben, im Rechnen, um auch nicht todtstill zu seyn, zu den Zahlen Benennungen, als Kreuzer, Gulden, Pfund, Ellen, Tuch, Zucker, Bier, u. dgl. gesetzt, und auf das Selbstbesinnen gedrungen, das Einmal Eins durch Zählen in steigenden und abnehmenden Verhältnissen gelehrt, und die Käufe unmerklich beygebracht werden. Das Resultat würde, wenn man es überhaupt so machte, seyn, daß man bessere Schulmeister bekäme.

Diesem zweyten Abschnitt sind angehängt: 1) gute Wünsche. Er wünscht nämlich den studirenden Jünglingen und guten Müttern seiner Vaterstadt nützliche Winke gegeben zu haben, und daß sein Buch dem rechten Manne bekannt werden möchte, damit in kleinern Regierungsverfassungen durch Befolgung seines Vorschlags der Mangel an Normalschulen und Schulmeisterseminarien ersetzt werden könnte. In einer Anmerkung ruft er gelegenheitlich, da er im Texte fürstliche Schulpatronen genannt hatte, dem neuen Kaiser Franz ein Vivat zu. In einer andern Note bittet er devotest um Verzeihung, wenn ihm aus Nichterfahrung oder aus menschlichem Gedächtnißfehler auch nur einer von solchen edlen Schutzpatronen entgangen seyn sollte, aber schon auf der dritten Seite nachher fügt er als einen Nachtrag noch zu rechter Zeit die Anekdote von einer jährlichen in 100 Rthlrn. bestehenden Stiftung des Herzog Ferdinands von Braunschweig zu dem Schulmeisterseminarium in Meinungen bey. Als er sie dieser Tagen zur glücklichen Stunde in der Ulmischen Lesegesellschaft der beliebten deutschen Zeitung Nr. 30. las: hätte er ausrufen mögen: εὕρηκα! εὕρηκα! wenn nicht die Gesetze der Lesegesellschaft geboten, im Lesezimmer recht stille zu seyn.

Sehr

Sehr natürlich dankt er bey dieser guten Gelegenheit Hrn. Becker für diese und andere erfreuliche Nachrichten, nicht minder den Stiftern der Lesegesellschaft, in der ein lernbegieriger Landpfarrer ohne große Kosten nach Herzenslust eine gemeinnützige und schöne Lektüre anstellen, und durch Umgang viel Gutes profitiren könne; sehr natürlich ist es auch, daß er uns die Zahl der ordentlichen Mitglieder, der Ehrenmitglieder und der Fremden meldet, die diese Gesellschaft schon besucht haben. 2) Eine pädagogische Frage: ob es nicht gut wäre, auf dem Ulmischen Gymnasium Vorlesungen über Millers Lehr- und Erziehungskunst geben zu lassen? 3) Der schon gemeldete Nachtrag. Eine Anekdote aus Meiners Reise in die Schweiz veranlaßt eine Apostrophe an diesen seinen Lehrer und Gönner, wobey er dem guten Herzen recht Gewalt anthun und nur plötzlich abbrechen muß. „Sonst, setzt er hinzu, würde ich Sie, und Ihre theuerste Gemalin, auch Ihren Freund Spittler allzulang aufhalten.“ 4) Anhang. Die Schulmeister sollen doch nicht mehr singen „O Gott du frommer Gott, „Ach Gott gedenke mein u. s. w. Hat mein Herz u. s. w. Lob und Preis u. s. w. Christus der ist u. s. w. Weg einmal mit den u und a! das o in dem Wort Gott, Lob u. s. w. als ein reines o und das i in dem Wort Christus als ein reines i ausgesprochen! Auch die Trauerlieder müssen nicht allzulangsam, und die Lob- und Danklieder munter gesungen werden. Sonst vermehrt man die Liederdichter und Komponisten noch im Grabe, denen man ihre Bemühung ohnehin nicht mit aller Welt Schätzen vergelten kann; sonst sind es auch keine geistlichen lieblichen Lieder. Das wird bewiesen aus der Vorrede zum neuen Wirtembergischen Gesangbuch, worauf ihn der Buchdrucker Wagner der ältere nicht nur aufmerksam machte, sondern sie ihm auch zu rechter Zeit mittheilte. 5) Nachbericht; a) eine vorläufige allgemeine Antwort auf die Zweifel und Einwendungen wider seinen Vorschlag. Sie lautet also: ubi ad optima emergere non possumus, inter meliora subsistere fas est. Damit man aber auch wisse, wie er gar zu einer lateinischen Sentenz gekommen sey, so berichtet er uns, daß ihn der Verf. der deutschen Zeitung n. 28. Jahrg. 1792. an dieses herrliche Motto zur glücklichen Stunde erinnert habe. „Es gilt, fügt er hinzu, statt hundert anderer Antworten. Bin gar ein großer Liebhaber einer fruchtbaren Kürze.“ b) Vorläufige Sicherstellung gegen einige lieblose übereilte Urtheile, z. B.

er

er habe auf angesehene Männer Lobsprüche gemacht, den Landschulmeistern was zu nahe geredt, sich vor seinen Amtsbrüdern etwas herausgenommen, und bey der unterthänigsten Dedikation an den Senat nicht die reinste Absicht gehabt. Hätte er die Absicht gehabt, sich vor andern etwas heraus zu nehmen, so würde er dieses schon als Kandidat oder Pfarrvikarius oder Diakonus — denn er habe auch von der Pike auf dienen müssen — und nicht erst jetzt gethan haben. Da er sich vorgenommen, etwa die nächste Schrift einer gesammten lieben und geehrten Bürgerschaft zu widmen: so sey ja nichts schicklicher, nichts ordentlicher und Ehrfurchtsvoller, als daß er zuerst und zuförderst diese Schrift Einem Hochedlen Senate widme. 6) Eine lapidarische Grabschrift auf den seeligen Kaff.

Sollte unsere Stimme (denn der Herold ist nun zu Ende) bis zu des Hrn. Pastors Ohren, und unsere Ermahnung bis an sein Herz dringen könnten: so würden wir ihm auf das wohlmeinendste rathen, aus Schonung für sein Amt sich nicht mehr durch irgend eine grosse oder kleine Druckschrift lächerlich zu machen, und aus Achtung gegen sein Vaterland und das Publikum seine andern schriftlichen Aufsätze hinter sieben Schlösser zu verwahren.

L.

79. a) Der weibliche Jacobiner-Clubb. Ein politisches Lustspiel in Einem Aufzug, von August von Kotzebue. Leipzig, bey Kummer. 1791. 72 S. in 8. 5 gr.

Wenn es in Frankreich so abgeschmackte Freyheitsenthusiastinnen giebt, als Hr. v. K. hier schildert, so sind sie ein Gegenstand der Satyre für Französische Dichter. In Deutschland ist das weibliche Geschlecht — dem Himmel sey Dank — von dieser Thorheit ganz frey. Unter allen wirklichen und möglichen Dingen ist wohl nichts, was unsre Weiber und Mädchen weniger interessirt, als Politik, und es hat so wenig Anschein, daß Politik sie, auch nur als Modesache, lebhaft beschäfftigen sollte, daß wir diese Posse nicht einmal als Palliativmittel zweckmäßig finden können. Daß Hr. v. K. nicht blos die Ausschweifungen des Freyheitsgeistes, sondern diesen

erha-

[illegible] Grundtriebe der edlern Menschheit selbst, wiewohl mit ohnmächtigem Bestreben, lächerlich zu machen sucht, daß er die vorübergehenden Uebel der Anarchie und Volkswuth, als die einzigen ewigen Folgen der neuen Lage der Dinge in Frankreich darstellt u. s. w. macht der Denkungsart und den Einsichten des Verf. so wenig Ehre, als der ängstlich gesuchte Witz und die schaale Intrigue sein poetisches Talent von einer vortheilhaften Seite zeigt. Nichts ist indeß so platt und niedrig, daß es von dem Verf. des Bahrdt mit der eisernen Stirn befremden könnte. Damit die Leser aber nicht blos auf unser Wort zu glauben haben, daß der Witz des Hrn. v. K. in dieser Posse von der niedrigsten und elendesten Gattung ist, so legen wir ihnen ein Paar Proben vor. S. 27.

Mad. Duport. Ich habe einen weiblichen Jacobinerclubb errichtet, unser Speisesaal ist auf das geschmackvollste dazu verziert worden, heute ist die erste Versammlung. Auch du, Julie, sollst unter die ehrwürdigen Mitglieder dieses Clubbs aufgenommen werden; da wollen wir dir bald andere Grundsätze einflößen.

Antoinette. Die Milch der Freyheit.

Duport. Die zu Kopfe steigt, wie Brandewein.

Antoinette. Den Kinderbrey der Gleichheit aller Stände —

Duport. Der uns zu ungezogenen Kindern macht u. s. w.

S. 18. Mad. Duport. Wenn der Hr. v. Roziéres sich an unserer Thüre zeigt, so bin ich nie für ihn zu Hause.

La Brie. Ganz wohl.

Duport. Wenn der Marquis von Roziéres sich meldet, so führe ihn zu jeder Zeit und Stunde herein.

La Brie. Ganz wohl.

Mad. Duport. Weis' ihn ab.

La Brie. Ab!

Duport. Nimm ihn an.

La Brie. An!

Mad. Duport. Schlag ihm die Thüre vor der Nase zu.

La Brie. Zu!

Duport. Mach ihm alle Thüren im ganzen Hause auf.

La Brie. Auf!

79. b) Der Papagoy, ein Schauspiel in drey Aufzügen, von August von Kotzebue. Leipzig. 1792. 128 S. in 8. 8 gr.

Rec. fand ohnlängst in einem kritischen Blatte den Wunsch geäußert, Hr. v. K. möchte das Publikum doch endlich einmal wieder mit einem Meisterstücke beschenken, nachdem er nun so viel mittelmäßige Stücke drucken und spielen lassen, die alle tief unter seinen ersten dramatischen Versuchen stünden. Ein Meisterstück will viel sagen, viel, viel mehr als selbst ein Menschenhaß und Reue: allein man muß billig seyn, und von niemand mehr fordern, als er geben kann. Vorzüglich gute, ungleich bessere, als seine neusten Stücke konnte Hr. v. K. gewiß liefern, wenn er nicht so flüchtig arbeitete, mehr Zeit und Mühe auf das Ausbessern wendete, und sich gegen die Urtheile und Zurechtweisungen competenter Richter nicht so muthwillig und zu seinem eigenen größten Nachtheil verhärtete. (Man sehe die Vorrede zum Kinde der Liebe.) Mit diesem Papagoy hat er wenigstens nicht den Anfang gemacht, den Wunsch jenes Ungenannten zu befriedigen. Er ist, wie seine meisten Dramen, ein unwahrscheinlicher, abentheuerlicher dialogisirter Roman. Ein alter Kaufmann, der durch Unfälle sein Vermögen eingebüßt, sucht bey einem Sohne Hülfe, von dem er hört, daß er in einer deutschen Handelsstadt (der Scene der Handlung) auf einem glänzenden Fuße lebt. Dieser Sohn aber ist ein Taugenichts, ein Spieler von Profession, der sich selbst zum Baron creirt hat, und da er die dürftigen Umstände seines Vaters kennt, ihn nicht einmal vor sich läßt. Ganz von Unterstützung und Gelde entblößt, befindet sich der alte Mann in der traurigsten Lage, und hat keine Zuflucht, als die Hütte eines armen aber menschenfreundlichen Fischers am Strande des Meers. Es erhebt sich ein Sturm, und wirft ein Schiff an das Ufer, wo es scheitert. Nur wenige Personen werden gerettet, und unter ihnen befindet sich der zweyte Sohn des alten Kaufmanns, der, von seinem Vater verkannt, vor zwölf Jahren nach Amerika gegangen war. Dort hatte er sich ein ansehnliches Vermögen erworben, das aber nun nebst dem Schiffe von der See verschlungen worden. Nichts hat er gerettet, als das Leben, seinen treuen Sclaven Xur'n und seinen Papagoy. In der Hütte des Fischers findet und erkennt er seinen Vater.

Diesen

Diesen aus der dringendsten Verlegenheit zu reißen, soll Kurt den Papagoy verkaufen. Der Zufall — diese Gottheit, die in Hrn. v. K. poetischer Welt mit so uneingeschränkter Gewalt herrscht — führet ihn zu einer reichen Engländerin, einer jungen Witwe, die diese Stadt auf einige Zeit zu ihrem Aufenthalt gewählt hat. Ein paar bedeutungsvolle Worte, die der Papagoy zu plaudern wußte, machen sie auf den ehemaligen Besitzer desselben aufmerksam. Sie erfährt von dem Verkäufer das traurige Schicksal seines Herrn, wird dadurch veranlaßt, ihn selbst kennen zu lernen, und bringt, wie man nun leicht errathen wird, alles dadurch zu einem fröhlichen Ende, daß sie dem gutmüthigen Sohne ihre Hand, und ihre Reichthümer anbietet, die, wie man denken kann, nicht ausgeschlagen werden. So romanhaft alles das angelegt ist; so wenig Kunst sich in der Ausführung zeigt, so ist doch auch dieses Stück nicht ganz leer von schönen und rührenden Scenen und Zügen. Wie aber konnte Hr. v. K. ein so elendes, verbrauchtes Mittel, Lachen zu erregen, hervorsuchen, als die Taubheit der Kammerfrau seiner Engländerin ist? Hat er sich schon so sehr erschöpft, daß er zu solchen Reßourcen seine Zuflucht nehmen muß?

Ki.

79. c) Stephanie des Jüngern sämmtliche Singspiele. Liegnitz, bey Siegert. 1792. 26 Bogen in 8. 22 gr.

Hr. St. giebt hier die Singspiele in einer Sammlung heraus, die, zur Kränkung des guten Geschmacks, schon bekannt genug sind. Es sind, nach italienischer Manier, sinnlose Farcen, noch obendrein in dem fehlerhaftesten Deutsch geschrieben, und die Poesie der Arien die elendesten Knittelverse. Nur unter Dittersdorfs und Mozarts Schutze hat man sie auf allen Theatern geduldet, hat den Inhalt übersehn, und nur auf die schöne Musik geachtet. Welch ein Abstand zwischen solchen Sudeleyen und Gotters Singespielen! Hr. St. fügt zu dieser Sammlung eine sehr übel geschriebene Vorrede, in welcher die unreifsten theatralischen Urtheile vorkommen. Seine Regeln für das Singespiel sind offenbar von den italienischen Opere buffe abstrahirt, wie z. B. die Vorschrift, wie viel Arien in einem solchen Stücke vorkommen, und wo sie

und wo hingegen vielstimmige Gesänge stehn sollen. Der Inhalt muß das bestimmen. Es kömmt sehr wenig darauf an, ob 24 oder 25 Arien vorkommen, ob sie schnell auf einander folgen, ob das Singespiel mit einem concertirenden Stücke anfängt, und der Akt mit einem Finale schließt, oder nicht. Die Arien müssen da stehn, wo Affekt, nicht blos Declamation, Dialog, oder Raisonnement ist, weil Poesie und Musik nie eine kalte Sprache reden können, u. s. f. Aber von dergleichen ahndet Hr. St. nichts, wie seine Arbeiten den Beweis davon liefern.

Eg.

79. d) Comisches Theater, von J. F. Jünger, K. K. Hoftheaterdichter. Erster Band. Leipzig, bey Göschen. 1792. 19 Bog. in 8. 1 Rthl.

In der Vorrede führt Hr. Jünger bittre Klagen über den Verfall des theatralischen Geschmacks durch Einführung der alten Ritter- und Spektakelstücke — Klagen, die zwar nicht neu, aber darum nicht weniger gegründet sind! Der hier abgedruckten Lustspiele sind drey: In der Entführung herrscht, ganz in des Verfassers Manier, viel angenehme Verwicklung; aber manche Scenen sind unendlich lang. Wenn diese auch noch so gut gespielt werden, so wird doch der Zuschauer des ewigen Raisonnirens müde. Die Grundsätze der Personen will man durch Handlung entwickelt sehn; das ist der Charakter des Schauspiels; sonst ist es nur ein Colloquium. Das zweyte Stück: Der Ton unserer Zeiten, ist die Uebersetzung der ziemlich unbedeutenden moeurs du tems von Saurin. Das Ehepaar aus der Provinz ist recht gut gerathen, und dies Bild reiner, unverderbter Sitten und häuslicher Glückseligkeit, in Gefahr durch städtische Corruption gestöhrt zu werden, ist interessant und lehrreich.

Pk.

79. e) Fünf und zwanzig Lieder beym Clavier vorzüglich für das schöne Geschlecht herausgegeben, und in Musik gesetzt von P. J. v. Thonus, Churfürstl. Sächsis. Lieutenant. Erster Theil. Leip-

Leipzig, im Verlag bey Baumgärtner. Ohne Jahrzahl. 34 S. in Querfol. 18 Kr.

Es ist das Produkt eines bloßen Liebhabers, der viel Geschmack an Musik und Poesie findet. Vier artige Lieder hat er selbst gedichtet. Die componirten Melodien der Lieder sind auch leicht, und werden dem schönen Geschlechte mehrentheils gefallen. Durchaus richtig sind die letztern eben nicht, da es dem Verf. an Einsicht in die reine Composition gebricht.

79. f) Die Fürstengruft, aus den Gedichten des Herrn Christ. Dan. Fr. Schubart, zum Singen beym Clavier, durchaus in Musik gesetzt von Johann Brandt, Musikdirektor. Leipzig. Ohne Jahrzahl. 14 S. in Querfol. 16 Kr.

Der Verf. ist keiner von denen, welche die Melodie erst erfinden, hernach einen Trommelbaß, und endlich die Mittelstimmen darzu setzen; sondern einer von denen, welche Harmonie und Melodie zugleich componiren, und mehrentheils alle Intervalle vermeiden, welche nicht zugleich in der Harmonie liegen. Er kennt also die Melodie als ein besonderes Materiale der Composition nur von einer Seite; daher ist sein Styl träge, steif, voll unnatürlicher Sprünge, und es mangelt ihm alles Geschmeidige und Fließende. Doch wird er seine Anstauner und Bewunderer finden unter den Liebhabern der Schubartschen Muse.

Ein unmusikalisches Gedicht zu musikalisiren ist übrigens eben nicht das beste Zeichen, und verräth Mangel an nöthiger Einsicht in die Singecomposition.

Ja.

79. g) Entwurf zu einem Gesundheitskatechismus; der, mit dem Religionskatechismus verbunden, für die Kirchen und Schulen der Grafschaft Schaumburg-Lippe ist entworfen worden. Bückeburg, bey Althaus, und Leipzig, bey Kummer. 1792. 3 Bog. in 8. 2 Kr.

„Dieses kleine Lehrbuch, — welches mit dem bekannten Liede (wenn wir nicht irren, von Hemmea) „Des Leibes warten „und ihn nähren, das ist o Schöpfer" u. s. w. anfängt, und in gedrängter Kürze und einem faßlichen Ton die allgemeinnützlichen Gesundheitsregeln zum Unterricht für Kinder enthält, — verdient, auch unsrer Ueberzeugung zu folge, den lauten Beyfall, welchen schon mehrere aufgeklärte Vorsteher von Armenschulen ihm dadurch bewiesen haben, daß sie dasselbe zu hunderten anschaffen, ihren Schulkindern erklären und unter ihnen austheilen ließen; wozu denn der äußerst wohlfeile Preis desselben noch mehr einladet, indem der Verleger dieses nützlichen Büchelchens 50 Exemplare für 1 Thaler Conventionsmünze zu liefern sich erbietet.

Dh.

79. h) Nelkenblätter, von G. F. Rebmann. Leipzig, bey Heinsius und Sohn. 1792. 18 Gr.

Wenn ein Mann in eine große Gesellschaft eintritt, so ist es bisweilen der Fall, daß er anfänglich wenig behagt, vielleicht, weil es aus ängstlicher Begierde sogleich zu gefallen, ins Gezierte fällt, oder auch überhaupt noch nicht recht in Gang kommen kann. Im Fortgange der Unterhaltung hingegen fängt er an erst Aufmerksamkeit und endlich auch Vergnügen zu erregen. Eben so gieng es Rec. mit dem Verf. Nicht nur das Titelblatt (denn wer kann es einem Autor verdenken, seinem Kinde einen neuen und auffallenden Namen zu geben? und wer darf verlangen, daß das Auffallende auch jederzeit das Schicklichste sey?) sondern auch die Vorerinnerung erregte kein sonderliches Vorurtheil von des Verf. Witz und Laune. Selbst das erste Stück hob diese Bedenklichkeit zwar in etwas, aber wegen der öftern weitschweifigen Stellen noch nicht ganz. Desto mehr ward Rec. im Fortgange des Lesens befriediget. Denn nun fand er einen Mann von guter und richtiger Denkungsart, welcher seine Gegenstände unterhaltend und anziehend behandeln kann, und besonders gute Anlage in Rücksicht auf das dramatische Fach zeigt. Einige Provinzialismen werden vermuthlich bey mehrerer Ausbildung sich von selbst verlieren. Der Inhalt dieser Sammlung ist halb prosaisch und halb poetisch, und besteht aus nachstehenden Stücken. 1) Ursprung des Sprüchworts: ein

böses

böses Weib ist ärger, als der Teufel. Ein Schwank nach einem Ammenmärchen. 2) Mönchswuth und Weiberrache. 3) Fragmente aus Eduards Reisejournal. 4) Blint und Sophronia, erster Gesang. 5) Sickingens Tod, eine Skizze. 6) Vermischte Gedichte. Am besten gefiel Rec. das 2te Stück. Die Fragmente enthalten manche launige Einfälle und Raisonnements, ob es ihnen gleich größtentheils an Neuheit fehlt. Wenn der Verf. das Urtheil der Kritik in seiner Vorerinnerung verlangt, über Blint und Sophronia, und besonders, ob er sie fortsetzen solle, oder nicht, so ist zum wenigsten unser wohlgemeynter Rath und Bitte für die Fortsetzung desselben. Diese würde indessen nicht wenig gewinnen, wenn in der Folge mehr Präcision im Erzählen angebracht, und in den Stanzen gleiches Sylbenmaas und gleiche Reime gehalten würden. Am wenigsten haben uns einige der vermischten und kleineren Gedichte behagt, weil sie die Stärke nur in Worten, aber nicht in Gedanken haben, und daher ins Frostige übergehn. Zum Beweise mögen gleich die ersten Strophen des ersten Gedichts dienen.

Hochgesang der Harmonie geweiht.

Lächle himmlisch mir, Camöne,
Und begeistre meinen Sang,
Leihe Paradiesestöne
Meines Hochgesanges Klang!
Horchet meinem Lied, ihr Wälder!
Helfer Flöte, Nachtigall!
Im Triumph durch Flur und Felder
Töne es der Wiederhall.

Stille schweb ob Thal und Hügel!
Horcht dem hohen Lied entzückt!
Welchem der Vollendung Siegel
Gottes Weihe aufgedrückt.
Hocherhaben unser Meister
Lächelt sanft im Sternenkranz,
Und es schweben gute Geister
Unter uns im lichten Glanz.

Göttin, Urquell aller Milde,
Aller Engel Königin,

Jener schönen Urgefilde,
Edens hohe Schöpferin!
Der im Einklang aller Sterne
Himmelslicht das Daseyn zollt,
Die in ungemeßner Ferne
Billionen Sonnen rollt.

Hed.

79. i) Briefe über Erlangen. Frankfurt und Leipzig. 1792. 171 S. in 8. 10 gr.

Bekanntlich sind vor nicht langer Zeit Briefe über Göttingen erschienen, deren Verf. dem Vorgeben nach ein Schweizer, aber der Sage nach Hr. Hochheimer ist, und schon tritt hier wieder ein verkappter Schweizer auf, der sich mit der Hoffnung schmeichelt, daß seine Briefe kein unwürdiges Gegenstück zu jenen seyn dürften. So wenig wir in Abrede sind, daß er sich in seiner Hoffnung nicht betrogen habe, so wenig schmeichelhaft können wir dies für ihn finden. Mit Recht hat man jene Briefe der Oberflächlichkeit, der Unrichtigkeit, ja der schändlichsten Medisance beschuldigt, indem sie Dinge enthalten, wodurch der gute Name achtungswerther Männer und ihrer Familien auf die ungerechteste Weise öffentlich gekränkt wird. Sehr lesenswerth ist das Programm des Hrn. Hofr. Heyne: iudiciorum de universitatibus litterariis recognitio, — worin das Unstatthafte, Unbillige und Gehäßige solcher öffentlicher Urtheile über Universitäten und ihre Lehrer auf eine sehr gegründete Art dargethan wird. Der Verf. dieser Briefe hat sich den Fehler der Medisance weniger zu Schulden kommen lassen, aber desto oberflächlicher ist ein großer Theil seiner Bemerkungen und Urtheile. Was kann seichter seyn, als die Kritik der Professoren? Zeigt es nicht einen hohen Grad von Unüberlegtheit und Eigendünkel an, wenn ein junger Mann, der kaum ein paar Jahre auf einer Universität, und zwar des Studirens halber, zugebracht hat, sich herausnimmt, Männer aus allen Fakultäten zu kritisiren und seine Urtheile öffentlich bekannt zu machen? Und was kann wohl ungerechteres und häßlicheres gedacht werden, als einen Mann, dessen Verdienste um die griechische und römische Litteratur allgemein bekannt und geschätzt sind, seines äußerlichen Ansehens oder Benehmens wegen

gen vor aller Welt lächerlich machen zu wollen? Dieser einzige Zug verräth schon, mit welchem Geist der Verf. geschrieben hat, und zeigt ihn in keinem vortheilhaften Lichte. — Wenn er hingegen über die häuslichen und ökonomischen Verhältnisse und Einrichtungen der Studenten spricht, so ist er in seiner Sphäre, und was er hier sagt, wird denjenigen nützlich seyn können, welche diese Universität beziehen wollen. Auch stimmen wir seinen Erinnerungen gegen die gar zu grosse Einschränkung der Studirenden bey. Der Jüngling, der auf der Akademie seinen Charakter bilden, und zum Manne werden soll, muß sich durchaus selbst regieren und führen lernen, und nicht überall durch Gesetze geleitet und getrieben werden. Und wenn es vollends wahr wäre, was der Verf. sagt, daß man nur Bürgerliche nach der Strenge der Gesetze richtete, und Adelichen durch die Finger sähe, so würde die Akademie schwerlich je in bessere Aufnahme kommen, noch zu kommen verdienen. Schon die einzige Geschichte, die hier angeführt wird, würde ein unaustilgbarer Schandfleck, wo nicht für die Universität, doch für den Richter seyn, wofern sie gegründet wäre. Freylich giebt es noch auf den meisten, wo nicht auf allen Universitäten, Lehrer, die sich durch allzugroße Nachsicht, Partheylichkeit und eine kriechende Höflichkeit, eine gewisse Popularität und mit dieser einen größern Zulauf zu verschaffen suchen, ohnerachtet die Erfahrung lehrt, daß der Ausgang gemeiniglich eben so traurig ist, als der Anfang glücklich zu seyn pflegt. — Exempla sunt odiosa. —

No.

79. k) Oederiana. Schleswig und Leipzig, bey Boie, 1792. 263 S. in 8. 16 gr.

Man findet hier folgende kleine Aufsätze des vor Kurzem verstorbenen berühmten Stiftsamtmann von Oeder gesammelt, und mit Anmerkungen von dem Herausgeber versehen: 1) Erste Rüge einer Zudringlichkeit, die bekanntlich gegen Hrn. Prof. Fabricius in Kiel gerichtet war. Die Anmerkungen, deren Ton wir auf keine Weise billigen können, sind so unerheblich, daß es nicht der Mühe werth war, die Schrift selbst deshalb abermals abdrucken zu lassen. 2) Appell an das Dänische Publikum, wider Hrn. Conferenzrath Fleischer. Auch von dieser Schrift gilt eben das, was wir bey der ersten

bemerkt

bemerkt haben. 3) **Von einer in den Nordländen zu errichtenden Stadt.** Aus dem neuen Kielischen Magazin abgedruckt. Warum der eben daselbst gelieferte Zusatz zu dieser Abhandlung weggelassen ist, begreifen wir nicht. In den Anmerkungen, womit solche hier begleitet ist, finden wir doch mehr Erhebliches. Es sind einige gute Bemerkungen über die Vermehrung der Bevölkerung und Handelsfreyheit darin, die benutzt werden könnten. 4) **Bemerkungen über die Gedanken von dem Militairwesen in Dänemark.** Wir glauben nicht, daß dieser Aufsatz des seel. O. je gedruckt worden ist. Man wird ihn aber auch jetzt, wenn er gleich 1767. geschrieben ist, noch mit Vergnügen lesen. Denn O. sagte auch hier, wie in vielen andern Dingen, damals schon Wahrheiten, die man noch 1792. nicht anerkennt, und die doch Wahrheiten sind und anerkannt werden müssen, wenn man endlich in Ansehung des Militairwesens in Dänemark in Ordnung kommen will. Es ließe sich zu dem Guten, was hier gesagt ist, noch Vieles hinzusetzen, und auch das ist schon geschehen. Wir empfehlen zu dem Ende unsern Lesern sehr, den gegenwärtigen Aufsatz mit der höchst interessanten und mit eben so großer Einsicht als Freymüthigkeit geschriebenen Abhandlung zu vergleichen, welche neulich unter dem Titel: **Patriotische Gedanken eines Dänen über stehende Heere**, herausgekommen ist. 5) **Memoire des Preußischen Ministers Grafen von Borck an den jetzigen König von Dänemark**, übergeben 1766. oder 1767. Auch dieser Aufsatz, den der Herausgeber, als einen Anhang, beygefügt, verdiente allerdings gedruckt zu werden. Zwar enthält er keinesweges unbekannte und erhebliche Bemerkungen über die Verfassung des Staats in den damaligen Zeiten; aber er gehört zur Geschichte der damaligen Hofkabalen und Partheyen.

Et.

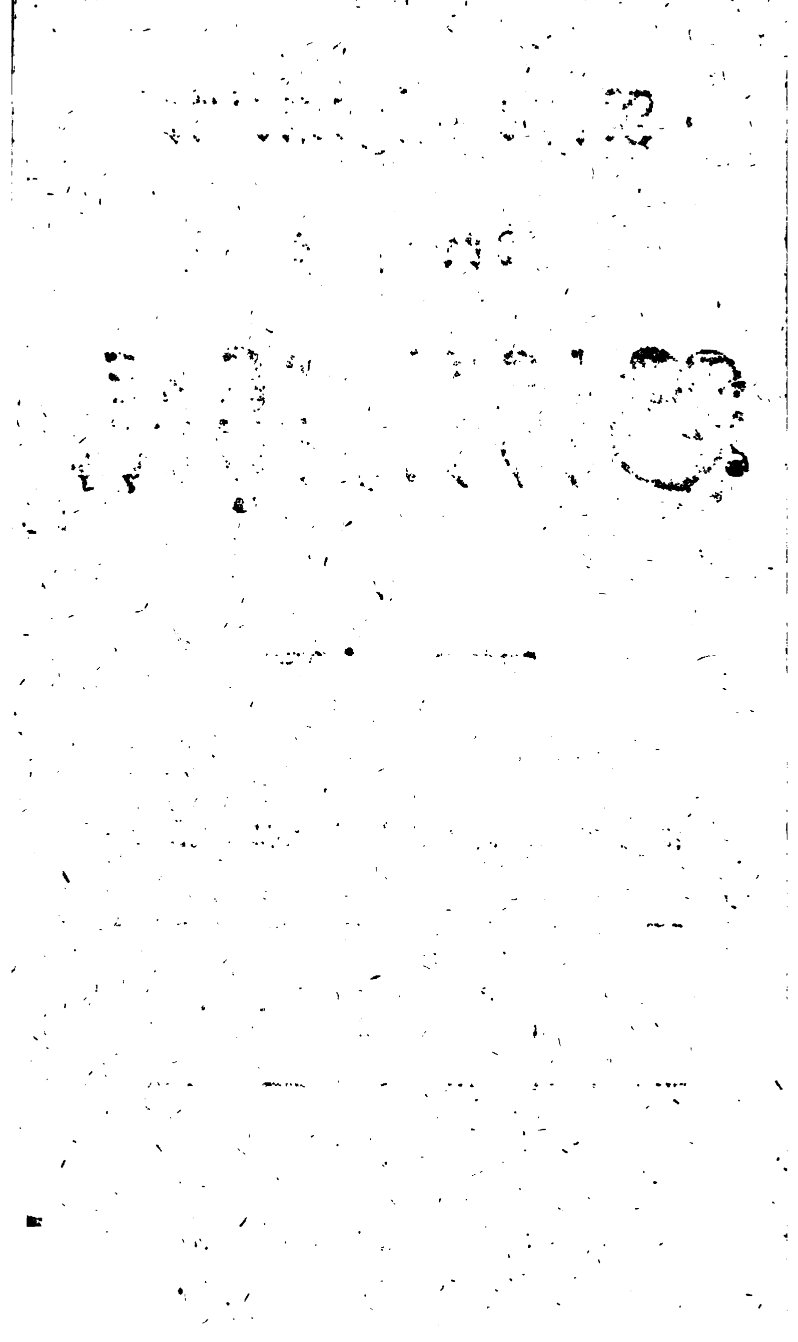
Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des ersten Bandes zweytes Stück.

Fünftes bis achtes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1793.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des ersten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

*

D. J. S.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

VI. Theater.

VII. Romane.

VIII. Weltweisheit.

IX. Mathematik.

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

XI. Chemie und Mineralogie.

XII. Haushaltungswissenschaft.

XIII. Alte Geschichte.

XIV. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

XV. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XVI. Gelehrtengeschichte.

XVII.

XVII. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, rc.

XVIII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XIX. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XX. Erziehungsschriften.

Die

XXI. Handlungs- Finanz- u. Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

XXII. Vermischte Schriften.

Euro-

80. Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere in angenehmen Geschichten u. Erzählungen für allerley Leser vorzüglich für die Jugend, von J. A. E. Göze, erstem Hofdiakonus und des Collegii Canonicorum Senior bey der Stiftskirche St. Servatii in Quedlinburg. Zweyter Band. Nagende Thiere. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. XVI und 382 S. 8. 1 Rh.

Hr. Göze unterscheidet sich von unsern izt so gewöhnlichen Schriftstellern, die sich nur für angenehme Unterhaltung der Erwachsenen und für gefallende Belehrung der Jugend zu schreiben berufen glauben, gar sehr. Er weis Unterhaltung mit wirklicher Belehrung so gut zu vereinigen, weis fremde von andern Schriftstellern entlehnte Beobachtungen mit seinen eignen mit Untersuchung und Fleiß gemachten Erfahrungen so zu bereichern, daß er immer in seinem Fache nach jeder Art der Einkleidung und des Vortrags ein solcher Schriftsteller bleibt, der nicht blos das Hundertmalgesagte in einer andern Form wieder sagt, sondern eben so viele aus dem Reichthum seiner selbst gesammelten Schätze ausgesuchte neue Wahrheiten mitzutheilen sucht. Eben diese sind die Ursache, warum man sich so gerne bey seinen Schriften verweilt, und keine derselben nur obenhin anzeigen kann, weil sie allemal neue Data zur Erweiterung der von ihm schon so glücklich aufgehellten Naturkenntnisse in sich enthalten.

Dieser zweyte Theil seiner europäischen Fauna ist ein überzeugender Beweis von unserm eben ausgesprochenen Urtheile. Er behandelt die Nagthiere auf eben die Art, wie der erste Theil die Säugthiere; nach ihren äussern und innern Kennzeichen, nach ihrer Lebensart, Nahrung, Fortpflanzung, Verbreitung, nach ihren Feinden, nach ihrem Nutzen und Schaden, nach den von ihnen in die Naturgeschichte sich eingeschlichenen physischen Vorurtheilen mit so vielen neuen von ihm selbst gemachten Bemerkungen, daß das ganze Buch, ohngeachtet es nur für Dilettanten und die Jugend geschrieben seyn soll, für jeden Naturforscher wichtig wird. Wir heben

nur die neuesten und wichtigsten dieser Bemerkungen aus. In dem Uterus eines jungen noch nicht trächtig gewesenen Meerschweinchenweibchens fand der Verf. drey verschiedene kalkartige Steine, die aus ungleichen excentrischen Schichten bestanden, und dem Aeussern nach, wie schöner Gyps, aussahen; ein nicht beyspielloser aber seltner Fall. Vorzüglich hat der Verf. die Naturgeschichte der Mäuse mit neuen und sicheren Beobachtungen bereichert. Der Schwanz der schwarzen Hausratze, den er nach der genauesten Zergliederung beschreibt, ist nicht ganz kahl, sondern hat zwischen den Schuppen viele kurze steife Haare, wie Stacheln, die sich im Klettern, wobey das Thier den Schwanz immer längs unter dem Bauche hat, sträuben, und dem Thiere sehr behülflich sind, weil sie eingreifen und halten. Die Schuppen sind rund und an einem 12 — 13 Zoll langen Ratzenschwanze zählte Hr. G. 400 — 500 Schuppenringe. Die von Morand entdeckten Blasen- oder Bezoarsteine fand Herr G. ebenfalls bey einigen Männchen in verschiedenen Gestalten. Der Stein ist aber von andern im Thierreiche erzeugten Steinen darinn unterschieden, daß die Grundlage ein dünnes viereckigtes Plättchen wie Frauenglas ist, an welchem sich auf beyden Seiten sandige Theilchen wie Nadeln ansetzen, und es in Gestalt eines spitzigen Vierecks erhöhen. Der Verf. fand diese Steine endlich auch bey den Weibchen. Zur Vertreibung der Ratzen hat er das Räuchern mit ausgewirkten Spänen vom Pferdehuf auf glühenden Kohlen und den Dampf des Agtsteinsalzes als bewährte Mittel gefunden; aber als ein noch sichereres Mittel empfiehlt er die sogenannten Ratten- und Mäusepillen, welche die Witthe Webern auf der großen Steinstraße in Halle an der Saale als ein Arkanum verkauft. — Der Schwanz der Wanderratze besteht aus mehr als 200 Schuppenringen, hat aber zwischen den Schuppen nicht so steife Haare, wie der Schwanz der Hausratze; und kann darum auch nicht so gut klettern, wie diese. Der Uterus des Weibchens ist eben so paternosterförmig gebildet, wie der Uterus des Hamsterweibchens. Daß diese Ratzenart wandere, ist wahr, und zwar von Westen nach Osten. Ihre Wanderung gieng aus dem Braunschweigischen über den Harz von Westen nach Osten am Wasser herunter fort, bis sie sich jetzt an der Saale und Elbe verbreitet haben. Aber der Verfasser bestreitet es gegen Hrn. Bechstein, daß die schwarzen Ratzen vor ihnen die Flucht ergreifen. Auch die Hausmaus hat zwischen den Schuppenringen des Schwanzes zarte Härchen.

Die

Die Zergliederung der Hausmaus ist mit eben so vieler Genauigkeit als Belehrung vom Verf. angestellt und niedergeschrieben worden. In allen zergliederten Müttern, von welchen er die Foetus nach allen ihren Entwickelungsperioden sogar von ihrem ersterm Empfängnißpunkte an bekommen hat, hat er eine ungerade Zahl entweder 5 oder 7 Junge gefunden. Die große Feldmaus hat im Innern mehr Aehnlichkeit mit der Wasser- als Hausmaus. Der Vf. fand nur ein einzigesmal in der Leber derselben ein Bläschen, wie ein weißes Pünktchen, und in demselben die ersten Spuren zur Oekonomie des Leberwurms, in den Gedärmen aber nie etwas. Noch nirgends ist die Wasserratze so gut, wie von dem Verfasser beschrieben worden. Der Schwanz derselben hat 130 Schuppenringe, die aber vor den Stachelhaaren kaum zu sehen sind. An dem Weibchen fand Herr S. 8 Saugwarzen, 4 auf der Brust und 4 am Bauche. In den innern Theilen derselben ist alles, wie bey den Ratzen und Mäusen. Nur ein einzigesmal fand der Verf. in der Leber eines Männchens den großköpfigen Bandwurm mit der erbsenförmigen Schwanzblase. Er war kaum 1 Zoll und bey weitem nicht so lang, als bey den Hausmäusen. Die Schwanzblase war klein und länglich und nur als ein verlängertes Glied des Körpers anzusehen. Indessen hat der Verf., so genau er die Wasserratze in ihrer ganzen Lebensart beobachtet hat, ihre besondre Geschicklichkeit im Schwimmen, die ihr Pallas und Bechstein in eben dem Grade, wie der Fischotter, beylegen, nicht bemerkt. Zu der Geschichte des Hamsters, so gut sie schon bearbeitet ist, hat Hr. S. ebenfalls neue aus der Zergliederung hergenommene Beyträge geliefert. Er fand den Eyerstock in dem Weibchen in der Größe einer Haselnuß und wie Fischrogen gekörnert, bey manchem Weibchen über 150 solche Körner und jedes ein Eychen oder die Grundlage eines künftigen Hamsters. Der Uterus war, wie bey den Ratzen und Mäusen, paternosterförmig und der Verf. hat einen Uterus mit 20 Jungen, alle in der Größe wie Erbsen, aber völlig ausgebildet. Er beobachtete eine Merkwürdigkeit bey der Zergliederung eines in seinem Winterschlafe anatomirten Hamsters, die gewiß Aufmerksamkeit verdient. Als er die Gedärme im lauwarmen Wasser aufweichte und hernach untersuchte, so fand er Strohhalmbandwürmer in denselben, die in demselben lauwarmen Wasser nach und nach auflebten und sich munter herumschlangelten. So schliefen also Thiere in schlafenden Thieren! Die

kleine Haselmaus, von welcher noch wenige ganz richtige Beschreibungen bekannt sind, hat Hr. Göze ein einzigesmal gefangen. Sie hat nach seiner Beschreibung die Grösse einer Hausmaus, die Länge des Körpers ist 3 Zoll, der Schwanz einige Linien darüber, die Augen sind schwarz, groß und hellblitzend, die Ohren kurz und der Schwanz an beyden Seiten mit dicken kurzen Haaren besetzt, wodurch man sie allein von der grossen Feld- und Hausmaus unterscheiden kann. Sie wohnt am liebsten unter den Wurzeln der Haselsträuche, hält ihren Winterschlaf, schläft aber nicht immer fort, sondern wacht bey gelinder Witterung wieder auf und übertrifft an Artigkeit, Munterkeit und Schnelligkeit alle andere Mäusearten. Hr. G. bestättigt die Wolfsche Bemerkung, daß die Beweglichkeit der Unterzähne des kletternden Eichhorns mit der Beweglichkeit derselben Zähne der Feldmaus völlig einerley sey. So lang sie getödtet noch warm sind, so bleiben die Zähne beweglich, aber wenn sie erkalten, so sind sie so fest, wie die andern. Von dem fliegenden europäischen Eichhorn sagt der V. S. 324. „Alle Versuche, dieses artige Thierchen lebendig zu erhalten, sind fruchtlos gewesen. Am ersten möchte es „im Winter geschehen können, nur bleibt es immer schwer, „in dieser Jahreszeit ein lebendiges zu erhalten." Der Rec. hat in der Thiersammlung eines Fürsten ein lebendiges fliegendes Eichhorn mehrere Jahre mit gleicher Munterkeit fortleben sehen, das lebendig gefangen worden war. Den Hasen, dessen Naturgeschichte der V. durch die genauesten in der Zergliederung desselben gemachten Beobachtungen um vieles vervollständigt, hält er für kein wiederkauendes Thier, weil er nur einen und überdem sehr grossen Magen nebst einem ausserordentlichen grossen Blinddarm hat. Bey keinem Thiere findet man die Ueberfruchtung so wie bey dem Hasen. Der Verf. hat bey mancher Häsin völlig ausgebildete junge Hasen und andere kaum empfangene in der Grösse einer Bohne gefunden. Die Ursache liegt in der Structur der Geburtstheile. Eine noch merkwürdigere Seltenheit, die der Verf. beobachtet hat, ist eine wahre Empfängniß und Ausbrütung im Unterleibe des Hasens, die wir mit seinen eignen Worten S. 345 und 346 hieher setzen wollen. „Ich zergliederte, sagt er, im „Anfang des Septembers eine Häsin, die 1) in der einen Bärmutter mit zwey jungen schon behaarten Häschen trächtig „war, welche noch lebten. Außerdem aber entdeckte ich 2) in „ihrem hohlen Unterleibe zwischen den Gedärmen zwo lederar-

„tige

„tiger, straff gespannte, etwas flache Kugeln in der Gröſse ei„ner geballten Faust, welche darinn frey herumkollerten und „mir gerade entgegen fielen. Als ich sie abgeschählt hatte, „waren sie so glatt, wie ein Ey, und daran auch nicht das ge„ringste Fäserchen zu bemerken, womit sie irgendwo befestigt „gewesen waren. Bey der Eröffnung des einen quoll mir ein „schon mit ziemlich langen Haaren bewachsenes Häschen ent„gegen, welches weit gröſser war, als die, welche in dem ei„gentlichen Uterus die völlige Reife erhalten haben und gewor„fen werden. Denn es hatte sehr straff gelegen und war un„ter dem lederartigen Ueberzuge mit Körper, Kopf und Pfo„ten dergestallt zusammengepreſst, daſs es als ein Klumpen an„zusehen war. Nase und Maul steckten tief unter den Pfoten „am Bauche, daſs man es offenbar sahe; es habe keine Nah„rung zu sich nehmen können. Ich sah nach der Nabelschnur; „aber keine Spur davon, sondern alles verwachsen und be„haart. Das zarte Wasserhäutchen war ihm so fest auf den „Haaren angewachsen, daſs ich es mit der Zange nicht abzie„hen konnte. Die äuſsere dicke lederartige Haut aber, worinn „das ganze Thier gelegen hatte, konnte ich, wie eine Eyerschale, „abnehmen. Der Augenschein lehrte es, daſs dies das ganze „befruchtete Ey gewesen war, welches sich hier an diesem un„gewöhnlichen Orte nebst dem andern entwickelt hatte." Den Unterschied des Kaninchens von dem Hasen giebt der Vf. durch so bestimmte Kennzeichen an, daſs kein Naturkundiger mehr das erstere für eine Spielart des letztern ansehen wird. — Die Behandlung des Ganzen ist so, wie in allen Schriften des verdienstvollen Verf., daſs der Leser auf die grosse Oekonomie der Natur hingeleitet und mit dem Allgemeinen so wohl als dem Speciellen der Philosophie jedes Naturreichs auf das vertrauteste bekannt gemacht wird. Der sicherste Gang in dem Unterrichte der Naturgeschichte für solche, welche nicht eigentlich Profession von derselben machen.

Di.

81. Historisch - literarisch - bibliographisches Magazin — Herausgegeben von J. G. Meusel, Hofrath u. s. w. Fünftes Stück. Chemnitz, bey Hofmann und Fiedler, 1792. VIII und 184 Seiten. gr. 8. 1 Rt.

Durch veränderten Druck- und Verlagsort hat das Magazin an seiner bisherigen saubern Aussenseite nichts verlohren, in Rücksicht aber auf Correctur, einen bey literarhistorischen Werken so wesentlichen Umstand! offenbar gewonnen. Fehlerfreye Abdrücke werden leider! von Tag zu Tage seltner, und viele Officinen lassen sich hierin eine so unverzeihliche Nachlässigkeit zu Schulden kommen, daß gegen diesen Unfug, noch lauter und öfter als wirklich geschieht, geeifert werden sollte. Rec. will hoffen, daß die Herren Gelehrten durch Mißbrauch des docti male pingunt, zu Verunstaltung ihrer Geistesgeburten nicht etwa selbst Anlaß geben!

Vorliegendes Stück hebt mit einer die älteste Buchdruckergeschichte Bambergs betreffenden, und von Herrn Pfarrer Steiner zu Augsburg gemachten, gar nicht unwichtigen Entdeckung an. — Sollte irgend ein in Kenntnissen dieser Art Uneingeweihter den freylich 38 Seiten langen Aufsatz etwas zu gedehnt finden, so ist es wenigstens Rec. nicht, der sich darüber beschweren wird und darf. Dieser hat seit zehn Jahren in der A. D. B. so oft Bamberg für einen der ältesten Buchdruckerplätze unsers Vaterlandes erklärt, daß es ihn nicht wenig freuen muß, seine hierüber gewagten Aeusserungen nunmehr unwiderleglich bestättiget zu sehen. Herr St. beschreibt nämlich mit grosser Genauigkeit ein zu Augsburg sich erhaltenes biblisches Geschichtbuch in kleinem Folio, deutsch geschrieben, und mit Holzschnitten versehen, welches am Schlusse NB, nicht in Ziffern, sondern Wort für Wort angiebt, daß ein gewisser Albrecht Pfister solches im Anfange des Jahrs 1462 zu Bamberg gedruckt habe. Da nun die hiezu gebrauchten Lettern, klein-Missal nämlich, so wie die ganze übrige Manipulation, mit dem Bonerischen Fabelbuche von 1461, dem Rechtstreite zwischen Tod und Menschen, einer deutschen Biblia pauperum, und was für typographische Geschichte am allerinteressantesten ist, mit der berühmten lateinischen Bibel von 36 Zeilen ohne Datum, auf das genaueste übereinstimmen: so ist es weiter keinem Zweifel ausgesetzt, daß alle diese Artikel aus einer Presse herkommen, und man daher, wie auch Rec. schon längst der Meynung gewesen, sehr unrecht daran gethan, dem Bambergischen Fabelbuch die Zeitangabe 1461 als Druckjahr absprechen zu wollen. Sonderbar genug übrigens, daß ein die älteste Buchdruckergeschichte so ungemein aufklärender Umstand, nach mehr als 300 Jahren erst ins

reine

reine gebracht wird, und Bamberg nunmehr zu der unverhofften Ehre kommt, unmittelbar nach Mainz die herrliche Kunst in seinem Schooße gepflegt zu haben, denn daß Cölln, Strasburg oder Basel ihm den Rang streitig machen sollten, ist kaum zu vermuthen. — Rec. wundert sich, daß Herr St., der kein Bedenken trägt, die Aehnlichkeit des neuen Fundes mit Boners Fabelbuche als ausgemacht vorauszusetzen, den oben erwähnten Bibelabdruck ganz mit Stillschweigen übergeht. Sollte der behutsame Mann diese Identität noch bezweifeln, so wird ihn, wenn er gedachte Bibel nicht aus Autopsie kennt, Schelhorns Ausgabe von Quirini Diatribe cet. hiervon überzeugen. In dieser befindet sich ein Stück daraus auf Kupfer gestochen; freylich nicht mit aller der Genauigkeit, die wohl zu wünschen wäre. Mit den leidigen Nachstichen aber hat es nun einmal diese mißliche Bewandniß; denn noch unbefriedigender ist das kleine Bruchstück, welches Herr Masch für seine Bibliothecam sacram von dieser Bibelausgabe nachgezeichnet erhielt. — Was nun die vorliegende Anzeige des merkwürdigen Buches und Herrn St. darüber gemachte Bemerkungen anlangt, so hat Rec. mehr als eine, dem Liebhaber vielleicht nicht unangenehme Notiz beyzutragen, muß aber, um für die übrigen Artikel dieses Stückes Raum zu gewinnen, sich nach einem schicklichern Tummelplatz für sein Steckenpferd umsehn.

Also II, wenn, wo, und was Martin Flach zwischen 1470 und 75 gedruckt habe? — Deshalb nicht unerheblich, weil, wie hier sehr wahrscheinlich gemacht wird, aus seiner Presse vor 1475 schon, ein Persius, Salustius und wohl noch andre Römische Autoren hervortraten, die für uns Deutsche als editiones principes gelten können; dergleichen, was classische Literatur betrifft, unsre ältesten Officinen sehr sparsam lieferten. Rec. will hierbey noch in der Kürze anzeigen, daß in dem Vallierischen Katalog, Catonis Disticha und ein Manipulus Curatorum, ebenfalls mit solchen Typen gedruckt, aufgeführet werden. De Bure, dem die Sonderbarkeit dieser Lettern auffiel, ließ aus dem Salustius ein Pröbchen davon nachstechen, das zwar, wie auch hier der Fall ist, die Eigenheiten des Urbildes keinesweges erreicht, durch ein darin angebrachtes sehr verschnörkeltes großes J aber wenigstens auf die Spur bringen hilft. Den wahren Drucker wußte De Bure jedoch nicht anzugeben, und was dem naseweisen Abbé Rive darüber träumte, mag in besagtem Katalog selber nachsehen

 wer

wer Lust hat. III. Wenn griechische Typen in Wittenberg zuerst gebraucht worden? — Herr Strobel nämlich hatte gemeynt, Lotther von Leipzig habe, auf Veranlassung Melanchthons, solche erst 1519 daselbst eingeführt. So mikrologisch diese Frage beym ersten Anblick aussieht, gewinnt es doch damit sogleich ein anderes Ansehn, weil hier eine Art von Griechischer Chrestomathie, so gut wie sie damals seyn konnte, beschrieben wird, die wirklich schon 1511 von J. Grünenberg zu W. gedruckt worden, und deshalb merkwürdig ist, weil sich einige Stücke aus der griechischen Bibel darin befinden, die vielleicht der erste Versuch dieser Art in Deutschland, und wenigstens um ein Jahr älter sind, als was der gelehrte Masch in seiner Bibliotheca Sacra hierüber anzugeben weiß. IIII. Kritische Anmerkungen des Herrn Pfarrer Kinderling, über das Meibomische Chronicon Magdeburgense, dessen wahre Verfasser, und die mancherley davon vorhandene Handschriften. — Ueberaus lehrreich für diesen Punkt vaterländischer Geschichte, und zugleich ein Beweis, wie ganz etwas anders es ist, nur einen einzigen historischen Umstand ins Klare bringen, und einen leidigen Ritterroman schmieden! V. Bücherpreise aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. — Der grundgelehrte Caspar Barth hatte nämlich den unkritischen Einfall gehabt, schon ziemlich alt ein blutjunges Fräulein zu heyrathen; welches ihn vermuthlich nöthigte, seinen mühselig gesammelten Büchervorrath schon bey seinem Leben loszuschlagen. Sein Hauptkundmann war der eben so gelehrte Christian Daum, der ebenfalls aber keine überflüssige Einnahme hatte, und also dingen und handeln mußte. So billig auch Barths Anschlag zu seyn scheint, möchte doch wohl mancher Artikel heut zu Tage noch ungleich schlechter bezahlt werden. Der ganze Verkehr wird aus unedirten Briefen der beyden Gelehrten überall belegt. VI. Schreiben Herrn D. Oelrichs zu Berlin, die angebliche sonderbare Todesart des ehemals bekannten Joh. Cassenius zu Kopenhagen betreffend: — das aber über die wahre Beschaffenheit damit noch immer keinen befriedigenden Aufschluß giebt. VII. Beschluß der Nachrichten von der wieder aufgefundnen Marien-Bibliothek zu Danzig. — Hier 45 alte Drucke von 1487 bis 1504, von Herrn Lengnich, mit der von ihm zu erwartenden Genauigkeit beschrieben. In der Nachlese noch eine Imitatio Christi, hier dem J. Gerson zugeschrieben, und von Joh. de Westfalia ohne Datum in 4. gedruckt, die, trotz aller Nachforschungen,

gen, wozu Thomas a Kempis Anlaß gegeben, dennoch scheint unbekannt geblieben zu seyn. Das Erzeugniß Schwedischer Pressen von 1498 hat hingegen doch schon Alnander, entweder aus Autopsie, oder nach einer guten Notiz gekannt. VIII. Fortsetzung der Ergänzungen und Verbesserungen der Bauerschen Bibl. libr. rariorum; — an sich alles Dankes werth; wie viele Bogen aber würden nicht noch nöthig seyn, wenn dieser Augiasstall im Ernst ausgefegt werden sollte!

Unter den Recensionen neuer bibliographischen Werke, will man sich begnügen, nur der Riflessioni des Abts Tiraboschi sugli Scrittori Genealogici, Padova, 1789. 8. als eines ausländischen Products zu erwähnen, worin über das Leben und die Schriften des Erzgamiers Alphonsus Ciccarelli neuere Aufklärungen enthalten sind. — Von den beyden Anfragen möchte die Beantwortung derjenigen, welche den wahren Verfasser der Delices de l'Espagne & du Portugal betrifft, wohl die meiste Schwierigkeit haben; denn so viel man gelehrte Tagebücher damaliger Zeit zu Rathe ziehen gekostet, hat sich doch niemand mit Ausspürung des Compilators selbst abgegeben. Der so betriebsame Peter van der Aa ließ solche 1707 in fünf kleinen Octavbändchen mit vielen Kupferstichen zu Leyden abdrucken, und einen angeblichen Don Juan Alvarez de Colmenar auf dem Titelblatte als Verfasser figuriren. Wenn Rec. sich nicht sehr betrügt, so ist niemand anders als der saubre Abbé de Bayrac der wahre Vater des Kindes. Dieser konnte, während der Regierung Ludwigs XIV., sein Geschreibsel über Spanien, vermuthlich aus politischen Ursachen, nicht an Mann bringen, überließ also diese Papiere dem Leihner Sosias, und kam endlich doch mit seinem Etat présent de l'Espagne zu Paris, 1718 in drey starken Octavbänden zum Vorschein. Ueberall derselbe Styl, dieselbe Farbe, oft ganze Seiten durch der nämliche Ausdruck; obgleich, pour dépayser le lecteur, hier und da über einen etwas veränderten Leisten geschlagen. Höchst wahrscheinlich hat es diese Bewandniß ebenfalls mit den Delices de l'Italie, die nur ein Jahr früher, nämlich 1706, aus derselben Leydner Fabrik hervortraten, und einen vorgeblichen Mr. de Rogissart als Autor an der Stirne führten; denn auch hier bleiben Schreibart, Zuschnitt und Compilationsgriff, den sogenannten Delices de l'Espagne vollkommen ähnlich.

Unter den einzelnen Bemerkungen, deren es für dießmal nur drey giebt, ist auch von einem altdeutschen Sprüchwörterbuche die Rede, das in einer unsrer beliebtesten Monatsschriften, unlängst als wirkliche Merkwürdigkeit, beschrieben wurde. Und doch gab es von dieser angeblichen Seltenheit bis 1615 wenigstens ein Dutzend Ausgaben. Noch mehr! Der V. dieser Sammlung kann als ein wahrer Plagiarius an dem ehrlichen Joh. Agricola angesehen werden, dessen Sprüchwörter bis 1592 auch schon wenigstens vierzehnmal gedruckt, und von unsern neuern Bibliographen hinlänglich bekannt gemacht waren! Eine Unannehmlichkeit führt Literair- und Bücherkenntniß also doch mit sich —: uns nämlich um eine Menge Neuigkeiten zu bringen, die, solches zu seyn, schon mehr als einmal aufgehöret hatten!!

D.

82. Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten ꝛc. der Residenzstadt Berlin. Erster Theil. Bis zum Ende der Regierung George Wilhelms. Berlin, bey Oehmigke d. jüngern. 1792. 368 Seiten und XVI S. Vorrede. 8. 1 Rk.

Es ist für den Geschichtsforscher überhaupt, und besonders für den Liebhaber der vaterländischen Geschichte und für den Bewohner Berlins angenehm und wichtig, über die ältere Verfassung, den vorigen Zustand der Wissenschaften und Künste, und über die von den jetzigen abweichenden Sitten und Gebräuche einen Mann reden zu hören, der bey einer nicht gemeinen Bekanntschaft mit den Quellen und Vorarbeiten, mit vieler Mühe die hin und wieder zerstreuete Materialien herbeyschafft, und daraus ein Gebäude bildet. Jene hat er, welches sehr zu loben ist, am gehörigen Orte genannt. Die Bemühungen eines Nicolai in der Beschreibung von Berlin und Potsdam, und eines Möbsen in der Geschichte der Wiss. in der Mark Brandenburg sind unter den gedruckten Büchern vorzüglich genutzt; aber er hat auch eine große Anzahl ungedruckter archivarischer Nachrichten gebraucht, welche diesem Werke einen besondern Werth geben.

Der

Der Plan schränkt sich auf Berlin ein, und aus diesem Gesichtspunkte muß man den Verf. beurtheilen. Da er diese Einschränkung im Buche selbst festsetzt, so kann Rec. ihm das Zeugniß ertheilen, daß er, bis auf wenige Ausnahmen, z. E. S. 81. „von dem Mädchen zu Frankfurt an der Oder, das der Teufel besessen haben sollte," seinem Plane getreu geblieben ist. Vielleicht läßt sich die Anführung dieser Teufeley damit entschuldigen, daß sie damals viel Aufsehen in der Mark und also auch in Berlin gemacht habe; aber das wichtigste Aufheben ist von Frankfurtischen Gottesgelehrten und Aerzten gemacht worden, und sie ist daher hier schwerlich am schicklichsten Orte. Eben so ist die Vermählung Joachims I zu Stendal hier nicht in den Plan gehörig. — Der Verfasser geht mit Nicolai von dem Ursprunge, oder wenigstens der Erweiterung der Stadt Berlin unter Albrecht dem Bären aus, und berührt von der Zeit an die merkwürdigsten Veränderungen Berlins unter den verschiedenen Regierungen nach der Folgezeit der Landesherren. Das Buch selbst gewinnt an mannichfaltigem Interesse, je weiter man lieset, und man spüret den Mangel an Nachrichten in der ältesten Periode bey der Bearbeitung. Hierüber klagt der Verf. selbst, jedoch sind auch da aus andern Schriftstellern manche wichtige Erzählungen eingeschaltet. Hierzu rechnet Rec. die Ermordung des Bernauischen Probstes Nicolaus Cyriacus in oder vor der Marienkirche, (denn dies ist noch unausgemacht) unter der Reg. Ludwigs von Bayern. Nach S. 27 war er nach Berlin gekommen, und hätte (S. 28) eine Forderung an die Gemeine gemacht. Dies ist nicht bestimmt genug. Worin bestand sie? Bezog sie sich allein auf den Herzog Rudolph zu Sachsen, dessen Freund der Probst war, oder forderte er den Petersgroschen für den Pabst ein? oder, machte er (wie Buchholz meynt,) den Berlinischen Bürgern wegen gewisser Hebungen, die ihm zufielen, Verdruß? oder, handelte er gar deshalb willkührlich und unbillig? Die ältern Geschichtschreiber, die Rec. hierüber nachgeschlagen hat, übergehen gemeiniglich diesen Punkt, und daher hätte er gern von einem sachkundigen Manne, als der Vf. sich zeigt, hierüber Aufschluß, wenigstens wahrscheinliche Entscheidung unter den verschiedenen Vermuthungen gewünscht. Bey Anführung der S. 30 benannten Strafen, die die Bürger von Berlin und Kölln tragen mußten, hätte auch die Bezahlung von achthalbhundert Mark Silbers an den Bischof Ludwig von Brandenburg erwähnt

werden

werden müssen. (Lenz Dipl. Stiftshist. v. Brand. Engel S. 132. Schmidt brandenb. Reformationshistorie S. 64.)

Die Lehnshuldigung, welche Kurf. Friedrich I. einnahm, sagt der Verf., geschah nicht von den Fürsten von Meklenburg. Dies könnte zu Mißverständnissen Anlaß geben. Er erhielt nur die Lehnsherrschaft von den Fürsten von Wenden und Herren zu Werle. Die Meklenburgischen Fürsten waren in zwey Linien getheilt; die eine schrieb sich: Herzoge von Meklenburg, die andre: Herren zu Werle oder Wenden. Beyde lebten in Uneinigkeit und Feindseligkeit. Durch die Belehnung erhielt die letzte Schutz, und die Herzoge mußten dem Willen des Kurfürsten in Beziehung auf diese Streitigkeit folgen. Die Urkunde vom Montage der Eylfftausendt Megde 1415 hat Pauli abgedruckt. Ungeachtet dieser Urkunde läßt sich Klüver in seiner Beschreibung des Herz. Meklenburg Th. I. sehr weitläuftig über die Ablegung des Lehnseides und der Lehnsverträge mit vielen Raisonnements gegen den Kanzler von Ludwig ein. — Bey der Regierung Joachims I. hätte Rec. etwas mehr Detail gewünscht. Die Schriftsteller sind bey derselben, Berlin betreffend, reichhaltig genug. Die Begebenheiten, welche Belege von dem Aberglauben und der Unwissenheit der Zeit waren, mußten angeführt werden, sobald sie in Berlin vorgefallen waren, wie sich der Verf. S. 65 selbst erklärt. So gehörte hierher unter andern, daß man dem Scharfrichter das Bannen zutrauete, wie die Geschichte des berüchtigten Kohlhase beweiset. Haftitz sagt ausdrücklich: wie denn Meister Hans durch seine Kunst so viel zuwege gebracht, daß Kohlhase mit seiner Gesellschaft hat müssen gen Berlin kommen, u. d. m. In der Astrologie und dem Nativitätstellen hatte sich Joachim I. auch unterweisen lassen u. neben dem angeführten Trittheim hätte der Hofsternseher, der bekannte Joh. Carion, aufgestellt werden können. Sehr richtig ist S. 75 die Bemerkung, daß ungeachtet Joachim I. ein Freund der Wissenschaften war, dennoch in dieser Periode sich wenig erhebliche Spuren von Gelehrsamkeit finden. (Joachim I. hatte selbst in einem Anschlage bey Einweihung der Frankfurter Universität sich so ausgedrückt: Ein gelehrter Mann ist in der Mark seltener, als ein weißer Rabe.) — Unter seinem Nachfolger blühete der Handel, und Bauleute und Künstler hatte man nach Berlin gezogen. — Die Geschichte Berlins unter Johann

hann Sigismund ist vorzüglich wegen der Religionsangelegenheit merkwürdig, da dieser Regent zur reformirten Religion übertrat. Der Verf. hat viele wichtige Schriften angeführt, die von seiner literärischen Kenntniß dieses Zeitraums zeugen. Rec. besitzt im Mscpt. des D. Gedicens Vorstellung an den kurfürstl. Statthalter Johann George vom 27 Jul. 1613, und dessen weitläuftige Antwort vom 8 Sept. 1613, worinn letzterer erklärt, daß er bey der ref. Lehre nebst seinem Bruder bleiben wolle. Der Raum verstattet es nicht, hier davon einiges in extenso mitzutheilen. — Bey George Wilhelm sind die Verordnungen an den Rath in Berlin und Kölln und auch an die Schulcollegen, wegen Abschaffung der Schulkomödien sonderbar genug. In Plümikens Geschichte des Theaters sind sie schon abgedruckt und angeführt. Es werden die Wunderzeichen, z. E. ein Trache am Himmel, der erschienen sey, und Unglücksfälle des Landes angeführt, daher sollen dergleichen Gauckel- und Affenspiele und Affereyen nicht mehr geduldet werden. Den Schulcollegen wird darinn gesagt, „daß es wohl, wenn es nach der Schärfe zugehen sollte, „Strafe verdient hätte, daß sie unbesonnen bey den betrübten „Zeiten, auf eine unzeitige Lust, den schwangern Weibern gleich „ankommen lassen, Komödien zu spielen.“ — Einige kleine Unrichtigkeiten, die der Geschichte widerstreiten, finden sich. Rec. bemerkt nur S. 103., daß ein Theil der dem Juden Lippold versetzten Geld- und Silberpfänder einem (nicht mehreren) der angesehensten Bürgermeister zuständig waren; (Möhsen und Annalen der Juden an den angeführten Orten.) daß der köllnische Bürgermeister, der nach S. 177 bey dem Aufstande gegen die Reformirten die Bürgerschaft zu besänftigen suchte, Zahn hieß, nicht Jahn. Bey S. 110 ist angemerkt, daß noch jetzt bey den gemeinern Bürgern in Berlin der Gebrauch sey, daß die Kurrende an Hochzeitfesten erscheine, und einige bekannte Kirchengesänge singe. Dies letzte ist wohl jetzt, — wie sich Rec. erinnert, — mehrentheils abgeschafft, ungeachtet für die Kurrende auf einigen Hochzeiten eine Büchse zur Beysteuer umhergegeben wird. — Der Ausdruck: Ludwig war Poltron, konnte, der Deutlichkeit unbeschadet, deutsch gegeben werden. Noch weniger gefällt dem Rec. der etwas triviale bildliche Ausdruck S. 69: Die Gottesgelehrten zu Frankfurt a. d. O. waren solche Hasen. — heißt nicht die Wolframsgesellschaft gewöhnlicher Wolfgangsgesellschaft? — Ungeachtet dieser Dinge, die Rec. bemerkt,

bemerkt, um seine Aufmerksamkeit, mit der er das Buch gelesen hat, zu beweisen, muß er dem V. seine große Hochachtung bezeigen. So viel reife Beurtheilungskraft, so viel Scharfsinn, so viel Kenntnisse der V. beweiset, so freymüthig oft seine Winke, so richtig seine Vergleichungen der Vorwelt mit den Zeitgenossen, so treffend seine Gemälde sind; so sehr er uns mit den Trachten, Polizeyverfassungen u. d. gl. bekannt gemacht hat; so war es doch auch bey diesen anerkannten Vorzügen Pflicht, jene Fehler anzuzeigen. Der Verf. verspricht zwar, in der Fortsetzung diese Verbesserungen selbst zu übernehmen, da R. aber diesen Zeitpunkt nicht abwarten kann; so hofft er Verzeihung zu erhalten, wenn er durch einige Bemerkungen zuvor gekommen wäre. Hierzu gehört noch, daß der Styl im Buche äußerst ungleich ist. Die Interpunktion und die Sprachreinigkeit sind in der Vorrede und im ersten Bogen nicht gut angewendet. Sprachfehler, ein ungewöhnlich häufiger unrichtiger Gebrauch des Komma und schleppende Perioden findet man da. Rec. möchte es fast nicht auf Rechnung des Vf. setzen, da im größern Theile des Buchs diese Fehler seltener sind. Die angehängten Documente sind sehr schätzbar, und besonders sind die Hoforbnung Joachims II. und die Urkunden aus der Zeit Georgs Wilhelms merkwürdig. Sollte es dem Vf. gefallen, uns die Fortsetzung zu liefern, wie Rec. wünscht und hofft, so bittet er um Mittheilung mehrerer noch unbekannter Dokumente, und wenn gleich bey der Bearbeitung des neuern Zeitraums die Materialien dazu anwachsen könnten und die Arbeit schwieriger würde; so wird gewiß auch unter der Hand eines so mühsamen Forschers das Werk an Interesse immer mehr zunehmen. Der Verf. dieses schätzbaren Buchs ist, wie der Rec. zuverläßig vernommen hat, der Hr. geheime Secretair König in Berlin, der schon ohne seinen Namen die Annalen der Juden in der Mark, das biographische Lexicon der preußischen Generale, und andere für die brandenburgische Geschichte wichtige Aufsätze geliefert hat.

Cm.

83. **Versuch, Schornsteine und Ofenkamine, in jedem Verhältniß, nach Grundsätzen, zweckmäßig anzulegen, und übelziehende zu verbessern. Mit**

Zeichnungen. Marburg, in der neuen Akademischen Buchhandlung. 1792. 76 Seiten. in 8. 6 ℳ.

Der Verf. hat so viel Gutes in diesem kleinen Werkchen gesagt, daß er sich wohl hätte nennen dürfen. Alles ist auf Erfahrungen gegründet; und wenn ihm gleich viele darinn widersprechen werden: daß die Schornsteine, um nicht zu rauchen, oben nicht immer weiter gebauet werden müssen; so kann ihm doch Rec. aus eigener Erfahrung Recht geben, daß die Schornsteine wirklich bey holzsparenden Stubenöfen und Sommerkochöfen auf dem Heerde, jetzt keine solche Erweiterung mehr bedürfen, wie es ehemals — wo man mit dem offenen Heerdfeuer die Schornsteine mehr, als die Thyre erwärmte — unumgänglich nöthig war; und alle, die gleiche Erfahrung haben, werden mit uns dem Verf. beyfallen, und das ganze Werkchen nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen.

Bu.

84. D. Wilhelm Robertsons, K. Historiographen von Schottland, histor. Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien, und die Fortschritte des Handels mit diesem Lande, vor der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Nebst einem Anhange — und zwey Karten. Aus dem Englischen mit einer Vorrede von Georg Forster. Berlin, 1792. bey Voß. XII und 392 Seiten. gr. 8. 1 Rg. 6 ℳ.

Mehrere unsrer gelehrten Tagebücher, deren Plan es erlaubt, und denen Zeit und Platz zu Gebothe stehn, haben von dem Original bald nach seiner Erscheinung umständlich genug Bericht erstattet. Gegenwärtige Anzeige des ausländischen Produkts wird also desto kürzer seyn können, und dieses um so mehr, da es von einem Gegenstande handelt, der nur einen kleinen Kreis von Gelehrten interessiren kann, und den überdieß deutscher, Herrn R. ganz unbekannt gebliebner Fleiß, auch nicht unbeleuchtet gelassen hatte. — Die Nachrichten

des

des Englischen Majors Rennel zu Erläuterung seiner mit Recht berühmten Karte von Indostan, gaben unserm Verfasser zu dieser Untersuchung Anlaß, die seiner Arbeitsamkeit ein neues Feld öffnete. Daß er an Benutzung guter historischer Quellen, wo solche aufzutreiben waren, es nicht fehlen ließ, beweiset sein Buch, und was ihm an mathematischen und astronomischen Kenntnissen abgieng (ohne die doch an dergleichen Arbeit eigentlich niemand sich wagen sollte:) ersetzte die Gefälligkeit seines Collegen, des Herrn Plaifair, Professors der Mathematik zu Edinburg, der von seinen Kenntnissen hierin schon mehrere Proben geliefert hat. Da inzwischen Herr P. seinen Antheil nirgend bemerklich macht, so wird es in vielen Stellen sehr ungewiß, ob man an ihn oder Herrn R. sich zu halten habe.

Die ganze Abhandlung zerfällt in vier Abschnitte, deren erster, wie natürlich, das Verkehr mit Indien, von den frühesten Zeiten an, bis zur Eroberung Aegyptens durch die Römer, untersucht. Bey dem Mangel an Datis über den Phönizischen Handel; bey der Ungewißheit, welche die beyden Skylax verursachen, die Herr R. in einen schmelzen zu wollen scheint; bey der Unverschämtheit, womit von den ältesten Historikern über diesen Gegenstand einer den andern ausschrieb, kann man sich vorstellen, wie dürftig und unbefriedigend dieser erste Abschnitt ausfallen mußte! — Der zweyte geht bis zu der Eroberung Aegyptens durch die Mohammedaner. Wenn die Schiffahrt nach Indien unter den Ptolemäern keine beträchtlichen Fortschritte machte, und auch hier wieder der einzige Megasthenes um die Wette ausgeschrieben ward, so gieng es ihr unter der Regierung der Römer nicht sonderlich besser; denn obgleich ungefähr 80 Jahre nach ihrer Besitznehmung von Aegypten, Hippalus endlich die seit 1400 Jahren gewöhnliche Schneckenfahrt an den Küsten verließ, und von Berenice quer über den Ocean, mit dem westlichen Monsun nach Musiris, einem vermuthlich Malabarischen Hafen, so waren, laut der Angabe des Plinius, hierzu von Alexandrien aus, doch 94 Tage erforderlich; da im Jahr 1788, ein Englischer schwer beladner Ostindienfahrer nur vierzehn Tage mehr gebraucht hat, um die ganze Reise von Portsmouth nach Madras zurückzulegen! In eben diesem Abschnitte beschäftiget sich Herr R., die Verdienste des Strabo, Plinius, und Ptolemäus um die Kenntniß von Indien

dien auseinander zu setzen. Den beyden erstern schreibt er, besonders was das Oestliche Indien betrifft, deren nur sehr wenige zu; desto mehr aber Letzterem; der zwar in der Haupteintheilung so gröblich wie seine Vorgänger irrt, im Detail aber, so viel die noch immer sehr unkritisch behandelten Ausgaben es erlauben wollen, eine Menge brauchbarer, noch jetzt zutreffender Nachrichten hinterlassen hat. Da Herr R. alles, was auf den Indischen Handel nur die entfernteste Beziehung hat, begierig ergreift, so wird auch die schwärmerische Topographie des Kosmas, eines Aegyptischen Kaufmanns, der unter Justinians Regierung einigemal in Indien gewesen, hier glimpflicher als von andern Literatoren behandelt. Das Resultat auch dieses Abschnittes ist, daß, aus Mangel sicherer Hülfsmittel, eben so wenig an etwas Befriedigendes sich denken läßt. Die immer größer werdende Schwierigkeit sich Indische Produkte zu verschaffen, brachte, unter Justinians Regierung, endlich ein Paar Mönche auf den Einfall, den Seidenwurm wenigstens nach Europa zu verpflanzen; und daß dieses nicht eher geschah, ist freylich auffallend genug. —

In dem dritten Abschnitte, der sich mit Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung endigt, bleibt es noch immer bey den alten Hindernissen, sich die Waaren Indiens auf einem kürzern Wege und also auch wohlfeiler zu verschaffen. Lauter bekannte Dinge sind es, daß der ganze Handel in die Hände der Türken gefallen war, mit denen die Venezianer (nachdem die Genueser durch die Eroberung von Constantinopel ganz davon ausgeschlossen worden) solchen, noch immer von Alexandrien aus, für das übrige Europa theilten, bis endlich durch die Dazwischenkunft der Portugiesen in Indien selbst, alles eine neue Wendung bekam, durch den Seetransport und bessere Combinationen, der Preis aller Inländischen Waaren wenigstens um die Hälfte fiel, und eben dadurch Nachfrage und Absatz beständig zunahmen; obgleich noch immer nicht von Thee die Rede war, der gegenwärtig doch den wichtigsten Artikel ausmacht; wie dann weder Griechische noch Römische Schiffe jemals bis China selbst vorgedrungen sind, und man eben so wenig daraus speculiert zu haben scheint, durch Herbeyschaffung roher Materialien aus dem Orient, abendländischen Kunstfleiß zu nähren oder zu beleben. — In den vierten Abschnitt hat der Verfasser allgemeinere Bemerkungen geworfen: z. B. warum keine äl-

tere Nation den Weg um das Vorgebirge d. g. H. gefunden? denn die vom Herodot erzählte Fahrt um Afrika scheint ihm noch zweifelhaft. Ueber den Unterschied der alten und neuen Nautik. Ehemalige Einträglichkeit des Indischen Handels; über die von den Türken genommenen Maaßregeln; über die Einrichtung der itzt existirenden Karavanen u. dgl. mehr. — Daß laut S. 240 Herr R. weder in Edinburg noch London Scip. Ammirato Istorie Fiorentine auftreiben konnte, ist für die Handelsgeschichte der Republik und des Hauses Medici nach Alexandrien gar kein Verlust, weil der dickleibige Foliant schlechterdings keine nähere Aufklärung darüber enthält; und wenn die in England auch nicht zu habenden Schriften des Pagnini und Balducci keine besseren Hülfsmittel für die Geschichte des Indischen Handels darbieten, als die Viaggi fatti da Vinetia alla Tana, in Persia, in *India* &c. (Vinegia, nelle case de figlivoli di Aldo, 1543. 8vo.) so hat es damit eben die Bewandtniß. Die beyden darin enthaltnen, und Viaggio nelle Indie pomphaft überschriebnen Artikel sind unbrauchbares Gewäsch; das erstere von einem Venezianischen Handelsfactor, der 1529 von Alexandrien nach Calicut reiset, allein nichts erhebliches zu sagen weiß, oder sagen will. Mit dem andern Aufsatze sieht es noch schlechter aus. Der Verf. will zwar auch von Alexandrien 1538 nach Indien gereiset seyn, liefert aber nichts anders als eine dürre Anzeige, wie viel Meilen täglich die Flotte zurückgelegt, womit die Türken Diu angreifen wollten, und für welche man den Venezianer mit 50 seiner Landsleute zu A. gleichfalls gepresset hatte. Ein Paar, auch sehr unbedeutende Auszüge, Persien betreffend, hat Joh. de Laet, in eines der Bändchen der sogenannten Elzevirschen Republiken, (Persia 1633) aus erwähnten Viaggi fatti da Vinetia &c. aufgenommen.

Ein den dritten Theil des Buchs füllender Anhang beschäftiget sich endlich mit Betrachtungen über den Genius, die Sitten und Einrichtungen des Indischen Volkes, von so frühen Zeiten an, als wir von ihnen etwas wissen. Hier ist sogleich von der seit langer Zeit bestehenden Abtheilung in Casten die Rede, die unser Verf. in Schutz nimmt; von ihrer gesetzlichen und politischen Verfassung, deren Nützlichkeit und hohes Alter er darthut; von dem Zustande nützlicher und schöner Künste bey ihnen, wobey ein Paar Stellen aus dem Mahabarat, einem uralten epischen Gedichte von mehr als

vier-

viermal hunderttausend Zeilen, und dem gleichfalls sehr alten Schauspiel Sakondala mitgetheilt werden. Ferner von ihren wissenschaftlichen besonders mathematischen Kenntnissen, und endlich ihren Religionssystemen. In den Beurtheilungen letzterer spielt die Farbe seines eigenen Rocks so gewaltig durch, daß man oft den Kopf zu schütteln genöthigt wird; und was die ungleich ältere, mit astronomischen Calcül belegte Chronologie derselben betrifft, so opfert er solche, als fabelhaft, der unsrigen ohne weiteres Bedenken auf. Da indeß Wohlwollen für das arme itzt so gedrückte Hindostan überall seine Feder leitet, auch die Engländer aus ihren Besitzungen in jenem Welttheile immer neue Beyträge zu genauerer Kenntniß derselben erhalten, von denen dieser Anhang als Versuch eines Resultats gelten kann, so mag er für die Liebhaber gesunder Lectüre, leicht den brauchbarsten und unterhaltendsten Theil des ganzen Buchs ausmachen.

Uebrigens ist Herr R. in der Behandlungsart seines Gegenstandes semper idem geblieben. Seine Erzählung gleitet in ruhigem, simpeln Tone fort, und was ihren Fluß nur im mindesten unterbrechen konnte, wird in besondern Anmerkungen und Erläuterungen bey Seite geschafft; dergleichen die vier Abschnitte 55 haben, und der Anhang wieder sein Dutzend. Mehr als einer dieser Excursus enthält Aufklärungen, die den Text nicht wenig modificiren, ihn oft sogar umstoßen. — Nur bey Abfassung der 32sten Anmerkung scheint Gosselin's Werk über die Systeme des Eratosthenes, Strabo und Ptolemäus (Paris, 1790. gr. 4.) ihm erst bekannt geworden zu seyn; und doch öffnet dieser scharfsinnige Schriftsteller so neue, weiterer Untersuchung höchstwürdige Aussichten über die Erdkunde der Griechen, daß sein Buch die beyden Edinburger Gelehrten noch ungleich öfter hätte beschäftigen sollen. Allein gesetzt auch, daß es Herr R. eher zu Gesicht bekommen hätte, noch immer bleibt die Frage, ob er von dem einmal eingeschlagnen Wege sich würde haben abwenden lassen? Rec. erinnert sich, daß, als Herr R. noch mit Carls des V. Geschichte beschäftiget war, solchem von Brüssel aus, gar nicht unerhebliche, einen gewissen Zeitraum betreffende Papiere zum Gebrauch angeboten wurden, die er jedoch mit der Erklärung abwies, die Vorfälle erwähnter Periode, seiner Meinung nach, schon aufs Reine gebracht zu haben. Nicht viel besser in Wahrheit, als jenes Benehmen des Franzmannes Vertot, der

 ein

ein ihm mitgetheiltes Belagerungs-Journal mit dem Bedauern zurückschickte, daß in seiner Handschrift der Platz schon übergangen sey! — Was nun die Verdeutschung betrifft, so ist es allerdings erfreulich, daß solche in die Hände eines Mannes gerieth, der beyde Sprachen, und, was noch mehr ist, den Gegenstand selbst in seiner Gewalt hat. Diejenige Eleganz und Bündigkeit, wodurch seine eignen Aufsätze sich auf immer auszeichnen, sind zwar in dieser Uebersetzung nicht überall ersichtlich; waren aber, bey seinem anhaltenden Eifer uns mit Englischen Producten so geschwind als nur immer möglich bekannt zu machen, vielleicht auch nicht zu verlangen. — Die beyden angehängten Karten hat man der Angabe des Herrn Playfair ebenfalls zu danken; und ohne dieselben wäre die von Herrn R. angestellte allgemeine Uebersicht sehr oft unverständlich geblieben. Die eine davon enthält die Umrisse des südöstlichen Asiens nach Ptolemäus, und die zweyte, nach neuern Erfahrungen, wobey man die muthmaaßlichen Namen solcher Oerter hinzugefügt hat, die in den Schriften der Alten noch gefunden werden. — Das hinzugefügte ziemlich genaue Register (Eratosthenes, Gosselin z. B. fehlen doch darin) war desto uhentbehrlicher, da ausser den Abschnitts-Ueberschriften, sonst nirgend Rückweiser oder Anzeiger zu finden sind. Daß brauchbare Register heut zu Tage immer seltner werden, ist eine Nachlässigkeit, die Schriftstellern und Buchhändlern selbst den größten Nachtheil bringen wird, weil viele, sonst nützliche Werke, bloß dieses unangewandt gelassenen Hülfsmittels wegen, bald in Vergessenheit gerathen dürften, und leider! wirklich schon gerathen sind.

F.

85. Leben Herzogs Christophs von Wirtemberg, von M. Johann Friedrich Röslin. Stuttgard, bey Erhard und Löfflund. 1792. 8. 140 Seiten, ohne die Vorrede zu XVI S. 8 gr.

Der Herr Verf. rechnet gleich in der Vorrede den Herzog Christoph von Wirtemberg zu den großen und außerordentlichen Männern, wovon wir nähere Bestimmungsgründe erwartet hätten. Wirtemberg erkennt ihn für einen seiner besten, wohlthätigsten und festesten Fürsten; ob er aber ein außerordent-

dentlicher Mann gewesen sey, darüber liesse sich doch noch streiten. Vielleicht hat der Verf. die Sache nur ein wenig überspannt, und wollte sich eines andern Ausdrucks bedienen. Ausserordentliche Schicksale hat Christoph in Allweeg gehabt, aber dies hat er mit mehrern Fürsten Wirtembergs gemein. Schön und passend, ohne überspannte Bilder, schilderte ihn Maximilian II. „daß er ein angesehener, eines ewigen Ruhms würdiger, sehr verständiger und vernünftiger Fürst gewesen sey." So viel wir aus der Vorrede wahrnehmen können, so will der Verf. eine Biographie Christophs liefern, indem er sich äussert, daß, wenn dieser erste Versuch das Glück haben sollte, mit Güte und Nachsicht aufgenommen zu werden, er demselben vielleicht noch einige Biographien der vorzüglicheren Herzoge von Wirtemberg, auf diese Art bearbeitet, werde nachfolgen lassen. Es ist also diese Schrift ein Versuch, und zwar ein erster Versuch, welcher weiterer Aufmunterung nicht unwürdig ist. Nur wünschten wir, daß der Verf. in der Darstellungskunst sich zuvor noch mehr übte, sich in seinem Schwunge mehr gleich bliebe, der Wahrheit getreu, nichts übertriebe, weil ein zu hoch gespannter Flug immer wieder matt zurück fällt, und daß er die Gränzen einer Biographie bedächtlicher überlegte, weil sonst Staatsgeschichte und Geschichte des Landes gar zu leicht mit der Lebensgeschichte verwechselt werden können. Wir haben sonst diesen ersten Versuch nicht ohne Zufriedenheit gelesen, wiewohl wir auf einige Stellen stießen, wo wir weiter belehrt zu seyn gewünscht hätten. Ueberhaupt haben wir die patriotischen Männer vermißt, deren sich Christoph bey seinen wichtigen Geschäfften bedient hat. Und was kann die Biographie eines Fürsten interessanter machen, als die gute Wahl seiner Diener? Der größte Beweiß, daß ein Fürst ein eigener Denker sey und Verstand und Charakter habe, besteht in der Auswahl seiner Rathgeber, und gerade darinn hatte Christoph einen grossen Vorzug. Wir finden keinen als S. 14. den Tiferni, einen in der That edlen Mann, genannt, der aber auch gleich wieder verschwindet. Und dieser Mann hatte doch einen so ausnehmenden Antheil an der Bildung Christophs! Eben desselben achtjähriger Aufenthalt am Französischen Hofe, wo er sich als ein edel handelnder Fürst auszeichnete, hätte in ein noch stärkeres Licht gesetzt zu werden verdient. Ulrichs, des Vaters, Neid und Groll, den er auf seinen Sohn warf, ist in der That tadelswerth: aber wie soll ihn der Philosoph erklären? Man gehe nur zurück in Ulrichs

 Ge-

Geschichte, so wird sich der Grund davon bald aufklären. S. 67. sieht man wohl, daß der Verf. selbst Stipendiat gewesen seyn muß, weil er sich nicht enthalten kann, in gewisse Lobeserhebungen dieser Anstalt auszuschweifen. War es die Anstalt, oder das eigene Genie, das jene Männer, die er S. 68. nennt, so weit brachte? Und sollte die Anstalt nicht auch ihre Mängel gehabt haben, welches zu beurtheilen wir Inländern überlassen müssen? Da der Verf. die Theologen von Christophs Zeiten am meisten hervorzieht, so dünkt uns doch dieser Herzog ein wenig zu einseitig erwogen zu werden. Der weltlichen Diener dieses Fürsten wird gar zu wenig gedacht, und Brentius konnte doch unmöglich alle Gutachten allein gemacht haben. Der erste Minister Christophs, ein grosser und rechtschaffener Mann, der das ganze Vertrauen seines Herrn besaß, wird auch, von Sattlern sogar, nicht in dasjenige Licht gestellt, dessen er so würdig ist. Von P. P. Vergerius finden wir S. 130. einige Nachrichten, die auch in einer Biographie Christophs bestimmter vorgetragen werden konnten. So viel man aus den Schriften und Briefen desselben sieht, so war er ein äusserst zudringlicher Mann für den Herzog, der viele Geduld mit ihm hatte, und dennoch gedachte er im Grunde nicht ganz vortheilhaft von der Lutherischen Kirche.

Mbz.

86. Versuch einer kurz erzählten Magdeburgischen Reformationsgeschichte von G. S. Rötger, Propst zu L. Frauen in Magdeburg. Zweyte ganz neu bearbeitete Auflage. Magdeburg, bey Cranz. 1792. 8. 96 Seiten. 7 gr.

Wenn der Verf. sich die Struvische Erklärung, die er im Namen des Magdeburgischen Ministerii gethan, eigen macht, (S. 94) daß er sich bestrebt habe, den wenigen Vorrath von Magdeburgischen Religionsgeschichten deutlich, ordentlich und unpartheyisch vorzutragen, so muß ihm Rec. darum Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er hatte zwar die erste Auflage seines Versuchs nicht bey der Hand, und konnte ihn auch nicht zur Hand bekommen. Da er nun den Versuch als eine ihm neue Schrift durchlesen mußte, so hat er sich von der Brauchbarkeit dieser zweckmäßigen Schrift, die freylich für ihr eigenes

Publikum geschrieben ist, desto leichter überzeugen können. Rec. wundert sich also nicht darüber, daß auch dieser Verf. über Mangel an Urkunden und Nachrichten klagt, weil er aus Erfahrung weiß, daß man gemeiniglich in jenen trüben Zeiten sehr wenig sich um Nachrichten bekümmerte, die man für die Nachkommenschaft aufzeichnete, und daß noch die Mönche, wo sie weichen mußten, aus ihren Klöstern auch die besten Urkunden mit sich davon geschleppt haben, welche in großen Fürstlichen und Kloster-Bibliotheken und Archiven begraben liegen, bis sie durch einen Zufall etwa ans Licht gebracht werden. Der Verf. widerspricht gleich anfangs dem Wahne gewisser neuer Schriftsteller, welche von der Reformation also sprechen, als ob sie ein Werk des Eigennutzes der damaligen Fürsten gewesen sey, welche der guten Sache Luthers nicht blos Schutz, sondern auch Rechtmäßigkeit hätte gewähren müssen. Es mag zwar dies der Fall bey einigen gewesen seyn, war aber gewiß nicht die Ursache bey allen. Churfürst Johannes von Sachsen wenigstens betheuert das Gegentheil sogar mit dem Ps. 7. 4. 6. Ueberhaupt war Dogmenläuterung mehr Sache des Volks als der Regenten, weche sich erst nach erlangter besserer Einsicht dazu bequemten. So gieng es auch im Magdeburgischen, wo weder Vortheil noch Ueberzeugung des Landesherrn Luthers Lehre begünstigte. Das Volk überzeugte sich, sahe Wahrheit, foderte Freyheit, und der Erzbischöfliche Hof mußte geschehen lassen, was nicht mehr zu ändern war. Lange vor dem Ausbruche der Fehde Luthers mit Tezeln war Nothwendigkeit der Sittenverbesserung Stimme des Volks in Magdeburg. Andreas Proles (Kind) Augustinerordens ward hier Zeuge der Wahrheit, den Luther i. J. 1499. selbst predigen hörte. Die Dominikaner hatten keinen Einfluß bey demVolke, dem vielmehr einige Prediger aus dem Franciscanerorden äusserst schätzbar waren. Ueberhaupt rühmt es der Verf. S. 14 — 16. daß die Magdeburger sich immer als enthusiastische Freunde der Freyheit und als sehr entschlossene Männer ausgezeichnet haben, welche auch mitten in den Religionsunruhen unerschütterliche Standhaftigkeit, auch manchmal orthodoxe Unbiegsamkeit bewiesen haben. Frizhans, Myriz und Wydensee waren nützliche Reformatoren, für welche der Bürgermeister Sturm, so wie der Bürgerm. Rubin wider sie sprach. Dem Magdb. Volke ist es eigen, daß man gleich anfangs Kirchencollegien aus der Bürgerschaft erwählte, deren Vorschläge sehr vernünftig waren. Man freut sich über

 die

die [illegible] des Moritz, über den Geist der protestantischen Toleranz jener Zeit, (welcher freylich ein Paar Jahrzehen hernach sich nicht mehr in dieser schönen Gestalt zeigte) und über die biedere Erklärung der Volksdeputation, in welcher sie Jesum Christum zu ihrem Pabst und Hauptmann macht. S. 31. Amsdorf erwarb sich damals wahre Verdienste um das Volk und die Stadt, obwohl der Verf. seinen rauhen Ton nicht verschweigt. Eiferer für den Catholicismus so wie Eiferer für den Protestantismus erzeugten mancherley Volksfehden, wegen welche die Katholiken den kaiserlichen Fiscal aufriefen. Wiedertäuferisch schien es, wann Wydensee auf die Gemeinschaft der Güter drang, und ein Unglück für die Stadt und das Gebiet war es, daß der Baurenkrieg auch hier manches Unheil stiftete. Die Stadt hieng dem Churfürsten von Sachsen und dem Schmalkaldischen Bunde standhaft an. Nachdem sie dem Erzb. Albert, dem sie 50000 Thaler bewilligt hatte, die freye Uebung der Religion zur Bedingung gemacht hatte, so gieng endlich unter dessen Nachfolger und Vetter Johann Albert, dem die Stadt mit Krieg zusetzte, der ächte Protestantismus in wilden und blinden Religionseifer, ja in Rebellion, Tumult und Raubsucht über S. 59. Die Stadt spielte bey dem Interim eine große Rolle. Die Achterklärung der Stadt ist bekannt; weniger bekannt aber sind bey Ausländern der Berliner Vertrag von 1555 und der Wollmirstädter Vertrag von 1558. Auf dem Landtag 1561 ward endlich die Evangelische Religion überall eingeführt, hingegen brachen die verdrüßlichste Fehden unter den Protestanten selbst aus. Man sieht es mit Theilnehmung, wie patriotisch die Vorschläge waren, die man wegen der geistlichen Stiftungen machte, welche zum gemeinen Wohl auch das Ihrige beytragen sollten. Insonderheit wünschte das Land, daß man von den eingezogenen Nonnenklöstern Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht errichtete, und für die Wittwen der Geistlichen sorgte.

Agb.

87. Geistliche Drama (ta) nach biblischen Geschichten bearbeitet, hauptsächlich jungen Personen gewidmet. Nebst einem Gedichte über die Empfindsamkeit. Aus dem Englischen der Hannah More,

re, übersetzt nach der fünften Auflage. Erlangen, bey Palm. 1792. 99 S. in 8. 5 gr.

Die Verfasserinn hat sich bey diesen Meisterstücken von geistlichen Dramen, so viel es möglich war, ganz an das Original, nemlich an die biblische Geschichte gehalten, und wollte keine Nebenumstände hinzudichten, weil nach ihrer Meynung der Boden, worauf sie stand, heiliger Boden war. Für die Jugend sind aber doch eigentlich diese ernsthaften dramatischen Stücke nicht gemacht, da die Gespräche zum Theil zu lang ausgefallen sind, und die Prosa oft einen zu hohen dichterischen Schwung nimmt. Recensent hat Stellen in diesen Dramen gefunden, die eines Messiadensängers und eines Shakespear's würdig sind, und die schönsten Anlagen zur erhabnern dramatischen Kunst verrathen. Das Publicum in England hat den Werth dieser Arbeit gefühlt, und sie ist daher zum fünftenmale aufgelegt worden, ein Glück, dessen sich die herrlichsten Produkte unsrer dramatischen Schriftsteller gewiß nicht rühmen können. Das Büchlein enthält, ausser der Vorrede und Einleitung, nur zwey Stücke, nemlich: Moses im Schilf, und David und Goliath, obleich in der Inhaltsanzeige noch drey andere, nemlich Belsazer, Daniel und Hiskia nebst einem Gedicht über die Empfindsamkeit angegeben sind. Das überall hervorleuchtende gleichsam in jede Zeile verwebte reine Gefühl der Verfasserinn für warme Religiosität, und die Schönheit der Tugend und Wahrheit, macht diese Dramen noch schätzbarer, und der Leser muß ein stumpfes Herz, und einen stumpfen Geist haben, der sie nicht mehr als einmal durchlesen mag. Die Uebersetzung hat hie und da einige Härten und Incorrektheiten, ist aber doch im Ganzen gut gerathen.

Ja.

28. Eunomia. 1792. Gesammlet von Zerboni. In Commission bey Korn zu Breslau. 12 gr.

Die Freundschaft war von jeher die beste Pflegerinn der Dichtkunst. In ihrem unschuldigen und heitern Kreise entstanden Gedichte, von welchen außerdem die Welt öfters nichts erfahren hätte. Jugendliche Freunde der Musen lauschten und spielten einander ihre Lieder vor, lobten und richteten und

wurden sich so wechselsweise Aufmunterung, Belehrung und Belohnung. Außer diesen Vortheilen hat indessen die Freundschaft nicht selten auch einen schädlichen Einfluß auf junge Dichter und ihre Produkte. Denn wenn sie auch nicht blind ist, so ist sie doch gemeiniglich zu gefällig und nachsichtig, fast immer schon eingenommen und vorher gestimmt und auf jedem Falle geneigter, Schönheiten zu finden, als Fehler. In der Dichterwelt ist es also eben so wie in der moralischen. Ein bitterer Feind stiftet oft mehr Nutzen, als der beste Freund. Nach diesem Exordio kommen wir billig zum Texte, das heißt, zu dieser Sammlung von Gedichten, deren Verfasser, die wenigen mit blossen Buchstaben unterzeichneten ausgenommen, die Herrn **Droop**, **Bundesmann**, **Amalie Gr. von Haugwitz**, **von Reibnitz**, **Fülleborn**, **Grossy**, **Jachmann**, **Neubeck**, **Schmidt**, **Schwarz**, **Zerboni** rc. sind. Diese sämmlichen Gedichte sind, ihrem Inhalte und Werthe nach, bey weitem nicht so verschieden, als man von Gedichten von so vielen und verschiedenen Verfassern erwarten sollte. Sie sind nicht schlecht, aber sie sind auch das noch nicht, was sie werden können und müssen, wenn sie ihre Verfasser unsterblich machen sollen. Non satis est, pulchra esse poëmata, dulcia sunto. Denn ob es ihnen gleich nicht an Reinheit der Sprache, an Leichtigkeit und Fluße fehlt, so vermißt man doch Fülle der Gedanken und das, was man mit einem Worte wahre Dichtersalbung nennen könnte. Zur Probe nur eins, und zwar von den kürzesten.

An die Sonne:

O, wie so prachtvoll schwebst du her
Im strahlenden Gewand,
Und wandelst über Land und Meer
Und segnest Meer und Land!
Und jede deiner Thaten ist
So herrlich und so groß;
Denn jede deiner Thaten fließt
Aus milder Gottheit Schoos!

Hier sink ich auf bethauter Flur,
Du Freudenschöpferinn!
In der dich feyernden Natur
Verstummend vor dir hin;

Und

Und meine Thräne rinnt dir Dank,
Daß mich dein Lied umfließt,
Und quillet in den Kreisgesang,
Den alles dir ergießt.

Heb.

89. Aristides und Themistokles vom Verf. Mark Aurels. Erster Theil in 8. 381 Seiten. Zweyter Theil, 304 Seiten. Berlin, bey Maurer. 1792. Schreibp. 4 Rh. Druckp. 2 Rh. 20 gr.

Unter dem Bildniß des Verf. steht D. J. A. Fessler. Die Behandlung ist die nemliche wie bey Mark-Aurels, alles größtentheils in Dialogen eingekleidet, und wie natürlich bey solcher Ausführlichkeit, mit Ausfüllung der Lücken in der Geschichte, durch wahrscheinliche Dichtungen, und Auseinandersetzung der wahrscheinlichen Gesinnungen und Gedanken der handelnden Personen. Wir halten von dieser Art der Mischung von wahrer Geschichte und Dichtung nicht viel, weil dadurch die Absonderung des wirklich Geschehenen der Jugend erschwert und ein Hang zu willkührlicher Behandlung der Geschichte erzeugt wird. Wem indeß nicht daran gelegen ist das Geschehene genau zu wissen, der wird hier allerdings unterhaltende Lektüre finden.

Er.

90. Romantische Geschichte der Vorzeit. 2ter Band. Leipzig, bey Fleischer. 1792. 22 gr.

Scenen aus der Geschichte der Vorwelt. 2ter Theil. Leipzig, bey A. F. Böhme, 1792. Jedes etwas unter 1 Alph. 8.

Wir haben die ersten Theile von Beyden vor kurzem in dieser Bibliothek angezeigt. Jedes dieser Bändchen enthält ungefähr 3 Rittergeschichten. Wir ziehen N. 1, sehr vor; sie ist fliessend und angenehm geschrieben. In den Noten werden manche Erläuterungen aus der Geschichte beygebracht.

N. 2. Ob sie gleich auch manches Gute enthält; (z. B. die Erzählung von der schönen Kunigunde, Kayser Friedrichs 3. Tochter, hat uns nicht übel gefallen), so hätte doch der Verf. mehr die Weitschweifigkeit, Schwulst, Affectation, und die aus dem Schutt der alten Sprache nicht aus Noth, sondern aus bloßem Wohlbehagen, aufgerafften Wörter vermeiden sollen. Wenn werden doch die Romanschreiber und Dichterlinge das minnen und die Minne, jenen Wust, den Leser vom Geschmack längst müde sind, über Bord werfen? Durch dergleichen Fehler der Schreibart schaden sich unsre jungen Autoren merklich, und machen, daß eine Menge witziger, und auch ernster Schriften unsrer letzten Dezennien den künftigen Menschenaltern so lächerlich und verschmählich seyn wird, als uns die Schriften der fruchtbringenden Gesellschaft. Auch können wir manche dieser Erzählungen, z. B. Anna von Coburg, theils wegen des Inhalts überhaupt, theils wegen einzelner Ausdrücke unmöglich jüngern ledigen Damen zur Lektüre empfehlen. Die Stelle S. 107. „Anna konnte alles werden, nur die Hand eines geschickten Mannes mußte die Bäche ihrer Empfindungen leiten, wenn sie die Ufer nicht überfluten, und die Dämme zerreissen sollten,“ ist lächerlich-preziöser Styl, und die S. 113. „Kaum hatte die junge Rose (die Prinzessin Anna) die ersten Blätter entfaltet, so flatterten auch schon Schmetterlinge jeder Art um sie herum, und verunreinigten sie theils — theils verließen sie solche im zweyten Augenblick wieder —“ ist, wo nicht eine Zweydeutigkeit, doch ein ekles, unanständiges Bild. Man halte doch den Styl der Banise gegen solche Blümchen, und urtheile, was von Beyden minder entschuldigt werden könne!

Lb.

91. Reisen eines Amerikanischen Dolmetschers und Pelzhändlers, welche eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Nordamerikanischen Eingebohrnen und einige Nachrichten von den Posten am St. Lorenz-Flusse, dem See Ontario u. s. w. enthalten. Herausgegeben von J. Long. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer vorläufigen Schil-

Schilderung des Nordens von Amerika, von Georg Forster. Mit einer neuen Karte und einem Kupfer. Berlin, 1792. in der Vossischen Buchhandlung. 88 und 176 S. 8. 1 Rt.

Diese Reisen enthalten die Abentheuer eines nach allem überstandenen mit dem Pelzhandel verbundenen vielfachen Elende doch unglücklich gebliebenen Pelzhändlers, der mit den Sitten und Gebräuchen der Kanadischen Indianer so vertraut geworden war, daß er am Ende selbst Indianer und der Theilnehmer ihrer Lebens- und Denkungsart, (doch nicht ihrer Sitten im moralischen Verstande) im so ganzen Umfange würde, daß man seinen Beschreibungen und Schilderungen um desto mehr Glauben zuschreiben kann und muß. Der Verf., es ist noch nicht ausgemacht, ob er mit dem Herausgeber J. Long eine und dieselbe Person ist, gieng als ein junger Mann, der sich als Buchhalter nach Nordamerika zu gehen anheischig gemacht hatte, d. 10 Apr. 1768 von Gravesend am Bord des Schiffs Kanada nach Quebek und Montreal ab. Seine Beschreibung eines so weitläuftigen und bisher wenig bekannten Landes ist so neu und enthält so viel Merkwürdiges, daß sie eine genauere Mittheilung verdient, die wir nach dem von ihm erzählten Gang seines dortigen Lebens geben wollen. In ganz Kanada sind gegenwärtig nur drey Städte, Quebeck, Montreal und Trois Rivieres. Die andern Plätze sind Forts, Schanzen und Dörfer, aber in so geringer Anzahl, daß man oft viele Meilen und ganze Distrikte durchreisen kann, ehe man auf eine lebendige Seele stößt. Das Land hat viele und große Landseen, auch verschiedene Flüße; aber die vielen Untiefen in diesen Seen und Flüßen, welche Trageplätze heißen, machen die Fahrten auf denselben aufhältlich und mühsam, weil die Waaren bey jedem Trageplatz aus den Kanoen ausgeladen und auf den Schultern fortgebracht und die Kanoen über denselben fortgezogen werden müssen. Um mit der Mohawkischen Sprache desto bekannter und für den eigentlichen Rauchhandel um so brauchbarer zu werden, begab sich der Verf. auf einige Zeit in das Dorf Cahnuaga, neun Meilen von Montreal. Das Dorf ist unter allen indianischen Dörfern das angesehenste, hat gegen 200 Häuser und auf 800 Einwohner, die sich durch Fleiß und Sittlichkeit vor allen ihren indianischen Brüdern auszeichnen, aber doch dem Luxus

und Putz nach und nach so erhöhen geworden sind, daß sie, um diesen Aufwand zu befriedigen, ihre Aecker an die Kanadier zu verpachten angefangen haben. Der Verf. hat als Rauchhändler drey verschiedene Winterexpeditionen tief in das Land gemacht. Eine ihm in allen diesen Expeditionen sehr zu statten kommende Empfehlung für ihn war es, daß er sich die gleich bey dem Antritt der erstern Expedition von den Indianern zu Pays Plat angetragene Adoption gefallen ließ, die er freylich mit den empfindlichsten Schmerzen des Tatowirens erkaufen mußte. Nach einem Gastmahl von Hundefleisch, mit Heidelbeeren in Bärentalg gesotten, wurde er auf ein Biberkleid gesetzt, mit der Kriegspfeife zum Rauchen in der Hand und dem Wampumgürtel um den Hals, darauf in eine darzu eingerichtete Schweißhütte gelegt, im höchsten Grade des Schweißes in den Fluß, aus diesem mit einer umgeworfenen Decke in die Hütte des Oberhaupts gebracht, und darauf folgender Operation unterworfen. Nachdem man ihn auf den Rücken gelegt hatte, bezeichnete das Oberhaupt mit einem in Wasser, in welchem Schießpulver aufgelöset war, getauchten Stabe die Figur, die er zu machen gedachte. Dann durchstach das Oberhaupt mit zehn in Zinnober getunkten und in einer kleinen hölzernen Form befestigten Nadeln die bezeichneten Theile und ritzte das Fleisch da, wo die stärkern Umrisse zusammenliefen, mit Flintensteinen auf. Die leeren nicht mit Roth bezeichneten Stellen wurden mit Schießpulver eingerieben, um dadurch die Abwechslung von Roth und Blau zu bewirken und die Wunden alsdann mit Punkholz ausgebrannt, damit sie nicht eitern könnten. Nach dieser Operation, die 2 bis 3 Tage dauerte und unter dem fortgesetzten Gesang von Kriegesliedern vollzogen wurde, war der Vf. von den Indianern als Bruder unter ihre Krieger aufgenommen. Die erste Reise gieng über den See Superior nach Pays Plat, von da nach dem See Alemipigon oder Nipagon, bis zu dem See la Mort. Nach der Berechnung des Verf. hat der See Superior 600 französische, der See Alemipigon ohngefähr 100, und der See la Mort 60 französische Meilen im Umkreise. Wegen der strengen Kälte mußte er bey dem letztern, dessen Wasser sehr unangenehm von Geschmack ist, sein Winterquartier aufschlagen, das wegen der ausserordentlichen Kälte mit dem härtesten Elend für ihn und seine Gefährten begleitet war. So sehr seine Bekanntschaft mit der Sprache, der Denkungsart, den Sitten der Indianer, seine deklarirte Neigung

für

für sie, sein Gewerbe mit ihnen erleichterte und ihn vor tausend Gefahren schützte, die andre Pelzhändler von dieser in dem Ausbruch ihrer Leidenschaften ganz unbändigen Nation täglich besorgen müssen, so hart plagte ihn ein andrer weit gefährlicherer Feind, der Hunger. Schon mit dem Anfang des Jahres 1778 gieng der eingesammlete ziemlich reichhaltige Vorrath so zu Ende, daß er mit seinen Gefährten nichts mehr als Fischrogen zu essen hatte. Ihre Aussicht war um so trauriger, weil ihnen die Kälte nicht einmal nach ihren Fischernetzen zu sehen gestattete. Der Verf. faßte endlich die Endschließung, nach dem See Manontoye zu reisen, um von dorther wilden Reis zu verschaffen, der in den dasigen Sümpfen in großer Menge wächst. Herr Shaw, ein andrer Pelzhändler, hatte sein Winterquartier an den Ufern desselben und der Verf. kam gerade zu einer Zeit an, wo seine Erscheinung für den Herrn Shaw die einzige Rettung von seinem Untergange wurde. Eine Rotte wilder Indianer bestürmte sein Haus, weil er ihnen nicht Rum genug zu ihrer Befriedigung gegeben hatte und er würde mit dem einzigen Begleiter, den er bey sich hatte, einem Kanadier, ohne Zweifel unterlegen haben, wenn ihn nicht der Verf. durch einen glücklichen Einfall von dem ganzen wüthenden Haufen befreyet hätte. Der Verf. sagt bey dieser Gelegenheit S. 73, „es wird von „einem Rauchhändler durchaus erfordert, kalt, fest und bey „dringenden Fällen tapfer, aber nicht rasch oder hastig zu seyn; „die Indianer sind richtige Beobachter des menschlichen Her„zens und verstehen sich sehr gut darauf, den wahren Muth „von dem erkünstelten zu unterscheiden, weil jenen stets eine „ausgezeichnete Ruhe vor diesem auszeichnet." Der Verf. gieng nach diesem geleisteten Dienste mit einer reichen Ladung von Reis und trocknem Fleische zu seinen zurückgelassenen Begleitern zurück, die unterdessen schon von den Indianern mit Nahrung versorgt worden waren. Der See Manontoye ist nicht so groß, wie der Störr-See, der zu Wasser ohngefähr 5 Tagereisen lang und 30 engl. Meilen breit ist, hat aber einen Ueberfluß an Fischen und wilden Vögeln und in den angrenzenden Sümpfen an wildem Reis, Hafer und Kranichbeeren. Der Vf. passirte auf seiner Rückreise zu seinem Winterquartier mehrere Seen, die er als Augenzeuge beschreibt. Der rothe See ist an Fischen überaus reich und in seinen Sümpfen eben so reich an Reiß; der See Caribou, der 30 Meilen lang ist, enthält einen Ueberfluß an großen Forellen,

Weiß-

Weißfischen, großen und kleinen Hechten und Störren, der See Arbiklbis eine Menge Fische und wildes Geflügel, der höchstens nur zwey Seemeilen große Krähennest-See hingegen keine Fische von der besten Art, fast blos und allein Schwerdtfische. Eben die genauere Beschreibungen dieser großen Wasserbehälter, die das nördliche Amerika vor allen andern Ländern auszeichnen, machen diese Reisen auch für den Geographen wichtig. Der Verf. hatte das Glück, daß noch die große Bande mit der ganzen Winterjagd, welche die Indianer Kitschi Artawway nennen, und aus etwa 30 Familien, jede von 20 Personen bestand, in seinem Winterquartier ankam, und ihm ihren ganzen Vorrath von Rauchwerk überließ. Er verließ den 23sten May mit 4 reichlich mit Pelzwerk beladenen Kanots den See la Mort und kam den 10ten Aug. mit seinem ganzen Reichthum glücklich zu Pays Plat wieder an. Noch in demselben Monate stellte er eine neue Reise über den See Superior nach dem Kranichbeeren-, dem Krähennest-, dem Skunk- bis zu dem sogenannten Unkraut-See an, wo er seinen zweyten Winteraufenthalt nahm. Dieser See hat große Vortheile für den Rauchhandel vor sich, weil sich gegen 150 gute Jäger um denselben aufhalten, und der Rauchhändler sich eben eine so reichhaltige Lieferung von Fellen, als von Fischen, Reis und Kranichbeeren an den Ufern desselben versprechen kann. Der Winter hatte hier aber noch mehr Ungemach für ihn, als er in seinem vorigen Winteraufenthalt empfunden hatte. Er gerieth mit seinen Begleitern in so große Hungersnoth, daß sie nichts als das elende Trip de Roche zur Kost übrig behielten. Er war auch mehreren Abentheuern ausgesetzt, als im vorigen Jahre. Mehrere Indianische Bösewichter und Landstreicher stellten ihm nach dem Leben, die er sich durch Laudanum, unter den Rum vermischt, oder durch einen andern glücklichen Einfall vom Halse schaffte. Indessen war auch auf dieser Expedition die Erndte seines Handelsgeschäfts für ihn ergiebig. Nach der Zurückkunft von dieser Reise, führte er mit einer ihm zugegebenen Parthey Indianer und Canadier einen ihm aufgetragenen Streifzug nach Prairie des Chiens glücklich aus und rettete die von den indianischen Rauchhändlern dort niedergelegten Felle noch zur rechten Zeit aus den Händen der Amerikaner. Darauf trat er, im Jahre 1781, seine dritte Expedition als Rauchhändler an und drung während derselben tiefer in das Land ein, als er jemals vorher gekommen war. Er

gieng

gieng zuerst nach Tadousak am Ende des Sagvenayflusses, von da durch das Sagvenayland bis nach Checutimy. Hier überwinterte er und setzte im Frühling seine Reise nach dem St. Johannis-See, von da nach dem Fluß Panebakasch bis zum See Sabumutschoin fort. Hier, wohin noch kein Rauchhändler vor ihm gekommen war, blieb er auf Zureden der Indianer und that, bey einem ununterbrochenen Ueberfluß an Fischen und Geflügel eine Erndte, dergleichen er vorher noch nie gethan hatte. Des elenden herumstreifenden Lebens müde, fieng er eine eigne Handlung an, die aber durchaus unglücklich für ihn ausschlug.

Der Verf. wurde auf allen diesen Expeditionen mit den Sitten und der Denkungsart der Indianer so vertraut, war auf die einzelnen Züge derselben so aufmerksam, daß seine Reisen viele nicht unbeträchtliche Data zur characteristischen Beschreibung derselben liefern können. Ein Mohawk- und ein Schippewäh-Indianer strichen beyde einer über den andern ihre Geschicklichkeit im Skalpiren in einem Kriegsrathe heraus. Beyde erboten sich zu einem Experiment. Der erstre brachte einen Skalp aus der Haut von dem Kopfe und Nacken eines Mannes, und der andre eine ganze mit Daunfedern ausgestopfte und mit Hirschsehnen sehr dicht zusammengenähete Mannshaut. Der letztre erhielt den Preiß, wurde aber bald ein Schlachtopfer der Eifersucht des erstern. Die Indianer sind von Natur stolz und eingebildet, beleidigt, wenn man ihren Rath verwirft und lange rachsüchtig. Man muß durchaus ihre Meynung zu billigen scheinen, wenn man einen Plan mit ihnen durchsetzen will; Braddok versah es darinn und war unglücklich. Von den rohesten bis zu den aufgeklärtesten Stämmen sind sie im Ganzen sehr träge, thun sich sogar auf Trägheit etwas zu gut, weil sie Arbeit unter der Würde eines Kriegers und alle häusliche Sorgen für Weiberbeschäftigung halten. Anstrengung an sich scheuen sie nicht, weil sogar alle ihre Spiele Anstrengung sind. Die Weiber gebähren überaus leicht, ohne die Empfindung ihrer Schmerzen zu äussern, und stehen in der Zärtlichkeit gegen ihre Kinder den Weibern der gebildeten Nationen durchaus nicht nach. Eine Mutter säugt ihr Kind bis in das 5te, oft 7te Jahr. Sie suchen von Kindheit an den Knaben einen unabhängigen Geist einzuflößen, schlagen und schelten sie nie, um den kriegerischen Geist, die künftige Zierde ihres Lebens und Charakters,

ters, nicht in ihnen zu schwächen, vermeiden durchaus allen Zwang, damit nicht die Freyheit des Handelns und Denkens unterdrückt werde. Wenn die Kinder sterben, so beklagen sie sie mit unverstellten Thränen und weinen oft noch ganze Monate nach ihrem Tode auf ihrem Grabe. Ihren Feinden legen die Indianer die erschrecklichsten Todesqualen auf und jene halten sie mit der erstaunenswürdigsten Fassung aus, wovon der Verf. mehrere auffallende Beyspiele erzählt. Der Tod ist ihnen, besonders im Alter, in vielen Fällen erwünscht. Wenn bey den nördlichen Tschipperwähs der Vater einer Familie für die gewöhnlichen Gebräuche seine Kraft verlohren hat, so schlagen ihm die Kinder vor, sich entweder mit einem kleinen Kanot und Rudern, mit Bogen, Pfeilen und einer Trinkschaale auf irgend einer Insel an das Land setzen zu lassen, und sich dort dem Hungertode Preiß zu geben, oder den Tod nach den Gesetzen des Landes männlich zu erdulden. Im letztern Falle giebt der älteste Sohn unter Ceremonie, Schmaus und Tanz dem abgelebten Vater den letzten Todesstreich. — Im Kriege gehen die Weiber und Kinder in ihren Kanots zuweilen voraus und stimmen Kriegslieder an. Die Nachtwache halten jedesmal 48 junge Krieger in vier Abtheilungen, mit Flinten, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie tödten Weiber und Männer; aber die Kinder schaffen sie fort und übergeben sie den Rauchhändlern, die sie als Dienstbothen nach Montreal schicken. Der Verf. lernte den Aberglauben der Indianer, daß jeder seinen Totam oder Lieblingsgeist annimmt, der seiner Meynung nach über ihn wacht, in seiner Wirkung selbst kennen. Ein Indianer, dessen Totam ein Bär war, tödtete von ohngefähr einen Bär und war von der Zeit an untröstbar. Wer die mehresten Weiber hat, der wird für den besten Jäger gehalten, weil er sie alle ernähren muß; die Indianer lachen sogar die Europäer aus, daß sie nur ein Weib und dieses Weib auf lebenslang haben. Auf der zweyten Expedition kam ein neu verehlichtes Paar zu dem Verf. Mit etwas Rum wurden Gatte und Gattin fröhlich und die letztre sang folgenden Liebgesang: „Es ist wahr, ich lieb' ihn allein, dessen Herz dem süßen Safte gleicht, der aus dem Zuckerbaume „quillt und der ein Bruder des Espenlaubes ist, das stets lebt „und zittert." Wenn ein Indianer eine Liebschaft hat, so redet er den Vater seiner Geliebten mit folgenden Worten an: „Vater, ich liebe deine Tochter, willst du sie mir geben, damit „die kleinen Wurzeln ihres Herzens sich mit den meinigen so

„verwi-

„verwickeln, daß auch der stärkste Wind sie nicht aus einander „blasen kann?" Nach erhaltener Einwilligung des Vaters wird für beyde junge Leute eine Zusammenkunft angesetzt, zu welcher sich der Bräutigam durch Schwitzen vorbereitet. Er kommt zu ihr, setzt sich auf die Erde, raucht seine Pfeife, und wirft ihr unter dem Rauchen eine Menge kleiner Hölzer zu. So viele Hölzer die Braut in ihrer hölzernen Schaale auffängt, so viele Geschenke muß der Bräutigam dem Vater geben. Der junge Krieger giebt darauf ein Fest, das mit der ganzen eingeladeten Familie unter Tanz und Kriegsgesang vollzogen wird. Nach vollendeter Lustbarkeit bekleidet der Vater das junge Paar mit einem Biberrocke, giebt ihm eine neue Flinte und ein Kanot von Birkenrinde, womit die ganze Ceremonie vollendet ist. So bald das Mädchen Frau wird, so verliehrt sie ihre Freyheit und ist die gehorsame Sklavin ihres Mannes, der seine Herrenrechte nicht einen Augenblick vergißt. Die Weiber gebähren viel lieber Söhne als Töchter, und ihre höchste Freyheit ist, daß sie in Gegenwart ihres Mannes singen und tanzen dürfen. — Die südlichen Indianer haben mehr Dörfer und sind gesitteter, als die nördlichen. Das Klima ist wärmer, die Natur fruchtbarer und die Erzeugung der Nahrungsmittel für sie mit desto weniger Mühe verbunden. Ihre Häuser sind mit Birkenrinden gedeckt, inwendig mit Bogen, Pfeilen und Kriegswaffen geschmückt, und die Betten aus Rinden und Binsenmatten gemacht.

Von den Niederlassungen der Loyalisten in Kanada nach dem nordamerikanischen Kriege verspricht sich der Verf. große künftige Vortheile für Großbrittannien, weil sie nicht allein das Land cultiviren, sondern auch in einem etwanigen Kriege nützliche Dienste leisten können.

Herr Forster hat die Uebersetzung dieser Reisen durch eine interessante Abhandlung, eine vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika, für die deutschen Leser noch wichtiger gemacht. In einer edlen, blumenreichen Sprache hat er das Verhältniß des nördlichen Amerika gegen den Norden von Europa und Asien nach seinem geographischen Umriß, nach seiner physischen Beschaffenheit und nach seiner Bevölkerung in einem so fruchtbaren alles umfassenden Ueberblick, mit einem so richtigen und alles prüfenden Scharfsinne untersucht, daß es schwer werden würde, das von ihm mit einem Kennerblick entworfene Bild nach einem noch kürzeren Maaßstabe eben

eben so richtig wieder vorzulegen. Wer das nördliche Amerika nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit kennen lernen will, der lese die Abhandlung! Nicht so ganz kann es indessen der Recens. dem Herrn F. verzeihen, daß er bey jeder Gelegenheit Ausfälle gegen die englische Regierungsverfassung zum Vortheil der neuen französischen Constitution thut. Der Rec. hat noch keine Parthie genommen, ist noch ruhiger Zuschauer in der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß kein denkender Mann in dieser Sache so lange mit Entscheidung sprechen kann, bis sich der Erfolg der Constitution, als der Wirkung eines leidenschaftlichen Ausbruchs, zum Vortheil des ganzen französischen Reichs selbst dargelegt hat. Bis jetzt ist es noch nicht geschehen! — Die beygefügte von Hrn. Geh. Kriegssekretair Sotzmann nach Arrowsmith entworfene Charte ist zum Verständnisse des ganzen Buchs allerdings ein sehr brauchbarer Vehikel.

Nachdem wir diese Recension schon geschlossen hatten, so kam uns die von Herrn Hofr. Zimmermann in Braunschweig herausgegebene Uebersetzung dieser Reisen unter dem doppelten Titel in die Hände:

Neuere Geschichte der See- und Landreisen, Fünfter Band, — und J. Longs, westindischen Dollmetschers und Kaufmanns, See- und Landreisen, enthaltend eine Beschreibung der Sitten und Gewohnheiten der Nordamerikanischen Wilden — ferner ein umständliches Wörterbuch der Chippewaischen und anderer Nordamerikanischen Sprachen. Aus dem Englischen. Herausgegeben und mit einer kurzen Einleitung über Kanada und einer verbesserten Karte versehen von E. A. W Zimmermann, Hofr. und Professor in Braunschweig. Hamburg, bey B. G. Hofmann. XVIII und 334 Seiten 8. 1 Rł. 12 ßl.

Der Herr Hofrath Zimmermann liefert hier die Reisen des J. Long mit dem von dem letztern angehängten Chippewaischen Wörterbuch, welches Hr. Forster aus seiner Uebersetzung

setzung weggelassen hat — also das Original ganz. Die Uebersetzung ist fließend und treu, steht aber als deutsches Produkt der Forsterischen Uebersetzung nach. Ohne uns in unnöthige Erklärungen darüber einzulassen, mag eine Probe selbst entscheiden, worzu wir gleich die erstern Anfangsperioden nehmen wollen, weil sie uns, wahrscheinlich wegen des ersten Eindrucks, nach der ganz vollendeten Vergleichung beyder Uebersetzungen die auffallendesten geblieben sind.

Forster	Zimmermann
Ich hatte mich als ein sehr junger Mensch anheischig gemacht, als Buchhalter nach Nordamerika zu gehen, und verließ am 10 April 1768 Gravesend, am Bord des Schiffes Kanada, welches unter Kapitain Smith nach Quebeck und Montreal gieng. Unsre Reise bis an die Küste von Nordamerika war sehr angenehm; hier aber wurde das Wetter so unfreundlich, daß wir uns genöthigt sahen, in Newfoundland einzulaufen, woselbst wir vierzehn Tage blieben. An diesem Orte ereignete sich nichts Merkwürdiges, ausser daß bey einer Jagdparthie auf dem Lande ein gewisser Jordan, ein Passagier, der nach Montreal gehen wollte, vor Müdigkeit im Walde zurückblieb. Die übrigen kamen gegen Abend wieder an Bord und warteten ungeduldig auf ihren Gefährten. Vier Tage verstrichen in ängstlicher Besorgniß, ohne daß wir das mindeste von ihm erfahren konnten, und nun gaben	Ich war noch sehr jung, als ich mich verpflichtete, als in Sold stehender Schreiber nach Nordamerika zu gehen. Am 10ten April 1768 verließ ich Gravesand und gieng an Bord des Schiffes Kanada, das unterm Kapitain Smith nach Quebek und Montreal bestimmt war. Wir hatten eine angenehme Reise, bis wir die Küste von Amerika erreichten. Nun ward das Wetter ungünstig und mußten auf Neufoundland zusteuern, wo wir vierzehn Tage liegen blieben. Hier fiel weiter nichts Merkwürdiges vor, als daß von einigen, die, um zu jagen, ans Ufer giengen, ein gewisser Jordan, der nach Montreal gehen wollte, wegen zu großer Ermattung in den Wäldern zurückblieb. Die übrigen kehrten den Abend an Bord zurück und erwarteten ängstlich ihren Gefährten. Da wir aber nach vier sorgenvollen Tagen nicht im Stande waren, das geringste von ihm zu erfahren, so gaben wir alle Hoffnung auf

wir alle Hoffnung auf, ihn wieder zu sehen. Der Schnee lag so tief und die Wälder waren so voll wilder Thiere, daß wir befürchten mußten, er sey entweder erfroren oder von Raubthieren gefressen.

auf, ihn je wieder zu sehn, und vermutheten wegen des tiefen Schnees und der vielen wilden Thiere, daß er entweder todt gefroren oder von Thieren zerrissen sey.

Noch eine Stelle:

Forster

Der Wasserfall von Montmorenci, vielleicht der schönste, den die Natur hervorgebracht hat, zog vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich. Zwar kann er an Höhe und Weite nicht mit der schauerlichen Größe des ungeheuren Wasserfalles zu Niagara verglichen werden; aber dennoch ist er wunderbar genug, um die Macht des großen Baumeisters des Weltalls zu zeigen. Er thut sogar eine angenehmere Wirkung, als jener: man staunt ihn mit dem höchsten Grade der Bewunderung und des Vergnügens an, ohne Grausen und furchtbare Eindrücke dabey zu empfinden.

Zimmermann

Der Wasserfall von Montmorenci zog vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich, weil dies vielleicht die schönste natürliche Kaskade in der Welt ist; und ob man schon ihre Höhe und Breite, wenn es auf schaudernde Größe ankömmt, nicht mit dem ungeheuren Wasserfall von Niagara vergleichen darf, so ist sie doch bewundernswürdig genug, um die Macht des großen Baumeisters des Weltalls zu zeigen, und ihre Wirkungen sind auch weit angenehmer, als beym letztern; denn sie erregt Bewunderung und Vergnügen im höchsten Grade, ohne zugleich den Zuschauer durch fürchterliche Vorstellungen schwindeln zu machen.

In dem Verhältnisse, in welchem diese beyden Stellen stehen, steht das Ganze beyder Uebersetzungen gegen einander. Man sieht, daß beyde Uebersetzer den Sinn des Originals mit gleichem Glücke auffassen; daß aber Herr Forster die Gabe, den Gedanken des Engländers und ihrer Darstellung die wahre originelle deutsche Form zu geben, vor seinem Nebenbuhler zum voraus hat. Wenn wir die Worte des Hrn. Hofr. Zimmer-

Zimmermanns in der Vorrede „die hier gelieferte Uebersetzung wird hoffentlich, da sie fließend und getreu ist, eine gute Aufnahme erwarten können," für das annehmen, was sie sind, für eine Empfehlung, so ist ein andrer und nicht Herr Zimm. selbst der Verf. der Uebersetzung. Die wenigen der Uebersetzung beygefügten Anmerkungen schränken sich blos auf Erklärungen und Bestimmungen der aus der Naturgeschichte vorkommenden Gegenstände ein.

Die von Hrn. Z. vorgesetzte Einleitung über Kanada, ist für die nähere Kenntniß des Landes interessant. Im Jahr 1782. betrug das aus dem öffentlichen Verkauf der Kanadischen Pelzwerke in London gelösete Geld, 189000 Pf. Sterl., im J. 1783 165000 Pf. Stl., 1784 aber 201000 Pf. Stl. u. 1785 sogar 242000 Pf. Stl. Im J. 1743 war die Einfuhr des Pelzwerks in Rochelle: 127080 Biber, 16512 Bären, 110000 Racoons, 30328 Marder, 12428 Ottern u. Fischerwisel, 1700 Minze oder kleinere Ottern, 1220 wilde Katzen, 1267 Wölfe, 9 Vielfraße und 10700 Füchse. Entic giebt in seinem State of the british Empire die Zahl der Peltereyen fast noch höher an. Der Kanadische Fischhandel beschäftigt 60 Schiffe und über 1000 Seeleute.

Di.

92. Wilhelm Friedrich Hezel's praktische Anleitung zur Erklärung des Neuen Testaments für Anfänger in exegetischen Vorlesungen über das Evangelium Johannis und die schwersten kleinern Paulinischen Briefe, als Beylage zu seinem Bibelwerk. Erste Hälfte das Evangelium Johannis. Frankfurt, in der Andräischen Buchh. 1792. S. XXIV. 471. 8. 1 Rthl. 16 Gr.

Die Vorlesungen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts nach dem Tode berühmter Professoren herausgegeben sind, haben nur eine kurze Zeit in der gelehrten Welt Ansehen und Ruhm behauptet. Sobald die ehemaligen Zuhörer gestorben waren, fehlte es ihnen an Liebhabern und Käufern. Ein jetzt lebender Professor wird schwerlich durch die Herausgabe seiner Collegienhefte (und die vorliegende Erklärung ist

nach dem eigenen Geständniß des Verfass. ein zu seinen Vorlesungen ausgearbeitetes Buch) sich viele Verdienste oder Ruhm erwerben. Der Kathederton muß nicht in Büchern, selbst in solchen nicht, die für Studenten geschrieben sind, herrschen. Wer die Feder für das Publikum ansetzt, muß weit mehr auf Ordnung der Gedanken, Zusammenhang und Richtigkeit des Ausdrucks sehen, als der Docent auf dem Katheder thun kann oder thun darf. Der z. E. mischt, wenn er nicht blos seine Hefte ablieset, und dieses sollte keiner thun, lateinische Wörter oder Phrasen, in seinen Discours, wenn er dadurch glaubt verständlicher zu werden. Er kann auch dabey die Absicht haben, durch solche Brocken die Bekanntschaft mit dem Lateinischen in seinen Zuhörern zu unterhalten. In ein deutsches Buch gehören sie durchaus nicht. Wir finden sie aber in dieser Erklärung sehr oft, wie in dem Discourse eines Professors, auch da, wo es leicht war, sich anderer Ausdrücke zu bedienen, z. E. S. 112 substrata materia u. dgl. Der Styl des Verf. ist sehr nachläßig, und wir können dieses nicht damit entschuldigen, daß das Buch für Vorlesungen ausgearbeitet war. Von der steigenden Kultur unsrer Sprache und dem überhand nehmenden Geschmack läßt sich erwarten, daß auch auf den akademischen Kathedern allmählig eine richtigere und feinere Sprache gebraucht werde. Solche Phrasen als sich für die Lehre Jesu portiren, γυναι klingt so honnet als das französische Madame u. a. m. sollten nach gerade in den Hörsälen der Professoren nicht mehr gelitten, am wenigsten von dem gebraucht werden, der, wie unser Verf. eine Einleitung in die schönen Wissenschaften geschrieben hat. Uebrigens wollen wir diesem Commentar nicht allen Nutzen absprechen. Er kann ihn hauptsächlich bey solchen haben, die den Verlust, den Vorlesungen des H. Prof. entweder gar nicht, oder nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit beygewohnt zu haben, ersetzen wollen. Da das Buch für Anfänger bestimmt ist, so beklagen wir, daß so viele Druckfehler eingeschlichen sind, als Orerbeck mehrmalen in der Einleitung für Overbeck. Was soll S. 36 Wir haben den Messias für den heissen?

Dr.

93. Versuch einer kurzen Beschreibung des Zustandes der Sitten und Gebräuche der Hebräer für

Un-

Ungelehrte, von Heinrich Ludwig Plass. Eisenach, bey Wittekind. 1792. 162 S. 8. 12 gr.

Die vier auf einander folgenden Genitivi des Titelblatts gehören nicht zum Einladenden der Aufschrift; und wenn man sieht, daß der Verf. ein Handbuch über die hebräischen Alterthümer für Ungelehrte geschrieben hat, so möchte man befürchten, er werde über die hebräische Kritik, Grammatik oder dergleichen Materie gleichfalls für Ungelehrte schreiben. Ein gutes Compendium über die gesammten hebr. Antiquitäten in deutscher Sprache gehört unter die Lücken unsrer Literatur. Gelehrte würden dem Verf. danken, wenn er ihnen ein solches geliefert hätte, und sich freuen, wenn sie sich Hoffnung machen könnten, es von ihm dereinst zu erhalten. Der gegenwärtige Versuch, einen Defect von der Art zu ergänzen, ist im ersten Sinn des Worts nur gar zu sehr Versuch. Der Verf. gesteht die schriftlichen Materialien, die er sich in Eichhorns Vorlesungen gesammlet hat, benutzt zu haben. Daher mögen einige gute Stellen des Buches kommen, z. E. von den Verrichtungen der Leviten S. 59; von dem Hasse Mosis gegen die Vielweiberey S. 79. In dem Verzeichniß der von ihm vorzüglich gebrauchten Autoren vermissen wir Warnekros, und wenn wir die Einrichtung seines Buchs ansehen, so können wir kaum glauben, daß er ihm unbekannt seyn sollte. Denn wie Warnekros fängt er mit der Wohnung und Lebensart der Hebräer an, schaltet nachher die Beschreibung von Palästina ein u. s. Der Plan des Verf. hat sehr wesentliche Fehler. Kein Grund läßt sich angeben, warum die Kapitel in dieser und keiner andern Ordnung folgen. Auch das war ein Hauptfehler an dem übrigens mit vieler Gelehrsamkeit und Sorgfalt geschriebenen Entwurf der hebr. Alterthümer von Warnekros, gegen den der Versuch eine rhapsodische Skizze ist. Wozu war es nöthig, in diesen Versuch eine so weitläuftige Beschreibung von Palästina aufzunehmen? Wie sehr contrastirt gegen diese Weitläuftigkeit die Kürze, womit er von den Ackergeräthschaften handelt, S. 34 von denen er nur, als das vornehmste, die Treschwalze anführt, und die geringfügige Bemerkung, womit er S. 74 die Naturlehre abfertiget, daß Moses Kenntnisse der Art gewiß in einem vorzüglichen Grade besessen habe. Warnekros hatte die gottesdienstlichen Alterthümer ausgelassen. Unser Verf. handelt im 7 Kap. von den

Festen, und nach 2 andern, worin von den Zeitvertreiben und Münzen die Rede ist, (wie kommen die hieher?) von religiösen Gebräuchen u. s. Wir haben weder Zeit noch Geduld ins Detail zu gehen, da der Umriß, im Ganzen nicht unsern Beyfall hat. S. 56 soll Moses den Handel auch darum verboten haben, weil er der Bevölkerung schadet, und mancherley Krankheiten ins Land bringt. (O hätte der Verf. nicht blos orientalische, sondern auch andere Vorlesungen besucht!) S. 64 werden zu den Instrumenten, die mit Stöcken geschlagen und von den besaiteten und Blasinstrumenten unterschieden werden, die Harfen gezogen!!

Fh.

94. Memorabilien. Eine philosophisch theologische Zeitschrift, der Geschichte und Philosophie der Religionen, dem Bibelstudium und der morgenländischen Litteratur gewidmet von Heinrich Eberh. Gottlob Paullus. Zweytes Stück. Leipzig, bey Crusius. 1792. 202 S. 8. 12 gr.

Was wir von dem ersten Stücke dieser Memorabilien gerühmt haben, daß es zwar nur kurze, aber grösstentheils interessante Aufsätze enthalte, gilt auch von dem vor uns liegenden zweyten; wir wollen die hier befindlichen Abhandlungen nach der Reihe anzeigen.

Die Fortsetzung und der Beschluß von Herrn Kurzmanns Commentatione de Africa Geograph. Nubiensis macht den Anfang. Die erste Abtheilung dieser nützlichen Schrift war bereits in das vorige Stück aufgenommen, und wir haben neulich das Nöthige schon davon gesagt. — II. Achmet Ibn Hassan Reiseroute von Fes nach Tafilet, eingesandt vom Herrn Hofr. von Jenisch. Ein sehr guter Anhang zu der vorhergehenden Abhandlung, in welchem eine selbst bey Höst nicht genug bezeichnete Gegend von Africa für die Geographie etwas genauer beschrieben wird. — III. Noch eine Probe aus dem Samaritanischen Chronikon des Abulpharach; arabisch und teutsch, von Herrn Prof. Schnurrer. Schon im IX Theil des Eichhornischen Repertorii für biblische und morgenländische Litteratur hatte Herr Schnurrer S. 45 über diese noch ungedruckte Chro-

Chronik, von der er eine Abschrift besitzt, etwas gesagt. Ungeachtet diese Anzeige wenig Aufmerksamkeit und Verlangen nach diesem Werk erweckt zu haben schien: so ließ Herr Schnurrer dennoch eine Probe dieser Schrift in den ersten Theil des neuen Repertorii einrücken, und fährt hier fort, noch mehr hinzusetzen. Wir wünschten, er fügte auch das Uebrige noch bey. Das hier gelieferte Stück, welches den bekannten Streit der Juden und Samaritaner über die Heiligkeit des Berges Garizim betrift, hat viel Interessantes, und es kann gar nicht schaden, wenn man auch die Samaritaner über Begebenheiten befragen kann, die man bisher blos aus den Erzählungen der Juden kannte. Ueber die Glaubwürdigkeit und den historischen Werth dieser Chronik dürfte man ohnehin erst dann gehörig urtheilen können, wenn sich das Ganze überschauen und genauer prüfen läßt. — IV. **Fulda über Cosmogonie, Androgonie und Menschengeschichte nach der Noachischen Fluth.** Ein neuer Versuch, die im ersten Buch Mose aufbehaltenen Nachrichten aus der Urwelt mit den Mythologien und Cosmogonien der ältesten Völker zu vergleichen, und sie mit einander in Uebereinstimmung zu bringen. Recensent hat an dergleichen Erläuterungen nie Geschmack finden können. Es schien ihm dabey immer so viel ohne Beweis angenommen, auf unsichre Etymologien gebaut, und durch zufällige Spiele des Witzes mit einander verknüpft zu werden, daß er weder belehrende Aufschlüsse, noch überzeugende Gewißheit in dergleichen Untersuchungen wahrnehmen konnte. Diesen Eindruck hat auch der hier abgedruckte Fuldaische Aufsatz bey ihm zurückgelassen; er beneidet übrigens Niemand, der sie mehr dadurch erbaut fühlet — V. **Züge zu einer pragmatischen Biographie Ephräm des Syrers, von Herrn Repetent Gaab.** Wenn es bey dem Leben eines Mannes so sehr an historischen Nachrichten fehlt, wie bey dem guten Ephräm: so ist es wahrlich schwer, auch nur einzelne Züge zu einer wirklich pragmatischen Lebensgeschichte zu liefern. Indessen verdient das, was Herr Gaab über die wahrscheinlichen Ursachen, welche zur Bildung des gelehrten und sittlichen Charakters dieses berühmten Syrers beygetragen haben, hier anmerkt, allerdings in Erwägung gezogen zu werden. — VI. **Scholien zu schweren biblischen Stellen.** Diesmal ein Paar unbedeutende Anmerkungen zu Röm. XI. 17, 24. und zu 1 B. M. V. 24. von Herrn Conr. Bredencamp zu Bremen. Das Einpfropfen des wilden

den Oelbaums in den zahmen, welches Herr Bradenkamp zur Erläuterung der ersten Stelle als etwas gewöhnliches aus Columella und Palladius de insitione beweiset, wird noch weit treffender durch dasjenige erläutert, was Michaelis im X Th. der Or. Bibl. S. 67. ff. bereits darüber gesagt hat: Hr. Paullus selbst setzt eine weitläuftigere Erörterung über die schwere Stelle 1 Kor. XV. 29. 30 hinzu, die vornehmlich darum nachgelesen zu werden verdient, weil sie die eigentliche Streitfrage, welche der Apostel in den Gedanken hatte, besser ins Licht stellt, und den wahren Zusammenhang seiner Schlüsse richtiger entwickelt, als gewöhnlich geschieht. — VII **Etwas über die Lehre der Pharisäer von dem Zustand nach dem Tode, in Beziehung auf einige Stellen des Josephus und des N. Testamentes, von Hrn. Prof. Flatt.** Weil das, was das zweyte Buch der Maccabäer und das N. Test. von dem Glauben der Juden an eine Auferstehung des Leibes enthalten, der Nachricht Josephi zu widersprechen scheint, nach der die Pharisäer eine Seelenwanderung angenommen haben sollen; so meynt der Verfasser, dieser Widerspruch werde sich am leichtesten durch die Voraussetzung heben lassen, daß in dem Zeitalter Christi noch die ältere Idee von Auferstehung, in spätern Zeiten aber, etwa zu der Zeit, wo Josephus schrieb, die Idee von einer Wanderung der tugendhaften Seelen herrschend gewesen sey. Uns dünkt diese Voraussetzung überflüßig und unhistorisch. Alles hängt sehr gut zusammen, wenn man bemerkt, daß die Meynung von einer Auferstehung des Leibes zu einem ewig daurenden Leben der **herrschende Volksglaube**, die Hypothese von einer Seelenwanderung hingegen eine blosse **Sectenmeynung**, ein eigenthümliches Dogma der Pharisäer war, welches sie mit der allgemein geglaubten Auferstehung verbanden. Im N. Test. ist immer von der Meynung des Volks, der die Pharisäer selbst zugethan waren, die Rede; da hingegen Josephus dasjenige anführt, was die Pharisäische Parthey noch ausserdem Besondres hatte. Auch läßt sich hieraus begreifen, warum Josephus de Bell. Lib. III. c. 8. §. 5. die Seelenwanderung nicht erwähnt, ungeachtet er selbst Pharisäer war. Er hat es nämlich in der Rede, welche er dort hält, nicht mit lauter Zunftgenossen, sondern überhaupt mit Juden zu thun, gegen die er sich nur auf allgemein zugestandene Lehren berufen konnte. — VIII. **Theokrits Idyllen und das hohe Lied; verglichen von Hrn. Prof. Stäudlin.**

Der

Der Verf. ist nicht abgeneigt zu glauben, Theokrit möchte das hohe Lied gekannt, und sich Bilder und Wendungen desselben zugeeignet haben. — IX. **Ueber das hohe Lied, seine Oekonomie und Inhalt, von Ebendemselben.** Ein neuer Versuch über dieses sonderbare Ueberbleibsal der alten hebräischen Dichtkunst. Nach der Meynung des Verf. liegt diesem Lied eine Begebenheit aus dem Leben Salomons zum Grunde, der ein Landmädchen zu verführen gesucht, aber die tugendhafte Treue desselben gegen einen Hirten vergeblich bekämpft habe. Ein späterer Dichter soll diesen historischen Stoff zu diesem Liede verarbeitet, und eine Art von Drama daraus gebildet haben. Der Verf. sucht daher die Folge der Scenen und ihren Zusammenhang kurz zu entwickeln, und seine Voraussetzung dadurch zu rechtfertigen. Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Eigenthümlichkeit wird bey dieser Entwickelung Niemand vermissen; aber wir müssen es dem Leser überlassen, den Verf. selbst zu hören. Wir sind es nach gerade müde, mit dergleichen Zergliederungen des hohen Liedes uns abzugeben. Was hat man nicht schon alles aus diesem Gedicht heraus gebracht! Wie willkührlich verfährt man mit den Theilen desselben! Da muß das arme Mädchen, welches die Heldin dieses Stücks seyn soll, bald einschlafen und träumen, bald ohnmächtig werden, bald aus dem Harem entwischen, bald sich wieder einholen und fangen lassen, je nachdem der Ausleger es gut findet, und Hülfe für seine Hypothese braucht; und der weise Salomo selbst macht dabey gewöhnlich eine so jämmerliche Figur, daß es zu verwundern ist, wie die Ausleger ihr Gefühl von Schicklichkeit so gar wenig zu Rathe ziehen konnten, wenn sie den König hier handeln ließen. — X. **Nachricht des Herausgebers von seiner Sammlung der wichtigsten Reisen in den Orient, mit Einleitungen, Anmerkungen, Registern, Kupfern und Charten.** Der Entwurf, welchen Hr. Prof. Paulus hier dem Publico vorlegt, ist ungemein nützlich und fruchtbar. Wir wünschen sehr, daß ihn die Unterstützung derer, welchen Menschenkenntniß und Schrifterklärung etwas werth ist, in den Stand setzen möge, denselben auszuführen.

La.

95. **Cornelii Nepotis Vitae Excellentium Imperatorum cum annotationibus grammaticis**

in

in usum iuuentutis praesertim scholasticae edidit M. *Sim. Frid. Wurster*. Ulmae, 1791. ex officina Stettiniana. 379 Seiten in 8. 14 gr.

96. Cornelius Nepos. Zum Gebrauch der ersten Anfänger mit kurzen grammatischen und historischen Anmerkungen, wie auch mit einem Wörterbuche versehen, von A. Chr. Meineke. — Lemgo, bey Meyer. 1792. 284 Seiten, und das Wörterbuch, welches auch besonders verkauft wird, und einen eignen Titel hat, 156 S. in 8. 16 gr.

97. Kornel Nepos, teutsch mit einer Abhandlung über die Methode ihn zu lesen, herausgegeben von Albert Xaver Weinzierl, reg. Chorh. in Polling, und öffentlichem Lehrer der ersten rhetorischen Klasse in München. Mit 10 Kupfertafeln. München, bey Leutner. 1792. LXXXIV und 229. 8. 16 gr.

Hier wären also wieder drey Bearbeitungen eines Klassikers, der die große Ehre, der gelesenste aller Autoren des Alterthums zu seyn, von jeher mit der Unbequemlichkeit, von seinen kritischen und unkritischen Herausgebern aufs allerseltsamste gemishandelt zu werden, erkaufen mußte. Wir wollen sehen, was ihm bey diesen neuen Ausgaben für Heil oder Unheil wiederfahren ist.

N. 1. ist ein neuer Abdruck nach der Fischersch. Ausgabe mit bloßen syntaktischen Anmerkungen und einer am Ende jedes Feldherrn angehängten Phraseologie von Herrn Wurster, Lehrer an der Schule zu Heidenheim im Wirtembergischen. Sie ist die Frucht seiner eigenen Methode, den Nepos mit seinen Schülern durchzuanalysiren, und durch Imitationen in succum et sanguinem zu vertiren, bis sie die Latinität des Nepos ganz inne haben. Schellers praecepta stili und ausführliche Sprachlehre, nebst Bröders praktischer Grammatik sind in den Anmerkungen überall zum Grunde gelegt, und

und durchaus citirt. Dieß kann für den ersten Anfänger allerdings seinen guten Nutzen haben, zumal da der Herausgeber fleissig auf den rechten Gebrauch der Subjectivs und der consequentiae temporum aufmerksam macht, auch viel über Härten und Unzierlichkeiten des Nepos einfließen läßt, worauf ihn Schellers Ausspruch in den Praecept. stili p. 760, daß Nepos viele Härten und Eigenheiten habe, vor welchen ein geschickter Lehrer seine Schüler warnen müsse, gebracht zu haben scheint. Ob Herr W. zu dieser höhern Critik wirklich Beruf habe, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Sprachbemerkungen, wie S. 130, wo adortus und adorsus von adoriri hergeleitet, aber bemerkt wird, daß ersteres nur vom Angreifen, letztes vom Anfangen gesagt werde (adorsus wenn es anfangen heißt, muß von adordior abgeleitet werden, ist aber freylich unzähligemal mit adortus verwechselt worden. S. Drakenborch z. Liv. 35, 51. 8.) und Haschen nach Energien, wie S. 251. elabi von einer recht verstohlnen Flucht erklärt wird, möchte dieß freylich noch etwas zweifelhaft machen. In den beygefügten Phraseologien ist doch auch der Ausdruck nicht immer behutsam genug gewählt. Wenn z. B. sepulcri monumento donare aliquem übersetzt wird: einem einen Leichenstein setzen, so denkt der Schüler an unsere Kirchhöfe, und bekommt eine schiefe Vorstellung. In der Vorrede will Hr. W. sagen: wer wird bey den entschiedenen Verdiensten des Nepos nicht Bedenken tragen, ihn aus den Schulen zu verbannen? Dies ist Lateinisch so ausgedrückt: quis Nepotem e scholis expellere *non dubitabit*?

N. 2. ist Immanuel Sincerus in einer andern Gestalt. Wir bedauern den Herausgeber, daß er sich zu einer solchen Handlangerarbeit hat gebrauchen lassen müssen, da er gewiß etwas besseres hätte liefern können. Es wird dem Knaben alles fein hübsch vorkonstruirt und vorgekäut, damit er ja die Milchzähne sich nicht ausbeißen möge. Hier und da ist doch eine kleine historische Anmerkung eingestreut, auch ist das Wortregister mit auf Realien eingerichtet, wobey freylich nicht alles so genau genommen wird z. B. s. v. decemvir, wo gesagt wird, so hätten die obrigkeitlichen Personen geheißen, die je zehn und zehn vom Lysander in jeder Atheniensischen Stadt bestätigt wurden. Aber nur der Piräus bekam zehn solche ἁρμοστάς. Die Städte der Bundsgenossen und Schutzverwandten, die sie auch erhielten, können doch nicht eigentlich

lich Athenienische Städte genannt werden. — Papier und Druck sind dem innern Gehalt dieser Ausgabe vollkommen angemessen. Alles ist Makulatur!

N. 3. ist von eben dem Verfasser, der vor einigen Jahren eine Uebersetzung des Sallust gegeben hat. Es scheint nicht, als habe Herr Weinzierl die schon vorhandenen zwey Frankfurter Uebersetzungen hierbey zu Rathe gezogen. Er ist vielmehr seinen eignen Weg gegangen. Um unsern Lesern eine Probe von seiner Manier im Uebersetzen zu geben, wählen wir die Charakterschilderung aus dem ersten Kapitel des Alcibiades: „Er war reich, zur Nothzeit rastlos, duldsam, „freygebig, prachtvoll im gemeinen Umgang wie an der Ta„fel: gesprächig, einschmeichelnd, und in jede Lage sich schmie„gend. Wenn er sich Muße gönnte, und ihn nichts, Gei„stesarbeit zu dulden, zwang: so zeigte er sich als Schwel„ger, Schwärmer, Liebessclaven und Schlemmer. Alle „wunderten sich, wie in einem Menschen solch ein Widerspruch, „und so eine entgegengesetzte Natur walten könne." Schon hieraus wird man leicht errathen können, wie sehr alles in dieser Uebersetzung von Provinzialismen und undeutschen Wendungen wimmelt. Es würde in der That nicht schwer fallen, aus dieser einzigen Uebersetzung ein ansehnliches Idiotikon der Bayerschen Mundart zusammen zu bringen. Ausdrücke, wie klecken für: zureichend seyn, wegkennen für: unterscheiden, Zama war beyläufig 30,000 Schritte entfernt, kommen auf alle Seiten vor, und machen freylich die Uebersetzung auch dem, der eine Uebersetzung dieses Schriftstellers nicht schon an und für sich für eine ganz überflüssige Sache hält, völlig ungenießbar. Unser Uebersetzer ist übrigens, wie natürlich, mit hoher Bewunderung und Ehrfurcht vor seinem Autor durchdrungen, und giebt sich in der voranstehenden Abhandlung alle ersinnliche Mühe, seinen Lieblingsschriftsteller als ein vollkommnes Muster der guten Schreibart, der historischen Künste und der Moral aufzustellen. Er spricht von seinen Gaben mit eben dem Entzücken, mit welchem der Liebhaber die Reitze seines Mädchens preisen würde. Er bewundert seine historische Treue, bey der man nicht Gefahr läuft, seine Helden zu großaugigt anzusehn. Vorzüglich hat er es mit Vater Schellern zu thun, der die Armseeligkeiten des guten Nepos bey verschiedenen Gelegenheiten aufgedeckt hat, und ereifert sich gewaltig gegen die Männlein, die dem großen Mann graculatim stumatimque nachfolgen. Am Ende

folgt

folgt eine eigne Anleitung, wie man den Kornel studieren müsse, wobey alle Witzigkeiten wegbleiben, und wenigstens 3 Führer so gelesen werden müssen, daß man das klassische Latein in schlechteres überträgt. Den Beschluß machen moralische Reflexionen über die ersten zwey Feldherren, voll guter Absicht und sonderbarer Combinationen, wie überhaupt die ganze, gewiß sehr gut gemeinte Abhandlung. Hiebey befinden sich auch einige sogenannte antike Köpfe, erbärmliche Karrikaturen, Erstlinge, wie der gutmüthige Mann am Ende erinnert, von der Radiernadel eines Jünglings, der sich hierdurch dem Schutz eines Mäzens empfehlen will.

So wäre also wieder in diesen drey Bearbeitungen eine Menge Papier, Zeit und Mühe verschwendet, und die Interpretation des für den frühern Unterricht schlechterdings untauglichen, und weit schwerer, als man gewöhnlich glaubt, zu erklärenden Schriftstellers hätte auch nicht das geringste dabey gewonnen. Die einzig zweckmäßige und brauchbare Ausgabe von ihm ist die in der Reihe der Auctorum Latinorum minorum bey Erbstein in Meißen herausgekommene Tzschuckische, die aber grade am wenigsten bekannt geworden zu seyn scheint.

Mm.

98. Antiquarisches Handwörterbuch, zum nähern Verständnisse der griechischen und römischen Klassiker. Nach Samuel Pitiskus und den besten Hülfsmitteln bearbeitet. Zum Gebrauche der Schulen, Berlin, 1792. Im Verlage der Akadem. Kunst- und Buchhandlung. 624 Seiten in gr. Octav. 1 Rℓ. 16 gℓ.

Dies ist wieder ein, zwar eben nicht schlechtes und völlig unbrauchbares, aber doch gewiß ziemlich überflüssiges, ja in gewisser Rücksicht sogar nachtheiliges Buch. In der kurzen Vorrede sagt der dem Rec. unbekannte Verfasser, „seine „Absicht bey Ausarbeitung dieses Werks sey gewesen — der „Jugend ein Buch in die Hände zu liefern, welches sie, bey „Lesung der Klassiker, zum bessern Verstehen derselben, als „Hülfsmittel gebrauchen könnte." Allein wie viele Hülfsmittel müsten alsdann der Jugend in die Hände geliefert werden,

und wie viele Wörterbücher, ausser dem antiquarischen, würde sie nicht bey der Hand haben müssen, wenn sie in allen Fällen die Nachrichten und Erklärungen daraus sollte schöpfen können, welche sie zum Verständnisse der Klassiker nöthig haben würde? Ausser den Wörterbüchern der griechischen und lateinischen Sprache müßte sie, wenn die Sacherklärungen in eben so vielen besondern Wörterbüchern gegeben werden sollten, noch mit einem antiquarischen, historischen, geographischen, mythologischen, philosophischen und mehr andern versehen seyn. Und mittelst aller dieser Wörterbücher würde die Schuljugend von den Sachen selbst sich doch nur sehr unvollständige, übel geordnete und unzusammenhangende Begriffe machen können. Insonderheit ist dieses der Fall in Ansehung der sogenannten **Alterthümer** der Griechen und Römer. Unmöglich kann man sich mit Hülfe eines Wörterbuchs von der Staats- Regierungs- Religions- und Kriegsverfassung, von der Lebensart, den Sitten und Gebräuchen dieser Völker die gehörigen Begriffe erwerben. Zum Verständnisse aber der Klassiker, und der einzelnen Stellen in denselben, worinn von dergleichen Sachen die Rede ist, ist ein gut geschriebenes griechisches oder lateinisches Wörterbuch, welches ohnehin jeder Schüler besitzen muß, z. B. das lateinische von Scheller, hinlänglich; und in so einem hat noch überdas die Jugend Alles, Geschichte, Geographie, Mythologie u. s. w. beysammen. Bequemer und besser überdacht — wenn nämlich Sprache und Sachen unnöthiger und schädlicher Weise getrennt werden sollen — ist der Plan des guten alten **Hederichs** — wenn nur seine Schreibart besser und geschmackvoller wäre — der alles, was dem Schüler zur Erklärung der Klassiker nöthig ist, in Einen Band, mit dem Titel: **Reales Schul-Lexicon**, zusammen getragen hat. Und wirklich würde der Verf. des hier recensirten Handwörterbuchs der Schuljugend einen größern Dienst erzeigt haben, wenn er dieses Hederichische Schullexicon zum Grunde gelegt, verbessert, anders eingekleidet, die hauptsächlichsten Beweisstellen aus den Quellen angeführt, verschiedene Artikel abgekürzt, und die biblischen, nebst einigen andern, gänzlich weggelassen hätte.

Rec. sagte oben, daß solche Real-Wörterbücher in gewisser Rücksicht auch als schädlich angesehen werden könnten. Der Hauptschaden, den sie anrichten können, besteht darinn, daß

die

die Jugend sich gar zu leicht einbildet, sie sey mit hinlänglichen Hülfsmitteln zu den verschiedenen historischen, antiquarischen und andern Kenntnissen der alten Literatur genugsam versehen, und brauche sich nicht weiter besonders darauf zu legen, wenn sie mit solchen Wörterbüchern versehen sey, aus welchen sie sich im Falle der Noth Raths erholen könne. Und dann bleiben ihre Kenntnisse und Begriffe davon fast immer sehr unvollkommen, unzusammenhangend und unnütz, und sie sind selten im Stande, einen pragmatischen Gebrauch und die gehörige Anwendung davon zu machen.

Uebrigens ist das gegenwärtige Handwörterbuch, wenigstens in den Artikeln, welche Rec. nachgesehen hat, meistens richtig, und dem abgezielten Endzwecke gemäß, ziemlich vollständig; von dem Fehler aber, der schon so oft den Antiquitätenschreibern vorgeworfen worden ist, nämlich, daß sie die Zeiten nicht genug unterscheiden, ebenfalls nicht frey. Mitunter fehlt es doch auch nicht an Unrichtigkeiten. So ist, z. B. der Unterschied zwischen Libertus und Libertinus nicht bemerkt, ja das letztere gar nicht erwähnt worden; da man ihn doch beym Scheller richtig angegeben findet.

Ueberhaupt wird der Schüler das, was er aus dem antiquarischen Fache zum Behuf seines lateinischen Auctors, und so viel als er zum Verständnisse desselben nöthig hat, in Schellers allgemeinem lateinisch-deutschen Wörterbuche eben so gut finden als in diesem antiquarischen Lexicon, und bisweilen noch deutlicher und richtiger. Um sich davon zu überzeugen, hat Rec. den Buchstaben V, der lauter zu den römischen Alterthümern gehörige Artickel begreift, mit dem Schellerischen Wörterbuche verglichen, und gefunden, daß der Verf. des antiquar. Handwörterb. selten mehr sagt, als Scheller; daß er ihn bisweilen am Ende des Artickels nennet, öfter aber auch nicht, ob er ihn gleich wörtlich abgeschrieben hat. Zuweilen hat Scheller auch noch mehr, als unser Verfasser, z. B. ausser vexillum auch vexillarii. Freylich ist es wahr, daß Scheller nur die antiquarischen Artickel hat und haben kann, die in lateinischen Auctoren vorkommen, und daß es zur Zeit an einem eben so eingerichteten und vollständigen griechischen Wörterbuche fehlt, worinn auch von den, die Alterthümer, die Geographie, Geschichte u. s. w. betreffenden Namen kurze und zum Verstande der griechischen Klassiker hinlängliche Erklärungen gegeben würden. Aber zu ge-

schweigen, daß viele dieser Namen, weil sie auch bey römischen Schriftstellern vorkommen, auch in lateinischen Wörterbüchern gefunden werden, so wird doch diesem Mangel mit der Zeit wohl abgeholfen werden. Zudem können die griechischen Alterthümer noch viel weniger, als die römischen, aus Wörterbüchern erlernet werden. Die Staaten, die Zeiten u. s. w. sind gar zu verschieden.

Der Zusatz auf dem Titelblatte: „Zum Gebrauche der „Schulen," sollte füglicher heißen: Zum Gebrauche für Schüler, um nämlich zu Hause auf die Lectionen sich vorzubereiten, oder einen Autor für sich zu lesen. Denn in der Schule, und bey den Lectionen selbst wird dieses Buch doch wohl schwerlich gebraucht werden können; es möchte denn seyn, daß Lehrer wegen Unwissenheit oder aus Gemächlichkeit ihre Schüler die in dem Auctor vorkommenden Artikel nachschlagen und herlesen ließen; welches, um es aufs gelindeste zu nennen, unnöthige Verschwendung der Zeit seyn würde.

Gs.

99. Discours, qui ont été lûs dans l'Assemblée publique de l'Académie des Sciences de Berlin tenue le 26 Ianv. 1792. On a ajouté le plan du celèbre Leibnitz sur la culture et la perfection de la langue allemande. à Berlin, 1792. chez Decker et fils. 8. feuill. 4. 10 gr.

Zuerst ein französischer Discours vom Herrn Grafen v. Herzberg, worinn er Nachricht giebt, wie die durch den Tod der Herrn Ferber, Castillon, Schulz, Weguelin und Silberschlag erledigten academischen Stellen wieder besetzt worden sind, nemlich durch den Herr Staatsminister, Baron v. Heinitz, Herrn Rath und Historiograph Cahn (s'étant deja fait connoitre avantageusement par l'edition des Mémoires du celèbre Negociateur Rusdorff — wobey er nichts gethan, als eine Handschrift wörtlich abdrucken lassen — et des voyages de Iames Bruce en Abyssinie — eine verstümmelte Uebersetzung voll der gröbsten Fehler — ainsi que par plusieurs *écrits intéressans* qui ont paru dans les journaux d'Allemagne — ein Paar kleine ziemlich unbedeutende und

längst

längst vergessene Aufsätze —) den Herrn Regierungsrath **Spiess** in Baireuth und den Baron de Chambrier d'Oleires, preuß. ausserordentlichen Gesandten am Turiner Hofe. Dieser letztere ist Stifter einer Societé d'emulation patriotique in seinem Vaterlande Neuschatel. Zugleich giebt der Herr Graf Nachricht von drey neuen ökonomischen Gesellschaften in den preußischen Staaten, in Mohrungen, Potsdam und Hamm. — Wichtiger ist die Nachricht, daß die deutschen Mitglieder der Academie auf Veranlassung des Hrn. Grafen sich entschlossen haben, den Plan, den Leibnitz schon zu Anfang dieses Jahrhunderts bey Errichtung der Akademie zur Vervollkommnerung der deutschen Sprache entwarf, auszuführen. „Die deutsche Sprache, sagt Herr v. H. hat durch die Werke unserer „großen Schriftsteller, eines **Wolf**, **Mosheim**, **Mascov**, „**Gellert**, **Haller**, **Wieland**, **Leßing**, **Möser**, **Geßner**, „**Ramler**, **Adelung**, **Engel** u. a. (**Adelung**, ein großer Schriftsteller? Dafür hält sich der verdiente Mann gewiß selbst nicht. Wie durfte **Klopstock**, dem die deutsche Sprache so unendlich viel verdankt, hier nicht ausdrücklich genennt werden?) „einen hohen Grad von Reinheit, Reichthum und Energie erhalten, gleichwohl aber bleiben ihr noch manche Schritte „zur Vollkommenheit übrig. Vor allen Dingen muß man sie „von der großen Anzahl ausländischer Wörter, vorzüglich Kunstausdrücke, deren sie sich noch bedient, zu reinigen, und sie „dafür durch gute und ächtdeutsche Benennungen zu bereichern „suchen. Man muß sie präciser und bestimmter zu machen suchen, indem man die zu große Anzahl entbehrlicher Synonymen einschränkt (und die wären? Rec.) Die Berliner Akademie hält sich für berufen den großen Plan auszuführen, „den Leibnitz entworfen hat, nämlich der deutschen Sprache „alle die Reinheit, den Reichthum, die Präcision, Energie, „Eleganz und alle übrigen Vollkommenheiten zu geben, deren „sie **mehr, als alle übrigen neuern Sprachen fähig** „**ist.** (?) Sie wird zu diesem Zweck einen Ausschuß bilden, von „dem jedes Glied eine besondere Arbeit über sich nehmen wird: „einer wird die Wörter in den Künsten und Wissenschaften, „die uns noch fehlen, und die wir bisher von den Fremden „borgen mußten, aufsuchen (trouver): ein anderer, der Sprache und den Synonymen die nöthige Bestimmtheit geben „(**Einer?**), ein dritter wird eine gute Geschichte der Sprache zusammentragen und ausarbeiten, ein vierter wird in „den verschiedenen deutschen Dialekten veraltete und unbe-

„kannte Worte aufsuchen, die in die hochdeutsche Mundart auf-
„genommen zu werden verdienen. Unterdessen wird man auch
„an Materialien zu einer guten und genauen Sprachlehre,
„(und eine solche hätten wir noch nicht?) eines vollständigen
„Wörterbuchs und einer ausführlichen Geschichte der deutschen
„Sprache sammeln: C'est alors qu'on pourra aspirer à
„l'honneur de rendre la langue allemande supérieure à
„toutes les autres langues de l'Europe! Uebrigens wird
„die Academie in ihren Memoiren die französische Sprache
„beybehalten, die zu viel Vollkommenheit hat, (auch in den
„Mémoires de l'Academie de Berlin?) und uns zu nützlich
„ist, als daß man sie aufgeben könnte und wollte. (Wie aber
dann, wenn die deutsche Sprache durch das künftige akademi-
sche Wörterbuch, die Sprachlehre, und Geschichte der Sprache
den Vorzug vor allen übrigen europäischen Sprachen, also
auch vor der französischen, erlangt haben wird?) „Die deutsche
„und französische Sprache sind zu gute Schwestern, als daß sie
„sich nicht in einem akademischen Körper zusammen vertragen
„sollten." — Rede des Oberconſ. und Probst Zöllner über die
Verbesserung der deutschen Sprache. Hr. Z. sagt der deut-
schen Sprache und den deutschen Schriftstellern viel Schönes:
ob alles buchstäblich wahr sey? daran möchte wohl selbst man-
cher patriotische Deutsche nicht ohne Grund zweifeln. Z. B.
„Die Menge von Uebersetzungen, die wir aus den alten und
„neuern Sprachen besitzen, und die wir den besten Ueberse-
„tzungen der Ausländer wenigstens an die Seite setzen dür-
„fen, sind eben so viele Beweise, daß es unserer Sprache we-
„der an Reichthum noch an Biegsamkeit fehle, um sich an je-
„den Gedanken und an jede Einkleidung desselben anzu-
„schließen." — Jetzt, sagt Herr Z., scheint der Zeitpunkt
gekommen zu seyn, wo durch Vereinigung mehrerer Kräfte
Leibnitzens schöne Vorschläge völlig ausgeführt werden könnten.
Noch fehlt es uns an einer vollständigen Geschichte unserer
Sprache, welche um so wünschenswerther wäre, je mehr sie
nicht nur zu einer fruchtbaren Kenntniß des deutschen National-
geistes in allen Perioden beytragen, und den Stoff zu einer Men-
ge von philosophischen Bemerkungen liefern, sondern auch die
Quellen entdecken würde, aus welchen die Hülfsmittel zu der
weitern Beschäftigung mit der Sprache zu schöpfen sind. So
ist auch der ganze deutsche Sprachschatz noch nicht voll-
ständig gesammelt. Ungeachtet Adelung mit seinem Wörter-
buch, zu welchem für die hochdeutsche Mundart blos einzelne
Nach-

Nachträge nöthig seyn dürften, weit mehr geleistet hat, als von einem einzelnen Gelehrten erwartet werden konnte; so sind doch für die übrigen deutschen Mundarten, die sogenannten Idiotika und die einzelnen zerstreuten Beyträge zu denselben noch bey weitem nicht hinreichend, um den ganzen Reichthum der Sprache daraus kennen zu lernen. Und die eigenthümlichen Ausdrücke vieler Handwerke und Künste sind zum Theil bis jetzt so vernachläßigt worden, daß sich der Schriftsteller, der dahin gehörige Gegenstände zu entwickeln hat, in einer unaufhörlichen Verlegenheit befindet. In Ansehung vieler Wörter ist der Sprachgebrauch auch noch äusserst schwankend, und scheint nicht selten mit sich selbst im Widerspruch zu seyn. Für manche Begriffe haben wir noch in der Schriftstellersprache gar kein Wort, und es wäre nützlich, dieselben aufzuzählen, und zu prüfen, wie diesem Mangel in jedem bestimmten Falle am besten könnte abgeholfen werden: ob durch Wiederherstellung eines alten, ausgestorbenen Wortes, oder durch ein ausländisches, welches des Bürgerrechtes würdig und fähig wäre, oder durch Verpflanzung eines Provinzialausdrucks, oder durch ein neugeschaffenes Wort, welches schon von einem Schriftsteller gebraucht worden, oder zum Gebrauch zu empfehlen wäre. Auch die deutschen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten verdienten eine weitere Nachforschung ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung. In der Ableitung der deutschen Wörter von ihren ursprünglichen Wurzeln sind noch viele Entdeckungen zu machen, die sich zum Theil von selbst darbieten werden, wenn der ganze Reichthum der Sprache zusammengetragen, und eine sorgfältige Vergleichung der verschiedenen Mundarten mit einander und mit den verwandten Sprachen angestellt wird . . . Es soll allmählig alles gesammelt werden, was zu den erwähnten Zwecken nützlich erachtet wird; die Academie wird deshalb mit auswärtigen Gelehrten in einen besondern Briefwechsel treten; auf wichtige Gegenstände, die noch nicht genug erörtert sind, die Nachforschung der einsichtsvollsten Männer durch Preißaufgaben lenken, nach und nach die erheblichsten Früchte dieser vereinten Bemühungen der gelehrten Welt vorlegen, um die Stimmen derselben zu vernehmen und zu benutzen, und dafür zu sorgen, daß fortgesetzt ein Vereinigungspunkt für diejenigen vorhanden sey, die ihr Nachdenken und ihren gelehrten Fleiß der vaterländischen Sprache widmen wollen. — — Alles gut und schön, nur, fürchten wir, möch-

ten sich bey der Ausführung manche große, vielleicht unbesiegbare Schwierigkeiten zeigen, die aber, wie wir zugleich hoffen, nicht die Wirkung haben werden, daß das ganze Unternehmen wieder in Stecken gerathe, und alle diese schöne Erwartungen ganz vereitelt werden. — **Ueber die Bildsamkeit der deutschen Sprache** von dem Hofrath **Moritz**. Die deutsche Sprache will nur aus und durch sich selbst gebildet seyn, sagt Hr. M. Das ist wahr, aber darüber sind wir alle längst einig, und etwas sonst sagt Hr. M. hier nicht. Ein Compliment für den Hrn. Grafen von Herzberg, daß er sich in seinen Staatsschriften gewißer guter und kräftiger deutscher Ausdrücke bedient habe: z. B. seine **Gerechtsame wahren, Theilungen, Einungen, Denkschrift, Theidigung, Theidigungsbrief, Auskunftsmittel, Ausgleichungsanträge, Rückgangsrecht, Folge im Gegensatz von Vorgang** u. s. w. Aber nicht allen werden diese Ausdrücke so neu seyn, als sie Hrn. M. waren, von dem man freylich keine Belesenheit in Staatsschriften und in Produkten des Geschäftsstyls überhaupt fordern kann. — Auf diese kurze Rede folgen Leibnitzens **unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache**, mit einer französischen Uebersetzung zur Seite, die aber nichts weniger als zu rühmen ist. — Den Beschluß macht ein **Discours du Secretaire perpetuel pour l'ouverture de l'Assemblée publique.** Hr. F. wirft einen flüchtigen Blick in das Jahrhundert zurück, das er durchlebt hat, und thut einen andern in die Zukunft. Zwey von seinen Weißagungen hat indeß in diesem kurzen Zwischenraume der Erfolg schon widerlegt.

H.

100 Biographien für die Jugend. Zweytes Bändchen. Weißenfels und Leipzig, bey Severin 1792. kl. 8. 148 S. 9 gr.

Die drey Lebensbeschreibungen des **Freyherrn von Trenk, Moses Mendelsohns** und des **Doktor Wilhelm Dodd**, welche dieses Bändchen enthält, unterscheiden sich vortheilhaft von den 3 Lebensbeschreibungen des 1sten Bändchens, theils durch eine größere Richtigkeit und Genauigkeit in der Erzählung, theils durch eine zweckmäßige Auswahl der Begebenheiten

ten und Schicksale dieser 3 Männer, theils durch eine schickliche Einstreuung solcher Reflexionen, wie sie der Jugend am nützlichsten sind. Mit Recht können wir daher dieses Bändchen als ein lehrreiches Lesebuch der Jugend empfehlen.

Pe.

201. Die Nothwendigkeit und Möglichkeit, einen zweckmäßigern Religionsunterricht in den niedern Schulen einzuführen; erwiesen von J. G. S. Fischer, Pastor in Burgscheidungen und Dorndorf. Dresden, 1792. 6 Bogen in kl. Octav. 6 Kr.

Mit dieser Schrift ist es auf nichts anders als auf eine gänzliche Reform der chursächsischen kleinen Stadt- und Landschulen angesehen, die nach dem, was der Verf. davon sagt, und auch fast bekannt ist, einer solchen Reform sehr bedürfen. Es ist allerdings auffallend, wenn es S. 23 heißt: „Seit fast „300 Jahren hat der größte Hause des Volks nicht vielmehr „gethan, als seinen (Luthers) Catechismus gedankenlos aus„wendig gelernt, und viele können ihn noch nicht!“ Aber es ist leider beynahe allgemein wahr. Daß also der Verf. Luthers Katechismus, die Evangelienbücher und den Dresdner Katechismus, der in den kleinen Schulen in Sachsen allgemein gebraucht wird, abgeschafft, und mit bessern und zweckmäßigeren Büchern vertauscht haben will, ist ihm wohl nicht zu verdenken. Er zeigt in dieser kleinen Schrift die Mängel dieser Bücher, als Schulbücher betrachtet, auf eine sehr in die Augen fallende Weise. Und was den praktischen Religionsunterricht betrifft, so kommen in Rücksicht auf denselben hier so manche zwar nicht immer neue, aber doch im Ganzen genommen, so gesunde Urtheile vor, daß es wohl zu wünschen wäre, daß sie in seinem Vaterlande beherziget, und die so nothwendige Reform auch dort, wo man, wie der Verf. mit Recht behauptet, in dem Stücke noch sehr zurück ist, endlich einmal mit Ernst vorgenommen würde. Indessen müssen die Lehrer allerdings eine Stimme dabey haben, und es heißt deshalb sehr richtig (S. 84.): „Soll der Lehrer schweigen, wenn „der Jugend Religionsbücher, die nach seiner Meynung schäd-

 „lich

„sich sind, in die Hände gegeben werden? Muß er nicht, wie „ein jeder, Gott mehr gehorchen als den Menschen? Und „wenn man ihm auch das Schweigen befehlen, ja ihn dazu „zwingen wollte, welches doch wohl tyrannisch wäre, wenn er „nur nach Gründen und Ueberzeugung handelte; wer kann „ihn denn zwingen, das laut zu billigen und zu empfehlen, was „er in seinem Herzen tadelt, und um des Gewissens willen „verwirft?" Uebrigens sollte in den kleinen Schulen doch wohl mehr als der Katechismus gelehret werden, und auch hiervon giebt der Verf. hie und da einen Wink. Wenn er es aber noch für nothwendig hält, daß der lieben Jugend das Geheimniß der Dreyeinigkeit vorgetragen werde, wovon sie doch wohl schwerlich etwas verstehen dürfte, so muß man freylich die Achsel zucken.

Bk.

102. Ausführbare Vorschläge zur gänzlichen Vertilgung der Blattern; Regenten, Staatsmännern und Menschenfreunden zu reiflicher Erwägung und Beherzigung empfohlen von F. L. v. Pufendorf, Lieutenant im Königl. Großbrittannischen und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgisch. 6ten Infanterie-Regiment. — Fateberis, me vera locutum esse. — Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1792. 9½ Bogen in 8. 8 gr.

Nachdem der Verfasser mit vielem patriotischen Eifer die Sterblichkeit der Blatterepidemien, den großen Schaden, welchen die Staaten und ihre Bevölkerung dadurch erleiden, berechnet, und die Schwierigkeiten erwogen hat, welche der (seiner Meynung nach alleinig rathsamen) allgemeinen, durch öffentliche Anstalten geleiteten Inoculation der Blattern entgegen stehn: so giebt er seine — wie der Verf. glaubt, Rec. aber billig zweifelt — ausführbaren Vorschläge zur gänzlichen Vertilgung dieser Krankheit an. Diese Vorschläge nun bestehen kürzlich, darin daß man gegen die Blattern so, wie gegen die Pest, verfahren, die mit dieser Krankheit Befallenen von aller Gemeinschaft mit den Gesunden, entweder durch öffentliche, abgesonderte Pockenhäuser, oder durch Einsperrung

in ihren Wohnungen, ausschliessen müsse. Von dieser Einsperrung heißt es unter andern, Seite 98. „Sollten die „Blattern sich in einem Gasthofe oder Wirthshause äussern; „so darf der Wirth von dem an, bis, nach dem Erkenntniß „der Policey, die Möglichkeit, aus seinem Hause angesteckt „zu werden, gänzlich aufgehört hat, keine Gäste setzen oder „Fremde beherbergen, bey schwerer Strafe. Eben so müßte „einem Kaufmann, bey ähnlichem Schicksal, der Laden ge„schlossen und von Policeygerichtswegen versiegelt werden; „eben so dem Professionisten sein Handwerkszeug u. s. w."

Obgleich wir den guten Willen und die Einsicht des Verfassers keinesweges verkennen: so können wir doch unsern gerechten Zweifel nicht bergen, ob diese Vorschläge ausführbar, oder ob es auch nur wünschenswerth seyn könne? in unsern Zeiten — in denen man gewiß mehr als jemals die Rechte der Menschheit erkennt — durch Zwanggesetze, in jenen hülflosen Augenblicken ihres Lebens den Säugling von seiner Mutter, Eltern von ihren Kindern, Gattinnen von Ehegatten, oder die ganze Familie von aller Gesellschaft, Broderwerb, Geschäften, Zerstreuungen, auch nur auf eine Zeit lang zu trennen, um vielleicht — denen auch die strengste Aufsicht wird menschlich bleiben, und wenigstens die Fliegen nicht abhalten können, sich von dem Blattereiter zu sättigen, und mit ihrem davon beschmutzten Körper entfernte Bürger anzustecken — um vielleicht seine Mitbürger gegen den Ausbruch einer Krankheit zu sichern, welche freylich in einzelnen bösartigen Epidemien und durch verkehrte Wartung zur verheerenden Seuche werden kann; allein durch die Inoculation, gehörige Pflege unter der Aufsicht eines verständigen Arztes, zum Glück der Menschheit, sich so mildern läßt, daß sie, im Ganzen genommen, gar nicht gefährlicher wird, als viele andere Krankheiten und Gebrechen es sind, von denen wir Menschen, so lange wir noch Menschen bleiben, doch auf keine Weise ganz frey werden können. Wie viel haben nicht z. B. Kriege der Bevölkerung und dem Wohlseyn der Staaten von jeher geschadet? und doch gehören sie, — gewiß auch nach der Ueberzeugung des Verfassers, — zu den jetzt einmal unvermeidlich gewordenen Uebeln dieser besten Welt. Wir glauben also, daß bey einem Uebel, welches, ohne grösseren Nachtheil dadurch zu bewirken, nicht gänzlich abgewandt oder ausgerottet werden kann, es unsre hauptsächlichste Pflicht sey, nur dafür zu

wa-

machen, daß die Folgen desselben so wenig schädlich und verheerend, wie möglich, werden, welches bey den Kinderpocken, wie gesagt, durch die Inoculation, gehörige Wartung und medicinische Pflege zu bewürcken ist, auf deren Vervollkommnung und Aufsicht Rec. allen Regenten, ihr hauptsächlichstes Augenmerk zu richten, vorschlagen würde, um, wo nicht die Blatternkrankheit, doch die schädlichen Folgen derselben mehr und mehr zu vertilgen. — Anzeigen wollen wir unsern Lesern noch, daß der Verf. diese seine Vorschläge der russischen Kaiserin, und dem Könige von England zugeeignet habe.

Db.

103. Herrn Mirabeau des Aeltern Discours über Nationalerziehung 1791. Nach seinem Tode gedruckt und übersetzt, auch mit einigen Noten und einer Vorrede begleitet von Friedrich Eberhard von Rochow, auf Reckahn. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1792. 8. 64 S. 4 gr.

Wer Mirabeaus Geist und seine Schriften kennt, wird die Schwierigkeiten, die mit der Uebersetzung der letztern verbunden sind, nicht nach der Bogenstärke des Originals beurtheilen. Die Lebhaftigkeit und der Reichthum seiner Ideen, das Feuer mit welchem er sie ergriff und verfolgte, das Bestreben, sie eben so eindringend und überzeugend, als er sie faßte, vorzutragen, veranlaßte die Schöpfung eines eigenthümlichen Styls. Noch mehr als die frühern, mußten seine spätern Arbeiten diesen sie auszeichnenden Stempel tragen, da bey ihnen die grosse Thätigkeit ihres Verf. und das ungeschwächte Feuer seines Geistes mit der Abnahme seiner körperlichen Kräfte in beständiger Collision stand. — Der Uebersetzer der vor uns liegenden Blätter, der letzten, die ihren Vf. beschäftigten, hat die Schwierigkeiten seines Unternehmens so überwunden; wie man mit Recht von ihm erwarten konnte, und es ist dieses eine der seltnern Arbeiten, an welchen der gewöhnliche Uebersetzerhaufe lernen mag, was ihre Beschäftigung fordert. Die Anmerkungen enthalten manche gute Winke: wir hoffen aber, daß die Leser dieser Bogen mit uns wünschen werden, daß der Uebers. uns umständlichere Digressionen nicht

nicht vorenthalten hätte, wozu ihn manche Aeusserungen seines von eben so vielen treffenden als gewagten Behauptungen erfüllten Originals nothwendig auffordern mußten.

Ge.

104. August Herrmann Niemeyers, ordentlichen Professors der Theologie, Handbuch für christliche Religionslehrer. Erster Theil. Populäre und practische Theologie, oder Materialien des christlichen Volksunterrichts. Halle, in der Buchhandl. des Waisenhauses. 1792. 486 Seiten in 8. 1 Rl.

Dieses nützliche Buch, für dessen innern Werth und vorzügliche Brauchbarkeit auch schon der Name des Verfassers bürgt, bestimmte der Herr Consistorialrath und Professor Niemeyer zunächst zum Leitfaden seiner Vorlesungen; wünschte aber auch zugleich, Religionslehrern überhaupt, und zwar insonderheit solchen dadurch nützlich zu werden, die bey der jetzigen so sehr schwankenden Lage unserer Theologie sowohl, als unserer Philosophie, wie es nicht selten jetzt der Fall ist, nicht recht wissen, was sie von der Religion halten, und was sie darüber lehren sollen. Um so mehr halten wir es für Pflicht, den Inhalt dieses Werks in einem möglichst sowohl ausführlichen als gedrängtem Auszuge vorzulegen, um unsre Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, was sie darin suchen, und sich davon versprechen dürfen. In der Einleitung erklärt sich der Verf. über folgende Präliminarien: Begriff des Volksunterrichts und eines Volkslehrers §. 1.; Gegenstände desselben §. 2.; Absicht, wozu der christliche Volkslehrer sprechen muß; Erbaulichkeit des Vortrags §. 3.; Lehren und Pflichten der Religion als gleichwichtige Gegenstände des christlichen Unterrichts, §. 4.; Quellen desselben, die Bibel, §. 5, 6. (Sehr richtig, sagt der Verfasser: „Selbst für die geübtesten Denker, die vielleicht in der Folge diese Hülfe nicht mehr nöthig zu haben meynen, ist die Bibel das Elementarbuch ihrer religiösen Kenntnisse gewesen.") Eintheilung der Religionserkenntnisse in Wahrheiten der natürlichen Religion und in eigenthümliche Lehren des Christenthums ist für die populäre und practische Theologie von geringer Erheblichkeit, §. 7.; nöthige

thige Auswahl der dahin gehörigen Wahrheiten, Schwierigkeiten dieser Auswahl, nebst Mittel und Anweisung, diese zu heben und jene richtig zu treffen, §. 8 — 12.; Beantwortung eines Einwurfs, der dagegen vielleicht gemacht werden könnte, §. 13.; Nähere Bestimmung ihres Begriffs, ihres Zwecks und Inhalts, ihrer Hauptquellen und ihrer Hülfsquellen, §. 14.; Unterschied derselben von der biblischen, und nähere Verwandtschaft mit der catechetischen Theologie, nebst einer kurzen Uebersicht und Beurtheilung der in dieser bisher gemachten Versuche, §. 15 — 19.; grösserer Umfang, aber noch nicht genau bestimmte Grenzen der populären und practischen Theologie, als einer gewissermaaßen noch neuen Wissenschaft, nebst den bis jetzt darüber vorhandenen Hauptschriften und brauchbaren Hülfsmitteln, §. 20 — 23.; Plan und Inhalt dieses neuen von allen bisherigen sich unterscheidenden Versuchs, nebst den Regeln, die der Verf. sich dabey vorgeschrieben hat, §. 24, 25.; Nothwendigkeit und große Vortheile der Bearbeitung dieser Wissenschaft, nebst Ablehnung eines doppelten Schadens, den man vielleicht davon befürchten könnte. Hierauf folgt nun in sieben Abschnitten die Abhandlung selbst. Der erste Abschnitt giebt allgemeine Belehrungen über die Religion überhaupt, und die christliche insonderheit, und zwar in folgender Ordnung: Begriff der Religion, und zwiefache Bedeutung des Worts §. 1. Sie ist Bedürfniß des Menschen, §. 2. Entwickelung der Gründe hiervon, §. 3. Der Allgemeinheit dieses Bedürfnisses unbeschadet kann es Menschen geben, die es entweder noch nie gefühlt haben, oder aufhören, es zu fühlen. §. 4. Doppelter Weg zur Religionserkenntniß, nämlich eigenes Nachdenken, und Belehrung durch andere, §. 5. Uebergang zur Geschichte der Religion, deren Kenntniß uns nöthig ist, theils um fremdes Gute, theils um unsere eigene Vorzüge gehörig schätzen zu lernen, §. 6. Urgeschichte, §. 7. Mosaische Religionsverfassung, §. 8. Geist der Mosaischen Religion, §. 9. Allgemeine Wirkung derselben zum Nachtheil reiner religiöser und sittlicher Begriffe und Gesinnungen, und Verminderung dieses Nachtheils durch schickliche in ihr zugleich liegende, und von weisen Männern von Zeit zu Zeit veranstaltete Gegenwürkungen, nebst hieraus sich ergebender gründlicher Berichtigung der ihr zuweilen gemachten harten Beschuldigungen und darüber gefällten schiefen Urtheile, §. 10, 11. Gestalt der Religion unter den übrigen Menschen, und zwar sowohl in Ansehung ihrer dunklen, als

auch

auch ihrer hellen Seite, §. 12. 13. Ursprung dieser Religionsbegriffe, §. 14. Uebergang zur christlichen Religion, §. 15. Prüfung der Religion, ein Geschäft der Vernunft, §. 16. Hieraus einleuchtende Verbindlichkeit, die Vernunft auszubilden, §. 17. Was diese Prüfung der Religion voraussetzt. §. 18. Das neue Testament als Haupterkenntnißquelle der christlichen Religion, §. 19. Werth und Gebrauch desselben. §. 20. Auch das eigene Nachdenken ist Erkenntnißquelle des Christenthums. §. 21. Verhältniß des A. T. gegen die christl. Religion, §. 22. Wichtigkeit sicherer Religionserkenntniß, §. 23. Zusammenhang der Religion und Sittlichkeit, §. 24. Uebergang zum Inhalt der Religion, §. 25. II. Abschnitt. Belehrungen über Gott als Urheber und Regent der Welt, und die auf diese Erkenntniß gegründeten Gesinnungen gegen ihn. Allgemeiner Eindruck der Welt auf den Menschen. §. 26. Die Erde, das Leblose, §. 27. Das Lebendige, §. 28. Der Mensch, §. 29. Das Weltall, §. 30. Schluß von der Welt auf ihren Urheber, §. 31. Gott, §. 32. („Die Streitigkeiten der Philosophen hierüber populär zu machen, bleibt unüberlegt, und kann viel Gelegenheit geben, zu verwirren.“ Sehr wahr!) Lehre der Bibel von Gott, als Weltschöpfer, §. 33. Unbegreiflichkeit der Natur Gottes, §. 34. Wie fern erkennen wir dennoch Gott? §. 35. Beschaffenheit der Erkenntniß Gottes, §. 36. Eigenschaften Gottes überhaupt, §. 37. Höchste Kraft und Macht Gottes, §. 38. Erkenntniß Gottes, Allwissenheit, §. 39, 40. Wille Gottes, §. 41. Weisheit des göttlichen Willens. §. 42. (Wenn man in der Vernunft, als einzigen und ganz einfachen Grundkraft, Verstand und Willen einmal unterschieden hat: ist dann Weisheit nicht vielmehr eine Eigenschaft des Verstandes, nur mit Einfluß auf den Willen?) Heiligkeit des göttlichen Willens, §. 43. Gott ist die Liebe, §. 45. Allgemeine Beweise der göttlichen Güte, §. 46. Besondere Beweise für einzele Menschen, §. 47. Biblische Vorstellung, §. 48. Gerechtigkeit, §. 49 — 53. Uebrige Vollkommenheiten Gottes, §. 54. Erhaltung und Regierung der Welt, Beziehung der Vorsehung auf das Einzele, Mittelursachen, Geneigtheit des ungeübten Verstandes, diese zu übersehen, Glaube an unbekannte Geister, als Mittelursachen, allgemeinste Beruhigungsgründe bey Zweifeln gegen die Vorsehung, besondere Einwürfe gegen dieselbe, §. 55 — 63. Uebergang zu den auf Gotteserkenntniß gegründeten Gesinnungen, §. 64. Unbe-

§. 132 — 134. Jede Sünde ist Gegenstand des göttlichen Mißfallens, §. 135. IV. Abschnitt. Von den Veranstaltungen Gottes, den Menschen seinen Willen zu offenbaren, und sie dadurch zu ihrer Bestimmung zu führen. Postulate aus den vorigen Betrachtungen, §. 136. Offenbarung Gottes, §. 137. Erstes Kapitel, von den allgemeinen Veranstaltungen zum Besten des Menschen. Kräfte der vernünftigen und moralischen Natur, §. 138. Die Natur als Bildungsmittel, §. 139. Bildung der Menschheit durch vorzüglich weise und thätige Männer, §. 140. Erziehung des Menschen durch seine individuelle Schicksale, §. 141. Erziehung desselben durch die natürlichen Folgen des Guten und Bösen, §. 142. Zweytes Kapitel. Von den Veranstaltungen Gottes durch Christum. Wichtigkeit dieser Betrachtungen, Erkenntnißquelle und Eintheilung, §. 143. 144. Erste Abtheilung, Belehrungen über die Geschichte des Lebens und der Lehre Christi nach der Erzählung des N. Testaments. Vorerinnerungen, oder allgemeiner Blick auf die Geschichte, Behandlungsart, Auswahl, und zweckmäßige Darstellung derselben, Lehrweisheit bey den dunkelen Theilen derselben, §. 145 — 151. Abhandlung; Evangelische Nachrichten von der Geburt und Jugend Jesu, unerklärbare Umstände und Stoff zu lehrreichen Betrachtungen, §. 152 — 155. Johannes der Täufer, §. 156. Antritt des Lehramtes Jesu, und persönliche Gegenstände desselben, §. 157. Er schließt sich an keine der herrschenden Partheyen an, §. 158. Charakter seiner Lehrart, §. 159. Umriß seines persönlichen Charakters, §. 160 — 163. (In dem 6ten Theile seiner Charakteristik verspricht der Verf. einen Versuch eines vollendetern Bildes zu liefern!) Die Wunder Jesu, §. 164 — 166. Aufnahme Jesu unter den Menschen, §. 167. 168. Leiden und Widerwärtigkeiten Jesu, §. 169. 170. Rückkehr Jesu ins Leben, und Entfernung von der Welt, §. 171. Nächste Begebenheiten nach dem Abschiede Jesu, §. 172. Beförderungsmittel der Ausbreitung des Christenthums, Hindernisse derselben, theils unter den Juden, theils unter den Heiden; Veranlassungen dieser Hindernisse, Entstehung und innere Beschaffenheit der christlichen Gemeinen, §. 173 — 178. Zweyte Abtheilung. Belehrungen über die Verdienste Jesu um die Menschheit, und die Wohlthaten, welche sie ihm verdankt. Vorerinnerungen, durch Uebersicht der Erkenntnißquellen, Vergleichung derselben, Schwierigkeiten bey dem Gebrauche des N. Testaments, Beur-

theilung des Reinbiblischen, Nothwendigkeit und Beurtheilung allgemeiner Begriffe, Unbequemlichkeit der gewöhnlichen Methode, und Gründe wider die durchgängige Beybehaltung der biblischen Lehrart, §. 179—187. Abhandlung, allgemeiner Blick auf die Verdienste Jesu, §. 188. Verdienste desselben um die Bekanntmachung und Ausbreitung der Wahrheit, und zwar zunächst für sein Zeitalter. Verbesserung der Nationalreligion, Wichtigkeit dieses Schritts, allgemein unvollkommene Gottesverehrung in jenen Zeiten, Verbesserung derselben durch Christum, allgemeine Wohlthätigkeit der Wahrheiten, die er in dieser Absicht lehrte, Darstellung dieser Wohlthat, Lehrart und Lehrweisheit Jesu, und biblische Vorstellungsart dieses ersten Theils seiner Verdienste um die Menschheit, §. 189—199. Verdienste Jesu um die Beförderung der Tugend, Sittenverbesserung seiner Zeitgenossen, Allgemeinheit seiner Verdienste, als Lehrer der Tugend, Principium der Tugendlehre Jesu, (hierbey eine sehr richtige Beurtheilung und Entscheidung des durch die Kantische Philosophie darüber rege gewordenen Streits,) zwey Hauptclassen der Pflichten, Vollkommenheit der Tugendlehre Jesu, eigenthümliches Motiv derselben, das Beyspiel Jesu, biblische Vorstellungsart der Verdienste Jesu um die Tugend, §. 200—213. Verdienste Jesu um die Beruhigung der Menschen; beruhigende Vorstellungen von Gott, beruhigende Aussichten in die Zukunft, Unruhe des menschlichen Herzens bey dem Bewußtseyn seiner Fehler, Beruhigung durch Zusicherung der väterlichen Gesinnungen Gottes, biblische Beschreibungen dieser Wohlthat, doppelter Lehrtropus des N. Testaments: unbestimmte Ausdrücke, verschiedene Anwendung dieser unbestimmten Ausdrücke; zweyter Lehrtropus: Jesus ein Opfer für die Sünde, wichtiger Einfluß dieser Vorstellungsart zur Zeit der Entstehung des Christenthums, kirchlicher Lehrbegriff von einer Stellvertretung, Beurtheilung desselben und Größe der Verdienste Jesu überhaupt, §. 214—227. Erklärungen Jesu über seine Person: Er sey der Meßias, §. 228. Diese Beschreibung ist temporell, §. 229. Allgemeine Bezeichnungen der Würde Jesu, §. 230. Allgemein eingestandene Folgen aus jenen Beschreibungen, §. 231. Trennung der Meynungen über den eigentlichen Sinn jener Stellen, §. 232. Kirchlicher Lehrbegriff, §. 233. Resultate, §. 234. Verdienst Jesu um die Stiftung einer Religionsgesellschaft, §. 235. Christliches Verhalten gegen anders denkende, §. 236. Fortdauernde Verdienste

fus Jesu und die äussere Gottesverehrung, §. 237. Christliches Lehramt, §. 238. Taufe, §. 239 — 242. Gedächtnißmahl Jesu, §. 243 — 246. Fortdauerndes Verhältniß Christi gegen die Menschen, §. 247. Fünfter Abschnitt. Von der christlichen Vollkommenheit. Zusammenhang und Uebersicht, §. 248. Erstes Kapitel. Von der Natur und den Aeusserungen der christlichen Vollkommenheit. Allgemeine Begriffe, §. 249. Erklärungen der Lehre Jesu über die Vollkommenheit, §. 250. 251. Unterricht in der Vollkommenheit, mit Voraussetzung der einzelnen Pflichten aus der Moral, §. 252. 253. Wichtigkeit der Moral im Volksunterricht, §. 254. Behandlungsart moralischer Gegenstände. Erste Regel. Art der Beglaubigung, a) aus der Religion, b) aus Vernunftgründen; zweyte Regel: Verbindung der Moral mit der Religion; dritte und vierte Regel; weise Auswahl und zweckmäßige Darstellung einzelner Materien; fünfte Regel: weiser Gebrauch der moralischen Bibelsprache, §. 255 — 260. Zweytes Kapitel, von dem Anfang und Fortgang der christlichen Vollkommenheit in dem Menschen. Allgemeine Gesetze der sittlichen Vervollkommnung, §. 261. (Sollte man nicht richtiger Vervollkommnerung von dem Comparativus vollkommner, wie Besserung von besser, sagen und schreiben?) Ungleichheit des vorhergehenden Zustandes, verschiedene Modificationen der Besserung, Uebereinstimmung der heiligen Schrift mit den vorigen Bemerkungen, §. 262 — 264. Beschreibung des Anfangs und Fortgangs der Besserung; Verbesserung der Erkenntnisse, des Urtheils über das höchste Gut, über sich selbst, über das Gesetz, der Vorstellungen von Gott, §. 265 — 270. Verbesserung der Gesinnungen; Reue, Grade derselben, falsche Richtung der Reue, ohne Vertrauen ist sie unchristlich, verschiedene Formen des Glaubens oder Vertrauens, Verabscheuung des Bösen, Entschluß zum Guten, Fortgang in der Besserung und Vollkommenheit, Kennzeichen der Besserung, biblischer Unterricht über die Lehre von der Besserung, Buße und Glauben, uneigentliche Ausdrücke, deutlichste Erklärungen der heil. Schrift über die Besserung, und endlich Behandlung dieser Lehre im Volksunterricht, §. 271 — 282. Drittes Kapitel. Von den Beförderungsmitteln der christlichen Vollkommenheit. Doppelte Gattung derselben, §. 283. Erste Gattung: allgemeine Erziehungsmittel der Vorsehung, §. 284. Unterricht in der Wahrheit, §. 285. Verschiedenheit der Bibel von dem göttlichen Unterrichte,

oder dem göttlichen Worte, §. 286. Kraft des göttlichen Unterrichts, §. 287. Gott, oder der Geist Gottes ist Urheber dieser Wohlthat, §. 288. Doppelte Vorstellungsart hiervon, mittelbare und unmittelbare oder übernatürliche Mitwirkung Gottes, Gründe für die erstere, und Resultate für den Volksunterricht, §. 289—291. Zweyte Gattung der Hülfsmittel: Gebet, äussere Gottesverehrung, allgemeine Uebungen in der Vollkommenheit, §. 292—295. Sechster Abschnitt. Von den Folgen des Sittlichbösen, und des Sittlichguten in diesem und dem künftigen Leben. Scheinbare Gleichheit der Folgen in diesem Leben, §. 296. Folgen der Sünde in diesem Leben, §. 297. Folgen des Sittlichguten, §. 298. Biblische Vorstellung der Glückseligkeit des Tugendhaften, §. 299. Gleichheit der Menschen im Tode, §. 300. Allgemeine Erwartungen nach dem Tode, §. 301. Ungleicher Zustand nach dem Tode, §. 302. Dunkelheit der Vorstellungen von dem künftigen Zustande, §. 303. Unseligkeit als Folge des Sittlichbösen, §. 304. Dauer der Unglückseeligkeit, §. 305. Seligkeit als Folge des Sittlichguten, §. 306. Bedingung der Seligkeit und Unseligkeit, §. 308. (Von hieran sind die Nummern der §§. verdruckt.) Verhältniß der späten Besserung gegen die Seligkeit, §. 309. Vorsichtige Behandlung dieser Lehre, §. 310. Siebenter und letzter Abschnitt; Anleitung zur Prüfung des Werths und der Annehmungswürdigkeit der Lehre Jesu. Zusammenhang, §. 311. Nähere Bestimmung des Göttlichen einer Lehre, §. 312. Verschiedene Beweisarten des Göttlichen; historischer Beweis, §. 313. Beweis aus dem Inhalt des Christenthums, §. 314. Nähere Beschreibung dieses Beweises, §. 315. Der Inhalt der Lehre Jesu entscheidet für ihren Werth, §. 316. Die Wirkungen der Lehre Jesu beweisen ihren Werth, §. 317. Uebersicht der Wirkungen des Christenthums, §. 318. Die eigene Erfahrung beweiset den Werth der Lehre Jesu, §. 318. Nähere Bestimmung, in wiefern die Erfahrung den Werth der Lehre Jesu beweise, §. 319. Werth des in der heil. Schrift enthaltenen Religionsunterrichtes, §. 320. Wichtigkeit des Beyspiels der Lehrer zur Empfehlung des Christenthums, §. 321. — Dieß ist der Inhalt dieses Werks. In den unter den §§. eben nicht sehr sparsam angebrachten Anmerkungen wird theils das in den §§. Gesagte noch weiter erläutert, oder näher bestimmt, theils werden darin Schriften empfohlen oder nachgewiesen, die zu weiterer Belehrung darüber nachgelesen

werden.

werden können. Bey streitigen Lehrsätzen geht und trifft der Verf. größtentheils die sehr glückliche Mittelstraße, die von einem verderblichen Skepticismus oder Indifferentismus auf der einen, oder von einem absprechenden schulgerechten Dogmatismus auf der andern Seite gleich weit entfernt ist, und zwischen den Klippen sowohl diesseits als jenseits glücklich hindurch führt. Ueberhaupt aber sind Kürze und Gedrängtheit verbunden mit ungemeiner Reichhaltigkeit und Fruchtbarkeit des Inhalts, Wahrheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, lichtvolle Darstellung, nebst manchen gleichsam aus der Seele ausgeschriebenen, zur Beförderung einer wahren jedem Religionslehrer so höchstnöthigen Lehrweisheit sehr heilsamen Winken, Warnungen und Zurechtweisungen, die hervorstechenden Eigenschaften, die diesem Werke einen Werth und eine Brauchbarkeit geben, wodurch es gewiß vor vielen andern sich sehr vortheilhaft auszeichnet. Wir können also auch nicht umhin, allen unsern Volkslehrern, denen es um populäre Lehrweisheit, und um brauchbare Materialien zum Volksunterrichte zu thun ist, es ganz eigentlich zur Pflicht zu machen, dieses so zweckmäßig eingerichtete und so lehrreiche Handbuch zu dem ihrigem zu machen, und ihre Einsichten in die populäre und practische Theologie dadurch theils zu erweitern, theils zu läutern. Gerne theilten wir zwar noch einzelne Stellen zur Probe daraus mit; aber theils müssen wir des Raums schonen, theils möchten wir auch unsern Lesern in dem Vergnügen, aus der Quelle selbst zu schöpfen, nicht gerne vorgreifen; und glauben übrigens schon genug gesagt zu haben, um sie nach dem Ganzen lüstern zu machen.

Sa.

105. Anleitung zu Gesprächen über die Religion mit Unmündigen, von M. J. C. G. Liebe. Weissenfels und Leipzig, bey Severin. 1792. 143 S. 8. 6 gr.

Ist für Privatlehrer bestimmt, aber bey der großen Menge guter Schriften entbehrlich. Manches hätte noch mehr Feile bedurft, wie S. 21: Wenn wir gestorben sind, kommen wir gleichsam in ein herrliches Land, wo wir alles haben, was wir uns nur wünschen, wo alles um uns her grünet und blühet,

het, wo keine Kälte, Ungewitter u. s. w. ist. Was nicht reine Wahrheit ist, gehört durchaus nicht für Kinder. Dagegen ist der

106. Religionsunterricht für Kinder. Erster Theil, von M. F. D. Fabrizius. Leipzig, bey Crusius. 1792. 248 S. 8. 8 gr.

Vollständiger entwickelt und deutlicher vorgetragen. Die beyden folgenden Theile werden die Geschichte der geoffenbarten Religion und die Lehren derselben enthalten.

Lc.

107. Ist der Staat nach reinen Grundsätzen des gesellschaftlichen Vertrags und nach gemeinen Grundsätzen des bürgerlichen Rechts befugt, den Büchernachdruck zu verbieten, oder nicht? Gegen den Freyherrn von Knigge; — von M. J. H. P. Seidenstücker, Adj. bey der Philos. Fac. zu Helmstädt. Helmstädt, bey Fleckeisen. 1792. 82 Seiten. 8. 5 gr.

Freyherr von Knigge hatte im zweyten Theile seiner Geschichte der Aufklärung in Abyssinien behauptet, daß der Staat aus guten Gründen den Nachdruck nicht verbieten könne. Er ward daher in der bekannten Schrift über den Verlagsraub vom Verf. des Siegfried von Lindenberg aufgefordert, sich bestimmter über die Sache zu erklären. Dies veranlaßte die Abhandlung: Ueber den Nachdruck — an Herrn Müller; von A. Freyherrn von Knigge. Dagegen sucht nun der Verf. des vorliegenden Aufsatzes zu beweisen, daß der Staat allerdings befugt und schuldig sey, den Nachdruck zu verbieten. In einem Anhange wird auch denen recht derbe die Moral gelesen, welche Bücher von Schmieder und Consorten kaufen, und sich dadurch einer fremden Sünde mit theilhaftig machen. Auf die Sache selbst mich einzulassen, und über das Erlaubte oder Unerlaubte des Nachdrucks nach den Grundsätzen des Zwangsrechts meine

Mey-

Meynung anzuführen, ist freylich hier nicht nöthig. Aber so viel ist gewiß, daß diese Schrift die Sache nicht ausser Zweifel setzt, und die Hauptgründe, welche Knigge und andere Vertheidiger der Rechtmäßigkeit des Nachdrucks für sich anführen, nicht gänzlich widerlegt. Beyspiele und Gleichnisse, die man von beyden Seiten einander hier entgegen setzt, entscheiden in der Sache selbst gar nichts. Ohnehin sind auch die Fälle, welche der Verf. für sich anführt, von der Beschaffenheit, daß die Gegner sehr viel darauf antworten können, um die Richtigkeit der Folge gegen den Büchernachdruck zu bestreiten. Der Fall mit dem Brunnen ist sehr künstlich zusammen gesetzt, und, wie er angenommen wird, gar nicht denkbar. Die Hauptsache geht darauf hinaus, daß der Eigenthümer eines Brunnen, wenn er gleich Ableitungen daraus an Andere käuflich überläßt, dennoch nicht schuldig sey, zu leiden, daß der Nachbar aus diesen Ableitungen eben dergleichen an Andere verkaufe, und dadurch den rechtmäßigen Erwerb des Eigenthümers beeinträchtige. Hier wird allerdings fremdes Eigenthum genutzt; der Brunnen selbst, worauf es hier doch ankommt, ist und bleibt immer noch res aliena: wer hingegen ein Buch nachdruckt, der zieht aus einer Sache Nutzen, die nicht mehr fremdes Eigenthum ist. Eben so läßt sich auch von dem unerlaubten Nachmachen der Comödien-Billette auf die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks nicht schliessen. Beym Buchhandel ist das Buch selbst, und der Inhalt desselben der ganze Gegenstand des Handels. Hingegen nicht der Comödienzettel, als solcher, oder sein Inhalt, sondern der freye Eingang in das Schauspielhaus ist hier das Object des Handels. Dazu ist der Regel nach nur der berechtigt, der den Eingang bezahlt hat. Das wahre, nicht aber das falsche Billet ist Quittung der Zahlung, oder Beweis der Rechtmäßigkeit des freyen Eintritts. — — Das Gleichniß von falschen Münzen ist und bleibt hier unanwendlich. Das ausschliessende Recht des Staats, in Ansehung der Münze, ist ausgemacht, das Recht eines Verfassers und Verlegers soll erst bewiesen werden. Der Einwurf, daß also ein deutscher Fürst vermöge seines Regals auch französische Assignaten nachmachen, folglich in Frankreich sehr wohlfeil leben könnte, bedarf keiner Antwort. — Das Hauptprinzip endlich, worauf der Verf. seine ganze Lehre zu stützen sucht: **Alles, dessen Gegentheil, zum Gesetz erhoben, sich selbst zerstört, muß als Gesetz aufgestellt werden**; mag immerhin das Anse-

ßen einer gewissen neuern Schule vor sich haben; als Rechtsgelehrter glaubt Rec. es wenigstens so, wie es hier gebraucht wird, ganz unrichtig nennen zu dürfen. Die Gesetze, sagt der Verf., verbiethen Mord, Diebstahl u. s. w. Man gebiete beydes, und die Gesellschaft muß aufhören, folglich das Gesetz sich selbst zerstören. Nun so gebiete man denn durch ein Ges.tz den Büchernachdruck, und wenn jeder Drucker es befolgt; so muß auch das Bücherverlegen aufhören; folglich das Gesetz sich selbst zerstören. — Mord, Diebstahl und Meineyde, werden aber verboten und gestraft, nicht darum, weil sie geboten alle gesellschaftliche Verbindung, folglich dergleichen Gesetze sich selbst vernichten würden; sondern weil diese üble Folge schon eintreten würde, wann das Gegentheil einem jeden erlaubt und freygelassen bliebe. So z. B. wird die Jagd eingeschränkt, und das Hazardspiel untersagt, nicht wegen der nachtheiligen Folgen, die entstehen würden, wenn man allen Unterthanen das Jagen und Spielen als eine Verbindlichkeit auflegen wollte; sondern wegen des schädlichen Erfolgs, der sich befürchten läßt, wenn es einem Jeden erlaubt würde. Aus jenem Hauptprinzip würde ferner folgen, daß alle Liebespflichten im Staat als Gesetze aufgestellt werden müßten. Man verbiete z. B. dem Beschenkten, seinem Wohlthäter sich dankbar zu begnügen, man gebiete ihm vielmehr, den Letztern bey aller Gelegenheit zu kränken, und Niemand wird Wohlthaten ausüben, um sich nicht dieser Vergeltung auszusetzen. Das Gesetz würde sich also selbst zerstören; und es müßte daher nach jenem Hauptprinzip durch bürgerliche Gesetze dem Beschenkten ausdrücklich befohlen werden, durch gegenseitige Gefälligkeit, seinem Wohlthäter die schuldige Dankbarkeit an den Tag zu legen. — Dieß mag genug seyn, um sich zu überzeugen, daß die Gründe des Verf. nicht hinreichend sind, um das Unrechtmässige und Strafbare des Nachdrucks zu beweisen. — Darinn hat er übrigens Recht, daß man sich bey dieser Gelegenheit billig der Schimpfworte gegen Schmieder und Consorten hätte enthalten sollen. Kein guter Schriftsteller darf sich dergleichen Unsittlichkeiten erlauben, sondern sollte gegen das Publicum wenigstens die Achtung nicht verkennen, welche jeden wohlgesitteten Mann, der in guter Gesellschaft auftritt, von solchen Reden billig zurückhält, die nur in plump organisirten Cirkeln Statt finden. Dies mögen beyde Herrn v. Kn. und M. sich merken; ersterer aber besonders noch dieses, daß, wenn der Nachdruck an

sich

sich nicht ungerecht, und nicht einmal durch bürgerliche Gesetze zu verbieten ist, es zum wenigsten auch nicht gerecht seyn kann, die Nachdrucker bey jeder Gelegenheit Spitzbuben zu nennen, an die man nicht denken könnte, ohne mit dieser Vorstellung zugleich die von Galgen und Rad zu verbinden.

Tl.

108. Johann Jacob Moser von der kayserlichen Wahlcapitulation. Von neuem bearbeitet und mit berichtigenden Anmerkungen und Zusätzen versehen von Carl Friedrich Häberlin. Nürnberg, bey Grattenauer. 1792. 4. XII und 103 S. 10 gr.

Bey aller Indüstrie der deutschen Schriftsteller ist noch immer ein Gebrechen in unsrer Litteratur übrig, welches sich theils auf blinde Ehrfurcht vor gewissen Namen oder vor gepriesenen Werken des Alterthums, theils auch auf die Furchtsamkeit der Buchhändler bey größern Verlagsartikeln gründet – die ängstliche Ergänzung und Commentirung älterer Compilationen, statt deren Umschmelzung und Modernisirung. Das neueste Beyspiel davon giebt der angekündigte Versuch des Hrn. Bergcommissärs Rosenthal, Jacobson's technologisches Wörterbuch in einer zweyten Hälfte zu berichtigen. Gleichsam als hätten wir mit Gesetzbüchern zu thun, denen man nur selten das Gepräge des Zeitalters und des ersten Versuchs benehmen darf.

In der Litteratur des deutschen Staatsrechtes sind die Moserischen Schriften dieses tröstliche Exempel. Von Pütter an bis zu dem dissertirenden Gymnasiasten haben Alle deren Mängel gerüget und die Fehler der Schreibart, der Methode und des Systems öffentlich zur Schau gestellt. Unnütze Wiederholungen im Text und Einschaltungen von Actenstücken, Curialien und Titulaturen, leere Tiraden, Pleonasmen, Tautologien, Barbarismen und Weitschweifigkeit — kurz, das ganze Tadel-Lexicon des Schriftstellergewerbes ist ausgeleert, um die Unverdaulichkeit des Ganzen anschaulich zu machen. Und doch behalf man sich mit einzelnen Berichtigungen und mit flüchtigen Commentaren in versteckter Form.

Höchst willkommen war daher dem Publikum der Plan einer neuen Bearbeitung dieser Schriften, vorzüglich aus der Feder des Herrn Prof. Häberlin in Helmstädt, welchem seine persönlichen Kenntnisse, sein ererbter Büchervorrath und sein Zutritt zu ungedruckten Acten vor vielen dazu Beruf gaben. Zu noch größern Erwartungen berechtigt aber seine Verfahrungsweise bey dem Anfange dieses Unternehmens. Die öffentliche Darlegung eines ausführlichen Entwurfs — der Probeabdruck eines wichtigen Abschnitts, bey welchem alle in jenem vorgeschriebene Regeln in Anwendung gebracht werden konnten — und endlich die Stimmensammlung angesehener Geschäftsmänner, vielgeltender Schriftsteller und unbekannter Recensenten, mit Beherzigung ihrer Vorschläge — das sind drey successive Proben einer musterhaften Selbstverleugnung, deren nur das wahre Talent fähig ist.

Der Aufruf dieser Schaar wird hoffentlich den Erwartungen des Herrn H. entsprechen, jedoch aber auch die Dissonanz der Meynungen, von welchen einige schon jetzt für die Beybehaltung der weitschweifigen Moserischen Schreibart und aller Anlagen des Werks gestimmt haben, aufs neue die Erfahrung bestätigen, daß ein Schriftsteller auf diesem Wege selten den verdienten Beyfall einerndte. Auch Rec. hat nicht die allgemeine Meynung, und trägt hier die seinige, so wenig auch neben so vielen competentern Richtern darauf Rücksicht genommen werden wird, hiemit ohne Rückhalt vor.

In dem vorhabenden neuen Werke sollen Moser's Schriften concentrirt, geordnet, bereichert und zum täglichen Gebrauch bequemer gemacht werden, ohne daß jedoch, wie Hr. H. ausdrücklich erklärt, alles modernisirt, oder Moser's (fehlerhafter) Plan im Ganzen verletzt sey. Die Zusätze und nähern Bestimmungen müssen daher grösstentheils in Noten vorkommen und sich durch Zeichen unterscheiden. Was wird daraus entstehen? — ein überhäufter Gebrauch von Abbreviaturen und Hinweisungszeichen, welche für das Auge und das Gedächtniß gleich lästig sind — ein Gemische von Schreibart und Methode, das nur beym Nachschlagen, aber kaum bey dem Studium der Wissenschaft erträglich ist, eine Ungleichartigkeit in den Ausführungen einzelner Materien, bey welcher das veraltete oft ausführlich, das neuere und praktische aber kurz und anmerkungsweise angezeigt wird — endlich auch selbst einige Ungewißheit in den Ausdrücken, da man

z. B.

z. B. die Bezeichnung des Neuesten bald auf Moser's, bald auf Häberlin's Zeiten zu deuten hat.

Einige Belege zu diesen Behauptungen, die noch mancher Erweiterung fähig sind, liefert schon das Probecapitel. Würden z. B. in einem ganz neuen Werke S. 6 — 10 die Abstimmungen bey den ältern Wahlconventen eben so ausführlich, im Verhältniß zu den spätern, mitgetheilt, oder S. 97 die wichtige Anmerkung nicht in den Text gebracht seyn? — u. s. w.

Der practische und der theoretisirende Publicist bedarf itzt eines Staatsrechts von Pütter und Selchow, und da diese Männer zu grössern Werken nicht Zeit haben, eines Häberlinschen, aber keines aufgewärmten Moserischen Staatsrechts; er bedarf eines ganz neuen Werks, in welches sämmtliche Moserische in das Staatsrecht einschlagende Schriften umzuformen wären. Und würde dieses Werk dem Herrn Prof. H. mehr Zeit und Mühe kosten? Beynahe weniger, weil sich dieses cum amore bearbeiten läßt. Ist uns etwa Moser's Namen zu ehrwürdig, um ihn ungenannt in unsere Sprache und Zeitalter zu übertragen, so nenne man am einzelnen gehörigen Orte sein literarisches Verdienst unter Beziehung auf die unveränderte Ausgabe seiner Schriften. Von Seiten des Buchhandels lassen sich aber keine Schwierigkeiten denken, da, wenn irgendwo noch ein Vorrath von seinen Schriften versteckt liegt, davon noch eher neben jenem idealischen Werke ein Absatz zu erwarten ist als neben diesem.

Dieses alles ungeachtet, wird aber auch diese Bearbeitung von grossem Nutzen seyn, wenn Herr H. jenen Vorschlag für unausführbar hält. Nur wird alsdenn das Publikum weniger Druckfehler als in dem Probecapitel, und auch weniger Sparsamkeit in Ansehung des Raums bey der Anzeige der Schriften wünschen, indem solche das geschwinde Aufsuchen zu sehr erschwert. Daß übrigens dabey Pütter und Klüber nicht aufs neue ausgeschrieben werde, ist wohl sehr zweckmäßig, und würde es bey den speciellen Lehren von den Reichsgerichten und den Zwischenreichen, ebenfalls so mit den im Meßcatalog angekündigten Litteraturen von Fahnenberg und Schwarzkopf gehalten werden können, wenn solche noch früh genug herauskommen.

Po.

109. Die Ruinen; aus dem Französischen des Herrn v. Volney. Berlin, 1792. bey Vieweg dem ältern. 376 Seiten gr. 8. 1 Rt. 2 gr.

Es ist nichts seltnes, deutsche Schriftsteller mit der Uebersetzung ausländischer Produkte beschäftigt zu sehn, die sie selbst weit besser machen konnten, und wenn sie nur wollten, gewiß auch machen würden. Warum sie aber nicht wollen? Quis nescis? der Uebersetzer dieses neuen aber sehr mittelmäßigen Werks des Herrn v. Volney zeigt sich in der Vorrede so sehr als feiner und denkender Kopf, daß es ihm unmöglich entgehen konnte, ein Buch dieser Art, daß sich höchstens durch einzelne schöne Stellen auszeichnet, verdiene wenigstens nicht ganz übersetzt zu werden. Die erste Hälfte besteht aus einer langen Declamation, (Rec. kennt nichts lästigeres und unermüdenderes, als die Lectüre einer Schrift, wo jede Periode sich mit einem! oder? schließt, oder doch schliessen sollte) die andere Hälfte aus einem Gewebe luftiger Hypothesen, mit kecker Hand auf den seichten Grund mangelhafter und unverdauter Halbgelehrsamkeit errichtet. Der Anblick der Ruinen von Palmyra versenkt den Vf. in düstre Betrachtungen über die Hinfälligkeit aller Dinge, über die unglücklichen Revolutionen, denen die größten und blühendsten Reiche unterworfen sind: er verzweifelt an Gott und Menschen. Ein Genius erscheint, führt ihn hoch in die Lüfte, und lieset ihm da ein Collegium, das er auf Gottes Boden eben so gut hätte lesen können, und aus dem eben nicht viel genialische Weisheit hervorleuchtet. In dem, was der Vf. seinen Genius über den Ursprung, den Fortgang, die Ausartung aller menschlichen Gesellschaften, den Ursprung der Regierungen, über die Ursachen des Wohlstandes der alten Staaten und der Revolutionen, die ihnen ein Ende machten, über die Quelle der Uebel der Gesellschaften u. s. w. sagen läßt, ist schlechterdings nichts Neues, einiges Wahre aber allgemein Bekannte, und eine Menge ungegründeter, halbwahrer Sätze. Der Genius ist ein hitziger Kopf, (wahrscheinlich von Geburt ein Franzose) der über unvermeidliche Uebel und Unvollkommenheiten, über die selbst ein armer Sterblicher von einiger Erfahrung stillschweigend die Achseln zuckt, oder das Loos der Menschheit stillschweigend beklagt, schreyt und tobt. Das größte Hinderniß der allgemeinen Weltkultur und Glückseligkeit findet er in dem gegenseitigen

Haß

Haß der Völker und diesen richtig in den verschiedenen Religionslehren und Ueberzeugungen gegründet. Dies führt eine Entwickelung und Prüfung der vornehmsten Religionssysteme herbey, die aber aller Geschichte zum Hohn gemacht ist, die keckesten und grundlosesten Vermuthungen als ausgemachte Wahrheiten vorträgt, voll verlegener etymologischer Grillen und offenbarer Widersprüche ist. S. 239. „Christenthum, oder „allegorische Verehrung der Sonne unter den kabalistischen „Namen Chris — en oder Christ und Yes — us oder Jesus.“ S. 247. „Alte mythologische Traditionen sagten, daß die „Sonne sich bald Chris *) das heißt Erhalter nannte (und „seht da, ihr Indianer; woraus ihr euren Gott Chris — en „oder Chris — na, und ihr griechische und occidentalische Chri„sten euren Chris — tos, Mariens Sohn, gemacht habt) bald „wiederum Yes durch Vereinigung dreyer Buchstaben, die „nach dem Zahlenwerthe die Zahl 608 ausmachen, eine der „Sonnenperioden, und seht da, Europäer! den Namen, wor„aus mit lateinischer Endigung euer Jes — us oder Jesus ge„worden ist; ein cabalistischer Name, der dem jungen Bacchus, „dem heimlichen (nächtlichen) Sohne der Jungfrau Minerva „beygelegt wurde, welcher in der ganzen Geschichte seines Le„bens, und selbst seines Todes, die Geschichte des Gottes der „Christen enthält, das heißt des Sterns des Tages, dessen „Sinnbild sie beyde sind.“ Anhang S. 33. „Jesus Daseyn „ist nicht besser erwiesen, als das Daseyn des Osiris oder Her„kules, des Fôt oder Beddou, mit dem die Chinesen ihn ohne „Unterlaß verwechseln: denn sie nennen Jesus Christus nie „anders, als Fôt.“ So viel wird zur Probe wohl genug seyn. Hr. Volney ist ein trefflicher Kopf, ein edler Mann voll Liebe für das Gute, voll ächter Philanthropie, aber mit einer nur zu feurigen und unbändigen Phantasie, die ihn jede schimmernde Hypothese mit Begierde ergreifen läßt, und ihn so oft auf die einseitigste Ansicht der Gegenstände beschränkt. So läßt er sich z. B. durch seinen Eifer und Haß gegen alles, was

*) Chris. Nach ihrer Gewohnheit haben die Griechen das aspirirte ha der Orientalen, die Haris sagen, durch X oder das spanische Jota ausgedrückt. Im Hebräischen wird Hares von der Sonne gebraucht, im Arabischen aber bedeutet das Grundwort bewachen, hüten, und Haris heißt Wächter, Hüther. Dies ist der eigenthümliche Beyname des Wichenou, und dieses erweiset auf einmal die Identität der jüdischen und christlichen Dreyeinigkeit und ihren gemeinschaftlichen Ursprung.

was Ungleichheit, Unterdrückung und Despotismus ähnlich sieht, verleitet, folgende Aeusserung zu thun, die gewiß gut gemeynt, aber höchst unklug und eines Philosophen durchaus unwürdig ist: „Eine andere Art des Aberglaubens, dessen „Heilung eben so nützlich seyn würde (als die des religiösen) „ist die übertriebne Ehrfurcht für die Großen, und zu diesem „Zwecke wäre es hinlänglich, das Privatleben der Könige und „Fürsten zu beschreiben. Es kann keine mehr philosophische „Arbeit geben; auch haben wir gesehn, welches Geschrey sie „und ihre Diener erhuben, als man die Anekdoten des Hofs „von Berlin herausgab. Wie, wenn wir eine Fortsetzung „davon hätten? Wenn das Volk alle Schande, alle Erbärm„lichkeit dieser Götzen aufgedeckt sähe, so würde es nicht mehr „in Versuchung gerathen, nach ihrem falschen Genuß zu ver„langen, dessen täuschender Anblick es quält und verhindert, „das wahre Glück seiner Lage zu geniessen.“ — Länger dürfen wir uns bey einem ausländischen Produkt nicht verweilen. Die Uebersetzung ist ungemein gut gerathen.

Bk.

110. Ueber den National-Charakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen. Wien, bey Hörling, 1792. 111 S. in 8. 6 gr.

Sonderbar ist, daß der Verf. S. 8. erwähnt, in Siebenbürgen lebten 7 bis 8 Völkerschaften vermischt beysammen, da er doch hernach deren 13 unter eignen Rubriken aufstellt und beschreibt, nämlich Ungarn, Szekler, Sachsen, Bulgaren und Walachen, Ländler (wodurch die Kolonisten aus etlichen deutschen Provinzen bezeichnet werden) Armenier, Griechen, Juden, mährische Brüder, Polen, Reussen oder Russen, und Zigeuner. Die drey ersten nennt er die Hauptnationen. Alle überhaupt sollen das Eigene an sich haben, daß keine von der andern etwas annimmt, sondern daß jede an ihren eignen Sitten u. dgl. steif klebet: daher setzt er den Hauptzug des Siebenbürgers, wodurch sich derselbe von allen Völkern des Erdbodens unterscheidet, in der „Festigkeit und Vorliebe zur „Fortpflanzung der eignen Nationssitten, Kleidung, Religion, „Denkungsart, bey einem solchen Gewirre von Charakteren, „unter dem nämlichen Himmelsstriche, in einem und dem näm„lichen Flecken und Dorfe.“ Aber ohne zu berühren, daß dergleis

dergleichen steife Anhänglichkeit an alte Sitten kein unterscheidendes Eigenthum des Siebenbürgers ist, da man sie auch in andern Ländern, wo mehrere Völker vermischt beysammen wohnen, findet, z. B. im russischen Reich; so widerlegt der Verf. selbst, ohne es zu merken, an etlichen Stellen seine vermeynte Beobachtung; indem er von den Landlern S. 81. und von den Russen S. 101 ausdrücklich meldet, daß sie ihre Kleidung und Sprache nach den Völkern, bey welchen sie wohnen, geändert; ingleichen von den Polen S. 100, daß sie „sich „in der Kleidung den Ungarn uniformirt“ haben; auch gesteht er S. 72 von den Sachsen als einer dasigen Hauptnation, daß ihre Kleidung ein Gemisch „und beynahe in jeder „Stadt und auf jedem Dorf verschieden ist.“ Sogar Religions- oder Confessions-Aenderungen werden von den Russen und mährischen Brüdern angeführt. — Überhaupt hat der Verf. alles nur oberflächlich behandelt; sich mehr mit den Kleidungsstücken als dem Nationalcharakter beschäftigt; ungegründete Behauptungen eingemischt; manche Nation sehr kurz, etwa in 7 Zeilen abgefertigt; die Armenier ziemlich gelobt, hingegen die Bulgaren und Walachen als abscheuliche Menschen geschildert. — Die bald mit deutschen bald mit lateinischen Buchstaben vorkommenden Namen sind eben so auffallend als die häufigen Druckfehler.

Ez.

111. Schilderungen und Anekdoten von Paris, oder Beyträge zu den französischen Revolutionsbegebenheiten. Frankfurt und Leipzig, 1792. 174 Seiten. 8. 12 gr.

Anekdoten können nicht Beyträge zu Begebenheiten, sondern höchstens zu der Geschichte der Begebenheiten seyn, aber man würde höchst Unrecht thun, wenn man diese Sammlung von Anekdoten, von welchen sich der geringste Theil auf die französische Revolution selbst bezieht, und die nichts weniger als von der Beschaffenheit sind, daß sich der Geist derselben daraus erkennen liesse, als einen Beytrag zur Geschichte dieser merkwürdigen Begebenheit ansehen wollte. Witzige, oft auch nur witzig seyn sollende, Einfälle dieses oder jenes Franzosen, dessen Name bey der Revolution bekannt geworden ist,

ein

ein lustiger oder schrecklicher Vorfall, zur Zeit der Revolution geschehen, wenn auch nicht durch sie hervorgebracht, u. dgl. machen größtentheils den Inhalt dieser Piece aus. Der Herausgeber versteht aber selbst nicht einmal immer, was er erzählt. So führt er S. 8. folgende artige Verse an, die sich auf den bekannten Vorschlag, daß ein jeder den vierten Theil seiner Einkünfte dem Vaterlande aufopfern sollte, beziehen:

Un Quidam, bon mari, mais meilleur Citoyen,
Rêvant Patriotisme et songeant au moyen,
Qu'un Ministre a choisi pour sauver la patrie,
Lui dit: voyez ma femme, elle est belle et jolie,
Elle inspire à la fois l'amour et l'amitié.
Je Vous devois mon quart, je Vous donne ma moitié.

und übersetzt diese also: „Herr Quidam, der ein guter Gatte, „doch ein noch besserer Patriot war, beherzigte den schönen „Vorschlag, den ein Staatsminister zur Rettung seines Vater„landes gethan. Hier sehn sie meine Frau, sprach er, sie ist „noch jung und schön; ihr Blick flößt beydes, Lieb und „Freundschaft, ein. Sie fordern nur den vierten Theil: „wohlan hier ist die Hälfte!" — Uebrigens heißt es: sunt bona mixta malis von dieser, wie von allen aus Zeitungen und Journalen entstandenen Anekdotensammlungen, und wem es eben nicht darauf ankömmt, ob das, was er liest, auch buchstäblich wahr sey, der wird sich allenfalls in einer müssigen Viertelstunde die Zeit damit vertreiben können.

No.

Erziehungsschriften.

Prüfung der Erziehungskunst, von A. W. Rehberg, geh. Kanzl. Secretär in Hannover. Leipzig, bey Göschen. 1792. 206 Seiten. 18 gr.

In dieser Schrift legt Hr. R. es vom Anfang bis zu Ende darauf an, der Erziehungskunst und den sogenannten neuern Erziehern einen bösen Leumund zu machen, uneingedenk des neuen Hannöverschen Katechismus, in welchem das achte Gebot sammt Luthers: Was ist das? sich eben so gut, wie in jedem andern findet. Ein Beyspiel, daß es leichter ist, einen Katechismus zu vertheidigen, (s. den deutschen Merkur, April 1792.) als darnach zu thun.

Hr. R. lehrt auf den ersten Seiten die bekannte Wahrheit, „wie schwer es sey, zu wissen und zu sagen, was eigentlich an einem Menschen ist, und künftig aus ihm werden wird, wenn sich in den äussern Umständen der freyen Entwickelung seiner Anlagen nichts entgegensetzt.“

„Doch, fährt er S. 16 f. fort, müßte man dieses sehr genau und vollständig wissen, um bestimmen zu können, was durch willkührliche (?) und künstliche Veranstaltungen aus dem jungen Menschen gemacht werden könnte.“

Willkührliche? Konnten Veranstaltungen, die man nach sehr genauen und vollständigen Datis träfe, willkührliche heißen. Willkührliche V. sind, ubi stat pro ratione voluntas; nun läge ja aber in der sehr genauen und vollständigen Kenntniß des Menschen gerade der Grund, warum man ihn so und nicht anders behandelte, und also könnten Veranstaltungen, die einer solchen Kenntniß zufolge getroffen würden, die also auf Gründen und hinlänglichen Gründen beruhten, unmöglich willkührliche V. heißen, oder man müßte mit Worten spielen wollen. Künstlich blieben sie freylich immer; aber das ist ja jede Veranstaltung in der Welt, das bringt ja der Begriff der Veranstaltung sowohl, als der Begriff der Kunst nothwendig mit sich. Oder soll man etwa gar keine Veranstaltungen zur Erziehung der Kinder treffen? Soll die Erziehung aus der Reihe der Künste ganz weggestrichen werden? Was wäre sie denn aber, wenn sie keine Kunst mehr

mehr wäre? Doch nicht eine blosse Wissenschaft, wie die Metaphysik? Also gar nichts? Ein Hirngespinst?

Hr. R. fährt S. 17 fort: „Es haben sich unlängst (?) Schriftsteller berühmt (?), eine solche (?) Wissenschaft entdeckt (?) zu haben, nach deren Grundsätzen man die Menschen zu derjenigen Vollkommenheit des Geistes und des Charakters ausbilden könne, welche auf die gewöhnliche Weise so selten erreicht wird."

Unlängst? Von woher und wie weit hin dieses unlängst wohl datirt? Wer da wohl hinein und nicht hinein gehört? Locke? Den scheint Hr. R. gar nicht zu kennen. Rousseau? Diesen setzt er denen, womit er Krieg führt, in gewisser Rücksicht entgegen, und sucht ihn von der Proscription, die er über jene verhängt, zu retten. Wer sind denn nun die Befehdeten? Warum werden sie nicht genannt? Aus Furcht? Es sind ja keine Fürsten; und Hr. R. ist ja sonst so schüchtern nicht. Aus Schonung? Aber so alberne Menschen, solche betrogene Betrüger, als die neuern Erzieher nach Hrn. R. seyn müssen, verdienen die Schonung? Und wenn ist es denn welche, sie nicht zu nennen? Wer Kriegszurüstungen macht, muß doch sagen, wider wen, sonst setzt er ja auch die in Kosten, die nicht gemeint sind, und sich ihrer Lage nach doch auch für bedroht halten müssen. Aus Klugheit? Freylich, wenn man ins grosse Blaue schießt, kann niemand sagen, daß man auf ihn geschossen habe; aber man trifft so auch nichts; und was noch schlimmer ist, man kann so auch nichts haben treffen wollen, sondern sich blos die Lust machen, ein bischen zu knallen, um Kinder zu erschrecken. — Im Vorbeygehen, in Recensionen, oder sonst, wo von andern Dingen eigentlich die Rede ist, im Allgemeinen tadeln, das laß ich gehen, und solche allgemeine Hiebe hat man sich gegen die neuern Erzieher auch schon genug erlaubt, dies scheint Mode zu seyn; aber wer ausdrücklich einen Feldzug wider sie eröffnet, der müßte doch seine Gegner, und was er wider sie hat, bestimmt angeben, wärs auch nur um sein selbst willen, nur darum, daß er sich nicht in Gefahr setzte, eine Donquixotische Streiferey zu unternehmen, und Windmühlen für Riesen anzusehen. Nichts ist leichter, als dies, oder vielmehr, dies muß mehr oder minder jedesmal der Fall seyn, wo man wider ein abstractum ficht; die Phantasie hat alsdann freyes Spiel; und kömmt ihr etwa noch Dünkel, Eitelkeit, oder deß etwas, das

sich

sich manchmal in den Herzen der Schriftsteller finden soll, zu Hülfe, so steht, eh man sichs versieht, ein Ungeheuer da, das ein Fiebertraum nicht abweichender von der Natur liefern könnte.

Eine solche W.? Dies solche schielt, schickt nach dem Vorhergehenden und dem Folgenden, und ob dieses mit jenem einerley seyn soll, ist nicht recht deutlich. Aber in jedem Falle ist hier eine Sünde wider das achte Gebot. — Solche Sünden entspringen freylich größtentheils aus Schwelschen.

Schriftsteller haben sich berühmt, eine solche W. entdeckt zu haben? Der sel. Basedow möchte sich hier vielleicht nicht ganz reinigen können. Aber das ist nur Ein Schriftsteller; und der nun todt ist, und in seinem Leben diese Sünde hinlänglich abgebüßt hat; wen, ausser ihm, trifft der Vorwurf sonst noch? Wen soll er sonst noch treffen? Neuere Pädagogen haben mehrmals laut gesagt, daß sie nichts Neues lehren, daß Locke u. a. schon in der Hauptsache ihre Vorgänger wären, und haben aus diesem Grunde gegen die Benennung der neuen Pädagogen, wo dies etwa neuerungssüchtige bedeuten konnte, protestirt. Ich will die Männer nennen, und die Stellen nachweisen, sobald Hr. R. das nämliche für seine Behauptung thut.

Hr. R. fährt fort: „Sie haben versprochen, durch die Ausbreitung dieser Kenntniß das ganze menschliche Geschlecht zu reformiren, wenn man ihnen nur blindlings folgte.“

Wer hat das versprochen? und wo? Wer hat verlangt, daß man ihm blindlings folgen sollte? Blindlings!!!

Wenn man diese und ähnliche Stellen liest, z. B. S. 20: „Es ist so leicht, gutmeinenden, liebenden und ängstlichen Eltern, die die Schwierigkeiten ihrer Pflichten fühlen, durch den hochfahrenden Ton großer angeblicher Weisheit, durch den Anschein einer besondern Einsicht zu imponiren, sie zu blenden, und zu falschen Schritten zu verleiten:“ wenn man, sage ich, dergleichen liest, so muß man auf die Gedanken kommen, Hr. R. habe seine Ungenannten als eine Rotte von Geistersehern, Schatzgräbern, Teufelsbannern, Goldmachern, Magnetiseuren u. dgl. ähnlich, der Welt darstellen wollen, um davor zu warnen. Aber je verdächtiger und gefährlicher solche Menschen sind, desto mehr war es Pflicht,

sie zu nennen. Ich meines Theils würde, wenn ich solches Gesindel kennte, es namentlich der Polizey meines Orts und auch dem Reichsfiscal denunciiren; namentlich, damit man nicht Unschuldige mit den Schuldigen aufgriffe.

S. 21. „Freylich ist es in gewissem Sinne eine Kunst, mit Kindern umzugehen, —

Doch? wirklich? So könnte man ja auch wohl diese Kunst, wie andere, lernen, studiren? So wäre es ja auch wohl, wie bey andern Künsten, gut, daß Einige sich diesem Studio vorzüglich widmeten? Auch, wie bey andern Künsten, gut, daß sie ihre Bemerkungen mittheilten? daß sie eine Theorie dieser Kunst entwürfen, so weit eine möglich ist? Oder diese Kunst müßte die einzige seyn, wovon überall keine Theorie möglich wäre. So verdienten auch ja wohl die, welche sich mit dieser Kunst entwerfend und ausübend beschäftigen, keine Verhöhnung, daß sie dies thun; und wenn daran, wie sie es thun, etwas auszusetzen ist, wenn es unter ihren Regeln unbrauchbare, oder gar in der Anwendung schädliche giebt, oder wenn sie in der Ausübung ihren eignen Grundsätzen zuwider handeln: so klage man sie darüber an, und weise sie zurecht, wie auch schon oft und nicht ohne Nutzen geschehen ist. Aber man schütte nicht das Kind mit dem Bade aus; man sage nicht: weil einige Pädagogiker in der Abfassung und in der Ausübung der Regeln ihrer Kunst Fehler begehen, so ist ihre Kunst eine Schimäre.

„so wie es eine Kunst ist, mit Menschen überhaupt umzugehen: so wie überall in jeder Handlung der beobachtende, überlegende, verständige Mann eine unendliche Ueberlegenheit über jeden hat, der sich der instinktartigen freyen Aeusserung aller seiner Gedanken und Empfindungen überläßt."

So! so! — Aber Hrn. R. Ungenannte sind nun freylich in Hinsicht der Erziehung nichts weniger, als beobachtende, überlegende, verständige Männer, sie sind vielmehr, wie wir gesehen haben, das Gegentheil von dem allen. — Aber, was sich unter diesen Ungenannten nicht findet, ist das gar nicht vorhanden? Giebt es denn gar keine Männer in Deutschland, die unlängst, ich meine, seit fünf und zwanzig Jahren, etwas Verständiges über die Erziehung gesagt haben? Und wenn es dergleichen giebt, wenn Hr. R. selbst gar dergleichen kennen sollte, wäre es denn nicht eben so wohl seine Pflicht, zu diesen

bessern

bessern Aerzten hinzuweisen, als vor jenen Quacksalbern zu warnen? Ganz gewiß! Also folgt, daß Hr. R. gar keine verständige neuere Pädagogiker kennt. Und doch kannte er vor vier Jahren „einige Reformatoren, deren Bemühungen wir viel Schätzbares verdanken, und denen es nicht an Muth und Thätigkeit fehlt, etwas Grosses auszuführen." (S. Berliner Monatsschrift 1788, Apr. S. 105.) Wo sind die geblieben? — Sie sind noch da, oder wenn einige von ihnen todt seyn sollten, so leben doch ihre Schriften noch, und auf diese letztern kömmt es ja hier zunächst an. Was heißt es denn, daß Hr. R. sie itzt nicht kennt? Er muß etwas ins Auge gekriegt haben. Aber mit trüben Augen sollte man nicht sehen, noch weniger schreiben wollen; man kann ja warten, bis sie wieder helle sind.

„Aber eine Wissenschaft, wie man nach gewissen Regeln aus Kindern Menschen von vorgeschriebenem (?) Charakter erziehen könne, giebt es nicht: und wenn es eine solche Wissenschaft gäbe, so würde sie doch nie angewandt werden können."

Also das wäre die Wissenschaft der Ungenannten, Menschen von vorgeschriebenem Charakter zu erziehen. Man wird immer neugieriger, diese Ungenannten kennen zu lernen: es müssen tolle Kerl seyn. Von wem sie sich wohl den Charakter vorschreiben lassen, den sie ihren Zöglingen zu geben suchen?

S. 24 f. „Es wäre zwar allerdings die wünschenswertheste, so wie die größeste aller menschlichen Wissenschaften, wie man die mannichfaltigen Unvollkommenheiten der natürlichen Anlagen des Menschen, aus denen alles herwerkeimt, was er denkt, empfindet und thut, verbessern, und sie also ausbilden könne, daß alles, was man vom Menschen Gutes und Rechtschaffenes verlangt, aus ihm selbst entspränge, und sein eigener Charakter ihn zu allem triebe, was man von einem vorzüglichen und schätzenswerthen Manne erwartet. Was für Hindernisse liegen aber nicht in der Natur des Menschen!"

Schämt euch, ihr Ungenannten, daß ihr dies und so viel andere weltbekannte Dinge, die Hr. R. euch vordocirt, nicht längst wißt, daß erst ein Mann, der in einem ganz andern Fache arbeitet, ein geheimer Kanzleysecretär, der seine Zeit wohl besser brauchen könnte, auftreten und sie euch lehren muß! Kein Wunder, daß er euch so hart anläßt — denn wem müßte

bey solchen unwissenden Leuten nicht endlich die Geduld reissen? — und daß er unter andern auch folgende lieblose Vermuthung über euch äussert: S. 25. „Es ist doch nicht etwa blos auf ein äusseres Benehmen abgesehen: wir wollen doch nicht einen Schauspieler erziehen, der um seines eigenen Vortheils willen die äussere Gestalt des Charakters annimmt, den ihm als ein Muster vorgestellt wird“ u. s. w. — Pfui!

Was Hr. R. vorhin nannte: „eine Wissenschaft, wie man nach gewissen Regeln aus Kindern Menschen von vorgeschriebenem Charakter erziehen könne,“ das nennt er S. 36. „eine Wissenschaft, aus deren Grundsätzen sich Regeln bilden liessen, wie man das Innere des lebendigen (?) Menschen, seine Art zu empfinden und zu denken, und also auch seine Neigungen bilden könne, wie es gefiele. Und nun zeigt er, „daß unüberwindliche Schwierigkeiten die Ausübung einer solchen Kunst unmöglich machen würden.“ Daran wäre nun nichts gelegen in Hinsicht dieser Kunst, die blos von Hrn. R. Erfindung ist, deren Regeln willkührlich sind, und die verständige Leute daher nie würden ausüben wollen, wenn gleich diese Ausübung möglich wäre. Aber die Gründe, womit Hr. R. seinen Satz zu beweisen sucht, treffen mehr oder minder die Ausübung aller Künste, am meisten die edelsten, und jede derselben in dem Verhältnisse, in welchem ihre gelingende Ausübung von der Gegenwart des Geistes, der Beurtheilungskraft und dem moralischen Charakter des Ausübenden abhängt, z. B. die Kunst des Feldherren und die Regierungskunst.

Wer, nach Hrn. R., „durch Anwendung einer studirten Kunst (S. 39.) einen jungen Menschen zu bilden denkt, der muß sich selbst so durchaus in seiner Gewalt haben, daß sein eigner Charakter, seine eignen wahren Empfindungen sich nie äussern, als in so weit sie mit dem übereinstimmen, was das Verhältniß zu dem Knaben, nach dem Systeme der Pädagogik, erfordert. Er muß also der vollkommenste Schauspieler seyn.“

Diesem setzt Hr. R. (S. 42.) einen Mann von vorzüglichem Charakter, von gebildeter Denkungsart, von feiner und richtiger Empfindung, von guten Grundsätzen und Sitten — entgegen!!! Ja, lieber Leser, sieh nur selbst im Buche nach, entgegen setzt er diesen Mann dem, der durch Anwendung einer studirten Kunst einen jungen Menschen zu bilden denkt.

Er

Es verträgt sich also, nach Hrn. R., durchaus nicht mit einander, ein Mann von vorzüglichem Charakter u. s. w. seyn, und die Erziehungskunst studirt haben und anwenden.

Die Erziehungskunst ist, nach ihm, ein System von willkührlichen Regeln, beliebt und vorgeschrieben von Phantasten, von Leuten, die durch den hochfahrenden Ton grosser angeblicher Weisheit, durch den Anschein einer besondern Einsicht imponiren, blenden und zu falschen Schritten verleiten. Er kennt gar keine Pädagogiker in Deutschland, die bey der Erziehung die Natur befolgt wissen wollen.

Um diese Phantastenkunst gehörig auszuüben, soll man der vollkommenste Schauspieler seyn müssen. Wozu denn das? Etwa um die Rolle des Mannes von vorzüglichem Charakter u. s. w. gut zu spielen? Aber wozu nun das wieder? Etwa um wohlthätigen Einfluß auf das Herz der Zöglinge zu haben? Nein, denn es ist (nach S. 40.) „eigentlich nur darauf abgesehen, gewisse Aeusserungen von den Zöglingen zu erhalten; und der große Künstler der Erziehung bildet nur kleine Schauspieler" — nun aber, lieber Leser, thu die Ohren auf, so weit du kannst — „die von alle dem Guten, was er in sie zu legen bemüht ist" — Wie? der Erziehungskünstler legt es eigentlich nur auf gewisse Aeusserungen bey den Zöglingen an, und ist doch bemüht, Gutes in sie zu legen? Das reime, wer kann!

S. 41 f. Der große Künstler der Erziehung, der seine Zöglinge nach erlernten, oder auch nach selbst ausgedachten Grundsätzen —

Man weiß, was Hr. R. darunter versteht: willkührliche, beliebige, vorgeschriebene Grundsätze, solche, die nicht aus der menschlichen Natur abgezogen sind, sondern ihr vielmehr geradehin zuwider laufen; nach welchen der Zögling (S. 26.) „soll empfinden lernen, wie er von selbst nicht empfand; das soll lieben und wünschen lernen, was er nicht liebte; das soll verachten und verabscheuen, was seinem natürlichen Geschmacke vielleicht nur allzusehr gemäß war."

„behandelt, um nach den Regeln dieser Wissenschaft aus dem jungen Menschen ein Wesen zu bilden, dazu in seinem Systeme die Vorschrift gegeben wird, möchte also immerhin in jedem Einzelnen untadelhaft handeln: es wird im

 Ganzen

Ganzen [illegible] sein verderblicher Einfluß das [illegible] Gute des Knaben, wenn es möglich ist, zerstören oder verfälschen, ihn mit anscheinenden Tugenden schminken, und seine natürlichen Fehler übertünchen."

Dies Letzte hat freylich nach Hrn. R. Voraussetzung seine Richtigkeit; denn wer sich willkührliche Erziehungsgrundsätze vorschreibt oder vorschreiben läßt, der muß ja nothwendig der menschlichen Natur entgegen handeln, und somit alles Gute zerstören, was diese in seine Zöglinge gelegt hatte. Aber wenn nun dem so ist, wie läßt sich denn auch nur die Möglichkeit annehmen, daß ein solcher Erzieher in jedem Einzelnen untadelhaft handle? Untadelhaft? In welcher Rücksicht denn untadelhaft? In Rücksicht auf das willkührliche System etwa? Das sollte man anfänglich fast glauben, ob es gleich dann nichts anders hieße, als: wer ein verderbliches System der Erziehung befolgt, der mag in jedem einzelnen Falle diesem Systeme noch so getreu bleiben, es bleibt verderblich für die Jugend!!!

Aber das ist Hrn. R. Meinung wohl nicht, man höre nur weiter.

S. 42 f. „Dahingegen wird der Mann von vorzüglichem Charakter, von gebildeter Denkungsart, von feiner und richtiger Empfindung, von guten Grundsätzen und Sitten," —

Der aber, wohl zu merken, die Erziehungskunst nicht studirt hat, die ächte, meine ich, die, welche ihre Regeln aus der menschlichen Natur nimmt, und die von Locke u. a. gelehrt worden, die aber Hr. R. gar nicht kennt.

„vielleicht täglich gegen eine Menge von Vorschriften für die Erziehung verstoßen, die alle zusammen einzeln ganz wahr seyn, sich auf Beobachtungen und richtiges Räsonnement gründen mögen; dem ungeachtet wird sein Umgang den Kindern, mit denen er lebt, heilsam seyn. Sie werden ohne seine ausdrückliche Absicht von ihm annehmen, was in ihrer individuellen Natur haften kann, und durch den wohlthätigen Einfluß des vortreflichen Mannes von allen Seiten gewinnen."

Vielleicht? Und wird es nur thun? und wird nur gegen eine Menge von Erziehungsvorschriften verstoßen? Wenn diese Vorschriften so willkührlich, so beliebig, so blos vom System und gar nicht von der Natur vorgeschrieben sind, als Hr. R. annimmt: so findet hier kein vielleicht Statt;

so

so wird der verständige Mann nicht blos, er muß dagegen verstoßen, und nicht blos gegen eine Menge, sondern gegen alle diese Vorschriften, so viel ihrer sind; denn wenn das ganze System falsch ist, so ist keine der darin enthaltenen Vorschriften wahr; und wer denn auch nur Eine, gleichviel ob zufällig oder absichtlich, wissentlich oder unwissentlich befolgte, dessen Umgang könnte in sofern den Kindern nicht heilsam, dessen Einfluß auf sie in sofern nicht wohlthätig seyn, und folglich auch die Kinder nicht von allen Seiten dadurch gewinnen.

Wenn aber das ganze System falsch, d. i. willkührlich, beliebig, durch angebliche Weisheit seiner Urheber vorgeschrieben, und folglich der menschlichen Natur und der gesunden Logik zuwiderlaufend ist: wie können denn Vorschriften dieses Systems, einzeln genommen, wahr seyn, sich auf Beobachtungen und richtiges Räsonnement gründen?

Wenn nun aber auch das Unmögliche möglich würde, wenn eine Schnur von lauter unächten Perlen auch ächte, und ein durchaus falsches Erziehungssystem auch wahre Vorschriften, oder gar lauter wahre Vorschriften enthielte: wie kann denn einer, der nach diesen wahren Vorschriften, der, wie Hr. R. eben vorher sagte, in jedem Einzelnen untadelhaft handelt, im Ganzen seinen Zöglingen allen möglichen Schaden thun — denn nichts geringers liegt in den Worten: das natürliche Gute des Knaben zerstören oder verfälschen, ihn mit anscheinenden Tugenden schminken und seine natürlichen Fehler übertünchen" — und hingegen ein anderer, der täglich gegen eine Menge von diesen Vorschriften verstößt, dem unerachtet von so wohlthätigem Einfluß für die Kinder, mit denen er lebt, seyn, daß sie von allen Seiten gewinnen?

Aber was frage ich noch? Die Antwort liegt ja nahe genug. Der Eine von den beyden Männern, die Hr. R. hier aufstellt, ist ein großer Künstler der Erziehung, er wendet eine studirte Kunst an, er hat Zöglinge, er hat die Absicht, auf Kinder Einfluß zu haben. Der andere hingegen ist überall kein Künstler, wendet überall keine Kunst, am wenigsten eine studirte an, hat keine Zöglinge, und hat nicht die Absicht, auf Kinder wohlthätigen Einfluß zu haben. Da, da liegts!

Du fragst, lieber Leser, wo denn Hr. R. gesagt habe, daß der zweyte kein Erziehungskünstler sey, und keine studirte Kunst anwende? Antw. In dem Worte dabingegen; denn dies sagt hier entweder nichts, oder es sagt dies.

Ferner: Wo er diesem zweyten die Zöglinge genommen habe? Antw. Er giebt ihm statt derselben Kinder, mit denen er lebt, und mit diesen Kindern Umgang. Mit Kindern, womit man nicht lebt, kann man keinen Umgang haben. Die Worte, mit denen er lebt, wären also ganz überflüßig, wenn sie nicht an den Kindern das ergänzen sollten, was diesen fehlt, um für den Gegenfüßler des Erziehungskünstlers ein Analogon von dem zu seyn, was Zöglinge für diesen letztern sind.

Daß der zweyte die Absicht nicht zu haben braucht, den Kindern, mit denen er lebt, nützlich zu werden, sagt Hr. R. geradezu.

Also, kurz zusammengefaßt, befördert man das Verderben der Kinder, sobald man absichtlich und nach Regeln auf sie zu wirken sucht. Ob die Regeln wahr sind, sich auf Beobachtungen und richtiges Räsonnement gründen, oder ob sie willkührlich, beliebig und vom System, im Gegensatz von der Natur, vorgeschrieben sind, das ist in der Anwendung einerley. Hr. R. will nicht etwa sagen, daß man gute Ideen schlecht ausführen, richtige allgemeine Regeln aus Mangel an Beurtheilung verkehrt anwenden, oder aus eben diesem Mangel Regeln für besondere Fälle als allgemeine Regeln betrachten könne, wie nur gar zu oft, aber doch auch nicht allein bey der Erziehung geschieht: nein, nein, er geht der Kunst selbst zu Leibe, und somit auch den Ungenannten, die sich unlängst berühmt haben sollen, diese Kunst entdeckt zu haben.

S. 43. f. steht eine förmliche Gewissensrüge für die Ungenannten: „Was müssen das für Empfindungen seyn, die in dem nicht ganz unempfindlichen Herzen desjenigen entstehen, der sich durch eitle Versprechungen und unüberlegte dreiste Anmaßung zu einem Berufe drängte, der ihm durch nichts aufgelegt war? Der endlich einsieht, daß er sich selbst, die Gränzen seiner Kräfte und seiner Kunst verkannte, und daß er das Schicksal eines oder mehrerer Jünglinge zeitlebens verrückt, ihrem innern Werthe unersetzlichen

Scha-

Schaden gethan, und sie für ihre äussern Verhältnisse verderbt hat? Eltern liegt die Verpflichtung ob, ihre Kinder zu erziehen, so gut sie es verstehen. Sie sind gerechtfertigt, wenn sie thaten, was sie konnten; denn Uebels ist mit Gutem in jedem Erdtheile vermischt. Was kann aber derjenige vorschützen, der sich zudrängt, ein fremdes Wesen nach seinen Einfällen zu formen und zu schnitzeln? Personen, welche berufen werden, zur Erziehung mitzuwirken, sollten sich daher einschränken, das Gute zu befördern, was die Gesinnungen und Lage des Hauses mit sich bringen, in welches sie eintreten, und sich als Gehülfen, nicht als Oberaufseher desselben und Maschinenmeister eines künstlichen Uhrwerks anzusehen, wodurch die Kinder zu Menschen gedreht werden."

Wie aber, wenn nun die Ungenannten das Ding umkehrten, und Hrn. R. auf folgende Art in die Beichte nähmen: „Wenn Hr. R. noch nicht ganz verhärtet ist, was müssen nicht für Empfindungen in ihm entstehen, wenn einmal das Bewußtseyn erwacht, daß er durch Schreib- und Tadelsucht und unüberlegte dreiste Anmaßung sich zu einem Berufe drängte, der ihm durch nichts aufgelegt war, zu dem Berufe, über Dinge zu schreiben, die er nicht versteht, und das in dem hochfahrenden Ton angeblicher Weisheit, mit dem Anschein einer besondern Einsicht, wodurch man so leicht imponiren, Unkundige blenden und zu falschen Schritten verleiten kann, ob man gleich bey den Kunstverständigen nur Achselzucken und die Erinnerung an das bekannte ars non habet osorem nisi ignorantem erweckt."

Von denen, die sich zudrängen, kömmt Hr. R. — ich sehe nicht recht wie? ob er gleich sagt, daher — auf die, welche berufen werden, zur Erziehung mitzuwirken. Sollten diese etwa mit jenen einerley seyn sollen? Aber wie das?

Ich sehe ein Heer von Fragen vor mir, die sich drängen, vor Hrn. R. zu erscheinen: ich will sie so ordentlich vorführen, als ich kann.

Wenn die Eltern bloß verpflichtet sind, ihre Kinder zu erziehen, so gut sie es verstehen, wenn sie schon gerechtfertigt sind, wenn sie thaten, was sie konnten: so brauchen sie ja auch die Kinder nicht in die Schule zu schicken; und wenn das nicht nöthig ist, so sind ja alle Schulen überflüßig: und wenn sie das sind, wie thöricht ist es denn nicht, welche anzulegen,

legen, und wie ungerecht, die Eltern zu zwingen, (wie hie und wieder auf dem Lande geschieht, und immer mehr Mode zu werden scheint,) daß sie ihre Kinder in die Schule schicken! Hr. R. kann nicht antworten, daß er nicht vom Unterrichte, sondern von der Bildung des Charakters rede; denn theils hieße dies das Wort Erziehung sehr willkührlich einschränken, da man nach dem Sprachgebrauch immer unter dieser den Unterricht mit versteht, wenn er nicht ausdrücklich besonders dabey genannt wird; theils geht der Schulunterricht, seinem Zwecke nach, auch mit auf Bildung des Herzens.

Und wenn Hr. R. nicht vom Unterrichte reden wollte, so ließe er ja diesen nicht blos den Schulen frey, sondern auch den Gehülfen, die sich die Eltern im Hause sollen wählen dürfen. Ist nun aber der Unterricht ein wichtiger Theil der Erziehung, wie er dies unwidersprechlich ist, so hebt ja Hr. R. seine eigene Vorschrift auf, nach welcher die Gehülfen bey der Erziehung ganz von dem Willen der Eltern abhängig seyn sollen.

Oder sollen sie dies nur in dem Theil des Unterrichts seyn, der sich auf die moralische Bildung bezieht? Dies möchte man schier aus den Worten schließen, daß sie sich einschränken sollen, das Gute zu befördern, was die Gesinnungen des Hauses mit sich bringen. Aber wäre dies nicht gar zu hart? Und sollte Hr. Rehberg nicht zu bewegen seyn, diese Einschränkung etwas zu erweitern? Ich hoffe es. Denn gesetzt, die Gesinnungen des Hauses wären nicht die besten, wie es denn dergleichen Häuser giebt, der berufene Gehülfe hingegen wäre ein Mann von vorzüglichem Charakter, von gebildeter Denkungsart, von feiner und richtiger Empfindung, von guten Grundsätzen und Sitten, er verstände ferner die Kunst mit Kindern umzugehen in dem Sinne, in welchem Hr. R. dies (S. 21.) eine Kunst seyn läßt, er wäre in dieser Hinsicht der beobachtende, überlegende, verständige Mann, und hätte, was Hr. R. einem solchen Manne (S. 21.) zugesteht, eine unendliche Ueberlegenheit über die Eltern, wenn diese sich blos den instinktartigen freyen Aeusserungen ihrer Empfindungen überliessen, oder solche thörichte Männer und Weiber wären, als Hr. R. (z. B. S. 29 und 52 f.) beschreibt: dürfte denn jener Mann sich so strenge an die Vorschrift der Eltern binden? Wäre es nicht vielmehr den Kindern, ja selbst den Eltern sehr zuträglich, wenn diese Vorschrift von dem Gehülfen abgeändert würde?

würde? Und sollte daher Hr. R. nicht mit gutem Gewissen erlauben können, daß (S. 18.) das Ansehn und die Gewalt solcher Eltern dem göttlichen Berufe eines solchen Mannes wiche? Oder hätte auch ein solcher Mann keinen göttlichen Beruf zur Erziehung? Wer hätte ihn denn? Dieser Beruf besteht doch (S. 18.) wohl darin, daß man im Stande sey, „den Menschen die Bildung zu ertheilen, dadurch sie sich der Vollkommenheit nähern, zu der sie bestimmt sind."

O, Hr. R. wird das ganz gewiß gestatten, er gestattet wohl mehr. Ungeachtet er mit dürren Worten gesagt hatte; daß „Eltern gerechtfertigt wären, wenn sie thäten, was sie konnten, weil Uebels mit Gutem in jedem Erbtheile gemischt sey; daß (S. 46.) die Vorurtheile, Schwächen, Thorheiten, so die Eltern auf die Kinder fortpflanzen möchten, nicht in Betracht kommen könnten, da Gutes und Vollkommenes nirgends rein und unvermischt anzutreffen sey u. s. w., da (S. 47.) einmal jeder Mensch, eine Art zu seyn, einige Gewohnheiten haben müsse, und da eben diese Eigenheiten auch zu den Banden gehören, wodurch eine Familie so nahe unter einander verbunden werde u. s. w., daß daher an die Stelle dieser Familienverhältnisse nichts anders treten könne: so findet er doch (S. 49 ff.) viele Hindernisse gegen die Vortheile der häuslichen Erziehung, und sagt (S. 53.), daß es überhaupt große Vortheile habe, eine Zeitlang ausserhalb des väterlichen Hauses zuzubringen, zu lernen, daß es auch noch andere Art zu leben gebe, sich in die Denkungsart und die Sitten anderer zu fügen, und die eigensinnige Einseitigkeit zu vermindern, die aus dem ausschließlichen Umgange mit den nähesten Verwandten entspringe. Als ein sehr kräftiges, aber nicht genug benutztes Mittel dagegen empfiehlt er die öffentlichen Schulen.

Werden aber hier nicht die Familienbande einen sehr großen Riß bekommen? Zu ihnen gehören, wie wir gesehen haben, die Eigenheiten der Familien, ihre Vorurtheile, Schwäche, Thorheiten; diese sind mit der eigensinnigen Einseitigkeit ein und eben dasselbe Ding, so viel ich sehen kann; was also diese vermindert, das arbeitet jenen entgegen. Und was wird aus der Behauptung, daß nichts an die Stelle der Familienverhältnisse treten könne? Was aus dem Ansehen der Eltern? und aus ihrem Rechte und ihrer Pflicht, ihre Kinder

Kinder in ihren Gesinnungen und so gut sie es verstehen, zu erziehen? Die Schulen werden sich daran nicht kehren, und können es nicht, wenn sie gleich wollten: so viel Eltern, so viel Köpfe, und so viel Köpfe, so viel Sinne; die Schulen können und dürfen aber nur nach Einem Sinne, nach der ihnen von oben ertheilten Vorschrift an der Jugend arbeiten; und wo diese sie verläßt, da folgt jeder Lehrer natürlicher Weise seinem Sinn, der ja unmöglich die Eigenheiten der sämmtlichen Eltern in sich fassen kann.

„Indessen, fährt Hr. R. (S. 57.) fort, ist auch dieses unter manchen Umständen nicht genug. Die eigenthümliche Lage jedes Hauses muß es bestimmen, ob es wohl gethan sey, die Jugend einige Zeit in der Fremde zubringen zu lassen, welche Jahre, und wie viele dazu bestimmt werden müssen. Verständige Männer, welche dazu (wozu?) durch vernünftig eingerichtete Pensionsanstalten Gelegenheit geben, erwerben sich um viele wohldenkende Eltern ein sehr schätzbares Verdienst, und ziehen sie aus großen Verlegenheiten (aber in was für Verlegenheiten können denn die Eltern seyn, da sie blos verpflichtet sind, ihre Kinder zu erziehen, so gut sie es verstehen; da sie gerechtfertigt sind, wenn sie thun, was sie konnten, dies mag viel oder wenig seyn; da die Vorurtheile, Schwächen und Thorheiten der Eltern den Kindern nicht schaden, weil sie dienen, das Familienband zu verstärken u. s. w.); aber nie werden solche Männer in die marktschreyerischen Ansprüche der eiteln Thoren einstimmen, welche sich anmaßen, daß bey ihnen und nur bey ihnen eine neu entdeckte Kunst ausgeübt werde, aus einem noch unausgebildeten Knaben einen gutgesinnten und tüchtigen Mann, durch eine unerhörte Umschaffung seiner Natur, zu machen." — Immer zeigt uns Hr. R. den verhaßten Pferdefuß wieder, ohne zu sagen, wem er gehört. Man muß nothwendig auf die Gedanken kommen, daß er überall keinen Herrn habe, sondern von Hrn. R. blos animi causa gemalt sey, um seine Geschicklichkeit in solcher Malerey zu zeigen.

S. 58 ff. „Viele Lehrer der Erziehungskunst gehen in ihren Ansprüchen nicht so weit. Sie behaupten vielmehr, daß alle Erziehung ganz allein in einer freyen Entwickelung der natürlichen Neigungen und Fähigkeiten des Menschen bestehen müsse. Sie legen aber auf ihre Methode einen eben so hohen Werth als jene, weil nur durch dieselbe alle Hinder-

nisse

nisse überwunden würden, welche die Vorurtheile und Sitten der gewöhnlichen Lebensart jener freyen Entwicklung der menschlichen Natur in den Weg legen; weil es durch die Veranstaltungen ihrer Kunst allein möglich sey, daß der Mensch vollkommen natürlich aufwachse."

Wenn doch Hr. R. hätte die Güte haben wollen, wo nicht jene vielen Lehrer zu nennen, doch ihre Methode und die Veranstaltungen ihrer Kunst bestimmt anzugeben, und sie den seinigen, oder, welches eins seyn wird, der Methode und den Veranstaltungen der eben gedachten verständigen Männer, die die vernünftig eingerichteten Pensionsanstalten haben, gegenüber zu stellen! Da wären wir auf einmal im Klaren! Wenn doch Hr. R. noch künftig die Sünde, die er durch gegenwärtige Schrift begieng, durch dieses gute Werk wieder abbüßen wollte.

S. 59. „Es giebt auch Schriftsteller, die auf eine in der That unbegreifliche Weise (wovon wir aber leider! auch nicht erfahren, worin sie besteht. Doch Hr. R. wird sich erbitten lassen, er wird die Methode und die Veranstaltungen jener verständigen Männer beschreiben, und dann zugleich diese unbegreifliche Weise ihrer Gegenfüßler ins Licht stellen,) beydes mit einander verbinden, allgemeine Grundsätze, in denen nur von der Natur und freyen natürlichen Entwickelung des Menschen die Rede ist, und einzelne Vorschriften und Rathschläge, wie die natürlichen Neigungen der Kinder vom Erzieher gebildet werden können."

Einzelne V. und R.? Jeder allgemeine Satz ist ja auch ein einzelner Satz. Wie läßt sich das einander entgegen setzen? Das Besondere steht dem Allgemeinen entgegen. Aber freylich dürfte Hr. R. nicht besondere sagen, wenn nicht sein Tadel auch die verständigen Männer, die die vernünftig eingerichteten Pensionsanstalten haben, treffen sollte. Es läßt sich weder Pensionsanstalt, noch Schule, noch häusliche Erziehung denken, wo nicht auf die allgemeinen Grundsätze der Erziehungskunst, besondere Vorschriften und Rathschläge gebaut würden; ja es ist überall keine Ausübung irgend einer Kunst ohne solche besondere Vorschriften möglich, und die Frage kann immer nur davon seyn, ob die besondern Vorschriften aus den allgemeinen Grundsätzen richtig abgeleitet sind. Aber das war nun freylich Hrn. R. Sache nicht. Er

wollte man, wie es scheint, gewissen Leuten, Gott weiß, wo-her? eins anhängen, darum beschuldigt er sie, daß sie auf eine unbegreifliche Weise mit allgemeinen Grundsätzen einzelne Vorschriften verbinden. Einzeln ist ihm, wie wir vorhin schon gesehen haben, willkührlich, beliebig, vorgeschrieben, auf bloße Aeusserungen berechnet. Da ist es nun freylich unbegreiflich, wie Leute so toll seyn können, so die Natur mit der Unnatur zu verbinden. Aber noch unbegreiflicher ist es mir, warum uns Hr. R. diese tollen Menschenkinder immer nur maskirt vorführt, warum er nicht in ihren Schriften nachweiset, wo und wie sie solche Ungereimtheiten lehren. So lange er das nicht thut, kann man sich unmöglich des Verdachts erwehren, daß er entweder einen Fiebertraum gehabt, und diesen zum Zeitvertreib zu Papier gebracht, oder den Vorsatz gefaßt habe, den sogenannten neuern Erziehern — sollte es auch auf Kosten seines Ruhms geschehen — ein böses Ständlein zu machen.

Vorschriften, wie die natürlichen Neigungen der Kinder sich vom Erzieher bilden lassen, können an sich unmöglich etwas Tadelnswürdiges seyn, oder Hr. R. müßte mit dem Worte bilden einen besondern und dem Worte ganz fremden Sinn verbinden. Er tadelt S. 60 andere Ungenannte, „daß sie nicht allein den Werth der freyen Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Neigungen übertreiben, sondern auch den Einfluß vernachläßigen, den sie sich durch verständige Bemühungen darauf verschaffen könnten.“ Die natürlichen Neigungen der Kinder zu bilden suchen, und sich Einfluß auf die freye Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Neigungen verschaffen, ist doch wohl einerley?

S. 62 kommt Hr. R. auf Rousseau. Dessen Emil soll (S. 85.) „keine Vorschrift zur Erziehung von Menschen seyn, die in unserer Welt leben können. Rousseau soll ausdrücklich sagen, „daß E. nicht erzogen werde, um in der menschlichen Gesellschaft und für sie zu leben, und in ihr vortreflich zu seyn, sondern um ihrer entbehren zu können.“ Er soll es gleich in der Vorrede sehr deutlich sagen, „daß die Eltern, welche ihre Kinder zu den Absichten der bürgerlichen Welt bilden wollen, ihn nicht um Rath fragen dürfen.“

Darf ich meinen Augen trauen? Wie? Rousseau hätte nicht eingesehen, daß der überall keine Erziehung braucht, der nicht für die bürgerliche Gesellschaft bestimmt ist? Er hätte ein dickes Buch über die Erziehung geschrieben, um einen Hottentotten, einen Neuseeländer, einen Feuerländer u. s. w. zu bilden? Unmöglich! So wäre er nicht blos der paradoxe und grämliche Rousseau, wofür er bekannt ist, sondern im eigentlichen Sinne des Worts verrückt gewesen. Daß er seinen Emil für die bürgerliche Gesellschaft erzog, kann schlechterdings keinem Zweifel unterworfen seyn; ob aber die Art, wie er dabey zu Werke gieng, immer die rechte sey, darüber läßt sich streiten, und darüber ist auch vielfältig gestritten worden. Wenn es, in Hinsicht des erstern, Rousseaus ausdrücklicher Versicherung bedürfte, so könnte ich diese aus unzähligen Stellen des Emils beybringen; das scheint mir aber ganz überflüßig; blos für diejenigen, die den Emil gar nicht kennen, mögen ein Paar solcher Stellen zur Probe hier stehen.

„Führe ich Emilen in die Welt einzig mit dem Vorsatze ein, ihn zu unterrichten, so wird er unterrichteter werden, als ichs verlange. Halte ich ihn zu lange davon entfernt: was wird er von mir gelernt haben? Alles vielleicht; nur nicht die dem Menschen und Bürger nothwendigste Kunst, die Kunst mit seines Gleichen zu leben." Alg. Rev. des E. W. XIV. 345. vergl. 339. Emil ist nicht gemacht u. s. w. und XV. 401. Laß mich auf dich kommen u. s. w.

„Wenn diese Begriffe von Herrschaft und Tyranney sie schon in ihrer Kindheit elend machen, was wird denn vollends daraus werden, wenn sie nun erwachsen, und ihre Verhältnisse zu andern Menschen anfangen sich auszubreiten und zu vervielfältigen? Gewohnt, alles vor ihnen sich beugen zu sehen, welch Erstaunen muß sie nicht beym Eintritt in die Welt ergreifen, wenn sie nun merken, daß alles ihnen widersteht, u. s. w. XII. 333 f.

„Ausserdem sollte die natürliche Erziehung einen Menschen zu allen menschlichen Ständen fähig machen." XII. 150.

„Man erwäge, daß, wenn der Mensch gleich zu einem Naturmenschen gebildet werden soll, ich ihn deswegen nicht zu einem Wilden machen, und ihn tief in die Wälder hineinbannen will, sondern daß ich nur das zu bewirken gedenke,

daß er mitten im Wirbel der Gesellschaft, in dem er sich befinden wird, sich weder durch die Leidenschaften, noch durch die Meinungen der Menschen darin fortreissen lasse; daß er mit seinen Augen sehe; daß er durch sein Herz fühle, daß kein Ansehen, ausser dem Ansehen seiner eignen Vernunft, ihn regiere." XIII, 434 f.

Troß dieser entscheidenden Stellen, und troß der unverkennbaren Tendenz des ganzen Emils behauptet nun Hr. R., daß Rousseau ausdrücklich sage, daß E. nicht erzogen werde, um in der menschlichen Gesellschaft und für sie zu leben, und in ihr vortreflich zu seyn. Wo, wo sagt denn Rousseau dies? Wo kann er es sagen, ohne sich zu einem Tollhäusler zu qualificiren?

Er sagt freylich (XII, 47.): „Genöthigt, die Natur oder die gesellschaftlichen Einrichtungen zu bestreiten, muß man dazwischen wählen, ob man einen Menschen oder einen Bürger bilden will; denn beydes zugleich läßt sich nicht erreichen." Und er hätte allerdings besser gethan, dies und manches von der Art gar nicht, oder doch bestimmter zu sagen, weil es so, wie es da steht, seiner wahren Absicht geradehin zu widersprechen scheint, und diese daher bey vielen, die nichts weiter als diese Stellen, oder die das ganze Buch obenhin lesen, nothwendig in ein falsches Licht stellen muß. Aber, ehe man ihm nun darum, wie Hr. R. thut, baaren Unsinn Schuld giebt, den Unsinn, mehrere Alphabete über die Erziehung von Geschöpfen zu schreiben, die keiner Erziehung bedürfen, ja mit deren Bestimmung es in geradem Widerspruche stünde, erzogen zu werden, muß man doch billig zusehen, ob er nicht mit sich selbst zu vereinigen ist. Man muß zu dem Ende untersuchen, in welchem Sinne er die Wörter Erziehung, Mensch, Bürger, Naturmensch u. s. w. nimmt. Man muß mit solchen Stellen, als die angeführte, andere vergleichen, z. B. XII, 62 ff. „Endlich bleibt noch die häusliche Erziehung, oder die Erziehung der Natur übrig. Aber was wird für Andere ein Mensch werden, der lediglich für sich erzogen worden? Wann vielleicht der doppelte Gegenstand, den man sich vorsetzt, (nämlich Menschen und Bürger zu erziehen,) zu einem einzigen sich vereinigen liesse, so würde man, indem man die Widersprüche des Menschen aufhöbe, ein grosses Hinderniß seiner Glückseligkeit wegräumen."

Diese

„Diese Widersprüche hat er unmittelbar vorher S. 61. f. beschrieben: „Natur und Menschen zerren uns auf einander entgegen gesetzte Wege; wir fühlen uns gezwungen, dem verschiedenartigsten Anstoße zu folgen, und endlich wandeln wir so auf einer zusammengesetzten Straße hin, die weder zu dem einen noch zu dem andern Ziele uns führt. So bestritten und auf Wogen unser Lebenlang hin und her geworfen, endigen wir das irdische Daseyn, ohne jemals mit uns selbst einig, oder für uns selbst oder andere nützlich geworden zu seyn.“

Diese Widersprüche entstehen, nach ihm, aus der gewöhnlichen seynsollenden Erziehung zum Bürger. Seynsollenden, denn so muß man ihn verstehen; er behauptet nämlich, daß eine solche Erziehung nicht mehr möglich sey, daß sie nur da Statt finden konnte, wo man Bürger und ein Vaterland hatte, zu Sparta, Rom u. s. w. (S. 52—57.); daß man die beyden Wörter Vaterland und Bürger aus den neuern Sprachen verbannen müsse (S. 59.); daß es keine Bürger mehr geben könne, wo es kein Vaterland mehr gebe, und daß wir kein Vaterland mehr hätten; daß es also, wie gesagt, keine öffentliche Erziehungsanstalt mehr gebe, noch geben könne (S. 58.); daß er (S. 59.) die lächerlichen Stiftungen, die man Schulen nennt, nicht als öffentliche (in seinem Sinn) Anstalten betrachte; daß er auch (S. 60.) die gewöhnliche Welterziehung eben so wenig dafür gelten lasse, weil diese Erziehung nach zwey entgegengesetzten Zielen hinstrebe, und sie daher beyde verfehle; weil sie nur dazu tauge, Menschen mit Doppelseelen zu bilden, die immer alles auf Andre zu beziehen scheinen, und immer alles nur auf sich allein beziehen.

Diese Doppelseelen nun will R. durch seine Erziehung wegschaffen; er will machen, daß sein Zögling immer nur (S. 57.) Er selbst und Einer sey (wie Epiktet sagt: ἕνα σε δεῖ ἄνθρωπον εἶναι), und nicht stets im Widerspruche mit sich selbst (S. 56.) zwischen seinen Neigungen und Pflichten hin und her schwanke, nie weder Mensch noch Bürger, nie für sich selbst noch für Andre nützlich sey. Daher will er, wie schon vorhin nach S. 63 angeführt worden, versuchen, ob sich vielleicht der doppelte Gegenstand, den man sich vorsetzt, in einem einzigen vereinigen lasse; das heißt, wie ich es verstehe, ob man nicht, indem man die Winke der Natur

besser als gewöhnlich verstände und bey der Erziehung befolgte, aus den Kindern Naturmenschen bilden könnte. Unter diesen Naturmenschen versteht nun Hr. R. keine Wilde, und kann sie nicht darunter verstehen, ohne den Verstand verlohren zu haben; sondern er versteht darunter, was wir vorhin in seinen authentischen Erklärungen gelesen haben, einen Menschen, der sich selbst lebt, der nach den Gesetzen einer wohlgeordneten Selbstliebe (wohl verstanden, Selbst-liebe, nicht Eigen-liebe, diese unterscheidet R. sorgfältig von jener) handelt, und dadurch sich sowohl als die Gesellschaft, worin er lebt, glücklich macht; die Mitglieder dieser Gesellschaft nennt R. nun auch mitunter Bürger, und die Gesellschaft eine bürgerliche. Unter diesen Bürgern versteht er aber keine Spartanische, Römische u. s. w. Mit dieser letztern Art von Bürgern, die aber, nach seiner ausdrücklichen Versicherung, itzt nirgends mehr sind und seyn können, verträgt sich nun das Mensch-seyn, nach seinen Begriffen, durchaus nicht; von dem bürgerlichen Stande, wie er zu Sparta, Rom u. s. w. war, behauptet er (S. 56), daß derjenige nicht wisse, was er wolle, der in diesem Stande die Empfindungen der Natur die Oberhand wolle behaupten lassen.

Man verursacht es Undeutlichkeit und Verwirrung, daß R. das Wort Bürger und bürgerliche Gesellschaft in mehr als einem Sinne braucht; ferner, daß er die Wörter häusliche Erziehung und Naturmensch in einer ungewöhnlichen Bedeutung nimmt. Dazu kömmt, daß viele Leute nicht begreifen können, wie ein Knabe, der nach R. eigenem Ausdrucke (XIV. 281.) in aller Freyheit der jungen Bauern und Wilden erzogen worden, für die bürgerliche Gesellschaft taugen könne. Indessen glaube ich, daß jene Verwirrung sich heben läßt, und vorhin, wenigstens zum Theil, von mir gehoben ist. Wäre aber dies auch nicht, hätte R. vielmehr sich wirklich eines Widerspruchs schuldig gemacht, indem er erst behauptet, daß man aus einem Kinde nicht zugleich einen Menschen und einen Bürger erziehen könne, und doch nachher sich diesem Geschäfte selbst unterzieht: so ist doch wenigstens so viel gewiß, daß er dies letztere wirklich gethan hat, Hr. Rehberg mag sagen, was er will.

In der Vorrede steht kein Wort von dem, was, nach Hrn. R., darin stehen soll. Rousseau sagt blos (S. 5.):

[illegible] will man mir zu? Schlage nichts anders vor, als was thunlich ist. Das heißt eben so viel, als ob gesagt würde: Schlage vor zu thun, was geschieht." Und (S. 21.) „Väter und Mütter, das ist thunlich, was ihr werdet thun wollen. Kann ich für euern Willen haften?" Hier ist offenbar nur davon die Rede, wie man erziehen müsse, und was in gewissen Umständen ausführbar sey; von Absichten der bürgerlichen Welt, denen die Eltern entsagen sollen, steht weder hier noch sonst in der ganzen Vorrede eine Sylbe.

So hat Hr. R. seinen Rousseau gelesen! er, der (S. 63.) vermuthet, „daß nur wenige Leser der Rousseauischen Schriften den Zusammenhang derjenigen Ideen, die allen diesen Werken zum Grunde liegen, und durch alle Schriften des R., auch die unbedeutendsten, durchlaufen, mit derjenigen Bestimmtheit denken, woraus allein ein gegründetes Urtheil über den Werth dieser treflich gedachten u. s. w. Schriften entspringen kann;" und der zu dieser Voraussetzung zufolge die Mühe übernimmt, den Vielen, denen es an jener Bestimmtheit fehlt, auf mehr als zwanzig Seiten die ihnen nöthige Belehrung zu ertheilen! Hat man jemals mehr Anmaßung und mehr Unkunde der Sache, wovon die Rede ist, beysammen gesehen? Und Hr. R. schämt sich nicht, von eitlen Thoren mit marktschreyerischem Tone zu sprechen, die sagen sollen, daß bey ihnen allein Weisheit wäre? Schlug ihn das Gewissen nicht? Kann es unter seinen Ungenannten einen eitlern Thoren geben, als er selbst ist?

Wundershalber höre man nun noch, was Hr. R. am Schlusse dieser seynsollenden Prüfung der Erziehungskunst, seinen Ungenannten noch auf den Weg giebt:

(S. 294 ff.) [illegible] rufe ein Heer von Lehrern einer [illegible] Erziehungskunst ihm (Rousseau) nach: Ueberlaßt doch Menschen der Natur! Immer in allem den Weg der Natur betreten! Was denken diese Männer bey dem Worte Natur? (Lieber Hr. R., was denken Sie selbst dabey? Und was denken Sie bey Ihrem ganzen Buche?) Haben sie wohl gleich ihrem vorgeblichen Vorgänger untersucht, wie weit die genaue Bestimmung dieses Begriffs führt? (Weh euch, ihr Ungenannten, wenn ihr dies nicht untersucht habt, und es nun von Hrn. R. lernen sollt!) Sie geben sich für die Nachfolger des Rousseau aus. Aber doch ist ihr Zweck von

dem seinigen, (d. h. von dem, den Hr. R. ihm anweiset, da er nämlich nicht für die menschliche Gesellschaft erzog,) sehr verschieden: denn sie wollen lehren, wie man Menschen für die Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft erziehen soll. (Rousseau-Rehberg hingegen will für die Wildnisse und die Wälder erziehen.) Dennoch wollen sie, daß ihre Zöglinge denselben Weg geführt werden, wodurch er zu einem ganz andern Ziele führte. Sie verkennen das, was er gut einsah, (und worüber sie nun vom Hrn. R. so bündig belehrt worden sind); sie folgen ihm in den Träumen, die auf die Welt nicht angewendet werden können (Rousseau hatte Ahndungen von den Rehbergen, als er in der Vorrede (S. 18.) schrieb: „Man wird nicht sowohl eine Abhandlung über die Erziehung zu lesen glauben, als Träumereyen eines Gesichtsehers"); sie sind unerschöpflich in Anschlägen, die ursprünglichen Neigungen und Grundzüge des Charakters junger Leute zu bilden, (Hr. R. hat gnädigst erlaubt, oder gar verordnet, wie vorhin bemerkt worden, daß man sich Einfluß auf die freye Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Neigungen verschaffen dürfe, aber bilden soll man sie nicht, wenigstens sollen seine Ungenannten sich dies nicht herausnehmen!) so wie Prometheus menschliche Gestalten formte (weiter thun Hrn. Rehbergs Ungenannte nichts, und wollen weiter nichts, als Menschengesichter machen; es ist, wie Hr. R. vorhin sagte, bey ihnen nur auf gewisse Aeusserungen — abgesehen!): das aber, was der Natur der Dinge nach vom menschlichen Unterrichte und der Einwirkung des Ansehens von Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abhängt, das wollen sie, daß man es der Natur und freyen Entwickelung des Gemüths überlasse. Doppelt widersinnige Plane, die das versprechen, was niemand leisten kann, und das verwerfen, was jeder leisten soll, der sich mit der Erziehung beschäftigen will." — Allerdings doppelt widersinnig, und des Tollhauses eben so würdig, als Rousseau-Rehbergs Beginnen, mitten in der bürgerlichen Gesellschaft Kinder zu Wilden zu erziehen! Hr. R. hat seine Ungenannten so aufmerksam, wie seinen Rousseau, gelesen, wenn er sie überall gelesen hat. Ein Heer von Schriftstellern zu lesen, erfodert Zeit, und Hr. R. hat bekanntlich auch sonst zu thun.

Ich blicke zurück: Himmel, wie viel habe ich geschrieben! Es ist Zeit aufzuhören. Das kann ich denn auch mit gutem Ge-

Gewissen thun, denn ich hoffe, augenscheinlich gezeigt zu haben, was ich zu Anfang sagte, daß Hr. R. in der ganzen angeblichen Prüfung darauf ausgeht, der Erziehungskunst und den sogenannten neuern Erziehern einen bösen Leumund zu machen. Ich habe es nicht wie Hr. R. gemacht; habe ihn nicht unverhörter Sache, wie er seine Ungenannten, verurtheilt, sondern habe sorgfältig seine eignen Worte, und diese nicht etwa aus dem Zusammenhange gerissen, sondern jedesmal in extenso, angeführt. Es ist also kein Rehbergscher Machtspruch, wenn ich itzt die Sentenz fälle, daß diese seynsollende Prüfung der Erziehungskunst, in meinen Augen, eins der unverzeihlichsten Bücher*) ist, die je zu Tage gefördert worden. Hr. R. hat in derselben ein würdiges Gegenstück zu den bekannten Fragmenten seines Mitbürgers, des Ritters von Zimmermann, geliefert. Eben der hochfahrende Ton grosser angeblicher Weisheit, eben der Anschein einer besondern Einsicht, wodurch man zu imponiren, zu blenden sucht, eben das Verfolgen jedes Hirngespinstes; kurz, der ganze Zimmermann, wie er leibt und lebt! Nur darin, daß Hr. R. niemand nennt, unterscheidet er sich von Z.; aber wahrlich nicht zu seinem Vortheile! Z. beginnt offene Fehde, Hr. R. hingegen stellt meuchelmörderisch dem gelehrten guten Namen aller derer nach, die unlängst über die Erziehung geschrieben haben; meuchelmörderisch, weil er niemand nennt, aller, weil er keinen ausnimmt. Wer ist hier der bessere Feind, Z. oder Hr. R.?

Beyder Herren nimmt sich die Allg. d. Bibl. an, freylich wohl ohne auf ihre Erkenntlichkeit rechnen zu dürfen, nam veritas odium parit, aber darum mit nicht minderm Eifer. Seines Fleißes, sagt Lessing, darf sich jedermann rühmen: ich glaube, daß ich mehr Sorgfalt angewandt habe, die Prüfung der Erziehungskunst zu lesen, als Hr. R. sie zu schreiben. Er schrieb sie vermuthlich in den Stunden der Verdauung, wo man sich nicht gern anstrengt; wie wäre es sonst möglich, daß

*) In Hrn. R. Recensentensprache hieße dies eine elende Broschüre. So nennt nämlich Hr. R., (der, wie ich aus dem October des Schlesw. J. sehe, für die A. L. Z. die sämmtlichen Schriften über die französische Revolution recensirt hat,) ein Schriftchen von Paine. Er kann von diesem Schriftchen nicht verächtlicher denken, als ich von dem seinigen; aber mir geziemt es nicht, mit ihm einerley Sprache zu führen.

er, selbst bey aller seiner Verachtung gegen die neuern Erzieher und bey aller seiner Hochachtung gegen sich selbst, der Welt nicht etwas Gescheiters vorgelegt hätte. Ja, selbst jene Verachtung und diese Hochachtung mußten ihn dazu antreiben, oder beyde sind im höchsten Grade blind. Aber vielleicht sind sie das auch, und vielleicht kam so das eine zum andern, die Blindheit zu der Verdauung, und so entstand denn das Schriftchen, von dem ich, trotz seines saubern Drucks und Papiers, so viel Böses habe sagen müssen.

Aber wie, wenn es mir mit diesem Schriftchen gegangen wäre, wie Hrn. R. mit dem Rousseau, wie wenn ich darin gelesen hätte, was nicht darin steht? Sind wir nicht alle Menschen? Nun dann widerfahre mir ohne Schonung, was in unserer Republik Rechtens ist. Ich habe es meinen Richtern leichter gemacht, als Hr. R. mir; ich habe Verfasser, Buch und Seitenzahlen bestimmt angegeben; ich habe sogar die Stellen, die das corpus delicti enthalten, ganz hergesetzt. Daß ich diese nicht alle aufgesucht habe, kann Hr. R. nicht übel nehmen; er, der sich seine Prüfung so leicht machte, daß er gar keine Stellen aushob, sondern blos mit einem Anschein von besonderer Einsicht, der besser zum Imponiren und Blenden, als seine Sache in das gehörige Licht zu setzen taugt, in den Tag hinein redete, und wo er citirte, es so unglücklich that, daß man augenscheinlich sieht, er habe seinen Autor so wenig abgeschrieben, als verstanden.

Zum Schluß noch ein Paar Worte im Allgemeinen à la Rehberg. Was wird aus unserer Litteratur werden, wenn sich in der Gelehrtenrepublik zu Sprechern Männer aufwerfen, die sich durch eitle Versprechungen, z. B. daß sie die Erziehungskunst prüfen wollen, und unüberlegte dreiste Anmaßung zu diesem Berufe drängen, der ihnen durch nichts aufgelegt war? Und was wird aus diesen Sprechern selbst werden, wenn ihr Herz nicht ganz unempfindlich ist, und sie endlich einsehen sollten, daß sie sich selbst, die Gränzen ihrer Kräfte und ihrer Kunst verkannten, und so viel an ihnen lag, nur Unheil in der Welt stifteten? Oder was wird aus ihnen werden, wenn sich ihr Herz am Ende verhärtet, wie das bey den Zimmermännern und Rehbergen leider! zu fürchten ist, wenn man alsdann weiter seine Zeit mit ihnen nicht verderbt, sondern sie dem Gerichte der Verstockung übergiebt, und nur etwa noch mitleidig ausruft:

Schade

Schade nur das Salz, womit man so gut hätte würzen können, daß es dumm geworden ist!

Km.

Arzneygelahrheit.

J. P. Francks — System einer vollständigen medicinischen Polizey. In einem freyen Auszug, mit Berichtigungen, Zusätzen und einer besondern Einleitung, von D. J. Ch. Fahner, Landphysikus der Grafschaft Hohenstein und Stiftsphysikus zu Ilefeld. Berlin, bey Vieweg d. ä. 1792. 587 Seiten, mit 48 Seiten Vorrede und Inhalt und 22 Seiten Einleitung, gr. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Der Verf. dieses Auszugs rühmt sich in der Vorrede des guten Zwecks, den er dabey im Auge gehabt, der großen Mühe, welche er dabey angewendet, und der nöthigen Verbesserungen, die er dabey angebracht habe. Der Zweck, den der V. angiebt, war, vielen, besonders obrigkeitlichen Personen, die nicht Zeit und Lust haben, ein so weitläuftiges Werk, als Francks System, zu lesen, oder für welche es zu theuer ist, einen Auszug aus diesem Meisterwerk zu geben, der alles Wichtige des Originals enthält, und doch so geschrieben ist, daß er allen denkenden Männern leicht verständlich ist, und sich gut lesen läßt. Angenommen, dies sey wirklich der Zweck gewesen, so ist erst die Frage: ob es recht und billig sey, ohne Erlaubniß des Verfassers und ohne Zustimmung des Verlegers, aus einem **größern** Werk ein **kleineres** zu drechseln? Diese Frage scheint in die Klagsache der Verfasser und der Verleger über den Nachdruck einzuschlagen, und wer über diese Klage ein Endurtheil spricht, wird auch über jene Frage entscheiden; dem Rec. liegt hier nur die Relation ob, daß in der Vorrede nichts von Franks erhaltener Erlaubniß gesagt wird, und daß S. 7 sogar die Weigerung des Verlegers sich ahnden läßt!! Wenn ein Auszug aus Francks System nöthig war, so war er es gewiß nur für diejenigen, welchen hauptsächlich daran lag, die Lehrsätze, die Meinungen und die Entscheidungsgründe eines Francks zu wissen, eines Mannes, dessen Autorität

und

und allgemeiner Ruhm in diesem neuen Theil der Arzneywissenschaft alle andere übersteigt, es war also Franck, den auch diejenigen, wenigstens im Auszug, lesen wollten, für welche das weitläuftigere Originalwerk zu zeit- oder zu kostspielig war; was giebt ihnen aber nun der Verfasser der vor uns liegenden Schrift? er hat nach S. 9 der Vorrede „die Franckischen Ideen immer vorzutragen gesucht, aber sie doch oft mit seinen Worten so gesagt, daß der Leser zuweilen nicht weiß, ob es die Frankischen Ideen sind, oder fremde, oder seine eigene; er hat das, was ihm überflüßig, unrichtig, oder sonst nicht passend schien, weggelassen, ohne immer von diesen die Ursachen anzugeben, oder von jenen die Quellen zu nennen, woraus er schöpfte. „Haben nun die Leser das, was sie wollten, einen treuen Auszug aus Francks Meisterwerk? Wissen sie nun, ob dieser oder jener Lehrsatz oder Vorschlag, diese oder jene Meinung Francks oder Fahners sey? kann und soll und wird dieser Auszug bey ihnen die Autorität haben, welche er gehabt haben würde, wenn Fahner sich nicht selbst mit eingemischt, sondern nur treulich aber sachkundig, kernicht und kurz aus Francks System u. s. w. referirt hätte? Was soll nun dieser unsichere Auszug nützen? Hufty, Metzger, Hebenstreit haben dem Publikum schon Lehrbücher der medicinischen Polizeywissenschaft gegeben, die kürzer und wohlfeiler als Francks System u. s. w. sind, und darin hauptsächlich auch das genutzt, was Franck in seinem Originalwerk gesagt und gelehrt hat, und diese Lehrbücher sind vollständig, statt daß dieser Auszug diese Wissenschaft nicht vollständig in sich begreifen konnte, weil Franks Werk noch nicht geendigt ist. Also nicht das Publikum, sondern der Epitomator hat bey diesem Auszug (aber freylich blos nur sein Honorar vom Verleger) gewonnen, und eben darum ist das erstere nicht den mindesten Dank dafür schuldig. Warum referirte der Verf. nicht im Text treulich, was er glaubte, aus Francks Werk referiren zu müssen, und gab seine Berichtigungen und Zusätze in kurzen bescheidnen Anmerkungen unter dem Text? Es war Pflicht der Achtung gegen einen Franck, daß Hr. Fahner seine Ideen nicht in Francks Vortrag einmischte, und Pflicht gegen das Publikum, daß er sie von denen unterschied, welche Francks Autorität für sich haben. Es ist möglich, daß Hr. Fahner durch diesen Auszug sogar einem großen Theil des Publikums geschadet hat, denn dieser Auszug wird dem Verleger

nicht doch immer den Absatz des größern Werks vermindern,
weil so viele sind, welche ihn seiner Wohlfeilheit wegen lieber
kaufen werden, als das Originalwerk, dessen Titel er mit
offenbarem Unrecht an der Stirne trägt, und der Wunsch, die-
sen Nachtheil zu verhüten, war Ursache, daß Rec. die Unbrauch-
barkeit dieses Auszugs in Hinsicht auf den Hauptzweck so offen
darstellte. Allerdings hat der Epitomator Recht, es sey nicht
leicht, aus einem Buch, wie das Franckische System ist,
einen kurzen, aber guten, Auszug zu machen, aber nicht, weil
es oft sehr deklamatorisch geschrieben, (das Wort ist, wegen
der Nebenidee, die es insgemein mit sich führt, für Francks
Styl unschicklich,) sondern, wie Fahner auch selbst anführt,
vorzüglich weil Franck seine Perioden oft so mit wichtigen
Gedanken und Ideen vollgepfropft hat, daß er zuweilen gar
keines Auszugs fähig ist, ohne daß das schöne (und lehrreiche)
Ganze zum Nachtheil der Leser (und der Wissenschaft selbst)
verstümmelt wird; und auch, weil es bey dieser Wissenschaft,
wegen ihrer Neuheit, und wegen des Interesse, das sie auch
bey Nichtärzten erwecken müßte, wenn ihr derjenige Wirkungs-
kreis eröffnet werden soll, welchen sie da haben muß, wo sie
ihren Zweck erreichen will, nicht immer genug ist, zu lehren
und zu unterrichten, sondern auch zu überzeugen, einzunehmen
und anzuziehen; und dies war gewiß oft da Francks Absicht,
wo ihm unser Verf. eine deklamatorische Schreibart Schuld
giebt. In diesem Auszug mangeln alle Blumen, die Franck
aus dem Feld der Menschen- und Völkergeschichte, der Men-
schen- und der Länderkenntniß gepflückt, und uns in einem
schönen geschmackvoll duftenden Strauß gewunden dargereicht
hat, man vermißt die belebende Wärme im Vortrag, und den
herzlichen Eifer, die Wahrheit seiner Aussprüche, die Heilsam-
keit seiner Vorschläge und die Nothwendigkeit seiner Gesetze in
vollem Licht darzustellen. Der Auszug ist ohne allen Schmuck,
ohne alles Leben und ohne alle Wärme. Fahner hat fast
keine der Medicinalpolizeyverordnungen sowohl der alten, als
der neuern Staaten, die Franck entweder kurz oder ausführ-
lich mittheilt, weder angeführt noch sich namentlich darauf be-
rufen, und eben diese Verordnungen sind für den Regenten,
den Staatsmann, den Rechtsgelehrten, den Cameralisten rc.
so vielgeltend, daß sie ihm mehr für die Heilsamkeit, Noth-
wendigkeit und Ausführbarkeit eines Medicinalgesetzes bewei-
sen, als alle trocknen Gründe, welche Fahner in seinem Aus-
zug dafür sagen kann. Kurz, dieser Fahnerische Auszug ist
nichts

nicht weniger als ein Miniaturgemälde von dem Franckischen Musterwerk, und dies mußte er doch seyn, wenn er zweckmäßig und nützlich seyn sollte. Auf seine Berichtigungen und Zusätze darf sich Fahner auch nicht brüsten. Rec. hat, um ein Urtheil darüber fällen zu können, den B. III und IV. des Franckischen Werks mit dem Auszug verglichen; im B. III. fand er blos folgende Berichtigungen oder Zusätze, die genannt zu werden verdienen: S. 142 von der Unschädlichkeit des französischen Rindfleisches; S. 149 von der Unbedenklichkeit des finnichten Schweinefleisches, nach Graumann und Götze; S. 278 von dem Nachtheil, wenn Deutschlands Bewohner sich auch an andere Nahrung, z. B. Kartoffeln, gewöhnen sollten, als das eigentliche Brod ist; S. 350 von der Hahnemannischen Weinprobe; S. 353 von der Weinprobe auf Spiesglas; S. 367 vom Punsch als warmes Getränk; S. 419 von der besten Form der Schuhe, nach Camper; S. 422 von den Waldwohnungen; im B. IV. aber sind weder Berichtigungen noch Zusätze beygebracht, die in irgend einer Rücksicht einiger Aufmerksamkeit würdig wären. Hr. Fahner hätte leicht ein anderes Geschäft übernehmen und ausführen können, wobey er mehr Ruhm und Dank erworben haben würde, als bey diesem Auszug, wofür ihm weder das Publikum, noch Franck, noch der Verleger des Franckischen Systems Dank wissen wird.

Hf.

Anton Portals Lehrbegriff der practischen Wundarzneykunst. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen. Erster Band. Leipzig, bey Fritsch, 1792. XVI und [illegible] Seiten. 8. 1 Rh.

Der deutsche Uebersetzer redet für dies Werk sehr eifrig das Wort; wie weit mit Recht, können wir in Ermangelung des Originals blos nach diesem ersten Bande nicht ganz beurtheilen; dies wird sich dann näher ergeben, wenn das Werk vollständig, denn zwey Bände sollen diesem noch nachfolgen, erschienen seyn wird. Das Original ist bereits seit 1768 herausgekommen, und man muß sich wundern, daß es so lange den speculirenden und geschäftigen Uebersetzern entgangen ist. Es ist nicht zu läugnen, daß dies Werk viele gute Eigenschaften hat: der Vor-

trag

rung des Verf. ist faßlich und deutlich, die [illegible] genau geschildert, und die hier vorgetragenen Lehrsätze und Vorschriften sind, wenige ausgenommen, richtig, wobey man freylich auf das Zeitalter, in welchem das Original erschien, Rücksicht nehmen muß, nach welchem so vieles in der Wundarzneykunde auch noch berichtiget worden ist. Von diesen neuern Berichtigungen hat der Uebersetzer allerdings die meisten in den Anmerkungen beygebracht, wodurch dies Buch brauchbarer für diejenigen geworden, denen er es eigentlich, da es nicht so voluminös und kostbar als andere so schätzbare Lehrbücher der Wundarzneykunst ist, nämlich den jungen Wundärzten, bestimmt hat.

Der gegenwärtige erste Band, welcher aus fünf Abtheilungen bestehet, enthält Folgendes: Die erste Abtheilung: Von den allgemeinen chirurgischen Krankheiten, und zwar in verschiedenen Kapiteln: 1) von der Entzündung überhaupt; 2) von der rosenartigen Entzündung; 3) von der Phlegmone; 4) von dem Eitergeschwüre; 5) von den Verbrennungen; 6) von den Erfrierungen; 7) von dem heissen und kalten Brande; 8) von der Entzündung der Drüsen; und 9) vom Scirrhus und Krebse. Die zweyte Abtheilung: Von den Geschwülsten; also auch hier wieder: 1) von den Geschwülsten überhaupt; 2) von der Wassersucht überhaupt und der wässerichten Geschwulst insbesondere; 3) von den Balggeschwülsten; 4) von der Verstopfung der Drüsen; 5) von der Schlagadergeschwulst; und 6) von den Blutaderknoten. In der dritten Abtheilung wird von den Wunden gehandelt: 1) von den Wunden überhaupt; 2) von den Blutflüssen bey Wunden; 3) von dem Schmerze und der Nervenspannung bey Wunden; 4) von den Quetschungen und unterlaufenen Stellen; 5) von den künstlichen Wunden; 6) von den vergifteten Wunden; 7) von dem Bisse toller und wüthender Thiere; 8) von dem Schröpfköpfen; 9) von dem Schröpfen selbst; 10) von den Blutigeln; 11) von der Art und Weise die Blattern einzuimpfen; und 12) von den Schußwunden. Die vierte Abtheilung: von den Geschwüren; hier auch, wie vorher, 1) von den Geschwüren überhaupt; 2) von den Fisteln; 3) von den schwielichten Geschwüren; 4) von den venerischen Geschwüren; 5) von den künstlichen Geschwüren; 6) von den Blasenpflastern; 7) von den Cauterien; 8) von den Haarseilen; und 9) von den Einspritzungen. In der fünften und letzten

Abthei-

Abtheilung dieses Bandes wird gehandelt: von den Krankheiten der Knochen; also, 1) von dem Beinfraße und der Exostose 2) von den Beinbrüchen; 3) von der Rachitis; 4) von den Verrenkungen; 5) von der Erschlaffung der Gelenke; 6) von der Gelenksteifigkeit; 7) von der Verdrehung des Kopfs, der Knochen sowohl, als auch der Muskeln; 8) von der Verstauchung; und 9) von der Diastase. — Im Anhange wird auch von der Verschiebung der Muskeln, einem nicht so seltenen, oft sehr schmerzhaften Zufalle, gehandelt.

Aus dieser Inhaltsanzeige ergiebt sichs schon, wie reichhaltig an chirurgischen Gegenständen dieser erste Band ist. Was die chirurgischen Beschäftigungen betrifft, sind die dabey nöthigen Handgriffe gelehrt, und die dabey zu beobachtenden Vortheile angegeben. Junge Wundärzte werden diesen Unterricht gewiß brauchbar finden. Einiges hätten wir aber doch bestimmter bezeichnet gewünschet: so wird z. B. bey dem Blutigel nur gesagt, er sey ein Wasserwurm von der Länge des kleinen Fingers, von Farbe schwarz, und lebe in Sümpfen; dieser ist aber nicht eigentlich hirudo chirurgor., mit den gelben Streifen: der Uebersetzer verweiset zwar am Ende auf die Schmuckerische Abhandl. davon in dessen vermischten chirurg. Schriften; wer aber diese nicht hat; der wird die richtige Kenntniß von dem rechten Blutigel aus diesem Lehrbegriffe nicht bekommen. So wird auch da, wo der Verf. von der Art und Weise, die Blattern einzuimpfen, handelt, von dem Uebers., weil der Verf. die neuern, leichtern und vortheilhaftern Methoden nicht berühret, blos in der Anmerkung auf die Camperischen, Dimsdalischen Schriften u. a. m. verwiesen. Dies ganze Kapitel hätte wohl besser ganz umgearbeitet werden sollen. Bey der Behandlung der Beinbrüche kommt hier auch das nur vor, was dabey überhaupt zu beobachten ist, ohne auf den Bruch einzelner besonderer Knochen Rücksicht zu nehmen, mit welchen eigenen Vortheilen die Einrichtung vorzunehmen: dieses müssen wir auch wegen des Kapitels von den Verrenkungen erinnern. Diese Gegenstände werden doch hoffentlich in der Folge noch genauer erörtert werden.

Diesem ersten Bande sind keine Kupfer hinzugefügt worden; die beyden folgenden aber sollen deren so viel als nöthig, mit gehöriger Einschränkung, erhalten. — Von der Uebersetzung selbst müssen wir sagen, daß sie fließend und rein ist, auch hoffen wir, daß sie der Urschrift treu seyn werde.

Kb.

C. D.

C. H. Ackermanns, ausübenden Arztes in Zeitz, Versuch über einige medicinische Fragen. Leipzig, bey Schwickert, 1792. 7½ Bogen. 8. 6 gr.

Es sind der Fragen zehen, welche der Verf. zu beantworten sucht; sie sind aber grösstentheils sehr sonderbar gewählt, und eben so trivial und unbefriedigend erörtert. — In dem ersten Aufsatze wirft der Verf. die Frage auf: „ob das Athemholen bey manchen neugebohrnen Kindern den Tod befördern könne?" und bejahet sie. — Wahrlich, ein wunderlicher Einfall, da es ja durchaus unmöglich ist, daß ein zur Welt gebohrnes Kind, ohne Luft zu holen, leben könne. — Im 2ten Aufsatz wird die Vermehrung der Vollblütigkeit durch das öftere Aderlassen bewiesen. — In der 3ten, in Form eines Gesprächs eingekleideten Frage, ob die Lehre vom Nervengeist bey der Ausübung der Arzneykunde mehr schädlich als nützlich sey? — wird die Schädlichkeit dieser Hypothese behauptet, weil sie hauptsächlich zu dem animalischen Magnetismus verleitet habe (??). — Im 4ten Aufsatz wird der nachtheilige Einfluß des übertriebenen Abscheues gegen manche Krankheiten dargethan; — im 5ten behauptet, der Trieb zum Selbstmorde und die mit demselben vergesellschaftete Raserey könnten zuweilen andre Krankheiten heilen — (hier möchte aber das Mittel fürchterlicher seyn, als das zu heilende Gebrechen selber, und öfterer den Kranken aus dem Wege räumen, als die Krankheit). — Im 6ten Aufsatz werden einige (sehr alltägliche) Reflectionen über kritische Tage in hitzigen Krankheiten; — im 7ten Bemerkungen über den Einfluß verschiedner Krankheitsstoffe auf das Ansaugungsvermögen der lymphatischen Gefäße mitgetheilt; — im 8ten die physischen Ursachen aufgezählt, welche den Geschlechtstrieb zu frühzeitig zu entwickeln vermögend sind. — 9tens fragt der Verf., welche Vorzüge die Herbstcuren vor den Frühlingscuren haben? Und endlich 10tens: Warum bewürken Purgirmittel nicht öfterer Blutreinigung? — Rec. möchte fragen, welcher Arzt noch wohl Blutreinigung von Purgirmitteln erwarten könne? — Aus diesem Hauptinhalt dieser Brochüre werden unsere Leser schon hinlänglich, hoffen wir, von der Wahrheit unsrer Behauptung überzeugt seyn, daß sich keine genugthuende Belehrung aus derselben schöpfen lasse.

Ob.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Aesthetisch-praktisches Handbuch zum Besten der Schulen herausgegeben von Johann Christian Jahn, Conrector in Culmbach. Frankfurt und Leipzig, in der Gebhard- und Körberischen Buchhandlung, 1792. 191 Seiten. 8. 9 Kr.

Der Verf. hat bey Ausarbeitung seines ästhetisch-praktischen Handbuchs nicht die Absicht gehabt, eine vollständige Theorie der schönen Wissenschaften zu liefern, sondern nur jungen Leuten Winke zu geben, worauf sie bey der Lektüre der Redner und Dichter zu sehen haben, und sie auf das wahre Schöne, Lebhafte, Naive und Erhabene der Gedanken zur Verfeinerung ihres Geschmacks aufmerksam zu machen. Nach dieser seiner eigenen Angabe darf man also keine tiefen philosophischen Untersuchungen über die Natur unsrer Empfindungen, über die genauern Principien und Würkungen des Geschmacks, über die ästhetischen Begriffe von Schönheit, Harmonie, Kunst und ihrer Bearbeitung erwarten. Er schreibt für Jünglinge in obern Klassen mittlerer Schulen, für die das Wenige, was sie hier finden, nach seiner Meinung, schon hinreichend seyn wird. Indessen hat der Verf. doch mehrere Gegenstände aus der Aesthetik berührt, wo er sich an eine nähere, freylich nie ganz erschöpfte Zergliederung der Begriffe gewagt hat, die allerdings wohl für seine Knaben noch zu hoch seyn dürfte. An einer Menge von Beyspielen aus den alten Dichtern hat es der Verf. nirgends fehlen lassen, und sie machen bey weitem den größten Theil seines Werkchens aus. Rec. wünscht, daß der Verf. bey dieser Beyspielsammlung zugleich mehr Rücksicht auf unsere besten deutschen Dichter genommen hätte, die er (wenigstens die neuern) nicht sehr zu kennen scheint. Wenn wird man doch endlich einmal anfangen, unsere jungen Studirenden mit dem Geiste unsrer vortreflichern Dichter und unsrer jetzt so ausgebildeten, so verfeinerten und veredelten deutschen Sprache auf den Schulen bekannter zu machen! Wir wollen hiemit gar nicht so viel sagen, daß dieses Studium der neuern Dichtkunst die alten Klassiker vertreiben solle; sondern daß beydes zugleich getrieben und mit gleichem Fleiße gelehrt werden müsse, daß durch eine beständige Vergleichung der

der alten und neuen Dichter die Ausbildung des Geschmacks unendlich viel gewinnt, und daß dadurch die Liebe zur Kritik des Wahren und Schönen am leichtesten unterhalten wird — ohne welche junge Leute nichts, als — nachbeten lernen. Die schönen Künste haben ihren Namen wohl eigentlich nicht daher, wie sich der Verf. sehr undeutlich und unbestimmt ausdrückt, weil sie sinnlich gehen, — dies gilt ja auch von allen Handwerken, — sondern weil sie den Stoff und die Regeln zur Kenntniß des sinnlich Schönen und dessen Bearbeitung zu wohlthätigen Zwecken des Lebens enthalten, oder weil sie überhaupt Principien zur Nachahmung der schönen Natur durch unwillkührliche Zeichen in sich begreifen. Den Unterschied zwischen Beredsamkeit und Poesie, welcher theils aus der Bearbeitung der ästhetischen Gegenstände: theils aus den Zwecken beyder Wissenschaften hergenommen werden kann, hat der V. ziemlich deutlich und faßlich angegeben, nur wäre zu wünschen gewesen, daß er die so wichtige Lehre vom Geschmack, die in einem solchen Handbuche doch allerdings einen Platz haben müßte, etwas genauer abgehandelt hätte, denn viel mehr, als die gewöhnliche Definition vom Geschmack, findet man hier nicht. Eben so sucht man die Bestimmungen des Lächerlichen, Komischen, Tragischen, der Satyre und anderer ästhetischer Gegenstände vergebens, wenn man nicht anders mit dem im Anhange aufgestellten Skelet der verschiedenen Dichtungsarten zufrieden seyn will. Das ganze Buch ist in zwey Theile getheilt. Im ersten handelt der Verf. von schönen Gedanken überhaupt, und zunächst von der ästhetischen Wahrheit und Falschheit der Gedanken. Nach unsrer Meynung hätte der Verf. die Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit der logischen Ordnung wegen früher entwickeln müssen, als hier geschehen ist; auch will uns die Definition der Schönheit, die er geschmückte Wahrheit nennt, nicht gefallen, da es auch eine Schönheit von Fictionen giebt, die man nicht unter das Gebiet der Wahrheit bringen kann. Wenigstens geben dergleichen kurze Definitionen leicht zu Mißverständnissen Anlaß. Matt übersetzt sind fast alle Stellen aus alten Dichtern, vornehmlich die aus dem Homer, wo Hector von der Andromacha Abschied nimmt. Es ist nicht zu läugnen, daß der Verf. seine Klassiker kennt; aber es fehlt ihm an Ausbildung des deutschen Styls, um sie gut zu übersetzen, ein Vorwurf, den man den meisten Schulmännern machen muß. Bisweilen tadelt er aber auch seine Dichter ohne Ursach. Die Stelle in Moschus Idylle,

wo Europa sich dem Stier nähert, und ihn liebkoset, ist würklich schön, und meisterhaft gezeichnet; aber dem Verf. will es nicht gefallen, daß eine Königstochter, wie er sich ausdrückt, so niederträchtig gewesen ist, wider alle menschliche und weibliche Würde, einen Stier — zu liebkosen. S. 57 — 82 handelt der Verf. ziemlich weitläuftig von der Lebhaftigkeit der Gedanken, und giebt fünf Methoden, sie hervorzubringen, an, die wir aber nicht abschreiben wollen. Dann folgt eine kurze Abhandlung über die Grazie; ein Wort, welches der Verf. eben so wenig genau bestimmt, als von den meisten neuern Aesthetikern geschehen ist. Man sucht sich durch Umschreibungen zu helfen, und selbst Home's Definition erschöpft den Begriff nicht ganz genau. Ueber den Pathos und die Natur der Leidenschaften, die der Redner und Dichter durch seine Werke hervorzubringen sucht, raisonnirt der Verf. mit vieler Einsicht, und stellt mit Recht den Cicero als einen Meister in der Kunst auf, wie ein Orator die Affekten der Menschen in Bewegung setzen, und dadurch zu großen Entschlüssen anfeuern könne. Der zweyte Theil des Buchs handelt von schönen Gedanken insbesondere. Wir können bey dieser Eintheilung nicht unbemerkt lassen, daß sie nicht nur sehr willkührlich und alltäglich ist, sondern auch auf keine Weise das Ganze der Aesthetik umfaßt; nicht zu gedenken, daß in diesem zweyten Theile Gegenstände abgehandelt werden, die eben so gut im erstern stehen konnten, ohne daß die Ordnung der Materien im geringsten darunter gelitten hätte. Bequem mögen wohl für Lehrer und Schüler dergleichen Eintheilungen eines Buchs seyn; aber ein denkender Kopf wird sie in jedem Fall vermeiden. Der Anhang handelt ganz kurz von den vier Arten der Poesie, nämlich von der erzählenden, dramatischen, lyrischen und didaktischen Dichtkunst. Die Unterabtheilungen kennt jeder Anfänger der Aesthetik, wir brauchen sie also nicht zu nennen. Die Beschreibungen dieser Dichtungsarten sind aus bekannten Compendien genommen, wo überall der elegante, aber nicht sehr tiefdenkende Batteux hindurch scheint. Hetzel scheint vornehmlich der Held unsers Verfassers zu seyn!

Der Verf. würde sein Buch ohnstreitig noch viel brauchbarer für die Jugend gemacht haben, wenn er sie darin zugleich zur Kenntniß der schönen Litteratur angeleitet hätte; aber diese vermissen wir fast gänzlich. Es ist ein sonderbarer Eigensinn so vieler für die Jugend arbeitenden Compendienschreiber, daß

daß sie die Namen anderer denkender Köpfe, die über ähnliche Gegenstände geschrieben haben, ihren Schülern nicht nennen, damit man ja glaube, daß sie (die Herren Compilatoren) alles aus sich selbst geschöpft hätten, und nun auf einmal mit ganz neuen Begriffen aufträten. Wenn dieser Vorwurf auch nicht den Verf. dieses Büchleins, wie wir nicht hoffen, treffen sollte; so konnte man doch in einem Handbuche allerdings, wenigstens einige, Anleitung zur Bücherkenntniß in den schönen Wissenschaften erwarten.

Ba.

Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh. Erstes Bändchen, 272 Seiten. Zweytes Bändchen, 254 Seiten. 12. Zürich, bey Orell und Compagnie, 1792. Mit lateinischer Schrift. 1 Rk. 6 gr.

Herr Prof. Ramler wählte aus dem sämmtlichen poetischen Nachlasse des sel. Kuh, der sich auf nicht weniger als 1000 einzelne Stücke belief, diejenigen aus, die er des Druckes am würdigsten fand, und die nun diese beyden kleinen Bändchen füllen. Er unterzog sich diesem mühsamen Geschäfte nicht sowohl wegen genauer Verbindung und Freundschaft mit dem Verstorbenen, als aus Liebe zur jüdischen Nation. Dem ersten Bändchen ist eine ziemlich ausführliche und lesenswerthe Biographie des Dichters von einem Herrn Moses Hirschel vorgesetzt, aus der wir das Merkwürdigste ausheichnen wollen. E. M. Kuh ward im Jahr 1731 in Breslau gebohren. Frühzeitig äusserte sich bey ihm ein ungemein starkes Gedächtniß, ein lebhafter Geist und eine unbeschränkte Wißbegierde. Sein Vater beschloß, ihn ganz der jüdischen Gelehrsamkeit und dem theologischen Studium zu widmen; dies war zwar nicht der Geschmack des jungen Menschen, doch erwarb er sich bey seinem guten Kopfe gleichwohl viel Kenntnisse dieser Art, und ward besonders in der hebräischen Sprache stark. Mit Bewilligung des Vaters widmete er sich der Handlung. Auch hier machte er schnelle Fortschritte, und lernte in seinen Nebenstunden Französisch, Italienisch und Englisch, und las die besten Schriftsteller in diesen Sprachen. Vor allen gab er den Dichtern den Vorzug. Auch im Lateinischen brachte er es weit.

Sein Vater starb, und hinterließ ein Vermögen, das auf seinen Theil 6000 Thaler trug. 1763 rief ihn seiner Mutter Bruder, der bekannte Münzlieferant, F. Ephraim, nach Berlin, und stellte ihn als Cassirer mit 1000 Thalern jährlichen Gehalts an. Er erwarb sich bald die Bekanntschaft und Achtung Mendelsohns, Leßings und anderer Gelehrten dieser Stadt. Er dichtete fleißig, machte aber aus Scheu vor der öffentlichen Kritik nichts von seinen Versuchen bekannt. Diese glückliche Lage war jedoch nicht von langer Dauer. Seine Freygebigkeit, Wohlthätigkeit und eine an Verschwendung gränzende Bücherliebhaberey, indem er für die kostbarsten und theuersten Editionen eine übertriebene Vorliebe hatte, brachten ihn in den vier Jahren, die er in Berlin lebte, fast um sein ganzes Vermögen. Verläumder entzweyten ihn mit seinem Onkel, dessen Dienste er nun verließ, und den unüberlegten Entschluß zu reisen faßte. Er verließ Berlin 1768, und wanderte zwey Jahre lang Holland, Frankreich, Italien, einen Theil der Schweiz und Deutschland durch. In den dürftigsten Umständen kam er in seine Vaterstadt zurück, wo er von seinen Geschwistern bis an seinen Tod völlig freyen Unterhalt hatte. Hier widmete er sich dem Studiren und seiner Lieblingsneigung der Poesie mit solchem anhaltendem Eifer, daß die Schwermuth (eine Folge seiner erlebten Widerwärtigkeiten) in Wahnsinn ausartete, der endlich zur fürchterlichsten Raserey ward. Schon vorher hatte er von intoleranten und heuchlerischen Glaubensgenossen viel zu leiden gehabt, und eine Abneigung gegen allen Umgang und Gesellschaft bekommen. Ein bekannter Breslauer Gelehrte verfolgte den armen Dichter mit seinem Bekehrungseifer. Da alle mündlichen Vermahnungen fruchtlos blieben, so verfertigte er folgende Reime, die bald allgemein bekannt wurden und großes Aufsehen erregten:

„Liebster, bester Kuh,
Warum bleibest du
Nur allein beym Vater stehn,
Willst nicht zu dem Sohne gehn?"

Diese öffentliche Aufforderung war dem jüdischen Gelehrten desto schmerzhafter, je weniger er Lust hatte, sich mit seinem Freunde in einen förmlichen und öffentlichen Streit einzulassen. Sechs Jahre brachte er in dem fürchterlichen Zustande der Geistesabwesenheit zu. Endlich ward er in sofern wieder curirt, daß nur selten ein unbeträchtliches, nicht lange dauern-

des

des Recidiv erschien. Bemerkenswerth ist es, daß der sel. K seine besten Gedichte in einem Mittelzustande zwischen Wahnsinn und Vernunft geschrieben. Wenn er ganz außer Stande war, vernünftig und zusammenhängend zu sprechen, so konnte er doch vernünftig denken und schreiben. Nach dieser Krankheit floß K. Leben ziemlich ruhig hin. Er arbeitete weniger, und gewann wieder einigen Geschmack an Welt und Menschen. Den größten Theil seiner Gedichte arbeitete er von diesem Zeitpunkt an bis ins Jahr 1786 aus. In diesem Jahre rührte ihn der Schlag, und lähmte ihm die ganze rechte Seite nebst den Sprachorganen. Er ward nie vollkommen wieder hergestellt, und konnte sich nur selten mit der Sprache verständlich machen. Aus diesem traurigen Zustande ward er den 3. April 1790 durch einen sanften Tod erlöst. Die Intoleranz verfolgte ihn noch nach dem Tode. Er sollte auf dem Begräbnißplatze seitwärts, wo der Abschaum seiner Nation lag, hingelegt werden. Der Einfluß seiner Familie vereitelte jedoch diesen elenden Plan. — — Nun zu den Gedichten selbst. Die erste Stelle nehmen die Sinngedichte ein, den sie ohnstreitig auch durch innern Gehalt verdienen. In keiner andern Gattung hat K. so viel und so viel gute Stücke gedichtet. Nicht Alles sind Epigramme im neuern Sinne des Worts. Manche Stücke sind mehr Madrigale, andere mehr Lieder, noch andere mehr Sentenzen und Reflectionen in poetischem Gewande, als eigentliche Sinngedichte. Doch auf den Namen kömmt wenig an. Genug, man findet hier eine Menge, wenn gleich nicht ganz vortreflicher, doch sehr guter, witziger, sinnreicher und niedlicher Gedichtchen. Nur wenige sind ganz leer und unbedeutend. Zum Unglück für den Dichter ist unsere Litteratur schon so reich an Meisterstücken oder doch sehr vorzüglichen Poesien dieser Gattung, und der Geschmack des Publikums ist jetzt so wenig mehr für die leichtern Gattungen der Dichtkunst, diese „schalkhaften, niedlichen, scherzhaften Kiens (wie sie **Mendelssohn** in einem hier mitgetheilten lesenswürdigen Briefe an den Dichter nennt,) dieses poetische Dragée, das blos den Gaumen kitzelt, ohne den Magen zu befriedigen.“ Wie wenig Leser hat selbst Götz, so einstimmig auch Kenner und die Urtheile der besten Kunstrichter über ihn sind! Einer ausführlichen Kritik, wofür ohnehin solche poetische Bagatellen nicht geeignet sind, werden die meisten Leser Proben der bessern Stücke vorziehen. Nach des Rec. Geschmack gehören hieher, unter mehrern, folgende:

An die Kritiker.

Seyd nicht zu streng, ihr Kunstrichter!
Verwerft nicht ganz der Dichter Müh,
Verschiedne Vögel sind die Dichter,
Verschieden ist die Melodie:
Die Lerche Ramler singt im Steigen,
Der Hänfling Geßner singt in Zweigen,
Ich sums' als kleiner Colibri.

Das gute Volk.

Dies Volk ist recht nach Gottes Bilde:
Ist gegen arme Brüder milde,
Heilt Kranke, fodert keinen Lohn.
Wie heißt die seltne Nation?
Sind's Juden? Christen? — Es sind Wilde.

An einen Feldherrn.

O, welche Faden! welche feine
Spann diese Spinn' aus ihrem Saft!
Doch tausend Fliegen, groß und kleine,
Hat allzu früh der Tod dadurch schon weggerafft.
Die Taktik, edler Herr, ist hohe Wissenschaft,
Doch — wollte Gott! es gäbe keine!

Hippokrene, auf deutsch Roßbach.

Bey Roßbach, Gallier, verhofftet ihr zu siegen? —
Bey seiner Quelle konnt' Apoll nicht unterliegen.

An Eleonoren.

Als du gebarst, Eleonore,
Hat selbst dein Weinen dich geziert:
Du weintest lieblich, wie Aurore,
Wenn sie den jungen Tag gebiert.

Als die spröde Chloe verliebt war.

Cupido schoß — vielleicht im Scherz —
Nach seiner Mutter. Sie empfand nicht wenig Schmerz.

Und nahm sogleich ein großes Bündel Ruthen.
Flieh, flieh, rief ich, in Chloens Herz!
Dort wird dich Venus nicht vermuthen.

Die Ehehälfte.

Seine Hälfte nennet Selp
Sputien, sein Eheweib;
Und mit Recht, denn Nachbar Hein
Hat sie halb, halb ist sie sein.

Der sterbende Westindier.

Der Pfeil des Jsdabel wirkt gut:
Zweymal ward er in Gift getaucht —
Erwünschter Tag! nun werd ich bald
In jener selgen Insel seyn,
Wo Tieger nie dem Jäger drohn;
Wo jeder Mond die Ananas
Dreymal mit neuer Blüthe ziert;
Wo jeder Bach sanftrieselnd fließt,
Kein Wirbelwind den leichten Kahn
Wild donnernd in den Strudel wirft;
Wo Herzen böser Spanier
Die Nahrung unsrer Väter sind. —
Das Gift tobt stark in meiner Brust!
Sohn, hole mir die Krone her,
Die ich mit Zähnen ausgeschmückt,
Mit Zähnen jenes Christen, der —
O Gräuelthat! — im Tempel selbst
Der Sonne Jungfrau schändete,
Und dem Altar Pachakamaks
Die Edelsteine raubete.
Ich merkte mir des Frevlers Grab,
Und riß ihn Mitternachts heraus,
Und ließ ihn wilder Thiere Raub. —
Verwahre diese Krone ja
Mit heiliger Verschwiegenheit!
Kömmt deine Mutter je vom Wald,
In dem ich jugend sie verlohr,
Zurück, pfleg ihres Alters wohl!
Sag' ihr, ich diente nie dem Gott
Der Christen. Und erkrankt sie einst:

Erstich sie, Sohn, mit eigner Hand,
Damit sie sich nicht quälen darf,
Wie feige Christen thun — Leb' wohl!
Der große Kapak winkt; ich geh.

Die **Sinngedichte nach dem Martial** kennen die Leser größtentheils schon aus dem Ramlerischen Auszuge. Unter den **Liedern** findet sich kein Stück von hervorstechendem Werth. Die von dem sel. **Mendelssohn** gerühmte Ode nach dem Donnerwetter hat poetische Farben, aber keinen neuen Gedanken, kein neues Bild. Die Fabeln haben keine Schönheiten, die für die mannichfältigen Mängel der Erfindung und Darstellung nur einigermaßen zum Ersatz dienten. Desto schöner ist die Uebersetzung des Theokritischen (oder nach andern dem Moschus gehörigen) Idylls: *Ευνικα μ' εγελαξε θελοντα μευ αδυ Φιλασαι κ. τ. λ.* Im Anhange (2. Th.) zeichnen sich nur die **Morgengedanken** S. 203 aber vorzüglich aus. Hier giebt Hr. D. **Kausch** noch von einer besondern Eigenheit unsers Dichters Nachricht. So wenig ihm das Ausfeilen seiner eigenen Arbeiten gelingen wollte, so scharfsinnig war er oft in seinen Kritiken und Verbesserungen fremder Arbeiten. Zur Bestätigung werden hier aus seinem Exemplar der Ramlerschen lyrischen Blumenlese kritische Bemerkungen mitgetheilt, dergleichen der sel. **Kuh** einem großen Theil dieser Sammlung beygefügt hatte. So hatte ihm an dem schönen Gedichte, **der Schäfer zu dem Bürger**, mit Recht der Mangel eines Einganges mißfallen, und er versuchte, ihn folgendergestalt zu ersetzen:

Weswegen, guter Städter, bedauerst du mich so?
Es fehlt mir nicht an Freuden; du bist nicht halb so froh;
Du schläfst auf weichen Betten; ich schlaf auf weichem Klee;
Zerbrechlich ist dein Spiegel, beständig ist mein See;
Du trittst auf Fußtapeten u. s. w.

H.

Mitt-

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Christliche Kirchengeschichte, von Johann Matthias Schröckh, ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. Sechszehnter Theil. Leipzig, bey Schwickert. 1792. 443 Seiten in 8. 1 Rth. 4 gr.

In diesem Theil rückt der gelehrte H. Verf. endlich zu einem neuen Zeitalter fort, nämlich zur Geschichte der christlichen Religion und Kirche, vom Tode des Kirchenlehrers Augustinus an, bis zum Tode des Röm. Bischofs, Gregorius des Großen, oder vom Jahr 431 bis zum Jahr 604. Nachdem er im ersten Abschnitt von S. 1—48 eine kurze Geschichte der Römischen und anderer Reiche vorausgeschickt, so beschreibt er von S. 49 bis 198 den Zustand der Gelehrsamkeit unter den Christen in erstgemeldetem Zeitalter. Unter die Ursachen des itzt immer mehr einreissenden großen Verfalls der Gelehrsamkeit zählt der Verf. S. 54 fg. mit Recht folgende: die Zerstörung der Kirchen, Schulen und Bibliotheken, durch die das Römische Reich bestürmenden und verheerenden Barbaren: die fortdauernde Ansiedlung jener unwissenden, bloß streitbaren Nationen in demselben, die zwar den christlichen Gottesdienst annahmen, aber durch denselben keine weitere Cultur erhielten: die frömmelnde Verachtung, welche die meisten Bischöffe, und vornehmlich die Mönche, auf die Schriften der Heiden warfen, aus denen sie doch ihren Verstand und Geschmack hätten bilden können und sollen: die Feststellung der kirchlichen allein seligmachenden Glaubensnorm, wobey man gelehrter Untersuchungen sowohl entrathen konnte, ja, bey der es sogar gefährlich ward, dieselben über Gegenstände anzustellen, über welche eine Anzahl versammleter Bischöfe, im Namen Gottes, schon mit einer so entscheidenden Bestimmtheit abgeurtheilt hatte, daß, bey hinzukommender Bestätigung des Kaiserlichen Hofes, ihre Entscheidungen von Jedermann, wer Amt und Ehre im Reiche haben wollte, angenommen werden mußten; die häufigen Streitigkeiten über theologische Fragen und Ketzereyen, wobey immer mehrere Spitzfindigkeiten und neue, dem gemeinen Menschenverstand unverdauliche Wörter

und Redensarten, wie gratia, praedestinatio, ὁμοούσιος, Θεοτόκος u. dgl. erfunden, und zum herrschenden Schiboleth der rechtgläubigen Parthey gestempelt wurden: die Unterlassung aller weitern philologischen, exegetischen und philosophischen Erörterungen, wobey im Gegentheil ein verhunztes Mönchslatein, eine falschwitzelnde Allegorisirkunst und eine gänzliche Entfernung von gesunder Menschenphilosophie immer mehr zur herrschenden Mode gemacht, und jeder Streit mit einer neuen unveränderlichen Lehrvorschrift abgethan wurde. Alle diese Ursachen mußten freylich der Gelehrsamkeit und dem forschenden Geiste auf mehr als eine Art schaden. Doch dünkt Rec. immer, daß die vom Hrn. Verf. S. 55 nur kurz berührte Schwärmerey und Frömmeley der itzt immer höher geachteten Mönche am meisten zu diesem Verfall der Gelehrsamkeit beygetragen habe. Diese scheinheiligen Ignoranten, die, ihrer eigentlichen ursprünglichen Bestimmung nach, gar keine Gelehrte seyn sollten und wollten, nahmen doch an allen theologischen Streitigkeiten den hitzigsten und entscheidendsten Antheil; warfen auf alle mit ihrer Mystik und Asketik nicht in der nächsten Verbindung stehende sogenannte weltliche Wissenschaften den schimpflichsten Ignorantenhohn, und brachten am meisten den schädlichen Wahn in Gang, als ob ein frommer Eifer für die nach ihrer Art geformte Gottseligkeit besser wäre, als alles gelehrte Wissen. Daher ließen sich nun auch viele, die nachher Lehrer und Bischöfe werden sollten, unter ihnen durch ihre frömmelnde Asketik zum zukünftigen Lehramte zubereiten; man fragte bey Ersetzung kirchlicher Aemter und Würden immer weniger nach gelehrten Kenntnissen und Einsichten, nach Exegese, Moral und Menschenkenntniß; man sah nur auf den bereits erworbenen asketischen Ruhm. Da die nun im abendländischrömischen Reiche herrschende Barbaren sich nicht viel mit Wissenschaften beschäftigten, so schränkte sich das Lesen und Studiren nun immer mehr auf den geistlichen Stand ein. Da aber diese zu ihrem elenden geistlosen Kirchenceremoniel nur sehr weniger Kenntnisse und Einsichten bedurften, so sieht man leicht ein, wie Liebe zu den Wissenschaften unter ihnen selbst nach und nach erkalten mußte. Zu diesem Verfall trugen die Bischöfe selbst, insonderheit die Römischen, durch ihre Grundsätze, Beyspiele und Anstalten, womit sie die heilige Einfalt und Unwissenheit der Geistlichen und Mönche begünstigten, nicht wenig bey. So arbeitete insonderheit der Erzandächtler Gregor der Große, Bischof zu Rom, am Ende

des

des 6ten Jahrhunderts aller gründlichen Gelehrsamkeit und dem feinern Geschmack mit dem traurigstglücklichem Erfolg entgegen, indem er nicht nur nach der Erzählung des Johann von Salisbury eine ganze Büchersammlung von heidnischen Autoren verbrannt haben solle, sondern auch einem Gallischen Bischofe Desiderius, der einigen angehenden Geistlichen die Sprachwissenschaft lehrte, die frömmelnde Weisung gab, „eine solche Beschäftigung gezieme sich nicht für einen Lehrer der Kirche; das Lob Christi und das Lob Jupiters lasse sich nicht in einem Munde vereinigen." — In der Beschreibung und Beurtheilung der Schriftsteller dieses Zeitalters legt unser Hr. Verf. wieder eine sehr ausgebreitete Gelehrsamkeit zu Tage; nur hätte Rec. gewünscht, daß er bey solchen Schriftstellern, die mit dem theologischen Studio in keiner nähern Verbindung stehen, weniger weitläuftig gewesen wäre; eben weil alle die Schriftsteller und Gelehrte, die hier vorkommen, einen Boethius und Cassiodorus allein ausgenommen, zu wenig freye, vernünftigdenkende Gelehrte sind, und nicht nur auf ihr ganzes Zeitalter, sondern auch auf Religion und Kirche zu wenig gewürkt haben.

Von S. 199 an bis S. 297 beschreibt der Hr. Verf. die Ausbreitung des Christenthums in gemeldetem Zeitalter. Das ächte ursprüngliche Christenthum wurde sonst bey den cultivirtern Völkern am liebsten aufgenommen; aber itzt war es gerade umgekehrt; — je mehr die Wissenschaften und Künste unter Christen und Heiden in Verfall kamen, desto schneller und weiter breitete sich itzt das sogenannte Christenthum unter vielen noch ganz rohen und uncultivirten Völkern in den Abend- und Morgenländern aus. Denn der Mangel an Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu wurde itzt bey diesen rohen Völkern durch die fast unübersehbare Menge von vorgegebenen Wundern, zu deren Bewunderung jene in der tiefsten Unwissenheit und im dümmsten Aberglauben geflissentlich erhaltene Menschen so viele Empfänglichkeit und Leichtgläubigkeit mit sich brachten, nur gar zu reichlich ersetzt. Allein, das, was itzt gelehret und ausgebreitet wurde, war auch, wie unser Hr. Verf. S. 199, 200 selbst bemerkt, lange nicht mehr die alte, erhabene, einfache, die Welt erleuchtende und bessernde christliche Religion, sondern nur ein geist- und heilloses Kirchenceremoniel und eine Sammlung spitzfindigbestimmter Fragen. Und da mit der erweiterten

Herr-

Herrschaft des christlichen Aberglaubens auch zugleich das kirchliche Gebiet seiner Lehrer erweitert wurde, so läßt sich folglich auch der Eifer, den sie in der Ausbreitung desselbigen bewiesen, gar leicht daher erklären. So werden z. B. S. 221 fgg. von dem Apostel der Irrländer, Patricius, ganz erstaunende Nachrichten von göttlichen Erscheinungen und Wundern angeführt, die dieser Missionarius in Irrland zur Beförderung seines Bekehrungsgeschäfts gehabt und gethan haben solle. — Nicht wenigere und nicht geringere Wunder sollen bey der Bekehrung Klodwigs, des Königs der Franken, und seiner Unterthanen geschehen seyn. Denn so leicht man auch jenen Sieg, den dieser Fürst über die Alemannen davon trug, und die Bewegungsgründe, die ihn zum Bekenntniß des christlichen Glaubens bewogen, aus ganz natürlichen Ursachen und Triebfedern erklären konnte, so wurde das alles doch sogleich für Mirakel erklärt, weil man die Ehre und Ausbreitung des Christenthums dadurch zu befördern glaubte. Auch die albernen Legenden von dem bey Klodwigs Taufe durch eine schneeweiße Taube vom Himmel herabgebrachten und zu Rheims in Frankreich aufbewahrten heiligen Oelfläschchen, von dem französischen Schild mit den Lilien, und von der purpurfarbnen Reichsfahne (l'Oriflamme), welche dem Klodwig beyde von Engeln gebracht worden seyn sollten, und von andern Wundern des Bischofs Remigius werden hier S. 238 — 248 in ihr gehöriges Licht gesetzt. Dagegen lesen wir auch S. 249 ohne großes Entsetzen, wie wenig dieses sogenannte Christenthum bey dem neubekehrten Klodwig auf die Verbesserung seines sittlichen Charakters Einfluß gehabt habe, indem er sich bald nach seiner Bekehrung der treulosesten und niederträchtigsten Grausamkeiten und Mordthaten selbst gegen die mit ihm verwandten Fränkischen Fürsten schuldig gemacht. Und diese Abscheulichkeiten sahen die meisten Bischöfe und Geistliche im Fränkischen Reiche, nach S. 250, nicht nur gleichgültig an, sondern überhäuften auch den unchristlichen König, der sie begieng, noch obendrein mit Lobsprüchen, blos, weil er den Unterthanen der ermordeten Könige sein sogenanntes Christenthum aufdrang, und sich gegen seine Bischöfe fein recht ehrerbietig, gehorsam und freygebig erzeigte. Was dies auch für ein elendes Christenthum gewesen, das dergleichen selbst unchristliche Lehrer unter den Franken ausgebreitet haben, das wird hier S. 253 deutlich genug vorgestellt: „die Nation, heißt es, sprach mit ihrem König ein kaum halbverstandenes Glaubensbekenntniß

nach;

nach; gewöhnte sich desto leichter an ein prächtiges Kirchen-ceremoniel; wurde durch Wunderwerke betäubt, deren um so viel mehrere geschahen, je roher und leichtgläubiger diese neuen Christen waren; ehrte die solchergestalt mit einer scheinbaren göttlichen Vollmacht sie belehrende, ihr ohnedem an Wissenschaft ganz überlegene, Geistlichkeit mit der tiefsten Folgsamkeit; überließ ihr allein, wie die andern Nationen, den damaligen Ueberrest von Gelehrsamkeit und feinen Künsten; fand in Schenkungen an Kirchen und Klöster, oder in Büßungen ein eben nicht beschwerliches Mittel, zwischen den größten Ausschweifungen und dem Christenthum einen Vergleich zu treffen; und blieb übrigens, wie sie größtentheils vorher gewesen war, kriegerisch und zu allen Gewaltthätigkeiten geneigt" etc. Ja, auch die Geschichte der Thronfolger Klodwigs war eben so voll von verrätherischen und niederträchtigen Handlungen aller Art, als von Bruder- und Bürgerkriegen, Ermordungen der nächsten Anverwandten, und andern Abscheulichkeiten. Und ihr Geschichtschreiber Gregor von Tours schreibt von einem ihrer Großen, Guntchram, im gleichgültigsten Tone: „er sey sonst ein guter Mann gewesen, nur habe er eine gewaltige Fertigkeit im Meineide gehabt, indem er jeden Eid, den er einem Freunde schwur, sogleich gebrochen hätte." Daher kann Rec. nicht wohl begreifen, wie unser Hr. V. S. 256 sagen konnte: „etwas habe doch der christliche Aberglaube zur Milderung der Fränkischen Sitten beygetragen;" da die Beweise, die er dafür anführt, doch ein wenig zu schwach und zu dürftig sind. — In dem Folgenden handelt der Verf. noch von der vorgegebenen Bekehrung der Alemannen, der Baiern, der Thüringer, der Picten, der Angelsachsen, so weit ihm die wenig zusammenhängenden Urkunden dieser Zeiten darüber einigen Aufschluß gaben. Und dann zeigt er von S. 290 an, was die Ausbreitung des Christenthums auch in den Morgenländern, in Persien, unter den Laziern im alten Colchis, unter den Abasgern, Herulern, Homeriten oder Hamjaren, und andern für Hindernisse oder Beförderungen gefunden habe.

Von S. 298 bis S. 327 beschreibt der Hr. Verf. den Zustand und die Bekehrungen der Juden. Daß die Juden itzt, da sie einmal aus ihrem eigenthümlichen Vaterland vertrieben, und unter so vielen Nationen und Religionspartheyen zerstreut waren, durch das herrschsüchtige und undulde-

unduldsamen Bedrückungen der Christen gegen sie, und durch die Ausartungen der ihnen angepriesenen christlichen Religion, besonders durch die ihnen so gräuelhafte Heiligenverehrungen und Dreyeinigkeitszänkereyen, immer mehr Abneigung gegen die Annahme derselben, folglich auch immer mehr Anhängigkeit an ihre alten Lehrsätze, Gebräuche und Sitten bekommen mußten, das läßt sich aus dem unzerstörbaren hohen Nationalgeist, der diesem Volke von jeher eigenthümlich gewesen, leicht erklären. Wie wenig sie sich mit Wissenschaften bekannt gemacht, was sie für Sprachen geredet haben, welches ihre berühmtesten Schulen und Lehrer in diesem Zeitraume gewesen; wie der Babylonische und Hierosolymitanische Talmud, die Mischna, die Gemara, die Masora entstanden; wie sich die Rabbaniten und Karäer von einander unterschieden; was für größtentheils vergebliche Versuche die Christen gemacht haben, die Juden zu bekehren, das wird von S. 301 an kurz und bündig vorgestellt.

Von S. 324 an bis zu Ende werden endlich die Veränderungen, die in diesem Zeitalter unter dem christlichen Lehrstande vorgiengen, ausführlich, genau und mit vielen sehr lehrreichen und treffenden Bemerkungen beschrieben. Der Lehrstand oder Clerus entfernte sich nun immer mehr von seiner ersten wahren und eigentlichen Bestimmung, indem er nicht nur durch seine Reichthümer und weitläufige Besitzungen, sondern auch durch seine Macht und Gewalt, die er sich zum Theil selbst anmaßte, zum Theil durch die unbeschränkte Ehrfurcht der Regenten erhielt, immer furchtbarer wurde. Er war nun, besonders in den Abendländern, der einzige Stand, der sich noch einigermaßen auf Wissenschaften legte; hin und wieder nahm er auch schon einen sehr thätigen und entscheidenden Antheil an der bürgerlichen Gesetzgebung und Landesverwaltung, und hinterließ daher weit wenigere Denkmäler von Verdiensten um die Gelehrsamkeit und christliche Religion, als Urkunden von hundertjährigen Händeln mit sogenannten Ketzern, von unveränderlichen Lehrvorschriften, kirchlichen Reichs- und Landtägen, Rangstreitigkeiten und andern, das wahre Christenthum wenig befördernden Beschäftigungen. Zwar blieb der Clerus im Ganzen itzt immer noch den weltlichen Fürsten und Obrigkeiten unterworfen; diese gaben daher auch noch sehr viele Verordnungen über die Wahl der Bischöfe und anderer Kirchendiener, über die Bestimmung der Rechte

und

und Pflichten des Clerus, des Gerichts, vor welchem der der schuldigte Clerus angeklagt werden sollte, der Gerichtsbarkeit, die den Bischöfen zukommen sollte, über kirchliche Rechtgläubigkeit, Gottesdienst, kirchliche Gebräuche, Kirchengüter und die ganze Kirchenverfassung: Aber, da von dem Clerus selbst über alle diese Dinge auf den Kirchenversammlungen schon so viele Gesetze gegeben waren, und die politischen Gesetzgeber bey ihrer uneingeschränkten Hochachtung für die Würde und Vorrechte des Clerus nur als Bestätiger und Vollstrecker der kirchlichen Gesetze angesehen seyn wollten, S. 340. 41, so wurde jene Abhängigkeit des Clerus von der politischen Gewalt dadurch sehr gemildert. — Unter den deutschen Königen stieg hernach das Ansehen der Clerisey, und ihr Einfluß auf die von ihnen bezwungenen Nationen noch höher. Gewohnt, zum Theil schon im Heidenthum die Diener der Religion als Bevollmächtigte der Gottheit, nicht selten als Urheber und Vollstrecker der Gesetze zu verehren, räumten sie itzt, da sie Christen wurden, auch den christlichen Lehrern einen desto höhern Rang ein, da dieselben die vornehmsten und in kurzem die einzigen Gelehrten ihrer Reiche, Sammler und Verbesserer der deutschen Gesetze, Beschützer der Unterdrückten gegen die Könige selbst im Namen des Christenthums, wohl gar Wunderthäter und Heilige vorstellten. Wie sehr besonders die Fränkischen Könige, bey ihrer unbegränzten abergläubischen Ehrfurcht gegen den Clerus, demselben nachgegeben, die Macht und Gewalt desselben erweitert, alle seine Aussprüche respektiret, und vor den Drohungen seiner Bannflüche gezittert haben, davon werden S. 345 fgg. verschiedene historische Beweise angeführt. Auf der ersten Fränkischen Synode zu Aurelianum (Orleans) wurde das Zufluchtsrecht für die Verbrecher aller Art in den Kirchen so unverbrüchlich ausgemacht, daß auch die gewaltsamsten Fürsten es nicht wagten, dasselbe zu verletzen. S. 351. — Wie gut auch die Bischöfe bey ihren Synoden diese allzutiefe Ehrfurcht der politischen Macht zur immer weitern Erhöhung ihres Ansehens und ihrer aristokratischen Gewalt zu benutzen wußten, das zeigen die Gesetze, welche die Kirche sich selbst gab, und die hier S. 354 — 375 ausführlich beschrieben werden, klar genug. „Ueber das Ansehen ihres Standes, sagt deswegen unser Hr. Verf. S. 375, und über dessen hohe Vorzüge vor allen Laien, über seine Unabhängigkeit in mancherley Betrachtung, über seine eigenthümliche oder mit der weltlichen Obrigkeit getheilte Gerichtsbarkeit, über seine Amtsverwaltung

waltung und Sitten haben die Bischöfe auf ihren Synoden Gesetze genug abgefaßt, und darunter auch nützliche. Weit weniger haben sie daran gedacht, die Fähigkeiten festzusetzen, welche ein Mitglied dieses Standes besitzen müsse; höchstens sind diese allgemein und unbestimmt angegeben, oder auf kleinliche Eigenschaften eingeschränkt. Von einer gelehrten Vorbereitung zur Würde eines Clerikus sagen die Canones nichts; wohl aber, daß man nicht ganz und gar unwissend seyn, wenigstens doch eine Zeitlang im Kloster gelebt haben müsse, um in jenen Stand treten zu können. Am allerwenigsten kam auf diesen Versammlungen die wichtigste Frage von allen für den Lehrstand in Betrachtung: wie der Unterricht in der Religion am besten ertheilt, und wie sie am glücklichsten für die Christen genützt werden könne? — Was aber in ihren Veranstaltungen auf Synoden, und bey jeder andern Gelegenheit am meisten auffällt, ist die immer höher und undurchdringlicher werdende Scheidewand, welche sie zwischen ihrem Stande und den Laien, Weltlichen (saeculares) zogen. Je seltner nunmehr in jenem Stande Gelehrsamkeit und ausnehmende Verdienste um die Religion wurden, desto mehr Ansprüche machte er gleichwohl aus seiner vermeinten ursprünglichen Bestimmung an den erhabensten Vorrang, an Macht und Unverletzlichkeit, ja an Heiligkeit, und eine der Gottheit, die aus den Lehrern derselben bey feyerlichen Auftritten zuverläßig sprechen sollte, nahe Größe. Eigentlich war der Grund zu diesen Begriffen schon in frühern Zeiten durch die falsche Anwendung apostolischer Vorrechte auf alle christliche Religionslehrer, und durch die eben so übelverstandene Uebertragung des Jüdischen Priesterthums in den christlichen, demselben so unähnlichen, Lehrstand gelegt worden. Die asketische Gottseligkeit kam hinzu; da der Mönchsstand anfänglich unter Laien aufgewachsen, sich itzt mit dem Clerus zu vermischen anfieng: so trennte sich auch dadurch der letztere desto mehr von jenem." — Zu dieser so zweckwidrigen Absonderung des Clerus von den Laien trug aber nichts mehr bey, als die itzt immer nachdrücklicher eingeschärfte Ehelosigkeit der Clerike r. Diese, so hieß es in den meisten hierüber gegebenen politischen und kirchlichen Verordnungen, sollten so selten, als möglich, verheyrathet seyn; oder wenn sie schon in der Ehe lebten, so sollte es doch keine wahre, rechtmäßige Ehe seyn, sie sollten sich alles ehelichen Beyschlafes enthalten; wer Kinder zeuge, der sollte dafür bestraft, seiner Bedienungen entsetzt werden, wenigstens zu keinen höhern Kirchen-

Kirchenämtern gelangen. Die aus den Ehen der Cleriker (unordentliche Hurerey werden sie in einem Gesetze des Justinians S. 396 genannt,) erzeugten Kinder sollten nicht einmal als rechtmäßige Kinder anzusehen seyn u. s. w. Die Folgen dieser Vorschriften über Ehelosigkeit und eheliche Enthaltsamkeit des Clerus konnten keine andere seyn, als diese: daß nunmehro die den Bischöfen untergeordnete Cleriker selbst die Hüter ihrer Keuschheit abgeben, und alle Frauenspersonen, die etwa in das bischöfliche Haus kamen, daraus wegjagen mußten, und daß so viele Cleriker sich für den ihnen entweder aufgedrungenen, oder um eines frommen Scheins willen gewählten ehelosen Stand eine Art von Schadloshaltung zu verschaffen suchten, die itzt immer allgemeiner und anstößiger wurde, nämlich unter allerley geistlichem, freundschaftlichem oder haushälterischem Vorwande mit verdächtigen Haushälterinnen oder Gesellschafterinnen zu leben. — Wie sehr sich itzt auch der Strom von Reichthümern, der sich in die sogenannte Kirche ergoß, angeschwellt habe, und wie wenig selbst die Regenten und Fürsten, die sich doch über die Verarmung ihrer Kammern zu beklagen, so viel Ursache hatten, es wagen durften, die Zuflüsse desselben auch nur einigermaßen zu hemmen, weil sie befürchten mußten, von den Bischöfen als Feinde Gottes, seiner Diener und der Armen, ja als Kirchenräuber angegeben, und mit ihren geistlichen Bannflüchen verfolgt zu werden, das wird S. 400 fgg. auch ausführlich erzählt. Unter die Bewegungsgründe und Aufforderungen, die Kirchen und Klöster so reichlich zu beschenken, rechnet unser Hr. Verf. S. 426 auch folgende: erstlich, hieß es, es werde den Armen gegeben, — und unter den Armen verstunden die Herren Cleriker öfters sich selbst, — hernach fehlte es nie an Tausenden, die sich nach leichtern Aussöhnungsmitteln für ihre Sünden bey Gott umsahen; „kaufe deine Sünden durch Erbarmungen ab, hieß es itzt, und deine Ungerechtigkeiten durch Barmherzigkeit gegen die Armen, vielleicht wird Gott geduldig über deine Sünden seyn!" Setzt man noch hinzu, daß itzt auch die Einbildung immer mehr überhand nahm, als ob verstorbene Heilige den Lebenden einen wundervollen Beystand leisteten, und ihre Sachwalter bey Gott wären, so war nichts natürlicher, als daß man durch Bereicherung der ihnen gewidmeten Kirchen und Klöster sie zu bestechen und ihre Gunst zu gewinnen suchte. Zur Unterhaltung dieses dem Clerus so einträglichen Wahnes trug besonders Salvianus, der schon

 vorher

vorher S. 205 als Vertheidiger des Christenthums aufgetreten ist, durch seine S. 418 fg. recensirte Schutzschrift für die Habsucht des Clerus nicht wenig bey. — Zuletzt S. 434 f. wird auch noch die Art und Weise, wie die Bischöfe anfiengen, sich nach und nach zu Reichsständen in deutschen Ländern zu bilden, in ein sehr helles Licht gesetzt. Da uns der Hr. Verf. am Ende noch verspricht, den folgenden Theil seiner Kirchengeschichte mit den Entwürfen der Römischen Bischöfe zu eröffnen, die kirchliche Aristokratie in eine Monarchie zu verwandeln, so sind wir desto begieriger darauf, und wünschen ihm zur Ausfertigung desselben, so wie zur Fortsetzung dieses so vortreflichen historischen Werks überhaupt, recht viel Muße, Gesundheit und Munterkeit.

Bs.

Die Lebensrettungen Friedrichs des Zweyten im siebenjährigen Kriege, und besonders der Hochverrath des Barons von Warkotsch, aus Originalurkunden von C. D. Küster, Consistorialrath. Berlin, bey Matzdorff, 1792. 196 Seiten, nebst 1 Bogen Dedic. und Vorrede. 8. 14 gr.

Der Verf. wurde höchsten Orts aufgefordert, einige Hauptbegebenheiten des siebenjährigen Krieges, wovon er Augenzeuge gewesen war, zu beschreiben. In dem **Bruchstücke seines Campagnelebens** hatte er einiges über die Warkotsche Verrätherey gesagt, welches man ausführlicher dargestellt und berichtigt wünschte. Für die Authenticität glaubte er nicht sicherer bürgen zu können, als wenn er die gerichtlich attestirte Aussage des Hegemeisters **Kappel**, der die Verrätherey entdeckte, dessen übergebene Nachricht und den gutachtlichen Bericht der Breslauischen Oberamtsregierung mittheilte. Der Inhalt des Buchs ist in acht Abschnitte getheilt. Der erste enthält die Gefahren, darin sich der Staat und das Leben des Königs befanden. Bey den letztern beschreibt er, uneingedenk der Ueberschrift, wo nur vom siebenjährigen Kriege die Rede ist, auch Vorfälle aus den beyden frühern Feldzügen. Sie sind in chronologischer Ordnung verzeichnet. Sie lassen sich nicht ohne Theilnehmung lesen. Rec. ziehet nur die Lebensgefahr aus, worin der Monarch sich 1756 nach der Schlacht

bey

bey Lowosiß befand. Der im Wagen sißende ermüdete König legte die Füße auf den Rücksiß. Eine zwölfpfündige Kanonenkugel, die eigentlich zum Zeichen des Aufbruchs von den Feinden abgefeuert wurde, flog durch den untern Theil des Wagens, die ihn getroffen haben würde, wenn seine Füße nicht auf dem Rücksiße geruhet hätten. Der zweyte A. schildert die gefahrvolle Lage des Königs in den Monaten August bis November 1761. (Fällt dieser Zeitraum nicht auch in die Tage des siebenjährigen Krieges? Warum also hier ein neuer Abschnitt?) Vorzüglich wurde der Eintritt des Octobers durch die Einnahme der Festung Schweidniß höchst traurig. — Der 3te und 4te Abschn. — der wesentliche Theil des Buchs — begreift die oben gedachte Aussage und Nachricht Kappels, nebst dem Bericht der Regierung. Mathias Kappel war Jäger beym Freyh. v. Warkotsch, und hatte sein Vertrauen. Dieser war erst in Oesterreichischen Diensten gewesen, erhielt aber auf sein Ansuchen die Entlassung, weil er die von seinem Bruder in Pr. Schlesien ererbten Güter in Besiß nehmen mußte. Auf seinem Wohnsiße, dem Schlosse Schönbrunn, übernachtete der König am 8. Nov. 1761. Kappal mußte diesen auf dem Weg nach Breslau hinter Strehlen führen. Friedrich lagerte sich in und um diesen Ort; das Hauptquartier war in dem an die Stadt stoßenden Dorfe Woisselwiß. In dem Hause, worin er lag, hatte er nur 13 Mann von der Garde zur Bedeckung. W. war öfters beym Könige. Am 29. Nov. war er in Begleitung Kappels gleichfalls im Hauptquartier, hielt sich bis 12 Uhr in der Nacht dort auf, und kam erst gegen 2 Uhr in Schönbrunn zurück. K. erhielt von seiner Ehefrau einen Brief ohne Aufschrift, den ihr der katholische Pfarrer Schmidt aus Siebenhuben eingehändigt hatte, und den sie oder ihr Mann noch an demselben Tage, wenn es auch noch so spät wäre, dem Baron abliefern mußten. Es geschah, und nach einer halben Stunde überbrachte W. die Antwort dem Jäger, der sie am folgenden Tage früh zu dem gedachten Schmidt tragen sollte. K., der sowohl als seine Frau über diese seit einiger Zeit gepflogene Correspondenz und über manche Aeusserungen ihres Herrn unruhig geworden war, öffnete noch in der Nacht das Schreiben, ließ durch den im Dorfe wohnenden evangelischen Prediger Gerlach eine Abschrift davon nehmen, schickte diese mit des Barons Petschaft versiegelt durch seinen Burschen nach Siebenhuben, und trug das Original ins Hauptquartier. W. und S. mußten bey der

Arretirung zu entkommen. Ihnen wurde der Prozeß gemacht, und das vom Könige bestätigte Urtheil fiel dahin aus: daß beyde recht- und ehrlos erklärt, W. Wappen zerbrochen, sein Bildniß geviertheilt, das Bildniß S. aber zuvörderst enthauptet, und der Körper in vier Theile zerhauen werden sollte, welches auch auf dem Salzringe in Breslau auf einem hierzu errichteten Echafaut am 11. May 1762 vollstreckt wurde. Die Erzählung des Hrn. Postmeisters Stiller sucht Kappel zu berichtigen, aber ist falsch. Dieser sagt nämlich: daß er den Brief nicht an den Schmidt, sondern nach Henrichau an den General Wallis bringen sollen; so wie auch sein Lehrbursche demselben die Abschrift überbracht habe. Dieses widerspricht selbst dem Kapplischen Aufsatze und den Acten. Rec. besitze eine auf 2 Bogen in 4. abgedruckte zuverläßige Nachricht von W. und S., die gleich nach Vollziehung der Sentenz publicirt wurde, wo ebenfalls gesagt wird, daß die Antwort an Schmidt abgegeben werden solle. Dies bestätigen auch die in den Jahrgängen 1761 und 62 der Haude- und Spenerschen Berliner Zeitung 15mal abgedruckten Edictalcitationen der beyden Verräther. — Eben so wenig stimmt die Abschrift des Briefes in Kappels Aufsatze mit den Acten, wo Stellen des Originals getreu angeführt sind. Hr. Küster bemerkt diese Verschiedenheiten kürzlich S. 116 im 5. Abschn., der Erläuterungen und Zusätze enthält. S. 120 giebt er den Plan an, u. a.: daß die Oesterreichische Armee in der Nacht einen Hauptangriff auf die Preußische Fronte thun wollte, etc. — Dies ist schwer zu glauben. Wodurch sollte dieser Plan bekannt geworden seyn? — Der Verf. zeichnet die Charaktere der beyden Verräther also: W. habe Hang zur Wollust gehabt, den Trunk und das Spiel geliebt, sey ein feiner Hofmann gewesen, der die Kunst verstanden habe, Große für sich einzunehmen. Er habe nach S. 125 den Pfarrer S. zur Untreue gegen seinen Landesherrn verführt. — Wer der Verführer, wer der Verführte gewesen, läßt sich wohl nicht bestimmen. Hr. Küster zweifelt selbst S. 128: „Andere meinen: daß S. den Baron verleitet, und der feindlichen Armee zum Werkzeuge in der ersten Anlegung des abscheulichen Plans gedient, auch seine Eva (Eva Paulin, eines Hanswolbs Tochter, die wegen der Bestellungen, wozu sie S. gebrauchte, Verdacht erweckte, besonders da sie bey der Entdeckung auch entwich,) zur Wegweiserin gebrauchen, sie zu einem Mädchen von Orleans habe begeistern und erheben wollen.“ — Similia

claudi-

claudicat! — Schmidt wird besonders wegen seiner Aufführung gegen seine Eltern getadelt, denen er von Jugend auf Verdruß gemacht. Nach der eben angeführten gedruckten Nachricht hat sein Vater bey der Untersuchung sich darüber beklagt, daß er fast in eilf Jahren seine Eltern, ungeachtet der Wohlthaten, die sie ihm zufließen lassen, bey seinen Besuchen in Neisse nicht gewürdigt habe, bey ihnen eine Mahlzeit oder ein Nachtlager zu nehmen.

W. ist nach unserm Verf. bis an die Türkische Gränze geflohen, hat zu Pest in Ungarn ein Jahrgeld genossen, wo er auch gestorben ist. (Pest liegt ja nicht an der Türkischen Gränze.) Ob der König dankbar gegen den Jäger gewesen sey, bejahet der Verf., und Rec. stimmt ihm völlig bey. Man vergleiche hiermit die **Briefe eines Pr. Feldpredigers** S. 50. Der Verf. dieser Anzeige hat von glaubwürdigen Männern gehört, daß Friedrich sich gnädig gegen ihn bezeigt habe, und daß der würdige Greis noch immer mit Enthusiasmus von dem Monarchen rede. In dem Aufsatze heißt es: „Jetzt lebe ich bey einem mäßigen Auskommen zufrieden." Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Der Verf. sagt S. 139: „Würde ihn der König mit hohem Rang und großen Gütern belohnt haben, so hätte es andern schlechtdenkenden Domestiken Veranlassung geben können, ihre unschuldige Brodherren unglücklich zu machen." — Dieses Raisonnement ist nicht passend. — Der 6te Abschnitt hat manche Reflexionen über Friedrichs Versuchungen zum Selbstmorde und über die Ursachen der Verhinderung desselben, die Rec. nicht unterschreiben würde. Sie sind in einem ermüdenden weitschweifigen Tone mit vielen Anmerkungen vorgetragen. S. 152 sagt der Verf., „daß Friedrich in Breslau 1758 einige ins Französische übersetzte Stücke aus **Lilienthals** guter Sache der Offenbarung gelesen habe." — Sollte der Hr. Verf. dieses von Augenzeugen wissen? — Der 7te Abschnitt enthält das Gedicht der nunmehr verstorbenen **Karschin** zur Kirchenmusik in Magdeburg, welches **Rolle** componirte. An diesem Orte steht dasselbe gewiß sehr überflüßig. Achter Abschn. „Was vor (für) Wirkungen hat es bis 1791 gehabt, „daß des Königs Leben gerettet worden." Ist eine sonderbare Ueberschrift. Die Friedensschlüsse, die Erwerbung von Westpreußen u. s. w. konnten freylich nicht mehr durch ihn geschehen, wenn er früher gestorben wäre.

Ungeachtet Rec. den ächten Patriotismus nicht verkennt, der fast auf jedem Blatte des Buchs ersichtlich ist, und die frommen Gesinnungen, die der Verf. äussert, gewiß nicht mißbilligen kann, so gehören doch so manche weitschweifige Raisonnements nicht in ein Buch, welches Geschichte seyn soll. Es hätte sehr abgekürzt werden, und bey weitem der größere Theil ohne Schaden des Hauptinhalts wegfallen können. Der ehrwürdige Verf. urtheilt ja selbst in der Vorrede, daß man ohne Wortprunk Geschichte schreiben müsse. In den Erzählungen ist manches falsch; z. B. S. 24: „daß Herr v. Pirch (nicht Pirg) in Strasburg als französischer General gestorben sey.“ Er starb im Jahre 1783 als Oberster und Commandeur des Regiments Hessen-Darmstadt bey Santa Maria in Spanien. Andere Stellen sind dunkel, und veranlassen Mißdeutung. Z. B. in der Vorrede: „Eilet man nicht, so wie es Herr Nicolai gethan, aus dem Munde bewährter Gewährsmänner das Wahre kritisch zu hören, u. s. w. Sollte man nicht glauben, der Verf. zeihe Hrn. N. der Eilfertigkeit? Diesen Sinn hat der Verf. seinen Worten nicht untergelegt; allein, die Wortfügung ist nicht recht verständlich. Unrichtigkeiten sind: denkende, forschende Uebungen; das Beywort: todtdrohende Lebensgefahr, wie S. 8, was vor Lebensgefahren 15.

Des Verf. Bescheidenheit begnügt sich mit dem Urtheile, „einen geringen Stein zum Tempel der wahrhaften Geschichte des Königs mühsam herbeygetragen zu haben.“ Dies Zeugniß wird man ihm in Rücksicht der Hauptsache gern geben, ungeachtet nach dem eigenen Geständnisse desselben über manchen Umstand der Entstehungsgeschichte des Hochverraths noch ein Schleyer hängen bleibt. Ist gleich die Masse des Steins brauchbar, so hätten doch nicht so viele unnütze Zierrathen und geschmacklose Künsteleyen zugleich an demselben angehängt werden müssen, wodurch das Gebäude gewiß nichts gewinnt.

Ad.

Erd-

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und einer Landkarte. Sechster Band. Berlin, 1792. in der Voßischen Buchhandlung. 1 Alph. 5 Bogen in gr. 8. Siebenter Band; 292 und 230 Seiten, ohne die Vorreden. 3 Rh. 16 gr.

Den größten Theil des sechsten Bandes, bis S. 372, des Forsterschen Reisemagazins, nehmen Anburey's Reisen im innern Amerika ein, die der Herausgeber abgekürzt aus dem Englischen hat übersetzen lassen. A. gieng als ein junger Officier 1776 zur Armee des Generals Bourgoyne nach Quebeck; wurde in dem unglücklichen Feldzug 1777 mit gefangen, dann ausgewechselt und nach England zurückgeschickt. Von seinen Briefen ist der erste den 11. Sept. 1776 an den Untiefen von Neufoundland, und der letzte im Dec. 1781 zu Falmouth datirt. Neue und mühsam gesammelte Nachrichten und tiefeindringende Bemerkungen darf man freylich von dem Verf. nicht erwarten: indeß macht er doch seine Leser durch einen angenehmen Ton der Erzählung mit der Lebensart der Canadier und Nordamerikaner und der Beschaffenheit ihres Landes bekannt, und gewährt immer eine unterhaltende Lektüre. Der S. Lorenzfluß ist bereits 400 E. Meilen von seinem Ausflusse schiffbar. Der Verf. sah einst auf demselben das herrlichste natürliche Feuerwerk, da hin und her schießende Meerschweine einen fortwährenden Lichtstrom auf ihrer Bahn im Wasser hinterließen. Auf diesem Strom verspürte man in der Mitte des Augusts, nach einer unleidlichen Hitze, bey unverändertem Barometer, einst des Morgens eine so scharfe Kälte, daß man sich durch Ueberröcke schützen mußte. Am dritten Morgen sah man ein ungeheures Eisstück gegen das Schiff anschwimmen. Quebeck heißt in der indianischen Sprache eine Verengerung, weil der S. Lorenzfluß sich hier bis zu einer englischen Meile plötzlich verengt. Ehe man den Hafen erreicht, paßirt man eine mitten im Fluß liegende große Insel,

Orleans. Die Schiffahrt auf diesem Flusse ist sechs Monate lang durch das Eis gesperrt. Quebeck hat einen Hafen in frischem Wasser 120 Seemeilen weit vom Meere, und ist geräumig, 100 Linienschiffe zu fassen. Der Verf. fragte nach Erdäpfeln unter dem Namen Pommes de terre: Niemand verstand ihn. Endlich erfuhr er, daß sie Patales hießen. Die Canadischen Waldungen sind unermeßlich. Zu Montmorency hinter Quebeck ist ein Wasserfall von 120 Fuß Höhe. Fahrt nach Trois Rivieres, von drey hier zusammenfliessenden Flüssen. Montreal (eigentlich Monts royaux von zwey hervorragenden grossen Bergen) liegt auf einer Insel des Lorenzflusses. Die dasigen Kaufleute sind meistens Pelzhändler, die durch ausgeschickte Rauchhändler auf langen, lebensgefährlichen Reisen, tiefer im Lande unter den Indianern die Pelzwaaren eintauschen lassen, und dann nach England schicken. Malerische Beschreibung dasiger Winterscenen und Winterreisen. Mitten im zugefrornen Strome bleiben einige warme Quellen offen, die zur Warnung für Fahrende durch eingesteckte Fichtenbäume bezeichnet werden. Bey starkem Nordostwinde kann man ohne Gefahr, Nasen oder Ohren zu erfrieren, kaum über die Gasse gehen. Leichen werden hier den Winter über in einem besondern Zimmer aufbewahrt, bis Thauwetter einfällt, welches auf die Lebenden sonderbare Eindrücke macht. Hier kennt man weder Frühling noch Herbst; Sommer und Hitze folgen unmittelbar auf den Winter; in wenig Tagen ist der Schnee geschmolzen, und alles wächst sichtbar. Der Boden ist so fruchtbar, daß er keines Düngers bedarf, so daß die Leute ihn mit Schlitten auf das Eis bringen, damit er beym Aufgehen fortgetrieben werde. Seit der Englischen Regierung hat man allenthalben Säge- und Mahlmühlen angelegt: man versieht Westindien mit Mehl und Hausrath, und England mit Pelzen. Eine Nachricht von den Canadischen Pelzthieren, wobey der Verf. vieles aufs Hörensagen nachgeschrieben zu haben scheint. Mit dem Aufbruch aus Montreal sind die Briefe aus dem Lager datirt, und enthalten die Kriegsoperationen dieses Feldzugs bis zu dem unglücklichen Tag bey Saratoga, die nun eigentlich freylich nicht in ein Magazin von Reisebeschreibungen zu gehören scheinen, aber doch manche Umstände enthalten, die damals aus den öffentlichen Nachrichten nicht bekannt wurden, zur Entschuldigung des Generals Bourgoyne dienen, und dem künftigen Geschichtschreiber des Amerikanischen Krieges wichtig

seyn

seyn müssen. Doch bleiben die Umstände der unglücklichen Schlacht vom 7. October, wo das Englische Heer nach einem glücklichen Feldzug zum erstenmal geschlagen, und dann, bis auf 3000 Mann geschmolzen, auf dem Rückzug eingeschlossen wurde, immer noch im Dunkeln, weil der Verf., der derselben nicht beywohnen konnte, nur den Erfolg davon meldet. Wahr und rührend schildert der Verf. seine Empfindungen vor und nach der Schlacht und beym Anblick des Schlachtfeldes. Wölfe, deren nächtliches Heulen das Lager erschreckte, versammelten sich in Haufen, und wühlten die eingescharrten Leichname aus. Am schlimmsten kamen im ganzen Feldzug die Officiere weg, die auf Märschen, Posten und Gefechten den Amerikanischen Scharfschützen vorzüglich zum Ziel dienten, die sogar durch meuchelmörderische Schüsse das Leichenbegängniß des Gen. Frasers störten. Daß aber Uebersetzer und Herausgeber sich vereinigen, des Verf. Eifer für die Sache seines Königs zurechtzuweisen, und meinen, derjenige, der gegen die Freyheit und gegen die Rechte der Menschheit zu Felde ziehe, und nicht mit einer Tyranneiseele gebohren sey, müsse sich Illusion machen — mißfällt zuletzt dem Leser. Wie wollen sie bey gleichen Grundsätzen die Preußen im Feldzuge von 1792 beurtheilen? Bewunderung erweckt die Ausharrung der Königlichen Truppen bey Mangel, Blöße, Kälte, Strapazen und fortwährender Unsicherheit. Sehr wahr schildert der V. die Fehler des in England ohne Kenntniß des Landes entworfenen Operationsplans, die Ursachen, warum er scheitern mußte, und den Nachtheil, wenn einem General die Hände zu sehr gebunden sind, nach Befinden der Umstände das mindeste zu ändern. Viele Schuld des mißlungenen Feldzugs scheint der Verf. auf den General Howe zu schieben. Fast noch mehr Leiden mußte der Verf. nebst den Gesellen seines Unglücks in der Amerikanischen Gefangenschaft ausstehen. Man wollte damit die Desertion befördern, und erreichte zum Theil diesen Zweck. Man brachte sie zuerst nach Cambridge. Hier ist die älteste Universität in Amerika, hatte aber damals nur 20 Studenten. Auf dem Wege durch die Jerseys sahe er merkwürdige Wasserfälle am Passacfluß. Lankaster ist die größte Stadt im Innern von Nordamerika, und enthält 10000 Einwohner, meistens Deutsche und Irländer, war aber damals sehr in Verfall. Harte Behandlung der Virginischen Negersclaven. Heerden wilder Truthühner, die man in Fallen fängt. In Richmond ist es Sitte des Pöbels, bey einem Zank dem

Andern die Augen auszureissen. Bey Winchester ist ein von Natur gebildeter Brunnen, in den man zu gewissen Zeiten 200 Ruthen tief hinunter steigen kann, und der zu anderer Zeit in grosser Fülle überströmt. Pfirsiche wachsen in Virginien so häufig, daß man Schweine damit füttert, und aus den zusammengefaulten Früchten Brandwein brennt, der sehr berauschend ist. Eine den Reisenden in Virginien eigene Gefahr ist das Herabstürzen fauler morscher Fichten bey dem leichtesten Winde. Bey Hartfort in Konnecticut sind eingegangene Kupferbergwerke, in welche man zu Anfang des Kriegs die Loyalisten versenkt hat, die darin kaum einige Monate ausdauren konnten. Lesern dieser Reisebeschreibung würde mehr mit einer Charte von dem Brittischen und freyen Nordamerika gedient gewesen seyn, als mit den zwey Kupfern eines Wilden und eines Blockhauses.

2) Reise nach Bambuk von einem ungenannten Franzosen. Der Anfang lautet also: „Bambuk liegt östlich von Galam, und fängt bey dem Dorfe Niakaleljaqu an, das dem Könige Siradik-Thomaneh Nikakel gehört. Nördlich gränzt es an einen Theil des Königreichs Sarakolet; westlich an die Republik Bondu, südlich an das Land der Giangarn, und endlich östlich an die Gebirge von Tambaura, in denen die berühmte Goldgrube von Natakon ist.“ Das ist abschreckend für Leser, und dergleichen hat das Reisemagazin gewiß viele, die nicht bereits wissen, wo sie Bambuk suchen sollen. So viel hätte doch gesagt werden können, daß dieses Land in Afrika, und zwar in Aethiopien, 12° S. b. und 10° O. L. und etwa 10 Grad landwärts vom grünen Vorgebirge liege. Es soll aus drey kleinen Königreichen, Thomaneh, Makan und Nußa, bestehen, deren Könige aber die ärmsten im Lande sind: da Reichthum hier blos durch Fleiß erworben wird, dessen sich die Könige mit ihren Familien, des Standes wegen, enthalten müssen. Sie tragen übrigens eiserne Halsringe, als ein Zeichen der Befugniß, Gefangene zu machen. Sonderbar genug! Es hat berühmte Goldminen, zu Semaylla, Natakon und Lambia, die weder dem Könige, noch sonst Jemanden gehören, sondern neun Monate lang jährlich jedem Neger (die Neger des Landes sind von der schönsten Schwärze), der darin arbeiten will, offen stehen. Was sie hier, oder durch Goldwäschen, an gediegenem Golde finden, wird gegen verarbeitetes Silber, z. B. Armbänder und Fußketten, auch

für Zeuge, verkauft, und alles Gold, womit man an dem Nieder-Gambia handelt, kommt aus Bambuk. Gern läse man mehr von diesen Goldgruben, ihrem Ertrag und dem damit getriebenen Handel: der Ueb. hat aber die drey davon handelnden Abschnitte des Originals überschlagen, weil, wie er versichert, der Verf. zu große Unwissenheit in der Mineralogie und Bergbaukunde verrathe. Nur führt er daraus an, daß das Gold hier, wie in Rußland oder Sumatra, in eisenschüssiger Erde oder Gestein gefunden werde. Uebrigens soll das Land durch eine ungeheure Menge wilder Kühe geplagt seyn, die den Anbau desselben unmöglich machen. Die Einwohner bekennen sich dem Namen nach zur Mahomedanischen Religion. Merkwürdig ist noch die Bemerkung, daß in diesem Land die Anzahl der Männer gegen die Zahl der Weiber merklich geringer ist — ein Umstand, der die Vielweiberey in Ländern dieser Art rechtfertigt. Das Original kam 1789 zu Brüssel heraus.

3) D. **Thomas Howels** Tagebuch seiner Reise von Indien durch Armenien und Natolien oder Kleinasien nach England, aus dreyzehn Bogen des Originals in drey zusammengedrängt, mit einer kleinen Charte. Ein sehr trocknes Diarium, das aber auch nur die Absicht haben soll, zu zeigen, daß der Weg von Ostindien nach England über Constantinopel vorzüglicher sey, als die Landwege über Aleppo und Cairo und andere mehr sind; wiewohl genaue Beurtheiler die Data zur Vergleichung vermissen werden, da der Verf. auch seine Mühseligkeiten nicht verschweigt, und keine Maaße für seine Routen angiebt. Der Verf. verließ **Madras** den 1. Sept. 1787, verweilte sich in **Madura**, wo er den Major Macleod zu sich nahm, bis den 1. October, und reiste von da zu Lande nach **Cochin**, auf der andern Küste der Halbinsel, wo er den 21ten anlangte, und von da zu Schiffe über **Goa**, (wo er einzelne weit von einander liegende Häuser, zerstreute Festungswerke, prächtige Kirchen und Klöster, und halbdurchsichtige Austerschaalen statt der Fensterschaalen fand,) nach **Bombay** gieng. Hier langte er den 25. Nov. an, und gieng den 13. Jan. 1788 mit neuer Gesellschaft nach **Baßora** unter Segel, wo er den 23. Febr. ans Land stieg, von da die Reise auf dem Euphrat nach **Hilla** (dem alten Babylon), und dann nach **Bagdad** fortsetzte, wo die Gesellschaft den 20. März eintraf. Von hier reiste sie den 24ten ab, that eine beschwerliche Landreise über **Mosul**, **Diarbek** und **Ismid**, von welchem letzten Ort

sie

sie den 11. May nach Constantinopel abschifften, und von hier aus die Rückreise, des damaligen Türkenkriegs wegen, nicht über Wien, sondern über Triest antraten, wo sie den 27ten Julius anlangten, und über Deutschland nach Ostende reisten, und den 16. Sept. in London eintrafen. Man sieht aus diesem Grundriß, daß die beschriebene Reiseroute wenigstens die kürzeste nicht ist. Die beygelegte Charte begleitet die Reisenden nur von Baßora bis Constantinopel.

Der siebente Band liefert 1) **Brissots, oder Warville**, bekannte **Reise durch die vereinigten Staaten von Nordamerika**, in einem zweckmäßigen Auszug. Das Original ist bekanntlich mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden, und ist auch bereits zweymal übersetzt worden. Leser dieses Magazins werden es dem Sammler desselben Dank wissen, daß er ihnen das eigentlich Interessante aus dieser Reisebeschreibung nicht hat vorenthalten wollen, da zumal die in den Bayreuther Zeitungen so oft ausposaunte Kayserische Uebersetzung voller Fehler ist. Billig hat er die vielen Declamationen, Reflexionen und andre Armseligkeiten, von denen das Buch voll ist, die zu einer Reise durch Nordamerika nicht gehörigen Nachrichten von Brest, und den ganzen dritten Theil, der Vorschläge zu Handelsverbindungen zwischen Frankreich und Nordamerika enthält, weggelassen. Es hätte, unseres Bedünkens, noch mehreres wegbleiben können, z. B. individuelle Nachrichten von unbekannten Männern und gemachten Bekanntschaften, z. B. S. 258. **Brissot** langte den 24. Jun. nach einer Fahrt von 51 Tagen aus **Havre de Grace** in **Boston** an. Hier fand er eine allgemeine Thätigkeit und Religionsduldung, geschickte und verträgliche Lehrer verschiedener Secten, die, ohne Besoldung, blos von den Collecten eines jeden Sonntags, und von der Steuer für die Bänke in den Kirchen, leben: und eben dieses nöthigt sie, auf ihre Vorträge Fleiß zu wenden; sie predigen blos Moral, selten Dogmatik. Man trinkt daselbst warmen oder kalten Punsch vor Tisch, Madera oder spänische Weine über Tisch, und Nachmittags Thee; englisches Bier ist verboten, weil man es in **Philadelphia** eben so gut brauet, so wie man itzt auch in **Weymouth** Käse bereitet, die dem Chesterkäse gleichkommen. Auch fängt das Amerikanische Pökelfleisch an, das Irländische entbehrlich zu machen. Es sind neue Salzwerke, Seilerbahnen und Papiermühlen angelegt worden. Boston hat in einem vier

Engli-

Englische Meilen abgelegenen Orte, Cambridge, die vornehmste Universität in N. A. Die 1764 verbrannte Bibliothek ist aufs neue wieder durch freywillige Geschenke mit 13200 Bände angewachsen. Die Einrichtung ist die Englische. In Boston selbst aber ist der Geschmack an Wissenschaften durch den Handelsgeist verdrängt; selbst die angefangene Herausgabe der Memoiren der dortigen Akademie muß aus Mangel an Subscribenten unterbleiben. Auf der Reise nach Neuyork (260 E. Meilen), wohin noch kein Postwagen angelegt ist, fand er in Worchester einen Buchdrucker, Thomas, der so sauber als Didot drucken soll. In Connecticut ist Stärke der Bevölkerung, Schönheit des Blutes und Menge hübscher Mädchen gleich auffallend. Newhofen hat eine in N. A. berühmte Universität. Einige Anekdoten von der Herzhaftigkeit Putnams. Gänzlicher Verfall von Newport nach dem Krieg und durch das Papiergeld. Die Summe der Bevölkerung in dem Staat Neuyork war 1756, 82000; 1776, 148000; 1786, 220000 Weiße. In der Stadt herrscht Wohlstand und Englischer Luxus: und alles ist theuer. Die Einkünfte des Staats sollen 42000 Louisd'or, und die Ausgaben nur den vierten Theil davon betragen. Reizend ist die Schilderung des patriarchalischen Lebens einer Quakerfamilie, die der Verf. auf einer Pflanzung bey Middletown kennen lernte. Sie war mit allen, selbst erbauten, Bedürfnissen im Ueberfluß versehen; selbst das Tuch und Linnen ihrer Kleidungsstücke war innerhalb der Pflanzung gewebt. Das entbehrliche Getraide wurde den benachbarten Müllern, und Gemüse, Butter und Käse in die nächste Stadt verkauft. Lebensumstände des großen Franklins. Nachdem er sich des hohen Alters wegen den öffentlichen Geschäften entzogen hatte, baute er sich zu Philadelphia, wo er vor 60 Jahren als ein armer Buchdruckergeselle angekommen war, ein großes aber einfaches Haus, und legte darin eine Buchdruckerey und Schriftgießerey an, und bildete seinen Enkel, Hrn. Bache, zu dieser Kunst. Sein großes Vermögen hat er in seinem Testament zwischen dem Staate and seiner Familie getheilt, und vermachte den Städten, Boston und Philadelphia, verschiedenen Akademien und Universitäten, ansehnliche Legate. Seinem Enkel, William Temple Franklin, hinterließ er seine Bücher, Manuscripte und Nachrichten zu seinem Leben, das nächstens öffentlich erscheinen soll. Der Weinbau geräth in Virginien, aber er kommt um deswillen nicht fort, weil er

Arbeiter erfordert, die man nicht entbehren kann, und weil man Europäische Weine, z. B. Roussillon, weit wohlfeiler trinken kann. Die Wetterabwechselungen sind hier häufiger und schneller als in Europa: und wenn es schlecht Wetter werden will, steigt das Barometer sehr schnell, und fällt dann nach und nach wieder. Eingebohrne glauben, daß die Amerikaner die Spanier einst von dem Mississippi vertreiben, und sich in Louisiana ansäßig machen werden. In Philadelphia unterhalten die Quäker eine Schule für Negerknaben und Mädchen: sie hat ein Einkommen von 5000 franz. Livres, und ist von einem Quäker, **Benezet**, der 1784 gestorben ist, gestiftet. Eben diese haben den Sclavenstand und die Einführung der Neger abgeschafft. Neun Staaten von dreyzehn haben auf ihren Betrieb die letztern verboten. Und obgleich der neue Congreß versprechen mußte, binnen 20 Jahren dieselbe nicht allgemein zu verbieten, wenn er eine Spaltung vermeiden wollte: so kann man doch das unwiderrufliche Verbot des Negerhandels als sehr nahe ansehen. In Virginien und Maryland hauptsächlich glaubt man den Neger zum Tabaksbau nicht entbehren zu können. Doch, da dieser Bau von Tag zu Tage abnimmt; indem der Tabak am Ohio und Mississippi ergiebiger und besser gebaut wird: so wird auch die Sclaverey hier nach und nach entbehrlich werden. Man wird sich gezwungen sehen, den Tabaksbau aufzugeben, und dafür Getraide und Kartoffeln zu pflanzen, welches klügere Virginier, selbst **Washington**, schon itzt thun. Doch leben auch die freyen Schwarzen in einer niederdrückenden Verachtung: sie sind entweder Dienstboten, oder haben kleine Kramläden, aber immer nur in einem Artikel, oder bauen das Land. Man erlaubt ihren Kindern den Eintritt in die Schulen, nicht aber in Gymnasien und Akademien. Beyspiel eines Schwarzen, **Derham**, der itzt in Neu-Orleans die Arzneykunst ausübt, die er von zweyen seiner vorigen Herren erlernt hatte, und ein anderes von einem Negersclaven, der, ohne lesen und schreiben zu können, in anderthalb Minuten beantworten konnte, wie viele Secunden ein Mensch von 70 Jahren, 17 Tagen und 12 Stunden gelebt haben würde? In N. A. fängt man an, den häufig wachsenden Ahornbaum zum Ersatz des westindischen Zuckers zu gebrauchen. Jeder Baum giebt Saft zu 5 Pfund Zucker. Der Baum wächst ohne Pflege, und sein Saft fließt im März. Der Zucker soll dem von den Inseln an Farbe und Geschmack gleich kommen. In **Philadelphia** sind viele

Buch-

Buchdruckereyen, Zeitungen und Buchläden, und 52000 Einwohner, so wie im ganzen Staate viele Papiermühlen. 1760 waren der Einwohner von Pensylvanien, die Kopfsteuer bezahlten, 31667; 1786 aber 66925. Die ganze Anzahl der Weissen beträgt 360000. Penns, des ersten Pflanzers, Descendenten, die in Nordamerika ein unermeßliches Eigenthum hatten, sind, weil sie die Parthey der Krone nahmen, undankbarerweise desselben verlustig erklärt worden, und leben nun von einer Pension des Parlaments. Es fehlt noch an einer gleichförmigen Vertheilung der Abgaben: manche Pflanzer wissen sich denselben unbemerkt zu entziehen. Eigentlich zu reden, giebt es hier keinen Frühling; so schnell ist der Uebergang von der Unterbrechung alles Wachsthums im Winter zum plötzlichen Ausbruch desselben im Anfang des Sommers. Die Quäkerinnen haben hier durchgehends blasse Farbe (wie bey uns die Schwestern der Herrnhuther). Die Lutherische Gemeine in Philadelphia hatte von 1774—1787, 5175 Gebohrne und 2369 Gestorbene — ein ganz ungewöhnliches Verhältniß. Von der trefflichen Schilderung und Nachricht von den Quäkern wünschten wir recht viel abschreiben zu können, wo wir nicht des Raumes schonen müßten. Auf einer Reise nach Mount-Vernon kam der Verf. durch Wilmington, das Mehl nach den Inseln ausführt; nach Havre de Grace am Susquehannah, einer angehenden Stadt von 150 Häusern; Baltimore von 15000 Einwohnern, das seit dem Krieg einen Theil des Handels von Philadelphia an sich gezogen und sich zur Stadt erhoben hat; Alexandrien, wo vor 30 Jahren kaum zwey Häuser standen, itzt viel Luxus herrscht. Zehn Meilen davon liegt Mount-Vernon, das Land- und Wohnhaus Washingtons. Er war damals blos Landmann, und eben mit Errichtung neuer Scheunen für Getraide, Kartoffeln und Rüben beschäftigt; Ställe für Hornvieh, Pferde und Esel und ein Gewächshaus standen bereits auf beyden Seiten seines Wohnhauses; er hatte 300 Neger und mehr als 10000 Morgenländereyen in dieser Gegend, überhaupt aber, in den verschiedenen Staaten zusammen über 200000 Morgen. Sein Tisch ist gut, aber ohne Prunk. Er ist ein bescheidner, gerader, kaltblütiger Mann, der nie von seinen Thaten spricht, und doch Feinde hat. Er hat jährlich 130000 Livres zu verzehren, und doch sieht man keinen Pomp um ihn her. Bey allem Wohlstand haben doch die Virginier einen ärmlichen Luxus; zwey bis drey, und die reichsten höchstens

sechs

sechs Hemden, keine Servietten, aber seidene Halstücher, die sie abbinden, und wenn es Noth thut, auch zu Schnupftüchern und Servietten brauchen. Die ganze Ausstattung eines Mädchens besteht in einigen Hemden. Die jährliche Tabakserndte in Virginien beträgt gegen 80000 Fässer, jedes zu 1000 Pfund, 14 Millionen Livres am Werth. Die Ausfuhr aber, größtentheils nach England, beläuft sich auf 100000 Centner. Sie werden mit Engländischen Produkten gekauft, und bringen der Krone gegen 15 Millionen Livres an Zollabgaben ein. Jeder legt seinen gebauten Tabak, wenn er handelsfähig erklärt worden ist, in die öffentlichen Magazine, und erhält darüber einen Schein, über die Quantität der niedergelegten Fässer. Diese Scheine circuliren nun im Publikum wie baares Geld, nach dem jedesmaligen Preise des Tabaks. Der Tabak von der zweyten Erndte wird nicht in die Magazine angenommen, sondern wird im Lande verbraucht, oder geht als Contrebande nach den Inseln. Da der Tabak den besten Boden erfordert und aussaugt, und fortwährende Handarbeit verlangt, so bekommt der, so ihn baut, bey mittelmäßiger Erndte und menschlicher Behandlung der Sclaven, kaum die Kosten heraus. Daher nimmt dieser Bau allmählig ab. Ein durch den Tabak ausgesaugtes Land läßt man liegen, und macht ein neues urbar. Der Verf. bekennt, daß deutsche Emigranten zum Anbau amerikanischer Ländereyen vorzüglich tauglich sind. Auf dem Wege von **Boston** nach **Portsmouth** liegt **Lynn**, eine Stadt, fast von lauter Schuhmachern bewohnt, die gegen 100000 Paar Frauenzimmerschuhe verfertigen, und meistens nach den südlichen Staaten und den Inseln versenden, das Paar ungefähr für 16 Groschen. **Salem**, von 9000 Einwohnern, treibt Stockfischfang. **New-Berry** treibt Handel nach Westindien und Fischfang, ist aber gegen die Zeiten des Kriegs in Abnahme. **Portsmouth** am Piskataqua beschäftigt sich mit Schiffbau. Nun kommt der Verf. auf die Nordamerikanischen Staatsschulden. Sie betrugen zu Anfang des J. 1790 hundert Millionen Reichsthaler an Capitalien und aufgewachsenen Zinsen, wovon etwan die Hälfte Schulden der einzelnen Staaten sind. Der einheimischen sind mehr als der auswärtigen. Der V. zieht daraus das Resultat, daß die Amerikaner für ihre errungene Unabhängigkeit jährlich nicht mehr als 22 Mill. Livres (an Zinsen) zu zahlen hätten. Es sind verschiedene Operationen vorgenommen worden, diese Zinsen sammt den Regierungsausgaben (die der Verf. zu 3 Mill. Livres anschlägt)

zu bestreiten, und das Schuldcapital selbst zu verringern, 1) eine mäßige Auflage auf die Einfuhre der Artikel des Luxus, z. B. auf Wein, Brandwein, Thee (auf den man doch eine mäßige Abgabe an England verweigerte), die der Verf. auf 2400000 Piasters anschlägt; 2) eine Anleihe von 12 Mill. Piaster gegen überflüßige Hypotheken (ob sie wirklich zu Stande gekommen, wird nicht gesagt). 3) Consolidirung der einheimischen Schuld, wodurch die Zinsen auf vier Procent reducirt werden; welches aber der Verf. mißbilligt, weil es gegen die übernommenen Verbindlichkeiten sey; 4) Vereinigung und Consolidirung der besondern Schulden der vereinigten Staaten; welches wegen der Ungleichheit des Finanzzustandes der einzelnen Staaten am meisten Widerspruch fand. Der Staat hat eine Anleihe von 21500000 Piaster eröffnet, um die sich auf 25 Millionen P. belaufende Schulden der einzelnen Staaten damit abzustoßen; 5) Anwendung des Ueberschusses von 1789 zur Tilgung der Staatsschuld. Die Einnahme von 1789 überstieg die Ausgabe um 1764000 P. Von der betrügerischen Art, wie manche Franzosen Gläubiger der Amerikaner geworden sind, erzählt Hr. F. ein schändliches Beyspiel von dem berüchtigten Beaumarchais. Von dem Verzeichniß der Einfuhren und deren Summen können wir nichts auszeichnen. Die Hauptartikel sind geistige Getränke (4) Weine (1 Mill. Gallonen) Thee 1125000 Pf. Zucker, Kaffee, Kakao, Chocolade, Syrup, Salz. Die Einfuhre des Zuckers wird auf 20000000 Pf. gesetzt, ohne den selbst raffinirten, und Ahornzucker. Der Verf. macht dabey auf den Unterschied der Consumtion und des Wohlstandes in N. A. und Frankreich aufmerksam, da letzteres Reich nach Verhältniß seiner Bevölkerung 200 Mill. verbrauchen sollte, aber wirklich nur 80 Mill. Pf. verbraucht. Mit französischen Luftsprüngen verdoppelt er alle 18 Jahre die Bevölkerung von N. A., und mit derselben auch die franz. Einfuhre (die er aber nicht einmal bestimmt angiebt), so daß diese letzte im J. 1846 geringer nicht als zu 1126 Mill. L. seyn soll. Die Manufakturartikel, worin die Amerikaner mit den Europäern concurriren wollen, sind Lederwaaren, Hüthe, Ackerbaugeräthe, Cattun, Handschuhe, Papiertapeten, Porter, Butter, Senf, Leinöl, Lichter u. s. w. Ausser diesen führen sie noch aus: Schiffe, Mehl, Tabak, Reiß, Fische, Thran, Eisen- und Stahlwaaren, Papier (aus 63 Papiermühlen), Pergament, Potasche, Masten, Tischlerarbeiten, Seil- und Tauwerk, Wagen, Schmelz- und Zinn-

waaren, Kupfer- und Bleywaaren, Glas, Pulver, Käse, Butter, Zitze, Pelzwerk, Indigo, Leinen- Wollen- und Baumwollenwaaren u. s. w. Der Buchdruckereyen und Papiermühlen werden mit jedem Jahre mehr, ein Umstand, der mehr als andere von den Fortschritten der Amerikaner in Cultur und Aufklärung zeugt. Vor kurzem unternahmen vier Buchdrucker zu gleicher Zeit neue Auflagen der Bibel auf amerikanischem Papier, mit amerikanischen Lettern und Kupfern. Auch vervielfältigen sich die Glashütten und Zuckersiedereyen. In Pensylvanien sind 21 Pulvermühlen. Im Jahr 1786 wurden 150000, und 1789, 360000 Fässer Mehl ausgeführt. Von 1762 bis 1773 betrug die Einfuhre von England jährlich 10½ Mill. P. und die Ausfuhre nur 5½ Mill. 1790 aber wurde die ganze Einfuhre aus Europa und Westindien auf 17,528,613, und die Ausfuhre dahin auf 18,417,776 Piast. berechnet. Die Schiffahrt von Philadelphia, die ein Fünftel der Schiffahrt der vereinigten Staaten ausmacht, beträgt itzt 116000 Tonnen, davon die Hälfte Amerikaner, von der andern Hälfte aber zwey Drittel die Engländer haben. 1775 betrug ihre Ausfuhre nach Europa 212155, und 1789 vom 1. Aug. bis zum 31. Dec. 1113239 Pf. und die Einfuhre 841000. Der Verf. träumt von einer Durchfahrt nach der Nordwestküste von Amerika, entweder durch die Arme des Mississippi, oder durch den See Nikaragua, die die Amerikaner möglich machen würden, und schließt mit kurzen Nachrichten von einigen neuen Etablissements am Fuße der Alleghennys (Kentucky, Frankland, Cumberland u. s. w.) und am Ohio, wo eine neue Stadt Mariette erbaut ist, und von den möglichen Folgen, die die Revolution von N. A. auf die Wilden und auf die nächsten Spanischen Besitzungen haben werde.

2) **Thunbergs**, Prof. der Botanik zu Upsala, Reisen in Afrika und Asien, vorzüglich in Japan, während der Jahre 1772—1779, auszugsweise übersetzt von **Kurt Sprengel**. Mit Anmerkungen von **J. Reinhold Forster**. Es ist bereits in diesem Jahr eine Uebersetzung dieser wichtigen Reisebeschreibung erschienen. Dennoch aber verdient Hr. Spr. den Dank seiner Leser für diesen kernhaften Auszug aus den drey ersten Theilen. Der aus dem vierten soll zu seiner Zeit unentgeldlich nachgeliefert werden. Er hat die 7 Bogen lange Beschreibung der Reise von Upsal über Paris und Amsterdam nach dem Cap auf zwey Seiten abgekürzt, und alle triviale Nachrichten

[illegible] was von seinen Vorgängern, Sparrmann, le Vaillant und Mentel, schon besser gesagt worden war, weggelassen. Thunberg erhielt ein Stipendium von 330 Reichsthalern zu einer gelehrten Reise. Burmann aber in Amsterdam bewirkte es, daß er auf Kosten der Ostindischen Compagnie eine Reise nach Afrika und Asien machen konnte. Er langte den 22. Febr. 1772 in der Tafelbay an. Die von Europa nach dem Cap verpflanzten Bäume verliehren im Winter ihr Laub, und zwar zu eben der Zeit, wie in den nördlichen Ländern, die afrikanischen Bäume aber behalten es. Linden, Haselnüsse, Kirschen, Johannis- und Stachelbeeren kommen hier gar nicht fort. Die Kälte im Winter steigt nicht stärker, als in Schweden zur Herbstzeit. Im August und September ist sie am stärksten, bey Regen oder heftigem Wind; man hat aber weder Oefen noch Camine; und Frauenzimmer setzen ein Kohlenbecken unter ihre Kleider. Der Kalk zum Bauen wird hier blos aus Schneckenschaalen gebrannt, die aus der Erde gewisser Thonhügel geschlemmt werden. Der Garten der Compagnie, der zum Spaziergang immer offen steht, ist 996 Schritte lang, 260 breit, und hat 44 mit Hecken abgetheilte Quartiere. Der Compagnie werden jährlich 200 Laubthaler zu den Mandeln für die Kranken im Hospital verrechnet, wovon diese aber nichts erhalten. Blattern und Masern haben hier viele Verwüstungen angerichtet; sie wurden 1713 und 1767 durch Dänische Schiffe hieher gebracht: daher hütet man sich davor, wie vor der Pest. Gerste wird gebaut, um sie zum Futter für die Pferde zu schrepsen: zum Brauen taugt sie nicht, man behilft sich mit Europäischem Bier, das man daher bey der Mahlzeit sparsam trinkt. Er that seine Reise in das Innere des Landes in Begleitung des Gärtners Auge, der schon achtzehn dergleichen Reisen gemacht hatte, mit Zurüstungen zu Aufbewahrung von Naturalien aller Art. Er kam, (es fehlen aber, wie im Vaillant, alle Bestimmungen der Weite) zu einem warmen Bade, in dessen siedend heißen, und nach allen Proben vollkommen reinen Quellen, man Fleisch kochen konnte. Weiter hinein wird der um das Cap sandige Boden fruchtbarer und grasreicher. Ein wilder Büffel, auf den die Gesellschaft stieß, tödtete ihr zwey Pferde. Aus dem Marke einer Palmart (Zamia caffra) bereiten die Hottentotten Brod. Die Reise gieng bis an die Gränze des Kaffernlandes, und den 2. Jan. 1773 kam der Verf. wieder zur Stadt zurück. Mit Sonnerat, den er hier fand, bestieg

er den Tafelberg, und brachte da über 300 Bergpflanzen zusammen. Alle Berge auf dem Cap laufen parallel von S. O. nach N. W. wie die dortigen Winde. Hinter jedem Berg wird das Land höher: daher findet man da (obgleich bey zunehmender S. W.) Schnee, den man an dem Cap nicht sieht. Der Verf. hatte bereits im ersten Jahr Schulden machen müssen: er erhielt keinen Sold, weil die Musterrolle seines Schiffs aus Versehen vergessen worden war. Den Gouverneur, an den er empfohlen war, fand er todt: sein Nachfolger, der ihn unterstützen sollte, starb unterwegs. Er mußte also abermals zu einer neuen Landreise borgen, zu der er einen Englischen Gärtner, Masson, mitnahm; erhielt aber noch zweymal Summen Geldes aus Amsterdam zu Fortsetzung seiner Reisen. Sie sollten nach den Holländischen Colonien auf den Schneebergen gehen: die Ermattung der Ochsen erlaubte es aber nicht. Auch auf dieser Reise fand man ein warmes Bad, dintenartigen Geschmacks. Diese zweyte Reise dauerte 5 Monate, und gewährte den Gönnern des Verf. in Amsterdam eine reiche Erndte an Naturalien. Schreckliche Beyspiele von der fahrläßigen Behandlung der Kranken auf den Schiffen. Einer sollte eben in Segeltuch eingenäht und ins Meer geworfen werden, als er schrie: ich lebe noch. Eine englische Dame, Lady Manson kam mit einem Zeichenmeister, aus Liebhaberey für die Naturgeschichte, auf dem Cap an, und beschenkte den Verf. für seine Begleitungen mit einem kostbaren Ring. Er wurde von dem Gouverneur ersucht, ein Schiff, das in Madagascar Sclaven eintauschen sollte, dahin zu begleiten, verbat es aber, und unternahm dagegen den 29. Sept. 1774 die dritte Reise nach dem Norden von Afrika. In dieser stieß er einigemal auf Commando, die zur Ausrottung der Boschmänner ausgeschickt waren, die aber meistentheils durch das Vorrücken der Holländischen Colonien aus ihrem Eigenthum verdrängt und zum Straßenraub veranlaßt werden. Beyspiele von den Gefahren der Reisenden durch Löwen und Schlangen und den Heilmethoden gegen die Bisse der letzten. Diese drey Reisen gehen über Landgüther, Höfe, Bauernhütten, Berge und Einöden, die alle mit Namen genannt sind, aber ohne Nutzen für den Leser, so lange er sie nicht mit einer topographischen Karte von dem südlichen Afrika vergleichen kann. Wie weit der Verf. in das Innere von Afrika eingedrungen sey, läßt sich aus dem nämlichen Grund nicht angeben: doch scheint er bey weitem nicht bis an den südlichen Wendezirkel

gekom-

gekommen zu seyn. Den 2. März 1775 verließ er das Cap, um nach Batavia und Japan zu schiffen. Wir übergehen seine meistens naturhistorische Nachrichten vom ersten Ort, um noch etwas von seinem Aufenthalt in Japan sagen zu können.

Das Japanische Fahrwasser wird für das gefährlichste in Ostindien angesehen, und die Compagnie schickt allemal zwey große Dreydecker aus Zeeland dahin. Mit einem solchen reiste der Verf. den 20. Jun. 1775 ab, und verpflichtete sich, als Legationsarzt ein Jahr in Japan zu bleiben, und den Capitän an den Kaiserlichen Hof zu begleiten, und ausserdem den botanischen Garten und einige vornehme Herren in Amsterdam mit Japanischen Gewächsen zu versehen. Man rechnet, daß von fünf Schiffen, die nach Japan geschickt werden, immer eins verlohren geht. Der Verf. mußte sechs Stürme aushalten, ehe er in dem Hafen von Nangasacky Anker werfen konnte, den einzigen Hafen, worin Japaner mit Holländern und Chinesen handeln dürfen. Sobald die Japanischen Posten bey Erblickung des Schiffs ihre Signale mit Feuer gaben: wurden den Matrosen alle Bibeln und Gebetbücher genommen, in eine Kiste gelegt und diese zugenagelt: und erst bey der Abreise erhielt jeder sein Buch wieder. Bisher waren der Chef und Schiffscapitän der Visitation nicht unterworfen gewesen. Dies Vorrecht mißbrauchten sie, und giengen allemal in einem seidnen, galonirten, ungemein weiten und mit Waaren ausgestopften Rock ans Land. Dies sollte auch itzo geschehen: allein diese Befreyung war inzwischen des Misbrauchs wegen aufgehoben worden; der Capitän sollte sich wie jeder andere kleiden, und weniger hin und wieder gehen. Täglich werden Personen und Waaren, die ans Land gebracht werden, oder an Bord kommen, visitirt, und des Nachts durch Wachtschiffe beobachtet. Man übergab Pulver, Kugeln, Gewehre (aber bey weitem nicht alle, selbst Kanonen nicht,) und die Bücherkiste bis zur Abreise. Man schiffte für die Factorey Schlachtvieh aus; und nur aus dem Futter, das die Japaner für dasselbe herbeyschafften, konnte der Verf. einige seltene Gewächse für Europäische Gärten ausheben; denn botanisiren durfte er erst in der Folge nach vielen fruchtlosen Vorstellungen. Die Japaner selbst haben weder Schafe noch Schweine, und Rindvieh blos zum Ackerbau, genießen aber weder Fleisch noch Milch davon. Es wurden 6700 Kisten Stabkupfer, jede von 120 Pf.

eingeladen. Zölle und Abgaben giebt es hier gar nicht; aber desto strenger ist die Visitation. Jeder kann handeln, wenn es nur nicht heimlich geschieht. Die Dolmetscher sind alle Eingebohrne, weil kein Ausländer die japanische Sprache lernen darf: sie unterrichten sich gern aus mitgebrachten Büchern und durch Fragen, zumal in Ansehung der Arzneykunde. Die Holländische Factorey ist auf der Insel Dezima, die wie eine Gasse der Stadt Nangasacki angesehen, und von dieser an die Compagnie verpachtet wird. Die Waaren, welche die Compagnie diesmal hieher schickte, waren Puderzucker, Elfenbein, Brasilienholz, Zinn, Bley, Stangeneisen, Zitz, Holländische Kleidungsstücke, Rasch, Seidenzeug, Mutternelken, Schildkrötenschaalen, Chinawurzel und eine Summe Ducatons, ohne was Privatpersonen von geringern Waaren mitbrachten; darunter war sonderlich das Narvalshorn dieses Jahr, wegen des abgestellten Schleichhandels des Capitäns, in großem Werth, so daß sich unser Verf. 5000 Thaler damit erwarb. Die Summe der jährlich einzuführenden Waaren ist zwar auf 300 Thaler gesetzt, pflegt aber nicht so genau beobachtet zu werden. Auszuführen verboten sind, alle Münzen, Karten, Bücher und Gewehre. Die Waaren werden in Auctionen verkauft, nur nicht in baarer Münze. Das Japansche Kupfer ist das feinste, das man hat: es besteht in Stäbchen, ½ Elle lang, einen Finger dick, die in Kisten gepackt werden. Die Schiffe müssen genau an dem von dem Gouverneur bestimmten Tag absegeln, und wenn der Wind noch so widrig wäre. Der V. entdeckte hier die Chinawurzel, die die Japaner bisher in Menge von den Chinesern gekauft hatten. Holländer können auf ihre Insel Mädchen aus der Stadt holen lassen, die man ihnen gegen eine mäßige Abgabe verabfolgt. Ueberhaupt kennen die Japaner die Schamhaftigkeit nicht sehr. Die größte Schönheit besteht in schwarzen Zähnen, wozu man eine Farbe aus Urin und Eisenfeile bereitet. Der Verf. blieb nun nach Abgang des Schiffs zurück, um mit dem Gesandten die Reise nach dem Kaiserlichen Hof zu machen, welches alle Jahre, zur großen Last der Compagnie, geschehen muß (da hingegen die Chineser davon befreyt sind). Den 19. Febr. feyerten die Japaner ihr neues Jahr, in weiß- und blauwürfelichten Kleidern. Viel Neues über die Art, wie die Japaner Jahre, Tage und Stunden zählen und die Winde eintheilen: einige Tage nach ihrem Neujahr wird gewöhnlich ein Crucifix und Maria mit dem Kinde, von Kupfer, mit Füßen getreten.

Der

Der Verf. liefert nun ein Diarium seiner Reise nach Yeddo zu Wasser und zu Land, das von dem Kämpferschen etwas abweicht; inzwischen doch einen Beytrag zu einer Topographie von Japan abgiebt. Die Reise dauerte vom 4. März bis den 27. Apr. 1776. Die Gesandtschaft bestand aus dem Handelschef und Gesandten, Fritsch, dem Verf. und einem Secretär, und einem Troß von 200 Personen. Sie wurden auf schönem Wege in lakirten Tragsesseln (Norimons) getragen, fanden allenthalben Meilenzeiger, die sich auf die Brücke bey Yeddo bezogen, reisten durch Residenzstädte vieler Vasallfürsten, wurden allenthalben ehrerbietig empfangen. Miako ist die älteste Hauptstadt und vornehmste Handelsstadt des Reichs. Hier lebt der geistliche Kaiser (Dairi) in einem, eine eigene Stadt ausmachenden, mit Mauern umgebenen Schlosse, der sich daraus nie entfernt, und von Niemanden gesehen wird. Hier wird alles Kupfer gereinigt, Münzen geschlagen und alle Bücher gedruckt. In Yeddo, der Residenz des weltlichen Kaisers, wurde der Verf. von wißbegierigen Astronomen und Aerzten besucht, fand sorgfaltige Feueranstalten, und erlebte einige Erdbeben. Die ganze Audienz besteht darin, daß der Gesandte auf die Knie fallt, den Kopf zur Erde niederbückt, und dann wieder zurückgeht. Die Geschenke bestanden in Kleidern, in Cattun und Seidenzeug; die Gegengeschenke in weiten Schlafröcken von dem feinsten Japanschen Seidenzeug, deren der V. zwey erhielt, die übrigen für die Kammern der O. J. Compagnie eingepackt wurden. Darin besteht die allgemeine Landestracht, deren die Frauenzimmer im Winter wohl 40 über einander anziehen, die doch kaum 5 Pfund wiegen. Denn die Seidenzeuge in Japan übertreffen an Dünne und Feinheit alles, was Europa und Asien hervorbringen, liegen aber nur ¼ Elle breit, und werden daher nicht nach Europa geführt. Verzeichniß mitgenommener Mineralien, darunter Golderz, Asbest u. s. w. Auf der Rückreise erhielten sie die Erlaubniß, einige Tempel zu besuchen. Das Götzenbild Daibutt erschreckt durch seine mehr als colossalische Größe. Ein anderer Götze hieß Quanwon. In Osakka sahen sie ein Theater, einen botanischen Garten, und Kupfer schmelzen. Betrachtungen über die Cultur, Regierungsform, Sparsamkeit, Reinlichkeit und Gerechtigkeit der Japaner, und ein Japanisches Wörterbuch schließen diesen höchst lesenswürdigen Auszug.

Mir.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Christliches Uebungsjahr, oder Geschichte des Menschen, wie ihn die Religion mittelst gewisser Uebungen durch alle Hindernisse glücklich zum Ziele führt. In einer Reihe von Predigten, gehalten im Jahre 1788, von Joh. Jakob Heß, Diacon. Erste Hälfte. Zürich und Leipzig, bey Ziegler und Söhnen. 1791. 8. 514 Seiten. 1 Rg. 8 Xr. Zweyte Hälfte. (Eigentlich 1792.) 464 Seiten. 1 Rg.

Das ausgezeichnete Predigertalent des Hrn. Diacon Heß zu Zürich, dieses unter den Theologen unsrer Zeit eine vorzügliche Stelle behauptenden Gelehrten, ist unsern Lesern schon aus seinem — leider noch unvollendeten — Christenlehrer über die Apostelgeschichte, wovon die fünfte Dekade zu Zürich 1788. in gr. 8. erschienen ist, bekannt. Durch gegenwärtige Predigtsammlung vermehrt der würdige Verf. seine Verdienste um die Belehrung und Erbauung der Schriftfreunde, und führt seine Idee, „daß die mannichfaltigen Vortheile, welche der Mensch und Christ der Religion zu danken hat, sich nicht einleuchtender zeigen, und auch den Ungeübtern in keinem leichter zu überschauenden Zusammenhang vorstellen lassen, als wenn sie theils nach den Altersstufen, theils nach den mancherley Verhältnissen, Zufällen und Situationen des menschlichen Lebens vorgestellt werden,“ in 63 Predigten, worin er seinen Gegenstand nach Art einer Geschichte, und doch zugleich homiletisch und praktisch behandelt, durch eine interessante Darlegung des Glücks eines wahren Christen in allen Lagen seiner irdischen Laufbahn, vom Kindesalter bis zum Greisenalter, von der Geburt bis zum Grab, vortreflich aus. Gern würde Rec. einzelne Stellen ausheben, um die Leser zu näherer Bekanntschaft mit diesem nützlichen Andachtsbuch einzuladen, die Wahl würde ihm aber schwer ankommen, und die übrigen Schriften des Verf. sind schon für die Güte dieses neuen Produkts seiner seltnen Thätigkeit Bürge. Nur einen Wunsch kann Rec. nicht unterdrücken, daß es nämlich Hrn. Heß gefällig seyn möchte, da er nicht blos für seine Landsleute schreibt,

sondern

sondern einen grossen Theil des gebildeten deutschen Publikums zu Lesern hat, die auch in dieser Predigtsammlung öfters vorkommenden Provincialismen in Zukunft mit gemeinverständlichen reindeutschen Wörtern um so mehr zu verwechseln, als er der deutschen Sprache sehr mächtig ist.

Pb.

D. Joh. Georg Rosenmüllers ausführlichere Anleitung für angehende Geistliche. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Beer, 1792. 310 Seiten. 8. 20 gr.

Wir haben die erste Ausgabe nicht bey der Hand, und können die eigentliche Vermehrung und Verbesserung nicht angeben. Der Verf. behauptet, daß er die ins Kirchenrecht einschlagenden Materien hier vollständiger behandelt habe. Dafür wollen wir unsere Leser mit einigen Urtheilen des freymüthigen und gemäßigten Verf. bekannt machen. S. 1 findet er die Benennung, Priester, Kleriker u. s. w. ganz unschicklich: „sie hätte in der Christenheit den größten Schaden gestiftet. Die christlichen Prediger hätten nichts weder mit den jüdischen, noch heidnischen Priestern gemein.“ Das sagte schon Spalding, und wer mehr verlangt, hat nur die Herrschaft über die Gemüther der Menschen zur Absicht, wie einige klerikalische Versuche neuerer Zeit es vorhatten, und entkräftet dies nützliche Amt für ein gebildetes Zeitalter. Nach S. 46 habe man in den ersten Zeiten des Christenthums nichts von Verpflichtung der Lehrer auf symbolische Bücher gewußt. Es sey daher zu wundern, daß man sie so frühe in die protestantische Kirche eingeführt habe. Von S. 47 an erwähnet er, bey Gelegenheit des Religionseides, des Hofraths Rönnberg, von dem er sagt: daß ein evangelischer Prediger auch das öffentlich lehren soll, wovon er nicht überzeugt ist, und die Art, wie er zu beweisen sucht, daß einer ein Heuchler und doch zugleich ein ehrlicher Mann seyn könne, sey ihm gewissermaßen neu und unerhört. Das war freylich ein blos zu Gunsten der Theologie (die sich von jeher um fleischlicher Zwecke willen die Sprache im Homer willig in den Mund hat legen lassen: *εκ αγαθον πολυκοιρανιη*,) gefälletes Urtheil, von dem das aetas parentum peior avis tulit nos nequiores gilt. Man sollte glauben, daß nicht

 ein

ein protestantischer Gelehrter, sondern ein in der Schule der Loyoliten gebildeter υιος τȣ αιωνος diesen Gedanken ans Tageslicht gebracht habe.

Angehende Geistliche werden manchen guten Rath in diesem Buche finden.

Briefe über Sünde, Versöhnung und Seligwerdung, von F. A. J. Frankfurt, in der Jägerschen Buchhandlung, 1792. 68 S. 8. 5 gr.

Enthalten allerdings viel wahre Begriffe, obgleich auch der Verf. seine Urtheile hin und wieder noch mehr zur Reife bringen, und das Schwankende näher bestimmen muß. Er läugnet die Versöhnung und Genugthuung nach den gewöhnlichen Lehrsätzen der Dogmatik. Da hätte er sich aber der unedlen Sprache enthalten müssen: „Der ganze Quark des gelehrten Krams vieler Theologen sinke zu Boden.“

Le.

Jüdische Briefe, Erzählungen und Dialogen um die Zeit Jesus von Nazareth, von J. St. Pfenninger. Zwölftes (noch nicht letztes) Bändchen. Leipzig, bey Junius, 1792. 16 gr.

Die Geschichte geht von der Steinigung des Stephanus bis auf die Bekehrung des Cornelius. In der Vorrede vertheidiget sich der Verf. gegen gewisse nachtheilige Kritiken. Er lehnt unter andern die Vergleichung dieser prosaischen Messiade mit Bahrdts Volksbriefen ab. Er sagt, der Effekt der Dichtung in Bahrdts Briefen ist dieser, daß alles anders wird, als es in der Urkunde scheint. Hergegen ist der Effekt seiner Dichtung, daß alles das bleibt, was es in den Urkunden ist und scheint. Gegen dies Urtheil, so weit es Bahrdts Briefe betrifft, hat Rec. nichts einzuwenden. Aber in das Urtheil des Verf. von seiner eigenen Arbeit kann er nicht so ganz einstimmen. Wohl läßt der Verf. alles so, wie es scheint. Denn er verbreitet nicht das mindeste Licht über eine Geschichte, die, nach seiner Meinung, keiner Beleuchtung bedarf. Aber, er geht dem Schein so sehr nach, daß vielleicht nicht immer alles so bleibt, wie es ist. Daß z. B. Simon Zauberey getrieben

und Wunderzeichen gethan, das nimmt er gerade dem Schein nach, und macht aus Simon einen Menschen, dem wirklich Geister zu Gebote stehen, wie es den Leuten zu Samaria schien. — Aber damit erfüllt Hr. Pf. die Forderung — der Forscher der Bibelgeschichte nicht. So wenig diesen mit einer Entstellung und romanhaften Einkleidung der neutestamentischen Geschichte in Bahrdts Manier gedient ist, so wenig ist ihnen mit einer solchen Einkleidung gedient, deren ganzes Verdienst darin besteht, daß sie der evangelischen Geschichte ein modernes Gewand umwirft, und sie für ein gewisses Publikum lesbarer macht; die übrigens alles so klar, oder so lichtbedürftig läßt, wie es ist. — Das Werk endiget mit diesem Bändchen noch nicht, weil der Verf. auch die Briefe der Apostel in seinen Plan aufnimmt, welches er anfangs nicht Willens gewesen war.

Jr.

Rechtsgelahrheit.

Praktische Bemerkungen über die Zusätze der Kaiserlichen Wahlcapitulation Leopold des Zweyten. (Crescit, et adiectis aliquid novus adiicit auctor.) Als eine Fortsetzung der Paradoxen über die Kaiserliche Wahlcapitulation. Frankfurt, bey Brönner, 1792. 8. 191 Seiten. 10 gr.

Noch vor der Vollendung der Schriften über die Leopoldinische Wahlcapitulation wurde schon eine neue geschlossen, bey welcher aber kein Ovidisches crescit, und folglich auch wenig praktische Bemerkungen Statt finden. Desto mehrern Werth behält die Kritik der erstern, besonders wenn sie so genau, freymüthig, unpartheyisch und ohne Aufhaschungssucht von Paradoxien, wie die vorliegende, abgefaßt ist, deren Verf. mit dem der Paradoxen keinesweges eine und ebendieselbe Person ist. Die Zusätze werden Punkt für Punkt erörtert und historisch erläutert; vorzüglich ist dieses dem Verf. S. 83—91. ad art. III. §. 15. und S. 91—110 ad art. III. §. 18. bey den Vicariatshandlungen geglückt. Sehr vielen Raum nehmen indeß auch die statistische Digression S. 126—128 über Bayern und die Oesterreichischen Niederlande im Fall eines Austausches,

die

die übrigens wohl nicht so theoretisch ist, als der Verf., im Vertrauen auf die Bündigkeit der Verträge, dafür hält — sodann auch die Geschichte der Villaumeschen Schrift über Rönnbergs symbolische Bücher S. 71 — 74 ein.

Die S. 73 eingeschaltete Vertheidigung der Gültigkeit des Zusatzes ad art. II. §. 8. läßt sich, da die evangelischen Churhöfe nicht in partes gegangen sind, wohl nicht bestreiten.

Po.

Io. Ad. Theoph. Kindii, Sereniss. Princip. Elector. Saxon. a Consil. Provocat. Quaestiones forenses observationibus ac passim decisionibus Elect. Sax. supremi provocationum Tribunalis collustratae. Lipsiae, impensis Fritschii, 1792. 444 S. gr. 8. 1 Rh. 8 gr.

Unstreitig werden dunkle und zweifelhafte Rechtsmaterien durch gerichtliche Entscheidungen und darüber mitgetheilte Bemerkungen aufgeklärter Geschäftsmänner vorzüglich aufgehellet. Der vielfache Nutzen, welchen dergleichen Ausführungen stiften, ist bekannt, und der Verf. hat auch seine Gedanken in der lesenswerthen Vorrede hierüber umständlich mitgetheilt. Die Bemerkungen selbst dienen größtentheils zur Aufklärung der Sächsischen Rechte, und sind meistens mit Präjudiciis belegt. Ueberall zeigt sich der Verf., welcher schon so manche schöne Probe seiner theoretischen Kenntnisse abgelegt hat, hier eben so als denkender, vorurtheilsfreyer Praktiker, und seine Arbeit verdient um so größern Dank, je seltener es ist, daß fähige Geschäftsmänner ihre Muße dem Publikum gerade auf eine so nützliche Art schenken. Die Zahl der jetzt gelieferten Bemerkungen beträgt 112, deren genauere Anzeige und Beurtheilung wir um so weniger nöthig finden, als wir wohl voraussetzen können, daß dieses Buch bald in den meisten Händen seyn, und den Wunsch erwecken wird, die versprochene Fortsetzung desselben bald zu erhalten.

Ga.

Romane.

Gaspar a Spada; eine Sage aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, von dem Verfasser des Erasmus Schleichers. Erster Theil. Leipzig, bey Fischer. 1792. 380 Seiten. 8. 1 Rh.

Dieser erste Theil besteht aus drey Büchern. Jedes Buch hat seine Unterabtheilungen oder Auftritte; und alle Personen werden redend eingeführt. Wenn die Dekorationen nicht zu viel Aufwand erforderten, und das Theater groß genug wäre, müßte sich eine etliche Tage nach einander fortgesetzte Vorstellung des Stücks gut ausnehmen. An neuen und starken Gedanken hat es einen großen Reichthum, und selbst das ewige Gespräch von Pferden, Hunden und Trinken, das bey einem großen Theile der Leser einen widrigen Effekt gemacht haben würde, hat der Verf. mit so viel Witz zu würzen gewußt, daß man nur selten dabey ermüdet. Auch die Gedichte, die der alte Minnesinger Klingsohr singt, und mit seiner Harfe begleitet, sind recht artig. Wir schreiben nur eins davon ab das uns wegen seiner Naivität gefällt:

Laurliger Horatius,
Quam dixisti verum:
„Fugit Euro citius
„Tempus edax rerum!"
Ubi sunt, o pocula!
Dulciora melle!
Rixae, pax et oscula
Rubentis puellae?
Crescit uva molliter,
Et puella crescit,
Sed poeta turpiter
Sitiens canescit.
Quid iuvat aeternitas
Nominis? amare
Nisi terrae filias
Licet, et potare.

Noch zur Zeit wird man freylich finden, daß der Held der Geschichte zu blos da steht, die Auftritte seines Lebens sind

 nicht

daß ihre Zeitverwandten sie nicht ganz vergessen, und dann wird sich Hr. Müller wohl auch am Ende begnügen.

Fa.

Revolutionen im Städtchen * *. Komischer Roman. Erstes Bändchen. Berlin, 1792. bey Vieweg. 18 Bogen. 8. 16 gr.

Der Verf. liefert hier eine Sammlung von groteßken Gemählden der Einwohner eines kleinen Städtchens und grobe Schilderungen von der Art ihrer Zusammenlebung, ihrer Geschäfte und ihrer Vergnügungen. Zwey Männer aber, nämlich der Prediger des Orts und ein Fremder, welcher sich dort niedergelassen hat, suchen nach und nach die Mißbräuche abzustellen, den Ton zu verfeinern, und die Grundsätze und Sitten ihrer Mitbürger zu veredeln. Bey der weitschweifigen Manier, in welcher die unbedeutendsten Details bis zum Eckel in diesem Buche ausgemalt sind, wird es wohl, selbst in ähnlichen kleinen Städten, keine aufmerksame Leser finden; gebildetern Leuten muß es nothwendig Widerwillen und Langeweile erwecken.

Pk.

Der Mäusefallen- und Hechelkrämer, eine Geschichte, sehr wunderbar und doch ganz natürlich, von C. H. Spieß. Prag, 1792. bey Meißner. 17½ Bog. 8. 18 gr.

Verwicklung genug ist in diesem Roman, und in sofern wird er also Leser, die nur Zeitverkürzung suchen, unterhalten können, besonders wenn man es mit der Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten und der Reinheit der Sprache so genau nicht nimmt.

Eg.

Arzneygelahrheit.

Institutiones historiae medicinae auctore *Ioanne Christiano Gottlieb Ackermann*, M. D. et Prof. Altorf. Norimbergae, in bibliopol. Bauero — Manniano. 1792. 8. 404 pagg. 1 Rg.

Die Geschichte der Wissenschaften, so nützlich und angenehm sie jedem wahren Gelehrten ist, kämpft mit unzähligen Schwierigkeiten, wenn sie eine bewährte Lehrerin des Verstandes seyn soll. Man sucht und denkt sich in derselben den Inbegriff des Wissenswerthen von alle dem, was der rohe und cultivirte Mensch von Anbeginn der Dinge bis auf den heutigen Tag dachte, that und schrieb, wie der menschliche Verstand sich nach und nach entwickelte, reifte, vervollkommete, stille stand oder rückwärts trat, wie das Ohngefähr und der Zufall seinen Einfluß auf das Steigen und Fallen der Kenntnisse äusserte, wie die besten Anstalten schnell oder langsam eingiengen, und einzelne Männer, wissentlich oder unbeflissentlich, durch Ehrgeitz, Eigennutz, Haß und ähnliche Leidenschaften, eine glückliche oder unglückliche Revolution in den Wissenschaften bewirkten, wie oftermalen eine unzeitige Neuerungssucht das Alte System erschütterte und umstieß, und dadurch alles Wissen zweifelhaft machte, selten Licht in die Finsterniß brachte, weit eher Verfinsterungen des menschlichen Verstandes erzeugte, und durch blendende Irrlichter auf mancherley Abwege leitete. So war unter den Gelehrten eine stete Ebbe und Fluth von Vorstellungsarten, Meynungen, Hypothesen, Erleuchtungen und Verirrungen, und Jeder suchte seine Träumereyen durch Ansehen oder andere Künste mehr oder weniger gültig zu machen!

Die Geschichte der Wissenschaften beruhet auf dem Geschehenen, Gesagten, Geschriebenen, und fordert, wenn sie pragmatisch geschrieben werden soll, eine genaue Kenntniß der vorhandenen Monumente und Schriften, eine gute Bekanntschaft mit den Quellen, woraus der Forscher schöpfen soll, ohne Gefahr des Irrthums, eine unermeßliche Lectüre, verbun-

den mit eisernem Fleiße, um Goldkörner von den anklebenden Schlacken scheiden zu können, ein unbegränztes Gedächtniß zur Auffassung und Aufbewahrung, eine gute Urtheilskraft zur Richtung des Wahren, Falschen und Wahrscheinlichen, eine unbestechliche Treue im Referiren, und eine ungeschmückte Kunst im Erzählen. Wie selten treffen diese Erfordernisse der Natur, der Erziehung, der Gelegenheit und Kunst bey dem Geschichtschreiber zusammen! Nicht selten ist der Mann von Kopf und Willen in der Unmöglichkeit, die nöthigen Bücher zu nützen, und seinem Werke die schickliche Vollständigkeit, Gründlichkeit und Brauchbarkeit geben zu können. Sogar die größten Bibliotheken enthalten öfters nicht, was der Litterator sucht. Denkt man sich nun noch hinzu, daß das Leben kurz, die Gelegenheit schnell vorübergehend, der Büchervorrath unzählig, der Ankauf kostspielig, die Nutzung verloren, die Belohnung solcher Arbeiten mäßig, und die Ausgabe nach dem verschiedenen Geschmacke des Publikum immer ungewiß ist: so darf man sich nicht wundern, wenn wir bisher in der Gelehrtengeschichte so wenig probehaltige Werke, kaum einige Bruchstücke bekommen haben.

Auch die Geschichte der Arzneykunde ist diesen gegründeten Vorwürfen bisher Preiß gegeben. Man zweifelt nicht an ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit, und verspricht sich sogar eine angenehme Unterhaltung, scheuet aber die unermeßliche und undankbare Arbeit, und läßt am Ende alles auf sich beruhen. Was ehedem die Denkart des Zeitalters, das herrschende Studium der ältern Aerzte, die Liebhaberey der Neuern, sich in alle Fächer der Wissenschaften einzulassen und dadurch zu produciren, für die Gelehrtengeschichte vermochte, ist nunmehr vorbey. Der jetzige Hang zur Seichtigkeit und der erklärte Haß gegen alles, was nur einigen Anstrich von Gelehrsamkeit hat, die veränderte und verkehrte Studirart, die Kürze der Zeit, welche man der Erlernung der Kunst widmet, der practische Gemeingeist, der blos Sinn für das Lucrative, nicht für das Scientifische giebt, der allgemeine Empirismus, wodurch so vieles entbehrlich gemacht wird, und das Einschleichen falscher Brüder auf das Katheder, welche durch ihr Beyspiel blenden, und durch die Vorspiegelung des Entbehrlichen zur Gleichgültigkeit führen, sind, als so viele Hindernisse einer guten Geschichte, anzusehen. Wir halten das Lesen der Vorfahren für entbehrlich und schädlich, wozu

[illegible]

nützt eine mühsame Kenntniß obsoleter Träume? Wir finden überhaupt keinen Geschmack am Gründlichen; Wir studiren oberflächlich und in steter Richtung auf das tägliche Brodt, was braucht der Praktiker sich um andere zu bekümmern? Wir gehen in der Gleichgültigkeit für die Litteratur so weit, daß die Namen einiger lebenden Männer und ihre gelobpreißten Bücher uns für alles andere schadlos halten müssen, und können also keinen Geschmack an einer Geschichte finden, die nur dem cultivirten Geiste behagt. Das Schlimmste ist, daß eben dieser verkehrte Gang der Medicinischen Litteratur einen merklichen Einfluß auf die mercantilische Speculation der Verleger hat, und die Werke des vieljährigen Fleißes, so bald sie keine kurrenten Artikel abgeben, ungesucht oder unbelohnt bleiben, indessen die frivolen Schriften ihr Glück machen.

Von Seiten der Schriftsteller scheint man nicht immer den einzig wahren Gesichtspunkt einer Geschichte gefaßt zu haben. Sie soll und muß eigentlich eine Geschichte der Dogmen, nicht der Menschen und Bücher seyn; jene oben an stehen, diese nur klüglich und kurz eingewebt werden, wo es zum Verständniß oder zur Uebersicht nöthig und rathsam ist, jene muß aus den Quellen mit gehöriger Prüfung geschöpft, und diese aus dem eignen Sehen und Lesen abstrahiret werden. Man sieht es den vorhandenen Versuchen der Geschichtschreiber an, daß das Quellenstudium, die Beharrlichkeit im Aufsuchen und Forschen die anschauliche Darstellung und wissenschaftliche Verkettung der Materialien ausser der Linie ihrer Kräfte stand. Sie wußten oft nicht einmal, wer vor ihnen die nämliche Bahn betrat, und mit welchem Erfolg, oder stellten sich sogar, wie lebhafte Genies, als ob sie alles aus sich selbst geschöpft hätten. Viele vermengten offenbar die Geschichte der Medicin mit der Litterärgeschichte und Biographie, und verriethen selbst bey dieser Gattung vielfache Blößen in der Kenntniß, Ordnung und Stellung der Materialien. Manche, wie **Gölicke** und andere, hatten nicht einmal die nöthigen Vorkenntnisse und übrigen Eigenschaften eines Geschichtforschers, folglich verführten sie die Unmündigen und Layen durch die verkehrte Darlegung und Taxation der Meynungen. Die meisten schrieben einander aus, und so pflanzten sich die Irrthümer, wovon sogar die besten Männer, **Galen, Le Clerc, Friend, Schulz**, nicht immer frey sind, weiter fort, nicht ohne Nachtheil für die Wissenschaft. Selbst

über den Plan scheint man meistens unverlegen gewesen zu seyn: Sonst wäre man nicht so willkührlich zu Werke gegangen, hätte sich nicht dem Zufalle ganz überlassen, und erst den Lucian, Gatterer u. a. befragt, wie man Geschichte schreiben, und sich gewisse Epochen und Perioden, als Gesichtspunkte, ausheben müsse. Nicht minder zeigen die daliegenden Werke, daß ihre Verfasser aus Mangel an Sprachkenntniß oder Beharrlichkeit mitten in der Arbeit stehen blieben, und dadurch den neuen Unternehmer an die öden Steppen stellten, wo der größte Eifer gar leicht erkalten mußte. Daher ist die Periode der Araber und Arabisten fast unbebauet geblieben, und selbst Friend, der sich an diese Klippen wagte, scheint nur mit der Feder in der Hand, wie die modischen Reisebeschreiber auf der Postkutsche, sich hier und da ein Blümchen abgerissen zu haben, unbekümmert, ob es diese Ehre verdiente oder nicht, ob nicht ein besseres hier stehen konnte und sollte. Von hier an ist schier alles wüste und leer, höchstens ein biographischer oder litterarischer Versuch gemacht, der einer Leichenpredigt und einem Buchhändlerverzeichnisse sehr ähnlich sah.

Unter diesen Umständen war der Wunsch gerecht, daß ein Mann von Kraft und deutschem Fleiße die Hand an das verlassene Werk legte, und den Faden wieder anspann, wo die Vorgänger abgebrochen hatten. Aber auch hier entsteht die neue Frage, ob der Verfasser sich zur Bearbeitung des Ganzen oder einzelner Theile anschicken solle. Wir stimmen für das Letztere: Denn es sind noch gar zu viele Lücken übrig, so manches Bruchstücke zu fertigen, ehe man mit Ehren an ein vollständiges und vollkommenes Werk denken kann. Die Schwierigkeiten häufen sich mit den neuern Jahrhunderten, theils durch die Menge der vielfachen und künstlich ausgestandenen Meynungen, deren Verfechter einander entgegen streben, theils durch die Isolirung der gelehrten Aerzte nach den Nationen, indem Jeder in der Volkssprache schreibt, und den Litterator zwingt, mit deren Erlernung viel Zeit, mit dem Ankaufe der nöthigen Bücher viel Geld zu verderben. So lange also nicht einzelne Gelehrte sich an einzelne Materien, Männer, Nationen, Disciplinen, Jahrhunderte u. s. w. wagen, und dieselbe mit dem möglichsten Fleiße bearbeiten, so lange ist auch zu befürchten, daß in den Perioden des 16 — 17ten Jahrhunderts mancher Mangel oder Blöße sichtbar werden dürfte. Wir thun also vor der Hand auf eine ganz

prag-

pragmatische und fehlerfreye Geschichte der Medicin gerne Verzicht, und sind zufrieden, wenn nur durch deutsche Betriebsamkeit dies verödete und verlaßene Feld aufs neue bearbeitet wird.

Hier ist das erste der zu gleicher Zeit und von andern Autoren angekündigten Werke. Wenn auch die so unerwartet eintretende Concurrenz hier und da etwas Eilfertigkeit und Mißverstand, an andern Orten etwas Weitschweifigkeit oder Magerheit nothwendig machte; so scheint doch der Plan durchdacht, die Stellung und Ordnung der einzelnen Gegenstände größtentheils richtig, die Bearbeitung nach den vorhandenen Quellen oder litterarischen Hülfsmitteln gebildet, der Styl correct, rein und historisch zu seyn, mit offenbarer Benutzung der classischen Worte und untergelegten Notizen. Doch sind diese nicht allenthalben so vollständig, als sich von einem Litterator erwarten läßt, die Citate aber, welche wir vergleichen konnten, richtig befunden worden.

Der Verf. nimmt 4 Epochen an, Medicina antiquissima, antiqua, recentior, recentissima, und sucht sich durch Perioden zu helfen, um die Hauptsachen unter dieselben, so gut, als möglich, zu bringen. Für dießmal sind die ersten 2 abgehandelt. Wir wollen dem Verf. folgen, und hier und da unsere Bemerkungen oder Zweifel angeben.

I. Medicina antiquissima. Sie ist als ungewiß oder etwas unzuverläßig angegeben. (Eigentlich wohl fabelhaft) mit Voraussendung der Quellen. (Bey Möhsen fehlen Beyträge zur Geschichte 1783. und allenfalls auch zur Vollständigkeit die Beschreibung einer Berlin. Medaillensammlung. I. Th. Berl. 1773. Sie sind sämmtlich speciell, und dann hätte Sue Geschichte der Geburtshülfe 1. 2. B. Altenb. 1786. 87. ingleichen Kassius hist. krit. Abh. der von den Alten und Neuern in der Anatomie gemachten Entdeck. 1. 2. Th. Bon. 1787. 88. und einige andere z. B. *James Discorso* sopra la Medicina. Ven. 1752. ebenfalls hieher gehört. Die schlechtern stehen zu allgemein da, ohne Bestimmung des privativen Werthes. So ist z. B. Döring schier unbrauchbar, Neander in der alten Geschichte unsicher, in der neuern etwas besser, Cellar. und Vinck haben blos die medicinische Götterlehre, Letzterer auch den Streit über den Sclavenstand und einige Miscellanea. Gölicke ist bloßer un-

 glaub-

glaubwürdiger Compilator, und hat, ausser der angeführten Schrift, auch eine Introduct. in hist. litt. anatom. Frft. 1738. Hist. anat. noua, Hal. 1713. Hist. chir. rec. 1715. geschrieben, Stolle und Kestner haben blos gesammlet, Black ist mager, so bald er in die neuern Zeiten kommt, und Scherf hat blos Büchertitel angeflickt, Riegels B. ist eine wahre Schandschrift auf die Aerzte, und verdient diesen Platz nicht. Ausserdem sind noch hieher zu rechnen *Schmiedlein* (eigentlich *Plazii*) Primae lineae hist. medic. Lipf. 1777, *de Albertiz* prodrom. recenf. crit. hist. med. Vien 1765, v. Brambilla Gesch. der von den berühmt. Männ. Ital. gemachten Entdeck. Wien 1789. *Astii* Diatr. Hist. litt. exhibi. med. hist. delineat. Lipf. 1715, mit kritischer Achtung des Werths. Auch dürfte hier der Ort gewesen seyn, die allgemeinen Schriftsteller der Aerzte und Bücher zu erwähnen, z. B. *Eloy* Dictionaire und *Carrere* Bibliotheque, *Matthiae* Conspect. hist. medic. Gotting. 1761. so wie in der Folge bey jedem Schriftsteller die vorhandene Biographie, einzeln oder in andern Sammlungen versteckt. Denn der Litterator muß, unserm Bedünken nach, jede Gelegenheit nützen, den unerfahrnen Lesern die Schriften zum Nachlesen hinzustellen.) 1. De primis med. originibus. Der ältere Ursprung der Chirurgie vor der Medicin, wird behauptet, aber aus ganz andern Gründen, als v. Brambilla anführte. Die letztere scheint erst nach dem Trojanischen Kriege bekannter geworden zu seyn. (Es ist hier nirgends viel Licht zu hoffen, da sich das eine und andere denken läßt.) 2. Medicina Aegyptiorum antiquissima. Das Bekannte aus einigen ältern und neuern Schriftstellern (Bey der Anatomie fehlen *Grameri* Analecta, von der Nepenthe der Petit und Triller.) nicht immer mit sorgfältiger Unterscheidung der Zeiten und Zeugen. Denn Clemens, Prosper, Alpin und Paaw sind zu neu, und die Alchemie fällt wohl nicht in diese Periode, da alle bewährte Zeugnisse nicht über die christl. Zeitrechnung hinausgehen. 3. Medicina Graecorum antiquissima, enthält die Fabellehre von den medicinischen Gottheiten, nach der Absicht dieser Schrift schier zu weitläufig, selbst vom Aesculap, wo die Incubation für die Anfänger umständlicher angegeben seyn sollte. 4. Medicina iuncta cum sapientiae studio. Die gewissere Periode der Philosophen, als Liebhaber, genau und sorgfältig beschrieben, mit kluger Benutzung der neuesten philosophischen Geschichtschreiber. — Pythagoras hat blos äusserliche Krank-

heiten

heiten behandelt. (Er heilte aber doch durch diätetische Mittel.) Er hat die kritischen Tage in Griechenland eingeführt. (Ist ebenfalls Präsumtion, so lange kein älterer historischer Beweis geführet werden kann. Denn seine Tagbeobachtung ist offenbar mystisch, die Hippokratische physisch, folglich Quelle und Zweck ganz verschieden.) Democedes, ein Arzt, weder Philosoph, noch Asklepiade, (folglich hieher nicht gehörig,) mehr Chirurg, (wozu die ewige Kriege am meisten veranlassen musten.) Vom Socrates — zu wenig, von den Philosophen. Medicin als theoretisch. 5. Scholae Asclepiadarum ante Hippocratem. Größtentheils nach Galen behandelt, der auch hier bisweilen partheyisch und ruhmredig zu seyn scheint. Ihre Methode war empirisch. Die Aufnahme der Fremden ist ungewiß, deren Unterricht geschah gegen ein bestimmtes Geld, wovon die Asklepiaden frey waren. Von den bekannten Schulen blos die Knidische und Koische. (Das Eigene der Rhodischen, Cyrnaischen und Italischen hätte doch können nach den historischen Fragmenten kurz angegeben werden.) 6. De medicina gymnastica Graecorum. Scheint etwas zu kurz ausgefallen zu seyn. Man vermißt ungerne das Characteristische dieser Uebungen zur Erhaltung der Gesundheit, so wie die kurze Beschreibung einer jeden Art, welche nach Mercurialis, Schulz u. a. leicht war. Denn nicht jeder Lehrer hat diese Quellen bey der Hand. 7. Medicina, qualis ante Hipp. fuerit. Stehet der Recapitulation und des Ueberganges halber da. Es gab Philosophen und Asklepiaden, als Aerzte, einige Chirurgen, die keins von beyden waren, etwas feine Anatomie, etwas Theorie vom gesunden Zustande, etwas empirische Pathologie und Therapie, wahrscheinlich mehr Chirurgie. 8. Hippocrates Cous. Genau und ziemlich richtig, mit möglichster Vermeidung der Nachrichten aus den untergeschobenen Büchern. (Wir wünschten auch von diesen, wenigstens den ältern, einen kurzen Auszug, zur vollständigen Uebersicht der damals bekannten Masse medicinischer Kenntnisse.)

II. Medicina antiqua (Könnte allenfalls Hippokratisch heißen, bis sie allmählig ausartete.) 9. Schola medicorum Hippocrateorum, in der Folge die dogmatische Secte benahmt, deren theoretische Grundsätze nach des Hipp. B. de natura hum. oder die einfachen Grundbegriffe der nachher so genannten Humoralpathologie ganz richtig erzählt sind, mit der dem-

auf gebauten Kur. (Sollten wohl die unächten B. I. II. Morbor. et B. I. Diaet. zum Belege dogmatischer Abweichungen dienen, wie hier der Verf. gethan hat?) Plato's und Aristoteles Systeme — viel zu kurz, und von dem Einfluße, den Alexanders Feldzüge auf den veränderten Gang der Medicin halten, zu wenig. Vom Diocles, Praxagoras und Herophilus, vom Erasistratus und dessen neuem Systeme der Krankheiten von festen Theilen, — ganz nach Galen, und wie es scheint, für Anfänger zu umständlich, nicht gehörig verwebt. — Hierbey etwas von der dreyfachen Eintheilung der Medicin in Diätetik, Pharmacie, Chirurgie, die blos wegen der Vervielfältigung der Mittel entstand, aber auf die Ausübung keinen Einfluß hatte. 10. 11. 12. 13. Secta Empiricorum. Die älteste Medicin war empirisch, auch bey den Asklepiaden der Urheber der Secte Philinus, deren Lehrsätze und Fehden mit den Dogmatikern (weitläuftig und genau,) deren vornehmsten Vertheidiger. (Warum hat der Verf. nicht lieber das System im Zusammenhange erzählt? Warum nicht bestimmt angemerkt, was und wie viel die Herophileer dazu beytrugen?) 14 — 17. Secta Methodicorum. Epicur's System, durch Asclepiades auf die Medicin angewandt, durch Themison regulirt, durch Thessalus vervollkommet, aus dem empirischen und dogmatischen Systeme zusammengesetzt, auf das strictum, laxum, medium, reduciret, aber verschiedentlich abgeändert, war besonders diätetisch, mit guter Beobachtung der Symptomen und Ursachen. (Sollte wohl Prosper Alpin ein ganz unverdächtiger Gewährsmann bey dieser alten Secte seyn?) 18. Secta pneumaticorum. Sie war eigentlich dogmatisch, dauerte kurze Zeit, nahm zur Erklärung die stoische Weltseele, als ein belebendes Feuer an, und benahm sich in der Kur fast empirisch. 19. Medicina Romanorum. Die alte fabelhafte und neuere, zu den Zeiten Cicero's und der ersten Kayser, vorzüglich der bekannte Streit, ob die Aerzte in Rom Sclaven waren. Es gab nach dem Verf. beyderley Arten, Freye und Sclaven. (Der ganze Streit war eigentlich gelehrte Neckerey, um einen stolzen Schulgelehrten zu demüthigen, und im Ganzen unerheblich. Wir dachten uns immer die Sache folgendermaßen. Der älteste Römer, als roher Kriegsmann, hatte gar keine Aerzte, höchstens eine empirische Hausmedicin, wie sie sich beym Cato findet. Bey den zunehmenden Kriegen sah man die Nothwendigkeit der Chirurgie wenigstens ein, und suchte die Kunst

verständigen Gefangenen, als Aerzte, zu allen medicinischen Beschäftigungen. Diese waren nach dem damaligen Kriegsrechte Sclaven, und hiengen von der Willkühr der Herren ab, ob diese ihnen die Freyheit geben wollten. So entstand schon der Unterschied von Aerzten in Rom, Sclavenärzte und freye Aerzte. Endlich kamen Aerzte aus Griechenland nach dem reichen Rom auf practische Speculation. Diese waren und blieben frey, behielten und verbreiteten jeder sein angenommenes System. Daher Aerzte von allerhand Secten in Rom, folglich möchte die Römische Medicin wohl keine besondere Abhandlung verdienen. Sie war in den ersten Zeiten altempirisch, in den neuern, vom Archagathus an griechisch und nach den verschiedenen Secten geformt.) Hipp. Eid war das einzige Gesetz der Aerzte, die Vorzüge und Privilegien lockten viele nach Rom, der Titel, Archiater, kam auf, diese waren bey bürgerl. Lasten frey, und hatten Stipendien, die andern nicht. (Ziemlich richtig, nur scheint dies die erstere Periode anzugehn.) 20. De medicina, qualis ante Galenum fuit. Dienet zur Einsicht der Verdienste des Galens, konnte aber besser, als Einleitung, vor der folgenden Periode stehn? Der herrschende Sectengeist hatte starke Zerrüttung in der Medicin gemacht. Es war ein Mann von Kopf, Gelehrsamkeit, Ambition und Thätigkeit nöthig, und der war Galen. So lassen sich die ewigen Declamationen gegen ihn am leichtesten heben!!

III. Medicina recentior. Die gehet vom Galen bis auf den Paracelsus, und ist, wenn man unverfangen urtheilt, im Grunde immer galenisch, nur mehr oder weniger richtig gefaßt. Aber in Absicht der Perioden denken wir anders. Die Periode 1. 2. (Galenus et Medicina Graec. post Gal.) läßt sich leicht zusammen verbinden, die Periode 3 und 5. (Medicina inter Saracenos in occidente et oriente et Medic. Arabistarum) machen ebenfals ein Ganzes aus, immaßen die Arabisten eigentlich der Araber Grundsätze annehmen und vertheidigen, und die Per. 4. (Medic. Salernitana) ist wohl mehr unter 3. und 5. zu rechnen. Denn gewissermaßen haben auch die Araber ihren Galen und Galenische Medicin. Sieht man aber diese Periode, als bloße Ruhepuncte, an; so sind sie gar wohl zu dulden. 21. Vita Galeni. Sehr umständlich, und doch nicht vollständig: Denn hier hätte sich aus dem ruhmredigen Galen selbst der Stoff zur Biographie auffinden

finden lassen. 22. Galeni systema medicum. Genau und richtig dargestellt, vor die Anfänger hinreichend, wenn wir auch den Wunsch nicht bergen können, daß ein Mann von Salbung das System dieses verschrieenen Mannes vollständig darstellte, sollte es auch nur geschehen, um ihm das Eigenthümliche zuzueignen, und das Fehlerhafte der nachfolgenden Galenisten von seinen Schultern zu nehmen. Denn bis jetzt sagt immer einer dem andern das Böse nach, was er gethan haben soll, und geflissentlich oder aus Unwissenheit verschweigt man das Gute, das er wirklich gethan hat. Er ist, wie der Verf. mit Recht sagt, noch immer der erste Methodiker in der Medicin, dem wir folgen und nachlehren, ohne es zu wissen oder zu glauben. 23. De medicina post Gal. generatim. Nach ihm hört der bisherige Sectengeist auf. Man wird mehr gemäßigt, eclectisch oder galenisch. 24. Medicina dogmaticorum post Galenum. Diese Dogmatiker (eigentlich Galenisten) sind meistens Nachbeter und Sammler, haben aber doch eigene Beobachtungen von Krankheiten. (Des Verf. Katalog scheint nicht vollständig, die Beschreibung der Griechen und Lateiner zu büchermäßig, der spätern gar zu kurz zu seyn.) 25. Medicina empiricorum post Galenum. Trauriger Verfall dieser Secte durch den Drang nach Mitteln, wozu Dioscorides und Plinius gewissermaßen Gelegenheit gaben, mit Beysorge abergläubischer und schmutziger Arzeneyen, ingleichen durch die herrschende Philosophie und deren Leitung zum Aberglauben. Verfertiger kostbarer Zusammensetzungen oder Verse, Bauernärzte, wie Sextus Placidus und Lucius Apulejus. In diese Klasse gehören ausser den vorigen Serenus, Apicius, (sollte der gel. Koch wohl unter den Empirikern einen Platz finden?) Marcellus, Plinius, Valerian. Nicol. Myrepsus, der erste Dispensatorienschreiber. 26. De legibus et principum decretis medicorum et medicinae causa datis. Ganz nach den vorhandenen Gesetzen und Verordnungen. Antonin bestimmte für jeden Ort nach seiner Größe eine gewisse Anzahl Freyärzte. Sie mußten sich bey der Obrigkeit melden, ihre Geschicklichkeit documentiren, und als Archiater, die Armen umsonst curiren, für das öffentliche Gesundheitswohl sorgen, die Streitigkeiten der Aerzte schlichten, und konnten blos von den Gesunden eine Belohnung annehmen. Nach Antonin's Zeiten findet sich der Unterschied zwischen Archiater und ordentlichem Arzt, unter Constantin treten Archiatri palatini und populares ein,

aber

[illegible]ber die Regenten sorgten nicht weiter für Medicinalwesen und Medicinalunterricht. In der Folge errichtete Justinian einige Lazarethe. 27. Medicinae inter Saracenos initia et progressus. Die Medicin der Araber vor Mohamed und den Chalifen ist ungewiß, vermuthlich ganz empirisch, erst zu Sapor's Zeiten galenisch, nachher unter den Abbasiden und Ommiaden gemeiner, durch den Fleiß der Bachtischua, durch die Alexandrinische Schule und Uebersetzungen unterhalten und verbreitet. Späterhin bey den zunehmenden Eroberungen wuchs auch die Bekanntschaft mit der griechischen Medicin. 28. Medicina Saracenorum. Sie ist fast ganz griechisch. In der Anatomie folgten die Saracenen dem Galen und Aristoteles, vermöge des Gesetzes, in der Pathologie und Zeichenlehre verfuhren sie willkührlich und theoretisch, beschrieben aber doch einige neue Krankheiten, z. B. der Soldaten, Herzwassersucht, Schwämmchen, Ansprung, Pocken, Masern u. s. w. legten zuerst Apotheken an, in welchen einfache und zusammengesetzte Arzeneyen bereitet und verkauft wurden, erweiterten die Arzneymittellehre, trieben zuerst die pharmaceutische Chymie und Alchemie; Die Aerzte, meistens Christen und Juden, hatten mit den Apothekern gleiche Rechte, die Leibärzte Besoldungen, einige trieben die eigentliche Medicin, andere die Chirurgie, hatten in den arabischen Städten Lazarethe, so wie in Spanien. (Meistens aus den wenigen gedruckten Quellen genommen.) 29. Medici Arabes celebriores. Sind bekannt, und gröstentheils nach Freind und Haller beschrieben, hier und da, zu kurz. 30. Medicinae in occidente progressus ad scholae Salernitanae usque tempora. Ist durch die Benedictiner und Handel wahrscheinlich befördert worden. 31. Scholae medicae Salernitanae initia et progressus. Genau und sorgfältig beschrieben, mit kluger Benutzung der vom Verf. gelieferten Geschichte des Studii Salernitani. Die Medicin war griechisch, Kayser Friedrichs II. Verdienste um dieselbe in Salerno und Neapel, dessen Verordnungen das Arzneystudium, die Prüfungen u. s. w. betreffend. 32. Medicina Arabistarum. Sie kam durch den Constantin aus Africa nach Salerno, vorzüglich aber nach Spanien, wohin die Europäer zur Erlernung giengen, und deshalb die arabische Sprache erlernen mußten, zum Theil durch die Kreuzzüge. Einige Arabisten (vom 11. Jahrhundert an) übersetzten aus dem Arabischen, andere practicirten und schrieben Bücher nach Galenisch-Arabischer Theorie, mit einigen neuen

Insp-

Arabern, suchten die Quelle der Seuchen im Einflusse der Sterne, und trieben Astrologie, als einen Theil der Medicin, vervollkommten die Apothekerkunst und Chirurgie. Dies mit kurzer Erwähnung der vornehmsten Männer. (Hier scheint der Verf. zu oberflächlich, wie seine Gewährsmänner, Haller und Freind, verfahren zu seyn, es sey aus Mangel der Quellen, die etwas selten sind, oder aus Widerwillen gegen das barbarische Sprachwerk. Aus den noch vorhandenen und selbst studirten Büchern ließe sich doch ein besseres Gemählde entwerfen, als gewöhnlich ausfällt. Es herrscht hierbey, wie überhaupt bey den Scriptoribus medii aevi, der wunderliche Wahn, als ob in diesen Jahrhunderten lauter Unwissenheit die Köpfe eingenommen und betäubt habe, und so betet immer einer dem andern nach, mit mehr oder weniger Seufzern über die dummen unaufgeklärten Leute.) 31. De his, quae ad medicinam Graecorum restaurandam contulerint. Es blieb immer das Studium der griechischen Medicin in Italien bey einigen Aerzten; Es wuchs nach der Eroberung von Constantinopel mit der Gelegenheit, die Quellen benutzen zu können, durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die Entstehung der neuen Krankheiten, Englischer Schweiß, Lustseuche, Peteschen, Scorbut, und durch die Aufsuchung neuer Mittel nach der Entdeckung von America, durch die Herstellung der alten Medicin vermittelst der Uebersetzungen. — So weit der Verf. der zuletzt (S. 381.) noch einen Conspectum chronologicum beygefügt hat. Nun gehet mit der Fortsetzung erst die schwere Arbeit an. Bis hieher ist doch zum Theil vorgearbeitet, und der Quellen und Schriften sind weniger. Nun aber fehlen die Vorarbeiter, die Schriften und Meynungen vervielfältigen sich, deren Auftreibung wird schwerer, der Glaube an fremde Seher mißlich, folglich die Ausführung mehr verwickelt. Wir sind also begierig auf die Fortsetzung.

T.

Museum der Heilkunde. Herausgegeben von der Helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte. Erster Band. Zürich, bey Orell,

Orell, Geßner und Comp. 1792. LVI. und 402 Seiten in 8. 1 Rthl. 6 gr.

Um durch gegenseitige Belehrung und freundschaftliche Ver-
rüderung zum wahren Nutzen der Aerzte, der Kranken und
er practischen Arzneykunde in der Schweiz überhaupt, mit
atriotischem Eifer zu arbeiten, haben diese helvetischen Aerz-
e und Wundärzte, (deren jetziger Präses Herr Canonicus
Rahn in Zürich ist,) sich auf eine sehr lobenswürdige Art
ereinigt. Und wenn dieses ihr freywilliges Zusammentreten
ben so dauerhaft und zweckmässig bleibt, als es edel und wün-
chenswerth ist: so werden sie wahrlich zur glücklichen Hand-
abung dieser wichtigen Kunst und zur Einschränkung der Psu-
chereyen in ihrem Lande, auf diesem Wege sicher weit mehr
usrichten können, als alle Polizeygesetze es zu thun vermö-
gend seyn würden. — In dem Vorberichte wird die gut or-
ganisirte Constitution dieser Gesellschaft, die Zahl ihrer Mit-
glieder und die erste, von einem Theil derselben in Zürich ge-
haltne Versammlung genau beschrieben. Im Buche selbst
über sind 49 theils medicinische, theils chirurgische Beobach-
tungen enthalten, welche einzelne Mitglieder der Gesellschaft
eingeschickt haben. Alle hier mitgetheilte Fälle sind practisch
und die mehresten derselben merkwürdig und lehrreich; Scha-
de nur ist es, daß einige unter ihnen nicht mit dem scharfsichtigen
Auge des geübten Beobachters bemerkt, und nicht mit gehöri-
ger Präcision in einem sprachfehlerfreyen Ton aufgezeichnet
sind, wodurch sie ein größeres Interesse noch für die Leser
würden erhalten, mehr Vergnügen ihnen würden verschafft
haben. Ein kurzer raisonnirter Auszug auch nur aus den
wichtigsten in diesem Bande enthaltnen Bemerkungen, würde
die Grenzen einer Recension überschreiten, und die Mitthei-
lung des Inhaltsverzeichnisses, ohne Befriedigung den Lesern
zu gewähren, vielen Raum unnütz anfüllen: wir müssen es
also bey dieser allgemeinen Anzeige bewenden lassen, und kön-
nen unsre Leser mit der größten Wahrheitsliebe versichern,
daß sie in diesem Buche manche schätzbare Beobachtung und
Erfahrung antreffen, und dasselbe nicht ohne vielfältigen practi-
schen Nutzen durchlesen werden.

Db.

Anna-

Annalen des Klinischen Instituts zu Berlin. Herausgegeben von D. J. F. Fritze, Königl. Preuß. Geheimenrathe, Professor der pract. Arzneykunde beym Collegio medico-chirurgico, und Director des Klin. Instituts zu Berlin. Zweytes Heft. — Litem dirimet observatio pluries repetita, eaque casta. *Stoll.* Berlin, bey Rottmann. 1792. 8½ Bogen gr. 8. 10 gr.

Diese fortgesetzte Rechenschaft der practischen Bemühungen des Verfassers in seinem Krankeninstitut zu Berlin ist mit so vieler Kenntniß und bescheidner Wahrheitsliebe geschrieben, und so voll von practischen Reflexionen über den Gang, die Verwicklungen der Krankheiten und über verschiedne Heilmittel, daß wir sie jedem Arzte als eine lehrreiche und nützlich unterhaltende Lectüre mit Wahrheit empfehlen können. — Die Bemerkungen des Verf. über die Heilung der venerischen Krankheiten, insbesondere die Hodenentzündungen und die Würdigung der verschiednen Quecksilberpräparate, haben Rec. vorzüglich wohlgefallen. Der Verf. scheint hier dem Hahnemannischen Mercurialpräparate vorzugsweise das Wort zu reden; Rec. kann sich zwar nicht vieler eigner Erfahrungen über den Werth dieses, gewiß würksamen, Quecksilbermittels rühmen, allein er kann den Wunsch nicht bergen, daß man sich nicht durch die Neuheit verleiten lassen möge (wie es bey der Lobpreisung mehrerer Mercurialzubereitungen, schon der Fall war;) dieses Mittel zu allgemein und ausschliessungsweise hülfreich zu empfehlen; indem das Quecksilber, im allgemeinen, in jeder Form gegen venerische Zufälle specifisch würksam ist, die Auswahl der verschiednen Zubereitungen desselben aber nach den verschiednen Constitutionen der Patienten, der Verschiedenheit ihrer venerischen Beschwerden, und der, bis dahin gegen dieselben gebrauchten Mittel billig sich richten muß, und nicht allein durch die Vorliebe oder Bekanntschaft des Arztes zu diesem oder jenem Quecksilberpräparate sollte bestimmt werden.

Es wurden in der verflossenen Jahresfrist, von dem Verf. 76 mit verschiednen Krankheiten behaftete in das jetzt schon aus der Charité, mitten in die Stadt verlegte Institut,

[ge]nommen; Von diesen sind 51 genesen, 12 gestorben, 4
[m]ußten ungeheilt entlassen werden, und 7 blieben noch in
[de]r Cur.

[D]as Receptschreiben. Nach einem zweckmäßigen Plan vorgetragen, und mit vielen zergliederten Exempeln practisch erläutert, von D. J. C. Tode, der Arzneywissenschaft Professor an der Univers. zu Kopenhagen und Königl. Hofmedicus. Erster Theil. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke. 1792. 11½ Bogen. 8. 10 gr.

[D]er berühmte Verf. lehrt hier die Kunst Recepte zu schrei-
[be]n, zwar mit vieler Ordnung und Deutlichkeit; allein auch
[mi]t zu großer Weitschweifigkeit, zu vielen Wiederholungen
[un]d mit Einmischung mehrerer überflüssiger, oder nicht zur
[S]ache gehöriger Dinge. — So fordert er z. B. daß ein Re-
[cep]t schön, mit guter Dinte, auf gutem Papier und in richti-
[ge]n Format solle geschrieben werden; — leserlich geschrieben
[zu] seyn, wäre unserer Meynung nach hier hinreichend gewe-
[sen]; — wünscht, daß der Bote, welcher ein Recept in die
[Ap]otheke bringt, das verschriebne Arzneymittel, ohne weg zu
[gehe]n wieder mit zurück nehmen möge, damit kein Fehlgriff
[vo]n Seiten des Apothekers so leicht Statt finden könne; —
[et]c. würde diese übertriebne Bedenklichkeit, gegen welche noch
[ma]nches einzuwenden stünde, hier eben so wenig zu finden
[ver]muthet haben, als die Erwähnung des Gesetzes, nach wel-
[che]m die Arzt- und Apotheker- und Begräbnißkosten-Rech-
[nu]ngen, nach dem Tode eines insolvendo Verstorbnen, privi-
[leg]irt sind und zu Vollen bezahlt werden. Ferner giebt der
[Ve]rf. die Vorschrift, daß man Leuten, welche hohle Zähne
[hab]en, nur sehr flüssige Formen geben solle, damit nichts sitzen
[blei]be, (hier scheint er an das Ausspühlen des Mundes und
[die] Pillen Formen nicht gedacht zu haben. —) spricht zu wie-
[der]holten malen mit großer Weitschweifigkeit von der Noth-
[we]ndigkeit, nicht nur einfache, sondern auch wohlfeile Recepte
[zu] verschreiben, u. s. w. — Statt allen diesen hätten wir
[lieb]er gewünscht, daß der Verf. sehr umständlich alle die che-
[misc]h-pharmaceutischen Regeln möchte angegeben haben, wel-
[che] die Zusammensetzung der widersinnigen Mittel verhüten

lehren;

lehren; indem mehrere Mischungen, wenn sie auch nicht der Würkung und Wirksamkeit des Mittels widerstreiten, doch oft dem Geruch, dem Geschmack, dem Anschein oder der Form (so schmilzt z. B. Salmiac mit Zucker vermischt) zuwider sind; Vorsichtsregeln, welche Wallerius in einer Disputation, de incongrua medicamentorum mixtura, so bestimmt und schön aus einander gesetzt hat. Wir verhoffen also, daß der Verf. in dem folgenden Theile, in welchem er auserlesene Recepte zu liefern verspricht, auch diese practischen Vorschriften noch liefern werde.

Db.

Weltweisheit.

Vom Selbstmord, dessen Moralität, Ursachen und Gegenmitteln, von G. W. Block. Aurich, 1792. bey Winter. 168 S. in 8. 10 gr.

Der Verf. hat sich in dieser lesenswerthen Schrift an einen für die gesammte Menschheit wichtigen, von so vielen Philosophen und Theologen untersuchten, und — bis auf diesen Augenblick noch nicht ganz erschöpften und vollkommen berichtigten Gegenstand gewagt. Der Grund, warum es ihm wohl noch jetzt an dieser vollendeten Berichtigung fehlt, und warum die neuere Philosophie hiebey furchtsamer zu Werke geht als die ältere, liegt ohnstreitig in den mancherley Rücksichten auf gewisse positiv angenommene Religionslehren, und den bekannten Voraussetzungen eines gewissen Daseyns nach dem Tode, als wodurch freylich die ganze Streitfrage einen andern Gang nehmen und natürlicher Weise zum Vortheil der dogmatisirenden Parthey ausfallen mußte, welche die Bestreitung der Erlaubtheit des Selbstmords auf sich genommen hatte. Bey einer strengern Untersuchung dieser wichtigen Sache würde man wohl am besten thun, jene hypothetischen Voraussetzungen eines zukünftigen Lebens einstweilen auf die Seite zu schieben, und ganz allein die ruhigen Aussprüche der Vernunft zu hören, welche bey den stärksten Wünschen nach einer ewigen Fortdauer ihre völlige Ueberzeugung davon in diesem Leben dennoch nie ganz beendigen kann, obgleich freylich eine nur schwache Philosophie aus dem Wunsche nach Unsterblichkeit,

Gewißheit derselben hat folgern wollen. Der erste Abschnitt
s Werks, welcher von der Moralität des Selbstmords han
enthält die Beantwortung einer im Jahre 1784 von der
logischen Facultät in Göttingen aufgegebenen Preisfrage:
der Selbstmord nach den Grundsätzen der christli
n Religion rechtmäßig oder unrechtmäßig sey? ꝛc.
nals schrieb der Verf. seine Abhandlung in lateinischer
rache, und erhielt von genannter Facultät das Accessit.
gegenwärtiger Uebersetzung sind nun noch zwey Abschnitte,
mlich von den Ursachen und Gegenmitteln des Selbst
ds hinzugekommen, so daß also die ganze Abhandlung
einem weitläuftigern und vollständigern Plane, als bey
r ersten Erscheinung ausgearbeitet ist. Allerdings war die
gabe der Facultät etwas zu eingeschränkt hingeworfen, in
sie blos auf die Moralität der Handlung aufmerksam
ht, ohne hiezu eine philosophische Untersuchung ihrer
en, wobey die Motive des Selbstmords aus der Natur
Empfindungen und Grundsätze bestimmter erklärt werden
ßten, zu fodern. An der Eingeschränktheit der Frage lag
ilso wohl hauptsächlich, warum Herr Block sowohl als Herr
obbeck damals einen wesentlichen Theil der Untersuchung
es Gegenstandes mit Stillschweigen übergiengen. Doch
kommen jetzt zum Inhalte des Buchs selbst. Nachdem
Verfasser bis Seite 5 mehrere Gedanken (als Einleitung
einer Untersuchung) über die Liebe des Menschen zum Le
und der doch nicht vorhandenen Allgemeinheit dieses Trie
vorausgeschickt hat, kommt er, ohne doch den Selbstmord
auer zu definiren, welches erst S. 30 u. f. geschieht,
ch auf die Frage selbst: ob es Fälle giebt, wo die gesunde
rnunft dem Menschen räth, sich selbst das Leben zu neh
i? und affirmirt dieses, in so fern man bey der Untersu
ng der Sache die Ewigkeit ausschließt, und den Tod als die
e Grenze des Lebens betrachtet, auf folgende Art. Wenn
in dem noch übrigen Theil meines Lebens weit mehr
merz und Böses, als Gutes und Vergnügen bevorsteht,
n die Summe der unangenehmen Empfindungen, das noch
ge Gute und Angenehme weit überwiegt, (und Recensent
hinzu, wenn das Uebel vielleicht so groß ist, daß das we
Gute fast gar nicht mehr in Betrachtung kommen kann;
die Seele durch langes Leiden alle Empfänglichkeit dafür
ohren hat,) alsdann ist es besser, nichts empfinden, als
ieles Uebel zu leiden, alsdann ist der Tod einem so un

glücklichen Leben vorzuziehen, wenn wir auch dadurch ewig vernichtet werden sollten, und dieser Schritt könnte uns überdem nie gereuen. Nach diesen Voraussetzungen, die die gesunde Vernunft nicht anders, als billigen kann, und uns ein endliches Mittel gegen ein quaalvolles Leben, und gegen unerträgliche Leiden und Schmerzen erlaubt, unternimmt der Vf. mit vielem Scharfsinn die Widerlegung der Mendelssohnschen Beweise gegen den Selbstmord, die er im ersten Theil seiner bekannten philosophischen Schriften aufgestellt hat, und deckt ihre Schwächen auf. Mendelssohn hielt als ein ächter Wolfianer den Tod, als Vernichtung betrachtet, für das größte unter allen Uebeln, da doch das, was wir Uebel nennen, ein Ding ohne alle Bedeutung ist, wenn es sich nicht mehr auf ein daseyendes empfindendes Subject bezieht, und folglich dieser nicht unglücklich genannt werden kann, wenn er gar nichts mehr empfindet, und von den Graden des Uebels, also auch von dem sogenannten größesten Uebel nichts weiß. Nicht viel kräftiger und gültiger ist ein anderes Argument des nehmlichen Weltweisen gegen den Selbstmord, daß nemlich das Leben die Grenzen unsrer Willkührlichkeit und unsrer Vorstellungskraft erweitert, und folglich besser als der Tod sey, da doch gerade deswegen der Selbstmörder sich das Leben nimmt, weil es die Grenzen seiner höchst unglücklichen und unerträglichen Wirksamkeit erweitert, und da meine Vorstellungskraft in einer solchen Lage wenig oder nichts zur Vollkommenheit meiner Seele beytragen kann, sondern wohl gar durch anhaltende Leiden in allen ihren mir angenehmen Wirkungen gewaltsam aufgehalten wird, indem sie alsdann gemeiniglich nur auf das Schreckliche meiner Lage aufmerksam gemacht wird. Unser Verfasser zeigt zuletzt, daß Mendelssohn sich in seinen Schlüssen gegen den Selbstmord durch die Voraussetzung habe täuschen lassen, daß Existenz schon an sich betrachtet eine Vollkommenheit oder etwas Gutes sey, da es doch nichts weiter, als ein abstracter Begriff bleibe, und man durchaus nicht von den Graden des Daseyns reden könne, welches Mendelssohn mit den Graden der Realität oder Vollkommenheit verwechselt, da doch Existenz gar keine Grade habe. Das Resultat, welches der Verf. endlich aus seinen vorhergehenden Betrachtungen zieht, besteht darin, daß er annimmt, daß die gesunde Vernunft dem Menschen rathen könne, seinem Leben ein Ende zu machen, wenn er nehmlich gewiß mehr Böses, als Gutes in seinem übrigen Leben zu erwarten hat; wenn ge-

naue Ueberlegung ihm zeigt, daß er fast Alles, was das Leben
ngenehm und glücklich macht, immer werde entbehren müs-
n; wenn es gewiß oder höchst wahrscheinlich ist, daß weder
Vernunft noch Zeit seinen Kummer und Elend besiegen, oder
ndern werde, vorausgesetzt, daß der Mensch im Tode ganz
ntergehe, und kein künftiges Leben zu erwarten habe. Diese
eyern und gesunden Urtheils sucht der Verfasser in der Folge
adurch wieder zu mildern, daß kein Mensch gewiß wissen kön-
e: ob er Zeitlebens eine größere Summe des Bösen, als des
Guten tragen werde, daß diejenigen, die in ihrem Unglück
hon zu verzweifeln anfiengen, endlich doch wieder glücklich
ürden, und daß die Zeit und das Nachdenken schon oft die
rößten Leiden gemildert habe. Rec. giebt dies alles zu; aber
findet darin nicht die Stärke eines Gegenbeweises, die der
Verf. gefühlt zu haben scheint. Es kann tausend Fälle ge-
n, wo der Unglückliche sein Leiden nicht länger tragen kann,
o alle Gründe der Vernunft und des Nachdenkens die Größe
ines Schmerzes und seiner innern fürchterlichen Qualen
cht mildern können, sondern wo selbst die Vernunft zu dem
Mittel des Todes räth, Fälle, wo er vielleicht ganz unschuldi-
r Weise einem grausamen Ende seines Lebens entgegen sieht;
o er voraus weiß, daß eine langsame unheilbare Krankheit
n nach und nach einen tausendfachen Tod wird sterben las-
n; wo er in den Händen barbarischer Menschen seine kum-
ervollen Tage unter schwarzen Beschimpfungen und Enteh-
ngen seiner Verdienste wird zubringen müssen; wo er von
lem gebildeten Umgange, von aller fernern nützlichen Ge-
schäftigkeit, von allen Handlungen der Menschenliebe gleich-
n abgeschnitten ist, wo er keiner Zusprache seiner Freunde
und vielleicht nie mehr derselben geniessen kann; wo er
n Vaterland, seine Familie, seine Religion auf eine solche
rt entehrt sieht; daß das Andenken davon ihm täglich neue
ualen bereitet; wo er sich bey einem sehr reitzbaren Gefühl
r Ehre und bey dem lebhaftesten Bewußtseyn seiner Recht-
haffenheit von einer höhern Stufe der Nutzbarkeit und
lückseligkeit auf einmal unter eine Rotte von niedrigdenken-
n Schurken, die seine politische und häusliche Existenz ver-
chtet haben, herabgesetzt sieht, und künftig von dem Winke
eser Menschen abhängen muß; wo er von andern zu schänd-
hen Verbrechen gezwungen werden soll, die großen Schaden
r ihn und die menschliche Gesellschaft stiften, ohne daß er
iesem Zwange entgehen kann, — kurz Fälle, wo der Mensch

seine gegenwärtige Lage eines harten schmerzlichen Schicksals nicht länger tragen kann, — und wer darf es wagen, zu bestimmen, wie viel er zu tragen vermag, da die Stärke und Nichtstärke des Menschen so unendlich verschieden und relativ sind?

Es war leicht vorauszusehen, daß die Bestimmungen der bisherigen von dem Verfasser aufgestellten Begriffe eine ganz andere Gestalt bekommen mußten, sobald er sie mit einer angenommenen positiven Religion in Verbindung brachte, ohnerachtet diese Religion selbst nichts Ausdrückliches über den Selbstmord sagt. Selbst die nehmliche Philosophie des Verf., die vorher den Selbstmord in gewissen Fällen nicht nur erlaubte, sondern sogar anrieth, beweist nun hinterher in Verbindung mit der positiven Religion (?) daß der Selbstmord wegen eines künftigen Lebens in allen Fällen unerlaubt und unrechtmäßig sey, selbst dann, wenn wir gewiß voraus sehen könnten, daß unser Leben unendlich mehr Böses, als Gutes für uns haben würde, ja selbst dann, wenn wir nach Anleitung dieser positiven Religion vorhersehen könnten, daß der Tod nicht nur beym Selbstmorde unsere Leiden auf einmal endigte, sondern unsern Eintritt in ein anderes Daseyn beschleunigte, das doch für den rechtschaffenen Selbstmörder bloß seiner letzten Handlung wegen unmöglich qualvoll seyn kann. Der Verfasser mag sagen, was er will; so wird doch immer der Selbstmörder grade in dieser positiven Religion, wenn er ihre Versprechungen glaubt, einen höhern Grund seines Entschlusses finden, als der Gottesleugner haben kann, der an seine gänzliche Vernichtung glaubt. Jener wird nicht den fürchterlichen Gedanken eines gänzlichen Aufhörens seiner Existenz, wie dieser, zu bekämpfen haben, sondern wird um so entschlossener seinen Schritt wagen, je gewisser er nach seiner Meynung aus diesem kummervollen Leben in ein anderes wenigstens nach und nach besseres übergeht, wo ihm Gott eine Handlung verzeihen wird, die aus Zwang und menschlicher Schwäche ausgeübt wurde. Im Folgenden sammelt der Verfasser getreu alle Beweise gegen den Selbstmord zusammen, die schon in mehrern Schriften dieser Art enthalten sind; aber bey genauerer Untersuchung nicht die beste Haltbarkeit haben. Rec. überläßt es dem gelehrten Leser ihren Werth zu prüfen, weil es ihm hiezu am Raume fehlt, und will nur durch kurze beygefügte Fragen auf ihren innern Inhalt aufmerksam machen.

hen. Jene Beweise sind vornehmlich folgende, — daß das
jegenwärtige Leben ein Geschenk Gottes sey, und wir uns also
dasselbe nicht selbst nehmen dürften. Also kann ich ein Ge-
schenk, das mir unerträglich wird, und das ich erhielt, ehe ich
eine Leiden kannte, nicht wieder weggeben? — daß Gott
er alleinige Herr unsres Lebens sey, und ihm also auch unser
Ende überlassen werden müsse. Aber bleibt derjenige noch al-
leiniger Herr einer Sache, welcher sie mir doch als ein Ei-
genthum übergeben hat? — daß wir durch den Selbstmord
ie Ordnung der Natur gewaltsam unterbrächen und einen
Eingriff in die höhere Oberherrschaft Gottes thäten. Der
Mensch könnte jemals einen Eingriff in die Oberherrschaft des
llmächtigen Wesens thun? welch ein Gedanke! — daß wir
nmer noch Vermögen, Gutes zu thun, behielten, und dieses
Vermögen nicht vor der Zeit vernichten. Aber es giebt doch
Fälle, wo der Mensch in gewissen drükenden Lagen zu keiner
ützlichen Thätigkeit mehr fähig, und zu allen wohlthätigen
Selbsthandeln gänzlich erschlafft ist? — daß man durch den
Selbstmord sich Gottes Zorn und Strafen zuziehe. Durch
ne Handlung, die an sich kein Verbrechen ist? — daß der,
elcher dieses Leben anders, als nach dem Gesetz der Natur
rläßt, jenes auch anders anfangen müsse. Grade als wenn
eser anders beschaffene Anfang in der großen Verbindung
ler Dinge nicht schon von der göttlichen Weisheit, — und
e wir gewiß erwarten können, zum Besten des armen
ulders berechnet sey! — daß nichts ehrenvoller sey, als stand-
fte Geduld im Leiden und ruhige Ergebung in den Willen
ottes. Aber wenn der Unglückliche sein fürchterliches Schick-
nicht mehr tragen kann? — daß das Leben nie unerträg-
h werden könne. Welcher Mensch kann das bestimmen?
er hat jemals alle die Erfahrungen zusammengenommen
sich selbst gefühlt, um, wie der Verf. thut, sagen zu kön-
n, daß nur einem Feigen und Muthlosen das Leben uner-
iglich sey; — daß Zeit und Vernunft unsern Schmerz lin-
n und unsern Kummer beruhigen werde. Kann wohl die-
Gedanke den gegenwärtigen Schmerz des Leidenden
fheben? — daß ein Selbstmörder nur eine zweifelhafte
offnung eines bessern Lebens haben könne. Heißt das nicht
ı höchsten Gesetzgeber meistern? Wird die Güte des All-
chtigen dem den Himmel verschliessen, welcher seine uner-
iglichen Fesseln abwarf, und sich nach dem Lande der Glück-
gkeit sehnte, wo er auf einmal von allen Leiden befreyet

 wurde?

wurde? Sagt der Verf. S. 82 nicht selbst, daß nur der Allwissende urtheilen könne, was Verdienstlich und Strafbar an menschlichen Handlungen sey? — daß wir nicht blos für uns, sondern für andere lebten, und uns durch den Selbstmord allen Pflichten für das allgemeine Beste entzögen. Aber wenn es nun Lagen giebt, wo ich der menschlichen Gesellschaft auf keine Weise mehr nützlich werden kann, wenn meine unermeßlichen Leiden grade daher entspringen, daß und weil ich in dieser Gesellschaft lebe? Doch genug hievon. Rec. hat durch seine Bemerkungen nur zeigen wollen, daß die Beweise gegen den Selbstmord eine größere Stärke haben müßten, wenn sie denselben verhüten sollen, und daß sich für denselben wohl eben so viel, als wider denselben sagen ließe. Der Verfasser zeigt auch im Folgenden, wo er von Ursachen und Gegenmitteln gegen den Selbstmord redet, daß diese Handlung, da sie größtentheils in körperlichen Schwächen und Verstimmungen der Seele ihren Grund habe, sehr oft entschuldigt zu werden verdiene, und hierin hat er unsern ganzen Beyfall, ob wir gleich aus seinem oft sehr richtigen und treffenden Raisonnement in den beyden letzten Abschnitten des Buchs manche unnöthige Wiederholung weggewünscht haben. Seite 90 u. s. f. kommt eine Anmerkung, bey Gelegenheit der Anecdote, daß Hannibal und Friedrich der Große auf ihren Feldzügen Gift bey sich geführt hätten, vor, die uns sehr aufgefallen ist, weil sie einen ohnstreitig zu starken Ausfall auf einen unsrer fleißigsten, und in einem bekannten wissenschaftlichen Fache sehr verdienstvollen Gelehrten, nemlich auf Herrn Büsching, enthält. Es ist freylich mehr als zu wahr, daß sich letzterer durch seine Charakterschilderung Friedrichs des Großen nichts weniger, als ein ehrenvolles Denkmal gestiftet, und die bittern Urtheile des Publicums wegen einer unzeitig angebrachten Micrologie, und wie es scheint, wegen einer geflissentlichen Verkleinerung des großen, ich möchte lieber sagen, des größten Königs zum Theil verdient hat, und mit einem Guibert in der großen Darstellungsgabe seines erhabenen Gegenstandes gar nicht verglichen werden kann; aber das Urtheil unseres Verfassers ist offenbar zu hart, und würklich unbillig, wenn er dem großen Geographen unsrer Zeit, welchen neuerlich ein Schriftsteller sehr naiv den Castellan von Europa genennt hat, nur als Compilator einiges Verdienst beylegt. Solche Urtheile verrathen wenige Kenntniß von den wissenschaftlichen Verdiensten unsrer Schrift-

steller

r, und contrastiren nicht wenig mit dem übrigen sanften herzlichen Tone mehrerer Stellen dieses Buchs, welches streitig sehr vielen Stoff zum weitern Nachdenken über n sehr wichtigen Gegenstand enthält, und mit zu den bes- Abhandlungen über diese Materie gehört, ohnerachtet die reibart des Verf. nicht die beste ist.

Qk.

ral für die Jugend, von Andreas Sutor. andshut, bey Hagen. 1792. 8. 7 Bogen. ł M.

iese Schrift enthält ein elendes Gerippe von Moral, mit en Sprachfehlern durchwebt, ohne besondere Rücksicht auf Jugend, wie doch der Titel vorgiebt. Wir wollen zum weise unserer Behauptung den ersten Paragraphen ab- eiben.

„Die erste Pflicht eines Menschen ist das Kenntniß ottes: Es ist ein Gott. Beweis. Es ist gewiß, daß ich f der Welt bin; und daß ich von mir selbst nicht entstanden n, davon bin ich überzeugt; denn ich kenne meinen Va- r; mein Vater hat seinen Vater: meines Vaters Vater t wieder seinen Vater gekannt; und so beruft sich jeder Mensch auf seinen Vater, bis wir zum ersten Menschen mmen, wovon alle übrigen ihren Ursprung haben."

„Folge. Es muß also etwas geben, das den ersten Menschen auf die Welt geschaffen hat; denn wir mögen so eit, als wir immer wollen, auf das Menschengeschlecht rücke gehen, so bleibt uns doch die Frage übrig: Wer hat n ersten Menschen auf die Welt gesetzt? Es muß also die- s Etwas ohne Ursprung, das ist, von Ewigkeit seyn, und eses ist eben, was wir in unserer Sprache Gott, oder höch- es Wesen, das nichts körperliches an sich hat, oder voll- ommensten Geist nennen: also ist ein Gott."

„Die zweyte Pflicht ist, das Kenntniß der Vollkommen- iten Gottes u. s. w." Dieser Schrift ist noch ein An- ng angehängt, der die biblischen Sprüche enthält, welche die lichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen den Näch-

sten, lehren. Und auf diese folgen noch besondere Regeln der Wohlanständigkeit und der Gesundheit. Nb.

Mathematik.

Grundlehren aller mechanischen Wissenschaften, vierter Theil, welcher die Hydraulik enthält, oder unter dem besondern Titel: Grundlehren der Hydraulik oder desjenigen Theiles der Mechanik, welcher von der Bewegung und dem Widerstande flüßiger Materien handelt. Von Abel Bürja. Berlin, bey Lagarde. 1792. in 8. 308 Seiten. Mit Holzschnitten in dem Text. 1 Rthl. 4 gr.

Die übrigen Theile des ganzen Werks, von denen hier der V. den 4ten liefert, sind theils in dem Anhang der vierten Abtheilung S. 2062, theils in der Bibliothek im 102ten Band S. 153 und 106ten B. 2ten Stück S. 440 angezeigt, und dieser macht nun den Beschluß. Dieser vor uns liegende Theil enthält in dem ersten Hauptstücke die Lehre von der Bewegung des Wassers, wenn es durch kleine Oeffnungen aus einem Gefäße fliesset. Zu denen Versuchen, wo das Wasser aus einer kleinen Oeffnung des Gefäßes fließet und der Wasserspiegel gleiche Höhe behalten soll, schlägt der V. eine einfache Einrichtung vor, Wasser aus einem neben angebrachten Gefäße in das erstere zu bringen, ohne dadurch dem ausfließenden Wasser, wie bey dem Zugiessen geschehen könnte, eine größere Geschwindigkeit zu geben, als es durch die Höhe der in dem ausfliessenden Gefäße befindlichen Wassersäule hat. Daß die Geschwindigkeit des ausfliessenden Wassers die sey, welche ein im leeren Raum von der senkrechten Höhe der über der Oeffnung befindlichen Wassersäule herabfallender Körper erhalte, erweiset derselbe sehr leicht; führt aber auch die Abweichungen an, welche die Versuche bey Gefäßen mit bloßen Oeffnungen und mit angesetzten kurzen Röhren ergeben, und zwar nach den Bossutischen Erfahrungen. Die Durchschnittsfläche des zusammen gezogenen Wasserstrahls nimmt der Verf. überhaupt $\frac{5}{8}$ der Oeffnung an. Die in dieser Lehre aufzuwerfende Fragen sind sehr faßlich aufgelöset, und den Anfängern wird durch beygefügte Exempel gezeigt, wie die Rechnungen am meisten mit Logarithmen zu führen sind. Welche parabolische Figur

aber

der aus den Seitenwänden des Gefäßes springende Strahl
, wird durch Constructionen gezeigt, und wegen der Be-
ꝛ sich auf die Lehrsätze der Dynamik bezogen. — Das
)te Hauptstück handelt von den Springwerken, und zuerst
)en im Allgemeinen die bey Anlegung derselben zu beob-
:nde Vorsichten bemerket, dann einige der wichtigsten Auf-
n aufgelöset und ebenfalls durch Exempel erläutert. Z.
Aus der gegebenen Wasserhöhe und Durchmesser der Leit-
e. den vortheilhaftesten Durchmesser der Oeffnung zu fin-
Wenn ein Springbrunnen am vortheilhaftesten einge-
et, die Höhe des Wasserstrahls zu finden. u. s. w. Auch
hlt der Verf. die Resultate eigener angestellter Versuche
ey er die Form seines Springbrunnens mit allen Abmes-
en abbildet und beschreibt. Aus diesen erhellet, daß Auf-
:ücke nichts taugen, sondern eine nicht zu geringe Oeffnung
iner Platte den grösten Effect leistet. — Drittes Haupt-
! von der Bewegung des Wassers, wenn es durch beträcht-
Oeffnungen und Röhrleitungen fliesset, und zwar zuerst
h Oeffnungen, welche in Verhältniß des horizontalen
rchschnitts des Gefäßes klein sind, so wohl in dem Boden
in verticalen Seitenwänden. In mehreren Beyspielen
d gezeigt, wie man die Rechnungen anzustellen habe, und
Bernhardischen Hypothese erwähnt; hierauf von den
)rleitungen gehandelt und die neuere Erfahrungen und
ynungen eines Bossüt und Langsdorfs, nemlich in wie
t die Zähigkeit, oder die Cohäsion der Wassertheile unter
und die Adhäsion an die Wände der Röhren die Geschwin-
eit des Wasserausflusses mindere, und was vor Regeln
n sich bey Anlegung der Röhrleitungen bedienen könne.
ahrungen sind wohl bey diesem verwickelten Gegenstand
h nicht gemacht, um bestimmte Regeln vor alle Fälle ange-
zu können. — Viertens vom Widerstande und dem
oße der Flüßigkeiten. Wenn der Widerstand in unelasti-
r Flüssigkeit $asdv^2$ und in elastischer $2asdv^2$ ist, wie
; der Lehre vom Stoße folgt; nemlich wo s die Größe der
)egten Fläche, d Dichtigkeit des Mittels, v Geschwindigkeit
Bewegung, und a in jedem Mittel die beständige Größe
eutet, um welche die Werthe des eigentlichen Widerstandes
v^2 und $2sdv^2$ in unelastischen und elastischen Mitteln da-
:ch verändert werden, daß die in solchen bewegte Theile den
:fernteren schon eine Bewegung mittheilen, also a eine be-
ndige Größe nach den Erfahrungen und zwar ein Bruch

 werde;

werde; so glaubt der Verf., hätten die Physiker und Mathematiker bisher in ihren Untersuchungen nur darinn geirret, daß sie auf den Grad der Elastizitat der flüßigen Körper nicht geachtet und daher in ihren Rechnungen Resultate herausbringen mußten, welche mit den angestellten Versuchen nicht zusammen stimmen wollten. Der Widerstand in jedem existirenden Mittel, da Waßer weder vollkommen unelastisch, noch Luft vollkommen elastisch sey, müße also $(1+b)\ a s d v^2$ seyn, wo b nach dem Grad der Elastizität der Flüßigkeit wächset. Nach den Erfahrungen seyn bey Wasser $a = \frac{1}{2}$ bey der Luft $= \frac{1}{4}$. — In der 3ten und vierten Anmerkung zum §. 6. sagt der Verf. der Stoß oder Widerstand einer Flüßigkeit ist eine Kraft, die nur durch fortgesetzten Druck wirket, so wie das Gewicht eines Körpers, und daher könne man sie mit der Fallkraft des eine Zeitlang gefallenen Körpers vergleichen: daß aber Newton sie dem einfachen Gewichte der bewegten Säule des Flüßigen und Bossüt dem doppelten gleich setze, laße sich nach der verschiedenen Art, wie beyde ihre Versuche angestellt, erklären, da nach des ersteren Versuch das Wasser sich hinter dem bewegten festen Körper schliessen konnte, nach des andern aber hinter der Fläche des festen Körpers eine Leere laßen mußte. Gewöhnlich trete bey der Bewegung im Flüßigen der erste Fall ein, bey sehr schneller Bewegung könne aber auch der andere, und sogar in der sehr elastischen Luft bey großer Geschwindigkeit eintreten. Nähere Untersuchungen des Stoßes und Widerstandes in schiefer Richtung und weiterer Ausführung gegen runde Körper werden von dem Verf. in einem deutlichen Vortrag angestellt; nur bemerken wir hierbey, daß Seite 115 bey der Entwickelung der Formel vor die Kugel ein Calculationsfehler eingeschlichen; wenn nemlich in der Formel:

$$E = -\pi d \gamma^2 \frac{(a-2x)^4}{8a^2} + C$$

dadurch die beständige Größe bestimmt wird, daß für

$E = 0;\ x = 0$ wird: so ist C nicht $= \pi d \gamma^2 \frac{16 x^4}{8 a^2}$,

sondern es ist $C = \frac{\pi d \gamma^2 a^2}{8}$; und

E wird

wird auch nicht $\pi d \Gamma^2 [16x^4 - (a - 2x)^4]$

dern es ist $E = \frac{\pi d \Gamma^2}{8 a^2} (a^4 - [a - 2x]^4)$ $x = \frac{1}{2} a$ giebt

r hieraus, wie wieder richtig angesetzt ist;

$= \frac{\pi d \Gamma^2 a^2}{8}$

Zuletzt wird in diesem Abschnitt von dem Druckpuncte, ittelpunkt des Stoßes, oder demjenigen Punct, der bey ei- Fläche unterstützt seyn muß, wenn dieselbe von einer Flüs- keit gestoßen im Gleichgewicht bleiben soll, gehandelt.

Fünftens von der Bewegung des Wassers in Canälen und ssen. Zuerst erklärt der Verf. mehrere gebräuchliche In- umenten die Geschwindigkeit des Wassers in denselben zu iden; alsdann betrachtet er die Fälle, wenn bey einer gewis- Höhe des Wassers in Behältern dasselbe durch geneigte nnen läuft, und wie da die Geschwindigkeit des in der Rin- ablaufenden Wassers durch das Gefälle zu bestimmen seyn chte, und sagt §. 13: bey einem abhangenden Canal ver- nste das bewegte Wasser sehr, so daß am Ende des Canals ht mehr die anfängliche Wassermenge vorhanden, ja man ne einen Canal so lang machen, daß am Ende alles Was- verdunste, und doch hätten hierauf hydraulische Schriftsteller ine Rücksicht genommen. Ob wir gleich den Satz nicht im lgemeinen läugnen wollen, so möchten doch bey der Anwen- ng äußerst selten sich Fälle ereignen, wo diese Verdunstung Betrachtung zu ziehen nöthig wäre. Ueber den Lauf, die ereinigung mehrerer Flüße und die Hindernisse in dem Fluß- tte, werden nur allgemeinere Betrachtungen angestellt. — echstens von Wasserrädern und Windflügeln, und zwar zu- st von unterschlächtigen Rädern. In Rücksicht der Entfernung r Schaufeln an diesen Rädern glaubt der Verf., sey es nö- ig sie näher zusammen zu setzen, als der Bogen angiebt, wel- er sich zwischen den beyden Puncten des äußern Schaufel- eises befindet, die durch eine Verticale aus dem Mittelpunct nd die Linie des Wasserspiegels in diesem äußeren Schaufel- eiß bestimmt werden. Seine angegebene Gründe sind nicht erwerflich, indessen ist auch seine Bestimmung, die Schau- ln in einem Bogen von 9 bis 12 Graden von einander zu se-

zen,

hen, nicht auf Erfahrung, sondern bloßes Gutdünken gestützet. Mehrere Versuche hierüber wären allerdings zu wünschen. — Wo der Verf. die Kraft eines unterschlächtigen Wasserrads berechnet, ist in dem 10ten §. nach seinen eignen Formeln ein kleiner Verstoß. Er sagt nemlich, man setze $\frac{2}{3}V$ vor u in dem Ausdrucke der Kraft

$d \, . \, A \frac{(V-u)^2 ub}{2p}$ In dem vorhergehenden §. 8. hat aber derselbe diese Kraft $Q\,r = \frac{d \, . \, A \, (V-u)^2 u}{2p}$ richtig bestimmt, also müßte in dieser Formel $\frac{2}{3}V$ vor u gesetzt werden, und dies giebt $\frac{d \, A \, \frac{2}{27} V^3}{2p}$ und nicht $\frac{d \, . \, A \, \frac{4}{27} V^3 b}{2p}$ weil $V - \frac{2}{3}V = \frac{1}{3}V$ ist.

In der Folge des §. wo b in diese Kraft multiplicirt ist, sagt der Verf. auch selbst: der Ausdruck bedeutet das Moment eines solchen Gewichts, und da ist nur der Irrthum, daß $\frac{4}{27}$ anstatt $\frac{2}{27}$ stehen. — Die von Antoni und Bossut angestellte Versuche werden vom Verf. erzählt. Es folgen hierauf nähere Betrachtungen über oberschlächtige Räder, wie ihre Kräfte zu berechnen und der Bau der Schaufeln am besten einzurichten. Zugleich zeigt der Verf., wie viel unbestimmtes noch in der Theorie derselben liege, berührt auch mit wenigem die mittelschlächtige Räder, und lehrt zuletzt die Berechnung der Windflügel.

Siebentens von der gradlinichten Bewegung eines festen Körpers in flüßigen Materien, mit Anwendung auf die widerstehenden Mittel des Wassers und der Luft, besonders wie viel ein Körper mit gewisser anfänglichen Geschwindigkeit in diesen beyden Mitteln bewegt, von dieser Geschwindigkeit verliert. Von dem Fall der Körper und von aufwärts geworfenen Körpern in diesen Mitteln.

Zuletzt führt der Verf. eigene Versuche an, die er mit dem Fall von Bleykugeln auf dem Thurm der Friedrichsstättischen Französischen Kirche in Berlin anstellte. Die Versuche stimmen ziemlich mit der Theorie überein, und die Ausführung der Vergleichung zwischen Theorie und Versuch geben dem Vf.

Gele-

egenheit Anfängern in Beyspielen zu zeigen, wie man der-
hen Rechnungen anzustellen habe. Auch führt der Verf.
suche mit Pendeln von verschiedener Länge an, ohne sie
ch mit der Theorie zu vergleichen. — Achtens, von der
vegung durch die Luft geworfener Kugeln, ein Auszug aus
Bombardier Prussien des Obersten von Tempelhoff, vom
f. in der Absicht entworfen, um Anfänger zur Lesung die-
Werks zuzubereiten. In einem Anhang zu den mechani-
n Wissenschaften wendet zum Beschluß der Verf. nach vor-
giger genauer Bestimmung den Grundsatz von den virtuel-
Geschwindigkeiten auf das Gleichgewicht der einfachen
schinen an.

Jb.

undriß der reinen und angewandten Mathematik, oder erster Cursus der gesammten Mathematik, von Johann Friedrich Lorenz, Conventual am Stift und Kloster Berge bey Magdeburg, und Oberlehrer am Pädagogio daselbst. Zweyter Theil, die angewandte Mathematik. Auch mit dem Titel: Der erste Cursus der angewandten Mathematik. Helmst. Fleckeisen. 1792. 343 Octavs. 4 Kupfert. 1 Rh.

ie angewandte Mathematik legt Erfahrungen zum Grunde
philosophirt darüber, nur daß sie eigentlich auf Quantität
t, mehr als auf Qualität. Herr Lorenz stimmt in dieser
rstellung mit dem Kästnerischen Lehrbuche überein, wel-
n er auch großentheils folgt. Da er aber in der reinen
thematik, Buchstabenrechnung, Trigonometrie und Loga-
men, nicht vorgetragen hat, so mußte er sich hier darauf
chränken, dem Anfänger aus den geometrischen Lehren be-
flich zu machen, wie sich das Gesuchte durch Rechnung
en läßt, wenn man sie versteht. Das ist allerdings zur
sicht zulänglich. Die Ausübung gehört nicht in Herrn
renz gegenwärtigen Entwurf, wo der Anfänger nur das
nze bald und leicht übersehen soll, und gereizt werden zu
, was seiner Bequemlichkeit wegen anfangs noch beyseite
gt worden, mit desto besserm Erfolge überzugehn. So

wer-

werden nun die mechanischen, optischen, astronomischen Wissenschaften abgehandelt, auch als technische Mathematik, die Geschützkunst und die beyden Architecturen. Eigentlich enthält Herrn Lorenz Buch, was wenigstens jeder Studirte wissen sollte, oder wer sonst die Welt vernünftig betrachten will, in einem deutlichen Vortrage und der sich auf vorerwähnte Art kurz fassen ließ. Die Figuren sind blos geometrische Zeichnungen, aber sehr sauber, daher ihrer viel auf einer Tafel stehn. Dem Rec. hat es immer geschienen, als sey, zumal dem Anfänger das Aufsuchen bey dieser Einrichtung beschwerlich, und wurden die Figuren bequemer auf mehr kleinere Tafeln zertheilt.

Hz.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Geschichte des letztern Schwedisch-Russischen Krieges. Frankfurt, bey Göbhard und Körber. 1792. 8. 1 Alph. 1 Bog. 1 Rl.

Der Verf. nennt sich unter der Vorrede E. Horst, Prediger zu Lindheim in der Wetterau. Man muß gestehn, daß es ganz sonderbare Menschen in der Welt giebt. Dieser Prediger des Wortes eines Gottes, der blos Frieden unter den Menschen gebeut, und worinn er den Krieg so verabscheut, daß es zweifelhaft ist, ob er nicht jeden Krieg verbietet, ist über den Thaten Gustavs III. in einem, ohne alle Veranlassung angefangnen Kriege, so entzückt; daß er sie in dem lautesten Posaunentone, den er nur anzustimmen vermag, verkündigt und lobpreiset. Herr H. äußert in der Vorrede seine Verwunderung, daß noch keine Geschichte dieses Krieges erschienen sey, und sagt, die Unthätigkeit fähigerer Schriftsteller über diesen Punkt, habe ihn zu diesem Unternehmen bestimmt. Seltsam! Solcher Geschichten, wie er hier aus Zeitungsnachrichten liefert, giebt es von diesem Kriege verschiedne und würklich viel beßre als die seinige. Eine tiefe eindringende zu liefern, ist aber würklich anjetzt noch unmöglich. Wir leben den Begebenheiten zu nahe. Wer könnte wohl in Deutschland wissen, was es mit den geheimen Triebfedern dieses

Kriegs,

ge, mit den zu Führung desselben in Schweden ange- oten Mitteln, mit solchen Begebenheiten als Benzelstiern intendirtem Brande der dänischen und russischen Flotte, eine Bewandtniß hat? Und könnte wohl derjenige, der falls durch geheime Nachrichten etwas davon erfahren hät- seine Aussagen beweisen? Durfte einer wohl bey Lebzeiten avs über diese Begebenheiten dergleichen Nachrichten be- t machen, oder unpartheyische Muthmaßungen darüber rn? Die ganze Rache dieses Königs würde ihn sicher lgt, und kein Mensch ihn davor geschützt haben.

Der Verf. erzählt uns ferner in der Vorrede, er habe ehedem stark auf orientalische Litteratur gelegt, (mit wel- Glücke ist uns nicht bekannt,) er könne aber dieß Stu- in seiner gegenwärtigen Lage unmöglich mit dem Er- ortsetzen, als auf Schulen und Universitäten; das Stu- n der Geschichte gewähre ihm anjetzt mehr Unterhaltung. diesem Studium hat er nun eine so fürchterliche Vor- für alle Kriegshelden bekommen, daß er Karl XII. einen den, oder richtiger zu reden, einen Menschen ohne Glei- , nennt. Siehe S. 17 und S. 22. Er hatte selbst eine nsbeschreibung dieses ersten aller Menschen, in seinen Au- , verfertigt, als Poßelts Geschichte desselben herauskam. legte die Feder mit Freuden nieder, da ihm ein Stärkerer rgekommen war, und arbeitete diesen Versuch aus, des- Aufnahme beym Publikum nun entscheiden soll, ob er die gen Aufsätze, die er noch für dasselbe bestimmt, blos für oder für es ausgearbeitet habe. S. 16 f.

Welchen Werth er hierinn auf unsere Meynung setzen d, ist uns unbekannt. Sollte sie aber einigen Eindruck sein Gemüth machen, so müssen wir ihm sagen: daß er, h diesem Versuche zu urtheilen, weit besser thun wird, wenn die andern alle für sich behält. Hier sind unsre Gründe. und noch mehr unsrer Leser mögen sie beurtheilen.

Es ist weder dem Geiste unserer Zeiten, noch weit weni- der Wahrheit angemessen, die Aeusserungen kriegerischen uths an einem Fürsten, ohne alle Rücksicht auf Zweck und wegungsgründe, für das allerhöchste anzusehen, wonach er ben soll. Ein Schriftsteller, der so wenig gesunde Ver- ist hat, daß er dieses laut behaupten kann, muß als ein ensch angesehn werden, der einen geheimen Schaden am

Ver-

Verstande hat, welcher ihn würklich zum Schriftsteller ganz unfähig und seine Werke unwürdig macht, von Menschen gelesen zu werden, die menschliche Gesellschaft schätzen. Wenn also dieser Versuch auch nur den hier angezeigten Fehler hätte, so würde das schon Grund angeben, zu wünschen, daß der Verf. doch die übrigen, falls eben der Geist darinn herrscht, dem Vulkan opfern möchte.

Allein dabey bleibt es bey ihm nicht; sondern entweder diese Denkungsart, oder der Himmel weiß, was für andre Bewegungsgründe, verwirren unsern Verf. so sehr, daß er auch nicht die allergeringste vernünftige Ueberlegung anzustellen im Stande ist. Der niedrigste Schmeichler des verstorbenen Königs von Schweden, wenn er nur noch einige Empfindung von Schaam vor der Welt hätte, würde sich nicht haben entschliessen können, eine solche Geschichte seines Krieges gegen Rußland, unter seinem Namen drucken zu lassen. Die Verhältnisse und die Ideen der Menschen sind freylich vielfältig. Allein sonst lassen sich doch die Gründe, weshalb ein Landpastor in der Wetterau einem Könige von Schweden schmeicheln würde, nicht leicht einsehn, und folglich ist hier dem natürlichen Gange der Dinge nach absichtliche Schmeicheley nicht zu suchen. Wenn das nun aber nicht ist, so kann man auf nichts anderes bey Herrn H. denken, als auf eine gänzliche Verblendung des Menschenverstandes. Nur einiges wollen wir anführen.

Am Eingange S. 3. sagt er: Man könne die Handlungen der Menschen nicht eher genau beurtheilen, bis man ihre Bewegungsgründe vollkommen kenne; und folglich von der Rechtmäßigkeit eines Kriegs nicht so leicht urtheilen. Nach diesem sehr trivialen, weiter von ihm ausgesponnenen Gemeinplatze, sagt er in der Note: „Ich habe diese Bemerkungen „absichtlich gemacht, weil die geheimen Beweggründe, welche „den König zum Kriege bestimmten, anfänglich nicht allge„mein bekannt waren, sondern sich erst nach und nach z. B. „durch die Empörung der finnischen Offiziere, vor den Augen „des Publikums entwickelten. ꝛc.“ Wie! ein Regent greift einen andern an; letzter um den ganz unerwarteten Angriff, gegen den er noch gar nicht gerüstet ist, abzuwehren, zettelt eine Empörung in des Feindes Armee an; und diese Empörung soll hernach eine Rechtfertigung für den angefangnen Krieg seyn! Hat man je so etwas gehört! Selbst des Grafen

Rasu-

...Aufsatz, worauf der König in Schweden seine ...erklärung gründete, war ja nur eine Folge seiner Rü...s, die Rußland bedroheten, und können gar nicht den ...sten Grund zum Kriege abgeben. Was die Kayserinn ...ußland in ihrem Manifeste sagte, war einleuchtend; daß ...hrer Lage einen Krieg mit Schweden unmöglich wün...onnte, und also gewiß nicht die geringste Veranlassung ...egeben hatte. Und doch nach solchen Winkelzügen, sagt ...erf. S. 58. „Der König wollte Krieg: dieß brauchte ... gesagt zu werden. Die Ursache seines Krieges war ge... und ungesucht: dieß liegt eben so deutlich am Tage."

Wie wird nun dieser so angefangne Krieg geführt, und ...at er für einen Erfolg? Gleich im ersten Jahre ist der ... seinem Verderben so nahe, daß ihn nur die Dazwi...kunft Englands und Preußens davon retten kann. Das ...ymen des Königs bey diesem Kriege gegen Dännemark ...gar nicht berichtet, ob es gleich in des Prinzen Karl von ... Erzählung klar am Tage liegt. Wenn Benzelstierna die ...e und russische Flotte im Hafen zu Kopenhagen in Brand ... will, so ist das dem Verf. nichts als Ausbruch eines über...r Patriotismus. „Welch ein Gemisch von Größe," ruft der ... S. 198 f. aus, „Tugend und Abscheulichkeit im Charak... Benzelstierna's und seiner Mitverschwornen!" Sollte ...wohl so reden? Und ward etwa der Irrländer William...ien auch von schwedischem Patriotismus hingerissen? — ... dieser glücklichen Errettung vom Untergange, geht der ... weiter fort, und wird, obgleich die Schweden mehr als ...l tapfer fechten, so geführt, daß die ganze schwedische ...acht zu Grunde geht, daß die Schweden auch zu Lande ...agen und überall zurück getrieben werden. Endlich wird ...rieden nur dadurch geschlossen, daß sich der König ganz in ...ands Arme wirft, und seine Alliirten, die ihm so treulich ...sen hatten, verläßt; unter der Bedingung nur erhält er ...Glück, daß alles in dem Zustande bleibt, worinn es vor ... Kriege war. — Diesen so angefangnen und so geführten ..., nennt nun der Verf. einen glorreichen, einen glücklichen ... „Die Nation," sagt er am Schluße, „segnet den ...ig, der die Ehre ihres Namens wieder hergestellt hat, ... Europa huldigt seiner Größe, und die spätste Nachwelt ... wird seine Thaten anstaunen und preisen; denn es war ...i, das nur zu unternehmen, was Gustav unternahm,

„es war ein Wunderwerk, das auszuführen, was er aus„führte.“

Doch wir haben des Unsinns genug angeführt, uns ekelt vor dem Uebrigen. Nur eine Bemerkung sey uns erlaubt. Karl der XII. ein uneingeschränkter König, der sonst sehr grosse Tugenden und nur einen Fehler besaß, einen unbeugsamen Starrsinn, hat Schweden ins Verderben gestürzt. Die nach seinem Tode angenommene Staatsverfassung hatte ohnstreitig, wie alle Dinge in der Welt, ihre großen Mängel. Diese wurden sorgfältig in ganz Europa unaufhörlich ausposaunt: was aber nicht ausposaunt worden ist, und man in Kanzlers Werk über Schweden findet, besteht darinn: daß troz dieser Mängel, die Volksmenge in Schweden um mehr als zweymal hunderttausend Menschen in der Weile zugenommen hatte, daß die Finanzen in eine weit bessere Verfassung gekommen waren; daß Handel und Ackerbau blühten. Auf dem Reichstage wurde gezankt, aber im Lande lebte man ruhig. Diese Verfassung ist durch einen König, der zwar nicht alle Tugenden Karls XII., aber doch auch verschiedene große Eigenschaften besaß, zerstört worden. Er hat nur 20 Jahre regiert, und der Erfolg seiner Regierung ist gewesen, daß das Land fünfzigtausend Menschen von dem Kerne der Einwohner verlohren hat, und daß er das Reich mit einer Schuldenvermehrung von 20 Millionen Species Thalern zurückläßt. Wie seltsam ist es dagegen das Bischen Aufsehn, was zu seiner Zeit Schweden in Europa gemacht hat, in Anschlag zu bringen?

Soweit von dem Geiste, worinn das Buch geschrieben ist. Nun von den übrigen Erfordernissen eines historischen Werkes. Davon besitzt es auch nicht eine einzige. Anstatt im Anfange ein kurzes Bild vom Zustande von Europa zur Zeit da dieser Krieg angieng, zu entwerfen, werden alle Begebenheiten durch und durch blos nach dem Schlage der Zeitungsnachrichten erzählt. Was den Styl aber anbetrifft, so ist er so lächerlich, affectirt, hochtrabend, und dabey in einem solchen ekelhaften Grade posaunend, daß man es gar nicht aushalten kann. Die Reflexionen, die hie und da eingestreut sind, klingen gemeiniglich höchst seltsam, und wenn sie politischen Inhalts sind, so zeugen sie unfehlbar immer von der völligen Unwissenheit des Verf. in den politischen Angelegenheiten von Europa. Nur ein paar Stellen zur Bestätigung unsres Urtheils. Folgende S. 94 mag vom Tone und Style, worinn die Schrift abgefaßt ist, einen Begriff geben.

„Es

„Es giebt keine größere Wonne, als die Erinnerung glückliche und groß durchkämpfte Widerwärtigkeiten. Da lt man sich so groß, so froh, so mit sich selbst zufrieden! — er auch schon das ist ein hehres Schauspiel, deßen volle öße der Glückliche freylich nicht ganz fühlt, das aber lin- nden Balsam in die Wunden des Unglücklichen und Ge- ingten gießt, wenn er den Mann, welcher ein beßres hicksal verdient, als ihm die neidische Hand des Glücks zu- ilte, mit dem ungerechten Glücke selbst einen trotzigen ampf beginnen, und sich endlich über das unbezwingliche hicksal selber weit erheben sieht. — So laß uns denn jetzt ustavs Kampf mit den Launen des Glücks anstaunen, und s in der Erinnerung noch mit wonnevoller Bewunderung ner Thatkraft und unsrer Menschengröße, freuen!“ —

Zum Beweise seiner Kenntniß der politischen Verhält- , mag Kürze halber folgende Stelle S. 92 gewählt seyn.

„Seltene Königssöhne, Gustav, Karl, Friedrich! — eder dieser erhabenen Geistesbrüder nützt dem Staate mit n Talenten die ihm eigen sind; kein Neid trennt sie, und des Einen Größe findet der Andre seinen Glanz. — Man verirrt sich zu oft, wenn man von Karln und Gustaven richt; aber welcher Leser wird dies übel nehmen können.“

Man kann sich nun leicht vorstellen, in welchem Tone Gustaven im ganzen Werke geredet wird. S. 24 heißt großer, edler, thatenschmachtender Gustav. S. 136 ßt er: Der große Geist — und Gustav ist gewiß der größte rrschergeist der itzt in Europa lebet, — geht nicht den Gang übrigen Menschenkinder. Indeß werden alle Könige d Königessöhne von dem Verf. groß genannt. Es schwin- t ihn, S. 205, wenn er an die Größe der Kayserinn von ßland hinan sieht.

Doch nun noch ein Paar Stellen zur Belustigung für sre Leser. S. 205 heißt es: „Friedrich der einzige konnte ngst seine Eifersucht auf ein ähnliches Manövre, wodurch m Seidlitz eine Schlacht gewinnen half, kaum verbergen. ustav III. ernannte diesen würdigen Officier auf der Stelle m Obristlieutenant.“ Dieser Officier war nemlich ein Ma- Paulmann, der durch eine Bewegung gegen die Flanke r Rußen, dem König half in einem Scharmützel zwischen den antgarden zweyer an sich kleinen Armeen die Oberhand be-

 halten.

thalten. Gustav und Friedrich, Major Paulmann und Seidlitz, die Affaire bey Davidsstadt und die Schlacht bey Roßbach, so rangiren die Dinge in des Verfassers Kopfe.

S. 215 tadelt der Verf. das Betragen des schwedischen General Kaulbars, und macht dazu folgende Note. „Denn „es ist ein trotzig und verzagtes Ding, das Menschenherz, „wer kanns ergründen? — Jede Memme hat bisweilen Au„genblicke des Muthes, und jeder Held, einen Karl XII. und „Friedrich II. die Einzigen! vielleicht ausgenommen, Augen„blicke der Furcht. — Solche Betrachtungen beweisen die „Schwäche der Sterblichen, und lehren uns, ihre Gebrechen „bescheiden und vorsichtiger beurtheilen; und fast reuets mich „jetzt der bittern Ausdrücke, welcher ich mich im Eifer für die „schwedische Ehre bedient habe, wenn ich bedenke, daß mir, „in Kaulbars Stelle, in demselben Augenblicke viel„leicht dasselbe begegnet wäre, was ihm begegnete."

Diese letzte Aeusserung ist doch wahrlich ein stark Stück für einen Pastor. Und somit dürfte diese Geschichte, und ihr Verfasser in Rücksicht auf dieselbe wohl hinlänglich charakterisirt seyn.

Geschichtskarte des siebenjährigen Krieges, von Dr. J. M. F. Schulze, ein Blatt nebst einem Bogen: Von dem Gebrauche der Geschichtskarte des siebenjährigen Krieges. Berlin. 1792. bey Himburg. 10 gr.

Wenn wir dem Leser nur ein wenig umständlich erzählen wollten, was in dieser Karte steht und nicht steht, so würde die Recension leicht weitläuftiger werden als die Sache selbst. Wir begnügen uns also damit, zu sagen, daß des Verf. Zweck vermuthlich gewesen ist, die wichtigsten Begebenheiten des siebenjährigen Krieges auf einem Blatte vorzustellen. Sie sind in einer synchronistischen Ordnung neben einander geordnet, und in vier Kolumnen von oben herabgetheilt; wovon die erste die Seeoperationen der Franzosen und Engländer enthält; die zweyte die zu Lande zwischen den Franzosen und Alliirten in Deutschland, und den Spaniern und Franzosen gegen die Portugie-

piesen und Engländer. Die dritte, die Begebenheiten in Mähren, Schlesien, Böhmen, Sachsen rc. Die vierte, die Preußen, Pommern, Mark rc. Es ist gar kein Plan in den Dinge. Es werden sehr kleine Begebenheiten angeführt; z. B. die vom 5ten Sept. 1760 bey Zierenberg, und weit größere werden ausgelassen, als die große Kanonade bey der Brückenmühle, kurz vor der Bekanntmachung des Friedens zwischen den Franzosen und den Alliirten; wo an die 800 Mann auf jeder Seite todtgeschossen oder verwundet wurden. Wie gehört folgendes in diese Karte? Prinz Heinrichs meisterhafter Marsch von Görlitz nach Hoyerswerda; oder dieses: Der König v. Preussen nimmt eine vortheilhafte Stellung bey Meissen. Wahrlich, es sind mehr meisterhafte Märsche gethan und mehr vortheilhafte Stellungen genommen worden, als diese. Bey den Gefechten ist nirgends angezeigt, wer sie gewonnen oder wer sie verlohren hat, welches sehr leicht hätte geschehen können, und auch nöthig war. Kurz, wer nicht den ganzen siebenjährigen Krieg so inne hat, daß ihm die Karte sehr überflüssig wird, kann sie nicht gebrauchen. In dem dazu gehörigen gedruckten Bogen wird von Herrn Schulzens Handelsakademie; von der Beyhülfe des Staats, die sie noch braucht, um den letzten Grad der Vollkommenheit zu erhalten, (welches wir, im Vorbeygehen gesagt, für ein schlechtes Zeichen ihrer Güte halten); von dem Nutzen der historischen Wissenschaften für den Kaufmanns- und Soldatenstand rc.; kurz von jedem andern Dinge geredet, nur nicht von dem Gebrauche dieser Karte, und man wäre auch in der That in großer Verlegenheit, irgend einen Nutzen derselben auf eine vernünftige Art anzugeben.

V.

Versuch einer Geschichte der Beichte in der Ulmischen Kirche, von M. Georg Veesenmeyer, Lehrer am Gymnasium. Ulm, 1792. 8. in der Wohlerischen Buchhandlung. 1½ Bogen.

Anlaß zu dieser Abhandlung gab dem fleissigen Manne der in Ulm in Bewegung gebrachte Vorschlag zu Abänderung der Privatbeichte in eine allgemeine. Manche mochten Abneigung gegen diese Aenderung haben, folglich glaubte er durch eine

ganz einfache historische Erzählung nützlich werden zu können, wodurch er erwiese, daß die Einführung der allgemeinen Beichte keine in der Ulmischen Kirche bisher unerhörte Sache sey, und daß ihre Vorfahren schon eine allgemeine Beichte allda eingeführt hätten, die jetzo weniger Beyfall finden dürfte als die, die im Vorschlage sey. Es ist bekannt, wie bedachtsam Luther, und wie wenig bedachtsam Carlstadt darinn zu Werke gieng. Luther behielt die Beichte um der Absolution willen bey. Um jene Zeit aber hatte schon Johannes Diepold in Ulm gelehrt, daß blos Vertrauen auf die Verheissungen Christi, Reue und ernster Vorsatz der Besserung, nicht die Beichte, nicht vieles sinnloses Beten und andere Uebungen die Stücke seyen, welche die Christen würdig und geschickt machen, das Abendmahl mit Nutzen zu geniessen. Noch deutlicher äusserte sich Joh. Eberlin, daß zwar jeder Christ Macht habe, die Vergebung der Sünden zuzusichern, zu lehren und zu trösten, allein um der Ordnung willen, habe die Gemeine die Ausübung dieser Gewalt blos den Geistlichen übertragen; man solle anfänglich die Beichte nicht so gerade zu und ganz verwerfen, ehe genug davon gelehrt und gepredigt worden, damit nicht manche gute Herzen von der Evangelischen Lehre abgeschreckt würden. In Ulm hörte auch die Beichte im J. 1531 ganz auf, und der Verf. vermuthet, daß sie von Conrad Sam abgeschaft worden sey. Man nahm sogar in Ulm nicht einmal auf die Erinnerung des chursächsischen Kanzlers D. Beyers Rücksicht, der die Beichte beybehalten wissen wollte. Der Rath verordnete daher, es sollte die allgemeine Beichte und Gebet um Gnade durch den Diener vorgesprochen werden. Folglich findet man nirgends eine Spur von der Privatbeichte und Privatabsolution. Und so blieb es 17 Jahre, bis das Interim auch in diesem Stücke eine Aenderung machte, indem man die Privat- und vielleicht gar die Ohrenbeichte wieder einführte. Aber auch diese wurde 1552 wieder abgeschafft, da man das ganze Interimistische Wesen, biß auf die Chorhemden abthat. Man hatte also nun wieder die allgemeine Beichte biß auf 1586. Im J. 1586 aber ward die Privatbeichte von Rabus oder Vesenbeck wieder eingeführt, und zwar aus Haße gegen die Reformirte, weil insonderheit Oecolampadius bey der Einführung der Reformation so thätig gewesen war, und man im Geiste des Jacob Andreä allen reformirten Sauerteig wegschaffen wollte. Wo also Andreäischer Geist noch spukt, da wird gründliche Ueberzeugung

Mühe

...liche kosten." Was man aber in Ulm die allgemeine Beichte ...treffend in Vorschlag gebracht hat, davon hat uns der Verf., ...r übrigens milde und vernünftig gedenkt, nicht belehrt.

Agh.

Protestantische Gottesgelahrheit.

...as philosophische Christenthum des Herrn Konsistorialraths und Prof. Steinbarts, freymüthig geprüft von einem practischen Theologen. Weißenfels und Leipzig, bey Severin. 1792. S. 368. in 8. 1 Rk.

Wir wollen zwar nicht in Abrede seyn, daß der Verf. dieser ...s 28 Briefen bestehenden, dem Herrn Präsidenten von ...urgsdorf, Herrn Oberhofprediger D. Reinhard, und Herrn ...berconsistorialrath D. Tittmann zugeeigneten freymüthigen ...rüfung des Steinbartischen Systems der christlichen Glück...igkeitslehre ein Mann seyn mag, der durch Gelehrsamkeit, ...eymüthigkeit und Wahrheitsliebe, so wie durch Billigkeit ...d Mäßigung gegen Andersdenkende unter vielen seiner Mit...üder sich noch immer ganz vortheilhaft auszeichnet; bey alle ...m aber gilt doch nicht selten gerade von ihm selbst dasselbe, ...s er über andere, und besonders über Herrn Steinbart S. ... sagt: „Ja, Freund, vor solchen Urtheilen ist man nicht ...er, wenn man für gewisse Sätze mit einer ausserordentlichen ...orliebe eingenommen ist, und andere dagegen ungehört und ...geprüft schon lange in seiner Seele verdammt hat." Gera... dies ist sein Fall! So erlaubt er, z. E. gleich in dem ersten ...riefe sich das Urtheil: Hr. Steinbart stehe mit sich selbst im ...iderspruche, indem er das theologische System so sehr herab...setzt, und doch nun selbst ein System geschrieben habe. Aber ...lch ein Urtheil! Wenn man in einem alten unbequemen, ...n und wieder übel zusammenhangenden, oder übel aptirten, ...d sehr baufälligen Hause nicht mehr wohnen mag; folgt denn ...raus, daß man jedes Haus oder jeden Hausbau überhaupt ...rwerflich finden, unter freyem Himmel wohnen, und Ver...zicht darauf leisten muß, selbst einen andern und eigenen Bau ...ch seinem Sinne, auf einem bessern Grunde, und mit bes-

sern Materialien unternehmen zu dürfen? Wenn man das alte System tadelt: so tadelt man es ja nicht deswegen, weil es ein System ist: sondern deswegen, weil es das, was es seyn soll, nicht wirklich ist, und weil die Materialien, die man dazu angewendet hat, theils nicht durchgängig so brauchbar oder tauglich, theils nicht so gut und zweckmäßig bearbeitet oder zugerichtet sind, als sie es doch seyn könnten und sollten. Ueberdieß scheint der Verf. auch vergeßen zu haben, daß man auf einem und demselben Grunde oder Eckstein gut oder schlecht bauen, und aus Materialien, die zum Theile schon alt sind, und auch schon öfter gebraucht waren, dennoch ein ganz neues, oder anderes und besseres Gebäude aufführen kann. Wenn also das Steinbartische System an sich nur wahr, gut und gründlich ist; so wird es von seinem Werthe nichts verlieren, wenn gleich der Verf. auf Ehre versichert, daß er einen großen Theil desselben durchgelesen habe, als er sich selbst fragte: „Wo ist denn das Neue?“ — In dem 2ten und 3ten Briefe, die den Begriff von menschlicher Glückseligkeit untersuchen sollen, tadelt der Verf. Herrn Steinbart, daß er behauptet habe: „er habe alle ältere und neuere, ihm bekannte dogmatische Lehrbücher durchblättert, aber vergeblich eine ausführliche Entwickelung und bestimmte Erklärung von dem, was eigentlich Glückseligkeit sey, gesucht; ja, selbst Männer, die in ihrem vieljährigen Amte sich um die Seligkeit ihrer Zuhörer in der That nicht wenig verdient gemacht hätten, hätten gleichwohl auf sein Befragen: was ist Seligkeit? mit Erstaunen über sich selbst gestanden, daß sie bey allen ihren gelehrten theologischen Uebungen sich nie veranlaßt gefunden hätten, etwas Bestimmtes darüber bey sich fest zu setzen.“ Der Verf. nun wendet dagegen zweyerley ein: 1) wie es zusammen zu reimen sey, daß man seine Zuhörer zur Glückseligkeit führen, und doch selbst keinen bestimmten Begriff von Glückseligkeit haben könne? — Aber wie? Sollte denn das wirklich mit einander nicht bestehen können? Kann ich nicht jemand zu einem Gesundbrunnen führen, ohne von der Beschaffenheit des Wassers, das aus dieser Quelle fließt, und von dessen Bestandtheilen einen bestimmten Begriff zu haben? Kann nicht selbst der Bauer durch eine gute Diät seine Gesundheit stärken und erhalten, ohne weder von dem, was Gesundheit, noch was eine gute Diät ist, eine bestimmte Erklärung geben zu können? Eben so weiß zwar ein jeder seinem Gefühle nach, was Glückseligkeit überhaupt ist; deswegen aber ist er bey weitem noch nicht im Stande, den

griff an sich selbst deutlich, bestimmt und ausführlich zu entkeln. Hätte doch der Verfasser, um die Wahrheit dieser einbartischen Behauptung zu prüfen, nur eben den Ver- gemacht, den dieser machte; so würde gewiß seine eigene ahrung ihn bey Tausenden ganz dasselbe gelehrt haben, was Herrn Steinbart hierbey die seinige lehrte. 2) führt Verf. Reusch Introductio in theologiam revelatam an, im Wesentlichen über menschliche Glückseligkeit schon das e gesagt habe, was darüber Herr Steinbart sage. Es ist hr, daß der sel. Reusch sich hierüber vorzüglich gut unter i ältern Theologen erklärt hat; allein können nicht zwey hriftsteller im Wesentlichen über eine Sache ganz dasselbe en, und kann nicht dennoch in Ansehung der Deutlichkeit, stimmtheit, Vollständigkeit und Ausführlichkeit der Begriffe, d der Darstellung, der eine vor dem andern sehr viel vors haben? Denn von einer Sache im Wesentlichen dasselbe en, und von eben der Sache eine ausführliche Entwickeng und bestimmte Erklärung geben, ist noch immer ein sehr oßer Unterschied. Das erstere läugnet Herr Steinbart cht; nur das letztere vermißt er bey den ältern Theologen; d darin hat er unstreitig vollkommen recht. Denn wenn ch der sel. Reusch noch so sehr als eine glückliche Ausnahme n dem Gewöhnlichen gelten sollte; so müßte man doch wirkh wider den klaren Augenschein reden, wenn man leugnen ollte, daß in den ältern Systemen, und zwar gerade in den kanntesten und gangbarsten, z. E. Buddeus, Lange, König, echt, Baier, Keckermann, rc. eine ausführliche Entwickeng und bestimmte Erklärung über menschliche Glückseligkeit cht zu finden ist; und eben so unläugbar ist es auch, daß man s jetzige und künftige Leben des Menschen, oder seine jetzige d künftige Bestimmung oft nur gar zu sehr von einander geſondert, oder wohl gar sich einander ganz entgegen gesetzt at, indem man das sogenannte Irrdische und Himmlische s etwas mit einander im geraden Widerspruche stehendes etrachtet und behandelt hat. — In dem 4ten Briefe untercht der Verf., ob die Beschreibung des Herrn Steinbart von en Empfänglichkeiten und Anlagen des Menschen zur Seligeit mit demjenigen im Widerspruche stehe, was in ältern Syemen davon gelehrt worden. Allein der Frage: ob die äl- ern Systeme lehren, daß der Mensch auch noch jetzt Anlagen nd Empfänglichkeiten zur Seligkeit habe, schiebt der Verf. nvermerkt eine andere unter; diese nemlich: ob sie lehren,

 daß

daß der Mensch von Gott zur Seligkeit bestimmt sey; und dann noch eine dritte: ob der Mensch das auch jedesmal wirklich sey, was er seyn kann und soll. Wer sieht nun aber nicht, daß alle diese Fragen bey weitem nicht dieselben, sondern von ein ander sehr verschieden sind. Daß der Mensch von Gott zur Seligkeit bestimmt sey; das lehren freylich auch schon die ältern Systeme; aber auch selbst dieß nicht einmal alle, denn ein großer Theil lehrt ja auch zugleich, daß Gott gewisse Menschen durch einen gewissen willkührlichen und unbedingten Rathschluß zur Verdammniß bestimmt habe. Lehren sie denn aber auch eben so deutlich, bestimmt und ausführlich, daß der Mensch von Natur auch noch jetzt Anlagen und Empfänglichkeiten zur Seligkeit habe? Ist es nicht vielmehr allgemeine mehr oder weniger gemäßigte Kirchenlehre, daß der Mensch nach dem Sündenfalle Adams zu allem Guten gänzlich untüchtig, und ganz erstorben sey? Und liegt nun darin nicht wirklich ein wahrer für jeden Unbefangenen äusserst auffallender Widerspruch? Denn wenn man nun zuweilen doch in etwas sich besann, und die Lehre von dem tiefen Verderben und gänzlichen Unvermögen der menschlichen Natur dadurch milderte, daß man zugab, der Mensch habe von Natur doch noch einige gute Anlagen und Empfänglichkeiten zur Seligkeit; und doch auch zugleich in dem Artikel von dem Sündenfalle steif und fest dabey verharrte: das göttliche Ebenbild sey gänzlich verloren, und so ist denn nun der Mensch zu allem Guten gänzlich untüchtig geworden; gab man da nicht mit der einen Hand, was man geradehin mit der andern wieder wegnahm? Eine ganz andere Frage hingegen ist es: ob die Menschen in aller Absicht jedesmal das wirklich sind, was sie ihren Anlagen und Fähigkeiten nach seyn könnten und sollten? Eine Frage, die niemand bejahen kann noch wird! Ist es denn aber eben deswegen nicht desto nöthiger, die Menschen die vortreflichen Anlagen ihrer Natur gehörig kennen und schätzen zu lehren, und sie dadurch zu ermuntern, das zu werden, was sie seyn und werden sollen? Thun denn aber das die ältern Systeme? Schlagen sie den Menschen nicht vielmehr nieder, indem sie eine gänzliche Untüchtigkeit und Erstorbenheit desselben zu allem Guten lehren und vorgeben? Heißt das Kraft und Muth zum Guten in dem Menschen entwickeln, stärken und beleben? Ist es nicht vielmehr das gerade Gegentheil? — Wie es übrigens der Verf. in diesem Briefe dem Herrn Ex. als Lieblosigkeit, Unbilligkeit und Strenge gegen viele Religionslehrer

ausle-

klagen kann, wenn er gesagt hat: „die Lehrer der Nation
ten immer ein Mannsalter in der Kultur des Verstandes
raus haben; es giebt aber Lehrer, die ein halbes, ein gan-
, auch wohl zwey volle Jahrhunderte noch zurückgeblieben
d;" ist schwer zu begreifen. Freylich ist es, leider wahr
ung, daß viele zu arm und dürftig sind, als daß sie die nö-
gen Hülfsmittel sich dazu anschaffen könnten; hört denn aber
 Uebel deswegen auf, ein Uebel zu seyn, weil ein anderes
bel die Quelle davon ist? Soll man deswegen nicht dar-
r sprechen, nicht darauf aufmerksam machen dürfen, um bey
nen, die dem Uebel abhelfen könnten und sollten, Eifer und
gegenanstalten, bey denen aber, die es betrifft, allen ihren
ch möglichen Fleiß zu wecken, und sie vor Trägheit zu be-
hren? Und das sollte Lieblosigkeit, Unbilligkeit und Strenge
n? Ey, Ey! — Und wie? Jede Pflicht der Religion, wie
r Verf. sagt, durch welche ausgeartete Triebe in ihre Schran-
n zurückgeführt werden sollen, sollte in den Augen der neuen
genannten Herren Reformatoren eine harte Lehre, überspann-
 Tugend, übertriebene Moral seyn? Wirklich, das ist eine
nte Lehre! Wie ist es möglich, daß der Verf. solche Dinge
haupten kann! — In dem 5ten Briefe will der Verf. das
ergerniß mildern, das Herr Steinbart an dem Ausdruck:
e Welt ist ein Jammerthal, genommen hat; und dieses
aubt er dadurch mildern zu können, daß er erinnert: die
Welt habe eben sowohl ihre unangenehme, als ihre angenehme
Seite. Recht gut! Das wußte aber Herr Steinbart gewiß
en so gut, als es der Verf. weiß; aber liegt denn diese
Wahrheit wirklich auch in jenem Ausdruck? Ist es nicht viel-
ehr klar, daß er die Welt nur von ihrer widrigen Seite,
nd also nur blos einseitig vorstellt? Nicht klar also, daß er
er Sache selbst gar nicht angemessen, und mithin verwerflich
t? Wenn man nun aber diesen Ausdruck tadelt; tadelt man
enn deswegen auf eine lieblose Art alle diejenigen, denen nu
r dem Gefühle des Leidens, das sie drückt, eine Thräne ent-
illt? Ist es nicht vielmehr wirklich wohlthätig für Leidende,
enn man ihnen einen Ausdruck nimmt, der seiner Natur
ach eine Vorstellung anfregt und unterhält, die ihnen die
Welt nur noch finsterer und trauriger darstellen, ihr Gutes
nd Angenehmes ihnen gleichsam aus den Augen rücken, und
e selbst also nur noch muthloser und schwermüthiger machen
muß? Wozu doch also einen solchen unschicklichen, falschen,
idrigen und wirklich schädlichen Ausdruck noch lange in Schutz
neh-

nehmen? — So sehr wir in Ansehung des 6ten Briefs, worin der Nutzen der Todesgedanken, als Nahrung und Stärkung für Weisheit und Tugend, gegen Herrn Steinbart behauptet und vertheidiget wird, dem Verf. in der Hauptsache vollkommen Recht geben; so wenig können wir doch den Gründen, als richtig angegeben beytreten, die Herrn Steinbart nach der Meynung des Verf. zu der allerdings etwas auffallenden Behauptung, daß es in jener Hinsicht eben nicht rathsam sey, an den Tod zu denken, genöthiget haben sollen. Der ganze Grund dieses Auffallenden liegt vielmehr blos darin, daß sich Hr. Steinbart nicht deutlich und bestimmt genung erklärt hat, wodurch es nun das Ansehn gewinnt, als ob er das von Todesgedanken überhaupt sagte, was doch nur von irriger, unchristlicher und peinigender Todesfurcht, oder wie sich Herr Steinbart ausdrückt, von dem Gespenste des Todes gilt, und gelten soll. — In dem 7ten und 8ten Briefe untersucht der Verf., ob der Einfall, die Hindernisse unserer Glückseligkeit bloß in den Einschränkungen unserer Natur zu suchen, befriedigend genug sey. — Wer nun durch das, was der Verf. gegen die neuere und bessere Lehrart über die moralische Natur des Menschen vorbringt, sich überzeugt und beruhiget finden kann; dem wollen wir es herzlich gerne gönnen; uns aber ist es schlechterdings unmöglich. Die Urquelle der ganzen moralischen Verdorbenheit des Menschen in dem Sündenfalle des ersten Menschen, und dessen allgemeinen Zurechnung zu suchen, ist eine Hypothese, die eben so gewiß keinen Grund in der Bibel hat, als sie höchstentehrend für Gott selbst ist. Sie muß zuverläßig nur immer erst in die Bibel hineingetragen, und bey ihrer Erklärung schon zum Grunde gelegt werden, wenn sie daraus hergeleitet werden soll. Denn wer hat sie denn gelehrt? Etwa Paulus? Nicht doch! Er lehrt ja blos ganz deutlich und ausdrücklich, daß alle Menschen, so wie Adam, gesündiget haben, nemlich, so wie er, verführt durch ihre Sinnlichkeit. Ihre Sünde wird ihnen also auch eben so, wie dem Adam die Seinige, zugerechnet; und so ist Sünde, so ist Zurechnung allgemein geworden. So gewiß nun aber jene Hypothese keinen Grund in der Bibel hat; eben so gewiß ist sie auch zugleich höchst entehrend für Gott selbst, und mit allen vernünftigen Begriffen von seinen Eigenschaften, Werken und Absichten ganz unverträglich. Denn eine einige Sünde, und noch dazu bloße Uebertretung eines so ganz willkührlichen Gesetzes, mit einer übernatürlich

gewirk-

...ichteten Verluste; (denn natürlich liesse er doch gewiß auf ...ne Weise sich erklären,) aller Neigungen und aller Kräfte ...n Guten; mit einer beständig fürtretenden moralischen Ver...benheit, oder mit einer sogenannten Erbsünde zu bestrafen: ...s ist wahrlich eine Strafe, die sich zwar von einem Unmen...en, der an der Zerstörung des Guten seine Freude findet, ...ht aber von dem Allweisen und Allgütigen denken läßt, ... das Werk seiner Hände unmöglich selbst zu seinen Absich... unbrauchbar machen kann, um es etwa taliter qualiter in ... Folge wieder herzustellen. Wenn ein Kind gefallen ist, ...rd denn deswegen der Vater es sogleich, nebst seiner ganzen ...chkommenschaft, an Händen und Füßen lähmen wollen? ...it Recht also kann man das, was der Verf. S. 56 sagt, auch ...h von ihm und von seiner Theorie sagen: man brauche ...ht scharfsinnig zu seyn, um zu entdecken, daß Gott sehr ...el von demjenigen vertheidiget werde, der ihm beymisset, ...ß er mit einer eigenen zu diesem Erfolge absichtlich gemach... Veranstaltung dem Menschen einen Fallstrick zu einer ...ünde gelegt habe, die nicht nur ihn selbst, sondern mit ihm ...ch zugleich das ganze menschliche Geschlecht durch eine Art ...n absolutum decretum ins Verderben zog. Warum soll ...an doch also zu einer Hypothese seine Zuflucht nehmen, die ... unendlich große Schwierigkeiten hat, da man doch alles ...st leichter, natürlicher und Gott anständiger erklären kann? ...er Mensch empfieng nemlich von Gott Vernunft; dieß ist ...s physische Ebenbild Gottes. Denn vermöge derselben hat ... Mensch die Fähigkeit, Gott ähnlich zu werden, und an ...ollkommenheit und Glückseligkeit bis ins Unendliche zuzu...hmen. Diese Art des Göttlichen Ebenbildes ist dem Men...en anerschaffen, und ist für ihn auch unverlierbar, so lange ...er ein Mensch ist. Dieß hat also der Mensch noch jetzt ... sich. Dieß lehrt die Bibel selbst. Denn auch noch nach ... Geschichte vom Falle spricht sie von dem Menschen, als ...em Ebenbilde Gottes, in eben so starken, ja, sogar in noch ...rkern Ausdrücken, als sie davon in der Schöpfungsgeschichte ...prochen hatte. (S. 1 Mos. 1, 26, 27. coll. cap. 9, 1 — 7.) ... giebt aber auch noch eine andere Art des Göttlichen Eben...bes; das moralische nemlich, welches in einer wirklichen ...ott und Jesu ähnlichen Weisheit, Heiligkeit und Gerechtig...t unsers Geistes und unseres Lebens besteht. Dieses konnte ...n dem Menschen eben so wenig durch einen Actus der ...acht Gottes anerschaffen werden, als es jemals irgend ein Mensch

Mensch schon mit sich auf die Welt bringen kann; sondern der Natur der Sache selbst nach, muß es durch Unterricht und Uebung im Guten erst nach und nach erworben werden, so wie es auch durch fortgesetzte Uebung bis ins Unendliche an Vollkommenheit wachsen muß. Dies beweiset auf das deutlichste theils das Exempel Jesu selbst, Luc. 2, 52; theils auch die ganze Geschichte des Menschen nach der Bibel. Denn wäre er wirklich schon so weise, heilig und gerecht gewesen, als die älteren theologischen Systeme uns ihn vorstellen; wie hätte er denn fallen können? lag er denn der ersten, an sich selbst nach dem Buchstaben der Geschichte so kinderleichten Versuchung nicht wirklich blos aus Schwäche unter? Handelte er nicht wirklich nach dieser Geschichte wie ein kleines unmündiges Kind, das seine Hände nach einem Apfel, den man ihm darbietet, begierig ausstreckt, und im Stande ist, ohne Bedenken Kostbarkeiten vom höchsten Werthe dafür hinzugeben? Wo ist denn nun da das hohe Ideal von Weisheit und Tugend, das man an dem ersten Meschen schon zu finden glaubt? Lehrt die Geschichte, man nehme sie buchstäblich oder allegorisch, nicht das gerade Gegentheil davon? Wahrlich, nichts als unschuldige und unmündige Kindheit des Menschen ist es, was aus der ganzen Geschichte, so wie sie da liegt, auf das deutlichste hervorgeht. Gerade so ist es denn aber auch der Natur des Menschen auf das vollkommenste gemäß. Denn der Mensch hat zwar Vernunft, dieses Ebenbild, oder Analogon der Gottheit; aber er hat auch Sinnlichkeit. Auch diese indeßen war und ist an sich selbst vollkommen gut, d. h. der Bestimmung des Menschen, so wie der Bildung und Erziehung seines Geistes zu dem ganzen Zwecke seines Daseyns auf das vollkommenste angemessen, oder dazu nöthig und ihm nützlich. Denn wie hätte er sonst diese Erde bewohnen, und ihre Güter gebrauchen und geniessen können? Allein die Vernunft war und ist Anfangs bey dem Menschen noch sehr schwach, ungeübt und unentwickelt; die Sinnlichkeit hingegen war und ist gleich Anfangs schon in ihrer völligen Stärke da. Daher kommt es, daß sich der Mensch von Jugend auf gewöhnt, mehr nach Trieben der Sinnlichkeit zu handeln, als nach Vorstellungen und Gesetzen der Vernunft. Wenn daher der Mensch durch Erziehung, Unterricht und Uebung im Guten nicht gehörig geleitet und gebildet wird: so ist es sehr natürlich, daß die Sinnlichkeit über die Vernunft, oder das Fleisch über den Geist nach und nach mehr oder weniger die

Ober-

Oberherrschaft erlangt; und so gerieth denn der Mensch in den Stand der Sünde oder der moralischen Verdorbenheit hierin, wo er mehr oder weniger zum Guten untüchtig, und zum Bösen hingegen überwiegend geneigt wird. Da nun die Menschen allzumahl auf diese Weise, so wie Adam, mehr oder weniger Sünder geworden sind, und also des Ruhms, an Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gott so ähnlich zu seyn, als sie es den Anlagen ihrer moralischen Natur nach seyn können und sollten mangeln; so fordert die h. Schrift mit Recht, daß sie alle erneuert, oder gleichsam so umgeschaffen werden sollen, daß das moralische Ebenbild Gottes, oder eine wirklich Gottähnliche Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit in ihnen angerichtet, ausgebildet, und der Vollkommenheit immer näher gebracht werde. — Nun überlege der Verf., ob diese Vorstellungsart der Sache nicht der Vernunft, so wie der Bibel, der Ehre Gottes, so wie der wirklichen Geschichte und der moralischen Natur und Bestimmung des Menschen auf gleiche Weise gemäß ist. — In dem 9ten Briefe wird untersucht, worin eigentlich die Urquelle aller Unrichtigkeiten und Verwirrungen in dem theologischen Systeme zu suchen sey. Nach Herrn Steinbart nemlich ist dieß die Voraussetzung, daß die Offenbarung Geheimnisse enthalten müsse; nach dem Verfasser aber ist es die entgegengesetzte, daß sie keine enthalte, oder nothwendig enthalten müsse. Er scheint also zu glauben, daß eine Offenbarung, d. h. ein von Gott veranstalteter Unterricht in der Religion, für uns überflüßig seyn würde, wenn sie uns keine Geheimnisse, d. h. keine Begriffe und Sätze entdeckte, die über unsere Vernunft sind. Wenn er nun zugeben wollte, daß auch unsere Kinder in natürlichen Dingen und über ihre Menschenpflichten keinen Unterricht nöthig hätten, weil sie doch das alles auch schon von selbst mit ihrer Vernunft fassen und begreifen können; oder wenn er beweisen könnte, daß es ganz eigentlich, oder doch wenigstens ganz vorzüglich nur Geheimnisse, d. h. übervernünftige Begriffe und Sätze sind, die den Menschen zu seiner Bestimmung führen und geschickt machen, und daß ohne dergleichen Begriffe und Sätze der Mensch unmöglich das seyn und werden könne, was er seyn und werden soll; so würde er freylich Recht haben. Aber es fehlt viel, daß er jenes zugeben, und dieß erweislich machen könnte. Auch ist es weiter nichts, als petitio principii, wenn der Verf. vorgiebt, das Wort Geheimniß mehr als einmal in der Bibel in einer solchen Verbindung zu finden, daß es nichts anderes

bedeu-

bedeuten könne; als eine Sache, die über unser Erkenntnißvermögen hinausgeht. Denn darüber ist ja eben erst die Frage. Dagegen aber beweisen sehr viele Bibelstellen, z. E. Röm. 16, 25, 26. 1 Cor. 4, 1. 1 Cor. 15, 51. Eph. 1, 9. coll. 2. Theß. 2, 7. Col. 1, 26, klar und deutlich, daß das Wort Geheimniß in der Bibel in einer ganz andern Bedeutung gebraucht werde, nemlich von Begriffen und Sätzen, die vorhin entweder noch gar nicht, oder noch nicht so allgemein, noch nicht so deutlich und überzeugend erkennt wurden, als die Religion Jesu sie lehrte und ins Licht setzte. So war z. E. auch selbst der Satz: es ist ein Gott, ein Geheimniß für alle diejenigen, die ihn noch nicht kannten. Wenn der Verf. nach dem 10ten Briefe gegen Herrn Steinbart zuerst den Satz: Gott kann auch willkührlich denken, handeln, und befehlen, und dann zugleich auch wieder diesen behauptet: es geschehe alles von ihm weißlich, und zu unserm Vortheile; so möchten wir ihn wohl fragen, wie diese beyde Sätze miteinander bestehen können. Denn sobald erwiesen ist, daß Gott nur immer weißlich, folglich nie ohne Grund, und ohne einen guten heilsamen Zweck handelt; so ist es auch zugleich entschieden, daß er niemals willkührlich handelt. In den Handlungen Gottes, d. h. in seiner Weltregierung kann freylich Manches vorkommen, wovon unsere Vernunft in einzelnen Fällen, ausser dem Allgemeinen, einen gewissen individuellen Grund und Zweck nicht erforschen oder angeben kann; ganz anders hingegen ist der Fall bey Grundsätzen der Religion, und bey den Gesetzen die er giebt und geben kann. Hier muß der Zusammenhang mit ihrem Grunde und Zwecke, d. h. mit der moralischen Besserung und Erziehung der Menschen immer klar vor Augen liegen. Denn sonst fehlt ihnen ja gerade das wesentlichste Merkmal ihrer Göttlichkeit, nemlich innere Tauglichkeit und motivirte Anwendbarkeit zu einem guten großen und Gotteswürdigen Zwecke. Der Verf. verwechselt willkührlich und positiv. Positive Gesetze, Strafen und Belohnungen, als zweckmäßige Erziehungs- und Besserungsmittel für die Menschen betrachtet, können freylich Statt finden; niemals aber willkührliche. — In dem 11ten und 12ten Briefe will der Verf. einige auffallende Beweise von der Anwendung der exegetischen Talente des Herrn Steinbart geben. Diese Beweise betreffen nun theils solche Stellen, die von dem Mosaischen Gesetze handeln, theils solche, die von der sogenannten Erbsünde handeln sollen; und endlich auch insonderheit die Anwendung, die

Herr

Herr Steinbart von den Paulinischen Worten: nach Weisheit fragen, auf dem Titel gemacht hat; eine Anwendung, mit welcher Herr St. nach der Auslegung des Verf. sich selbst und seinen Lesern ein sehr schlechtes Compliment gemacht haben soll. Dies würde freylich richtig seyn, wenn es nicht sichtbar genung wäre, daß der Gebrauch dieser Worte bey Herrn St. bloße Accommodation ist und seyn soll. Die ganze weitläuftige Debatte des Verf. darüber, da er diese bloße Accommodation für wirkliche und eigentliche Citation nimmt, ist also ohne Grund und Haftung. Nicht besser bewandt ist es mit seinem Räsonnement über die Schriftstellen, die von dem moralischen Verderben handeln. Vielleicht würde indessen der Verf. mit Hr. St. bald näher übereinkommen, wenn er das moralische Verderben an sich selbst von der Quelle desselben gehörig unterscheiden wollte. Denn Irrthümer, Vorurtheile und falsche moralische und practische Maximen und Triebfedern, wornach der Wille sich bestimmt, sind doch unstreitig nach der Angabe Herrn St. wesentliche Bestandtheile des wirklichen moralischen Verderbens der Menschen; allein die eigentliche allgemeine und ursprüngliche Quelle desselben ist die Sinnlichkeit, oder wie die Bibel sagt, das Fleisch. Jedoch da wir eben hierüber schon das Nöthige gesagt, und die Sache in ihrem wahren Zusammenhange vorgestellt haben; so können und wollen wir des Raums wegen uns nicht weiter darauf einlassen. — In dem 13ten Briefe will der Verf. die Meynung des Herrn St. über den Geist des Christenthums prüfen. In dieser Prüfung giebt er nun zwar zu, daß H. St. der Sache selbst nach den Geist des Christenthums ganz richtig angegeben habe; glaubt aber dagegen, daß dieser Geist nicht mehr derselbe sey und bleibe, wenn man in gewissen Lehrpunkten, z. E. von der Erlösung der Menschen durch Christum nicht ganz dieselben Vorstellungen habe, die der Verf. davon hat, und für die einzig wahren und allein seligmachenden hält. Da würde es nun freylich abermals manches Mißverständniß zu heben, und sehr vieles näher zu bestimmen und zu berichtigen geben, wenn es uns der Raum erlaubte. So bürdet er, z. E. Hrn. Steinbart auf: er lehre bloßen Egoismus, indem er den Grundsatz aufgestellt habe: „Was mich vollkommener und glücklicher macht, das muß ich thun, die andern mögen also sehen, wie sie wegkommen.“ . Der gute Mann hat aber vergessen, zu bedenken, daß Nächstenliebe oder Bruderliebe nach dem Sinne des Christenthums auch zugleich den Liebenden selbst, wie selbst an dem Exempel Jesu

klar ist, in eben dem Grade vollkommener und wirklich glücklicher macht, in welchem er diese Liebe übt. So nennt auch Christus das Gebot der Liebe nicht deswegen neu, weil er Bruderliebe, das Gesetz Mosis hingegen bloße Nächstenliebe lehrte; sondern deswegen, weil er uns alle Menschen ohne Ausnahme und ohne Unterschied als unsere Brüder lieben lehrte, dahingegen die Juden nach ihrer damals gangbaren Moral blos ihre Glaubensgenossen als ihren Nächsten, oder als Bruder lieben wollten. Luc. 10, 28 — 37. — In dem 14ten und 15ten Briefe untersucht der Verfasser, ob das Vorgeben wohl so ganz seine Richtigkeit habe, daß Christus und seine Apostel die Reitzungen und Bewegungsgründe zum Guten überall aus den natürlichen Trieben des Menschen, und aus den natürlichen Folgen der Handlungen herleiten. — Der Hauptgrund aller Mißverständnisse, die auch hier zu herrschen scheinen, liegt wohl nur darin, daß man von beyden Theilen bloße sinnliche Naturtriebe von dem natürlichen Gesetze der Vernunft nicht gehörig unterschieden, und nicht bedacht hat, daß jene auch schon durch dieses eben sowohl, als durch die christliche Moral, geordnet, eingeschränkt und gemäßiget werden müssen. Denn im Grunde und im Wesentlichen kann doch die christliche Moral unmöglich etwas anders seyn, als das eben so göttliche Vernunftgesetz selbst, und auch die Bewegungsgründe, womit sie ihre Gebote unterstützt, nebst den Mitteln, die das Christenthum zur Beförderung der Moralität äusserlich anwendet oder an die Hand giebt, müßen doch nothwendig durchgängig von der Art seyn, daß die Vernunft sie billigen, und sich von ihrer Zweckmäßigkeit hinlänglich überzeugen kann. Der Unterschied von beyden liegt also blos in der verschiedenen Art der Promulgation, und besteht blos darin, daß die christliche Religion dem Vernunftgesetze eine höhere Sanction giebt, indem sie es uns ausdrücklich als den Willen Gottes selbst anerkennen und verehren lehrt; und in sofern ist denn also allerdings der Wille Gottes höchster Bewegungsgrund nicht nur zur Befolgung der christlichen Moral, sondern eben sowohl auch höchster Bewegungsgrund der Vernunft zur Befolgung des mit jener ganz identischen Vernunftgesetzes. Jene so wenig als dieses kann uns also bloße willkührliche Gebote geben. Die Verbote von Vielweiberey und leichtsinniger Ehescheidung, die der Verf. für das Gegentheil anführt, machen wenigstens hierin keine Ausnahme, indem eine aufgeklärte und unbefangene Vernunft sie gewiß auch für

die

die ihrigen anerkennen und behaupten kann und wird. Dem Christenthume bleibt indessen immer das unendlich große Verdienst, das Vernunftgesetz in ein helleres Licht, in seine ganze volle göttliche Auctorität, und dadurch die Vernunft des Menschen auf die wirksamste Weise in den Stand gesetzt zu haben, die ihr gebührende Oberherrschaft über die Triebe der Sinnlichkeit wieder an sich bringen und behaupten zu können. — Wie der Verf. nach seinem 16ten Briefe befürchten kann, daß die Offenbarung ihre Auctorität sehr verlieren werde, wenn es allgemeine Lehre werden sollte, daß sie nichts enthalte, was nicht auch die Vernunft deutlich einsehen könne, und daß es ein gefährlicher Satz sey, wenn man behauptet, die Offenbarung sey blos deswegen geschehen, weil sie für die Schwachheit der Menschen Bedürfniß war; ist uns unbegreiflich. Denn ihre anerkannte durchgängige Vernunftmäßigkeit ist ja vielmehr die wesentlichste Stütze ihrer göttlichen Auctorität; und wenn eine Offenbarung gegeben wurde, so würde sie unstreitig nicht den Engeln, sondern blos den Menschen gegeben, und zwar blos in Hinsicht auf ihre größere und allgemeinere Geistesschwäche. Ein anderer Grund ihrer Nothwendigkeit oder Unentbehrlichkeit für uns läßt sich doch wohl schwerlich denken. Auch die Vorstellungen, die sich der Verf. in diesem Briefe von der Pflicht macht, im Namen Jesu zu beten, sind noch sehr mangelhaft und unvollkommen. Nach seiner Erklärung soll es so viel heißen, als: alles Gute von Gott um Jesu Willen erwerben und bitten. Es muß ihm aber wohl nicht eingefallen seyn, daß auf diese Art, z. E. im Beichtstuhle unzählig viele böse, lasterhafte und ungebesserte Menschen beten. Beten denn aber diese nun wirklich im Namen Jesu, d. h. wirklich christlich, wirklich im Gefühle und nach der Anweisung der Religion Jesu, (denn dieß heißt eigentlich der Name Jesu,) oder wirklich so, wie sie im Sinne Jesu und nach seiner Anweisung beten sollten? Wenn also das Gebet nicht ein wirkliches Palliativ oder Einschläferungsmittel für jeden Lasterhaften seyn soll: so kann im Namen Jesu beten nichts anderes heißen, als etwas in Angelegenheiten seiner Religion beten, oder um etwas beten, was zu ihrer Ausbreitung und Beförderung dienen kann; und dieß war es eben, was Jesus zunächst seinen Aposteln empfahl, um sie dadurch zu ihrem großen Berufe zu ermuntern und zu stärken; oder überhaupt mit solchen Empfindungen, mit solchen Vorsätzen und Gesinnungen beten, wie die Religion Jesu sie vorschreibt

schreibt und einflößt; und dieß ist noch immer allgemeine Christenpflicht, so wie allgemeines christliches Stärkungsmittel in Ausübung des Guten und Vermeidung des Bösen. Diese Kraft liegt in dem Gebete, theils in sofern es an sich selbst schon seinem ganzen Wesen nach eine anhaltende und fortgesetzte Uebung im Guten ist, theils in sofern es den Glauben und die ermunternde Hoffnung, daß Gott selbst unsern Fleiß im Guten gewiß unterstützen, segnen und belohnen werde, immer aufs neue in uns wecken, stärken und beleben kann. Allein dieser Glaube und diese Hoffnung ist doch nicht etwa wider die Vernunft? Oder giebt es denn etwa eine Vernunft, die uns Gott als unsern Feind ansehen lehrt? Wenn doch also nur der gute Mann biblisches Christenthum und Vernunft nicht oft, sogar sonderbar sich einander entgegen setzen wollte. Es ist gerade eben so sonderbar, als wenn jemand Vernunft und Unterricht in Schulen und auf Universitäten als Opposita betrachten wollte! Nicht Vernunft und Unterricht, er mag göttlich oder menschlich seyn, sondern nur Lehren, die doch nicht begriffen werden können, sind wahre wirkliche Opposita. Denn alles Lehren und aller Nutzen desselben hat da ein Ende, wo das Unbegreifliche anfängt. — Der 17te und 18te Brief untersucht die Beschuldigung, die dem protestantischen Lehrsysteme damit gemacht wird, als ob in demselben noch viel vom Augustinischen Sauerteige befindlich seyn sollte. Bey dem heiligen Augustinus, den Herr Steinbart immerhin etwas zu einseitig und zu hart beurtheilt haben mag, wollen wir uns nicht aufhalten; aber über den Satz, daß der Mensch aus eigenen Kräften sich nicht bessern könne, welchen der Verf. als Augustinischen Sauerteig durchaus nicht ausgelegt wissen will, müssen wir doch noch einiges anmerken. Freylich ist es richtig, daß nicht jede Besserung auch schon eine christliche Besserung ist; aber wenn sie das nicht ist; so ist sie auch gewiß eben so wenig eine solche, dergleichen die Vernunft fordert und billigt. Wenn nun aber der Mensch aus eigenen Kräften, (die doch NB. alle von Gott sind,) sich nicht bessern kann; woran soll es denn nun liegen, wenn er nicht wirklich gebessert wird? An dem Menschen? Aber er soll ja nicht vermögend seyn, sich selbst zu bessern; folglich kann es auch durchaus nicht seine Schuld seyn, wenn er sich nicht wirklich bessert; folglich müßte offenbar die Schuld hiervon jedesmal lediglich an Gott selbst liegen, der ihn nicht hinlänglich dazu unterstützt, und seine Besserung im Grunde nur nicht gewollt hätte.

Wie

Wie läßt sich denn nun aber so etwas ohne Gotteslästerung
enken? Das Kind, z. E., kann sich nicht selbst unterrichten;
vird es also nicht unterrichtet: so ist die Schuld nicht seine,
ndern derer, die nicht dafür sorgten, daß es unterrichtet
ürde. Will man also der Trägheit des Menschen in seiner
besserung nicht einen sehr gültigen Entschuldigungsgrund übrig
ssen, und die Schuld seiner nicht wirklich erfolgenden Bes-
rung nicht unvermeidlich auf Gott selbst schieben; so kann
nd muß man nothwendig lehren, daß der Mensch hinläng-
h im Stande sey, sich selbst zu bessern, daß er folglich es
ich solle, und daß es mithin lediglich seine eigene Schuld sey,
enn er nicht wirklich gebessert werde. Allein dieser Satz
bt und schließt den andern: Gott bessert den Menschen, eben
wenig auf und aus, als die beyden Sätze: Gott erhält
nd versorget den Menschen, und, der Mensch selbst muß
rch Arbeitsamkeit und Fleiß in den nützlichen Geschäften sei-
s Standes und Berufes den Unterhalt seines Lebens sich
bst erwerben und verdienen, sich einander aufheben und aus-
ließen. Denn von Gott kommt ursprünglich alles dasjenige,
ssen der Mensch dazu bedarf. Von ihm nemlich kommen
alle die heilsamen Wahrheiten, Lehren, Vorschriften, Hoff-
ngen und Aussichten, ohne welche Weisheit und Tugend,
d ausharrender Fleiß in derselben, sich nicht denken läßt;
alle Kräfte unserer Seele, nebst den dienlichen Hülfsmit-
l und Gelegenheiten zum Guten, ohne welche wir zur Er-
ntniß der Wahrheit nicht gelangen, und in der Weisheit
) wahren Tugend uns nicht üben könnten; 3) Alle heilsa-
Erweckungen, Antriebe und Ermunterungen zum Guten,
e welche der Mensch den Entschluß, sich zu bessern, weder
en noch standhaft ausführen würde. Allein von alle diesem
ß doch der Mensch nothwendig einen treuen und guten Ge-
uch machen, muß es zweckmäßig anwenden und sich gehörig
Nutze machen, wenn seine Besserung wirklich erfolgen und
Stande kommen soll. Folglich ist und bleibt es auch un-
änderlich wahr und gültig: der Mensch kann und soll an
er Besserung selbstthätig arbeiten. — „Also, sagt der Vf.
em 19ten Briefe, eine menschliche Hypothese, von der die
rift nichts weiß, soll es seyn, wenn die Lutherischen Lehrer
Satz behaupten: der Mensch könne der ihn bessernden
ade widerstehen?" Als ob Hr. Steinbart auch nur mit
Sylbe das gesagt hätte! Vielmehr setzt er ja das Vermö-
widerstehen oder nicht widerstehen zu können, als wahr

voraus, um zu beweisen, daß, wenn man dem Menschen auch nur dieses Vermögen einräume, man doch eben hiermit schon gestehe, daß er etwas zu seiner Besserung thun müsse; und behauptet also nur, daß auch schon zu dem Entschlusse, nicht widerstehen zu wollen, eigene Selbstthätigkeit des Menschen erfordert werde. Nicht diesen Satz also, sondern nur den: Gott müsse alles, und der Mensch könne nichts thun, nennt er eine bloße menschliche Hypothese; und zwar mit Recht. Denn so wenig zur göttlichen Erhaltung und Versorgung des Menschen ein bloßer Nichtwiderstand schon hinlänglich ist; eben so wenig ist auch ein solcher zu seiner Besserung hinlänglich; sondern es gehört dazu unumgänglich nothwendig selbstthätige Anwendung und treuer Gebrauch der Kräfte und Mittel, die ihm von Gott dazu verliehen sind. — In dem 20sten Briefe theilt uns der Verf. seine Bemerkungen über christliche Duldsamkeit, und ihren guten oder schlechten Gebrauch mit. Sein Hauptsatz, um welchen sich das Ganze drehet, scheint nach S. 212 dieser zu seyn: „wer die Lehre, (und ohne Zweifel versteht er doch darunter die Lehre Jesu,) die die christliche Gesellschaft für wahr halte, und worauf sie ihre ganze Hoffnung gründe, für Unvernunft und Thorheit erkläre, und das christliche System gänzlich niederreissen wolle; den könne man nicht mehr für seinen Glaubensgenossen, nicht mehr für einen christlichen Lehrer halten." — Ganz recht! Hat denn aber Hr. Steinbart das gethan? Hat er das gewollt? Nicht doch! Es ist ja ganz und gar nicht seine Absicht, das ganze christliche System gänzlich niederzureißen; und er ist weit davon entfernt, die Lehre Jesu für Unvernunft und Thorheit zu erklären; vielmehr stellt er sie ja wirklich in einem Werthe dar, der in der That der höchste ist, den man sich nur denken kann, indem er sie eben so, wie Paulus Tit. 1, 1. 2. als Lehre zur wahren Gottseligkeit, und als göttliche Anweisung zur wahren Glückseligkeit darstellt. Es ist also hier gar nicht die Rede von der ganzen Lehre Jesu an sich selbst, sondern blos von gewissen einzelnen Lehrpuncten, und auch nicht einmal von diesen an sich selbst, sondern bloß von den Begriffen und Vorstellungsarten, die sich Menschen davon machten. So bleibt z. E. die Lehre: der Mensch muß gebessert werden, als völlig wahr und unangetastet stehen; nur über das Neue ist Herr Steinbart, und zwar mit Recht, anderer Meynung, als es das gewöhnliche System ist. Wenn es nun aber Lehrern der christlichen Kirche, die nach Wahrheit forschen können und sollen, gleich-

wohl

wohl nicht erlaubt seyn sollte, die Resultate ihrer Nachforschung, wären sie von dem hergebrachten Systeme auch noch so abweichend, uns öffentlich mitzutheilen; wie wäre es denn möglich, daß ein fehlerhaftes System jemals verbessert und berichtigt werden könnte? Hat denn nicht auch Luther das alte hergebrachte, für einzig rechtgläubig und alleinseligmachend gehaltene System und dessen menschliche Vorstellungsarten über die Lehre Jesu, fast gänzlich niedergerissen? Müßte also nicht auch dieser nach den Grundsätzen des Verfassers von den Katholiken mit Recht verdammt werden? — In dem 21 bis 23sten Briefe sucht nun der Verf. die kirchliche Satisfactionslehre gegen Herrn Steinbart zu behaupten und zu vertheidigen. Es würde viel zu weitläuftig seyn, wenn wir alle die Mißverständnisse auseinandersetzen wollten, die über diesen Lehrpunkt herrschen. Wir begnügen uns also, nur eine oder die andere allgemeinere Anmerkung darüber niederzuschreiben. Es würde allerdings, wie der Verf. mit Recht behauptet, eine viel zu einseitige Vorstellung seyn, wenn man den ganzen Zweck Jesu blos in Vertilgung einer gewissen abergläubischen Furcht vor Gott und seinen Strafen, und vor dem Tode setzen wollte; allein noch vielweniger kann und darf man ihn in einer stellvertretenden Genugthuung setzen und suchen; sondern der höchste und letzte Zweck ist und bleibt unveränderlich, Seligkeit der Menschen durch Sittlichkeit und Tugend. Es frägt sich also, ob stellvertretende Genugthuung hierzu ein schickliches Mittel ist? Nun ist aber klar, daß sie das gewiß nicht ist, weil es unmöglich ist, daß sie den moralischen Werth des Menschen größer machen könnte, als er an sich ist; unmöglich also auch, daß sie uns etwas zu unserer Seligkeit helfen könnte, man müßte denn wider Schrift und Vernunft behaupten wollen, daß die Seligkeit des Menschen mit dem innern moralischen Werthe des Menschen in keinem Verhältnisse und in keiner Verbindung stehe. Allerdings kann und wird wohl niemand leugnen, daß Gott nicht allein höchstgütig, sondern auch höchstheilig und gerecht ist. Wenn aber der V. glaubt, daß die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, nach welcher er nothwendig das Böse bestrafen, so wie das Gute belohnen muß, zur Rettung des Menschen eine stellvertretende Genugthuung nebst der Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit nothwendig mache; so irrt er sich sehr. Gerade umgekehrt! Weil Gott der heiligste und gerechteste Richter und Vergelter sowohl des Guten als des Bösen ist; so ist es unmög-

möglich, daß eine stellvertretende Genugthuung Statt finden, und eine fremde Gerechtigkeit vor ihm als die Unsrige gelten könnte; so ist es unmöglich, daß er irgend einen Menschen für besser halten oder gelten lassen könnte, als er an sich selbst wirklich ist, so ist es vielmehr unumgänglich nothwendig, daß er einem jeglichen gebe und vergelte, wie er es verdient, und so bleibt es denn ewig und unveränderlich wahr, daß er einen jeden nur in eben dem Maaße wirklich glücklich oder selig machen kann und wird, in welchem er wirklich gut zu seyn und zu werden sich bestrebt hat. Dies lehrt ja die Bibel selbst deutlich und ausdrücklich, z. E. Rom. 2, 6 — 11. Gal. 6, 4 — 9, 15, 16. Luc. 19, 12 — 26. Ist nun aber dieß nach Vernunft und Schrift entschieden wahr und unstreitig gewiß; wie läßt sich denn nun dabey noch an stellvertretende Genugthuung und an Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit denken? Auf Beweisstellen aus der Bibel für diese Lehre, mit der sie vielmehr in einem offenbaren Widerspruche steht, wird also hoffentlich der Verf. nun auch gerne Verzicht leisten, wenn er sich nur besinnen und bedenken wird, daß Erlösung durch Christum und stellvertretende Genugthuung, die er häufig mit einander verwechselt, keinesweges einerley, sondern sehr weit von einander verschieden ist. Eine stellvertretende Genugthuung hat er nie leisten weder können noch wollen; aber uns erlösen, d. h. von der Herrschaft und von den Strafen oder von dem Elende der Sünde einen jeden befreyen, der sich davon befreyen lassen will; das war und ist es, was er konnte und wollte. Und es sollte Christen geben, denen diese größte aller Wohlthaten doch noch nicht Wohlthat genug wäre? — „In dem 24sten Briefe sagt der Verf. als practischer Theologe allerdings manches Wahre und Gute, was von Menschenkenntniß zeugt, und auf Erfahrung gegründet ist; nur fürchten wir, daß er auch hierbey Herrn Steinbart hin und wieder mißverstanden, und ihm Absichten und Behauptungen untergeschoben hat, an die der gute Mann wohl nie gedacht hat. So war es z. E. gewiß nicht seine Absicht, die heil. Schrift deshalb zu tadeln, daß sie von der Besserung des Menschen unter Bildern, z. E. unter dem Bilde der Wiedergeburt, u. s. w. spricht; sondern nur die Anwendung wollte er tadeln, die man davon in den theologischen Systemen gemacht hat. Und allerdings verdient es doch wohl Tadel, daß man die Bilder nicht als Bilder erklärte, sondern fast aus einer jeden solchen bildlichen Redensart einen eigenen Artikel in der Dogmatik machte, und dadurch

urch veranlaßte, daß die Vorstellung des Ganzen zerstückelt, verworren und erschwert würde. So soll auch nach Herrn Steinbart, oder überhaupt nach der Sittenlehre der Vernunft und des Christenthums, diese Welt uns nicht dadurch zum Paradiese werden, daß wir alles leichtsinnig in den Wind schlagen, was unsern Frohsinn stören, und uns zum Ernste stimmen könnte, sondern dadurch, daß wir mit Verbannung aller ängstlichen und sclavischen Furcht vor Gott (Röm. 8, 15.) bloß aus kindlicher Ehrfurcht und Achtung gegen ihn und seine Gesetze Böses meiden, und Gutes thun, uns dadurch die Ehre und den Trost seines Beyfalls, nebst dem Beyfall und der Billigung unseres eigenen Gewissens uns erwerben, insonderheit also auch gesellschaftlich glücklich ruhig und zufrieden mit unsern Nebenmenschen leben, und dadurch das Angenehme und die Freuden dieses Lebens uns erhöhen und veredeln, das Widrige hingegen und die Leiden desselben uns erleichtern und versüßen. Wenn diese eben so ächt christliche, als ächt vernünftige Sittenlehre allgemein und durchgängig von allen und jeden geachtet und befolgt würde; würde dann die Welt uns nicht wirklich verhältnißmäßig ein wahres Paradies werden, anstatt daß sie manchen theils durch eigene, theils aber auch durch fremde Schuld zu einem Jammerthale werden muß? — In dem 25 Briefe handelt der Verf. von Buße und Glauben; dieß, sagt er, sey die Ordnung der Schrift; Herr Steinbart aber kehre diese Ordnung um, und setze den Glauben vor der Buße. Ist es denn aber nicht einerley, ob ich sage: ändert und bessert euer Herz und Leben, und glaubet deswegen an das Evangelium, denn dieß giebt euch dazu Kraft und Muth; oder ob ich sage: glaubet an das Evangelium, und bessert darnach euren Sinn und euren Wandel? So wie nun dieser Vorwurf ein bloßes Mißverständniß ist; so ist es auch gewiß ein bloßes Mißverständniß, wenn der Verf. Herrn Steinbart den Vorwurf macht, daß er die Buße und Sinnesänderung des Menschen als eine zu freudige Begebenheit darstelle. Aber wie? Er wird doch nicht etwa leugnen wollen, daß sie wirklich eine heilsame und selige, und folglich auch ihrer ganzen Natur nach eine angenehme und erfreuliche Veränderung ist? Wenn er das erstere zugiebt; so muß er nothwendig auch das letztere zugeben. Ist es denn also nicht wahre Wohlthat für die Menschen, wenn man sie ihnen auch als eine solche darstellt und anpreißt? Hat der Verirrte, wenn er nun wieder auf dem rechten Wege ist, hat der Kranke, wenn er wieder

gesund wird, hat der Gerettete, wenn er sich gerettet sieht, nicht Ursach sich zu freuen? „Wie krümmt sich, sagt der Verf., nicht der Faule und Unthätige, wenn er seine gemächliche Lebensart aufgeben soll? Arbeit wird ihm nicht eher zu einem frohen und angenehmen Geschäfte, als bis er aus Erfahrung sieht, daß er sich dabey besser befindet.“ Ganz wohl! Ist es denn also nicht Irrthum des Verstandes, daß er sich davor im Anfange krümmt? Ist es denn also nicht Wohlthat für ihn, wenn man diesen Irrthum so zu berichtigen, und ihn so darüber aufzuklären sucht, daß er gleich vom Anfange die Arbeit als Wohlthat betrachten, und sich ihrer freuen lerne? — „Ja, sagt der Verf., wenn es irrdische und sinnliche Glückseligkeit wäre, die das Evangelium anbietet; dann möchte es wohl so dabey hergehen.“ Wie? Ist es denn nicht abermals Irrthum des Verstandes, wenn der Mensch bloße irrdische und sinnliche Glückseligkeit der bessern und höhern Seligkeiten der Tugend und des Christenthums vorzieht? Ist es denn also nicht Wohlthat für ihn, wenn man ihn hierüber gleich vom Anfange an eines bessern zu belehren sucht? Freylich muß ernstlicher Haß gegen die Sünde bey unserer Besserung zum Grunde liegen, und sie beständig begleiten; aber wird denn der Mensch die Sünde nicht desto ernstlicher haßen, und ihre Schädlichkeit desto lebhafter einsehn, je mehr und je früher er sich der Tugend und der ihm dazu nöthigen Veränderung freuen lernt? Freylich kostet es oft Kampf, Ueberwindung und Verleugnung, wenn man practische Vorurtheile und sündliche Gewohnheiten ablegen soll; aber wenn es uns nun gelingt, hiervon das eine nach dem andern abzulegen; sollen wir uns nicht glücklich schätzen, soll uns das nicht Freude machen? Kurz, traurige Empfindungen können zwar Weg und Mittel zur Buße seyn, aber sie sind nicht die Buße selbst: sie sind nicht ein wesentlicher Bestandtheil derselben; sie liegen nicht in dem Wesen der Buße selbst, sondern bloß in den Umständen; folglich kann und darf auch die Buße nicht als eine traurige Veränderung, sondern sie soll und muß nach dem Geiste des Evangelii, der ein freudiger Geist ist, als eine solche beschrieben und angepriesen werden, die an sich selbst wirklich erfreulich ist, weil sie an sich selbst heilsam und selig ist. Auch selbst Luther (S. seine Werke B. 15 S. 507 d. hallischen Ausgabe) schreibt an Staupitz, daß das Wort Buße, welches ihm nach seinen vormaligen Begriffen das fürchterlichste und ängstlichste in der ganzen Bibel gewesen, ihm nun das angenehmste und erfreulichste

lichste sey, seitdem er eingesehen habe, daß dieselbe in der Veränderung des Sinnes vom Bösen zum Guten, in der Liebe Gottes, und der Gerechtigkeit bestehe, und damit anfange. Der Verf. sieht also hieraus, daß Herr Steinbart hierin wirklich im Wesentlichen ganz ächt lutherisch denkt. — In dem 26ten Briefe tadelt der Verf. Hn. Steinbart, daß er die Selbstliebe zu dem äusserſten Ziele (richtiger: zum ersten Grunde, und zur ersten Quelle) aller unserer Thätigkeit gemacht, und auch die Liebe Gottes derselben untergeordnet habe; und doch sagt er auch selbst: stirbt die Selbstliebe in mir ganz aus, so bin ich auch zu jeder andern Liebe ungeschickt." Gerade, als ob Herr Steinbart nicht dasselbe gesagt hätte, und als ob er geläugnet hätte, daß der Christ Gott über alles lieben müsse. Beydes ist ja vielmehr im Grunde ganz identisch. Denn ächte christliche Selbstliebe, die auch immer ächt vernünftige ist, ist auch zugleich wahre Liebe gegen Gott, d. h., sie liebt Gott wirklich über alles, indem sie es lebhaft einsieht und empfindet, daß Gott ein unendlich besseres und vollkommneres Wesen ist, als wir selbst, und indem sie also auch seine Gebote als die besten und vollkommensten ansieht, achtet und befolgt, 1 Joh. 5, 3. Ob gleich also die Selbstliebe die eigentliche erste Quelle aller unserer Thätigkeit ist und bleibt; so ist sie dennoch der Liebe Gottes in Ansehung ihrer Aeusserungen untergeordnet, d. h. die Liebe Gottes, oder, welches einerley ist, ehrerbietige Achtung gegen seine Gesetze, die auch zugleich Gesetze unserer eigenen Vernunft sind, ist das höchste Principium, nach welchem unsere Selbstliebe sich bestimmen und wirken muß. Was hieße es denn aber wohl: Gott, oder die Liebe Gottes zum höchsten Ziele aller unserer Thätigkeit machen? Können wir denn etwa Gott durch unsere Thätigkeit vollkommener oder seliger machen? Uebrigens versteht es sich ja wohl von selbst, daß nicht dasselbe von einer unächten und verkehrten Selbst- oder vielmehr, Eigenliebe gelten kann, was nur von einer ächtchristlichen und ächtvernünftigen Selbstliebe gesagt wird. — In dem 27sten Briefe handelt der Verfasser hauptsächlich von der Lehre der Bibel und der Kirche über die Person Jesu und von den verschiedenen Theorien, die Herr St. darüber in den Schriften der biblischen Scribenten gefunden haben will. Wir können aber in die Prüfung des Gesagten unmöglich eingehen, da es uns an Raum gebricht; bitten indessen den Verf., das wichtige Werk: Ueber Platonismus der Kirchenväter, rc. 2te vermehrte Auflage, zu lesen, wenn

wenn es ihm um nähere Kenntniß und Prüfung dieser Lehre zu thun ist. — In dem 28sten Briefe endlich sollen die Wunden der protestantischen Kirche, die Hr. St. aufzudecken sich veranlaßt gefunden, beleuchtet, und Titel- und Schluß seines Buches miteinander verglichen werden. — Wir müssen hiermit abbrechen. Der Mißverständnisse, wie der Leser aus dieser Anzeige sehen wird, ist freylich in diesen Briefen vom Anfang bis zu Ende entsetzlich viel; indessen wollen wir nicht läugnen, daß der, der zu prüfen weiß, auch zugleich durch manches Wahre, Gute und Nützliche dafür schadlos gehalten wird. Nur Schade, daß Wahres und Falsches, Richtiges und Mißverstandenes so sehr gemischt ist.

Sa.

Versuch eines biblischen Wörterbuchs für unstudirte Lehrer in Stadt- und Landschulen von Friedrich Christlieb Döring, Pred. zu Lausa bey Dresden. Dresd. und Leipzig, in der Hilscherschen Buchhandlung. 1792. 344 S. 8. 20 gr.

Der Gedanke des Verf. ist sehr gut, nur ist die Arbeit zu weitläuftig, und das gewöhnliche System zu sehr in die Erklärung hineingetragen; Auch hätten die Erklärungen richtiger seyn müssen. So müßte 1 Cor. 16, 22. der sey Anathema! nicht heißen, der wird ewig gestraft werden, sondern, der habe nichts mit uns zu schaffen.

Aeltere und neuere biblische Geschichte, ein Lesebuch für angehende Christen, von D. J. G. Bechtold. Viertes Bändchen. Gießen, bey Heyer. 1792. 252 S. 8. 12 gr.

Die jüdische Geschichte enthält so wenig erhabene und einem gebildeten Zeitalter brauchbare Charaktere, dagegen aber so viele unrichtige, niedrige und selbst lasterhafte Streiche des sogenannten Volkes Gottes, daß der Verfasser seine Gabe der Darstellung auf anderweitige moralische Verhandlungen besser verwandt hätte.

Le.

Rechtsgelahrheit.

C. W. Ledderhose, Fürstl. = Hessischen Raths u. s. w. kleine Schriften. Vierter Band. Eisenach, bey Wittekind. 1792. 394 Seiten in Octav. 1 Rt. 4 Gr.

Dieser Band enthält folgende Stücke: I. **Von der Gemeinschaft der Landgrafen von Hessen in Ansehung ihrer Activ = Lehen.** Vertheilung der Lehnsherrlichkeiten nach dem Testament Philipp des Großmüthigen. (§. 2.) Nähere Bestimmung durch den Vergleich von 1567. Zwischen Landgraf Wilhelm und Ludwig (§. 3.) Vertheilung der Lehnsschaften nach Ableben L. Philipp des Jüngern. (§. 4.) Vertheilung der, durch den Todt L. Ludwig an Cassel und Darmstadt gefallnen Lehnschaften: durch das Austrägalurtheil von 1605; durch den Vertrag von 1627; durch den Hauptvertrag von 1648. (§. 5. 6. 7.) Anstand wegen der Gaugrebischen Lehen (§. 8.) Anstand wegen der unter die Lehnshoheit beyder regierenden Fürsten gefallenen Lehen. (§. 9.) Anstand wegen der Belehnung der Erbbeamten. (§. 10.) Erhaltung der Gemeinschaft durch eventuellen Vorbehalt der Lehnspflicht. (§. 11.) Summirte Darstellung. (§. 12.) Nacherinnerung wegen der Lehnschaften in den Landesportionen der apanagirten Häuser. (§. 13.) II. **Vom Sammt = Hofgericht und Sammt = Revisionsgericht in Hessen.** In diesem schönen Aufsatze wird vollständig von der Geschichte, dem Personale, der Verfassung, Besetzung, Unterhaltung beyder Gerichtshöfe, von der Concurrenz derselben u. s. w. gehandelt. III. **Vom Rechte der Landgrafen zu Hessen, Beysitzer am K. und Reichskammergericht zu präsentiren.** Antheil der Landgrafen von Hessen = Cassel und Darmstadt an den evangelischen Präsentationen des Ober = Rheinischen Kreises. (§. 2.) Antheil der Landgrafen von Hessen = Cassel an den evangelischen Präsentationen des Fränkischen Kreises. (§. 3.) Antheil der Landgrafen von Hessen = Cassel an den evangelischen Präsentationen des Nieder = Rheinisch = Westphälischen Kreises. (§. 4.) Von den alternativ Präsentationen der vermischten Kreise. (§. 5.) IV. **Von den zwischen Hessen = Cassel und Darmstadt gemeinschaftlichen Zöllen.** Hier wird

im

im ersten Hauptstück von der Geschichte und Beschreibung des Gulden Weinzolls, wovon und wo er erhoben wird, u. s. w. gehandelt; das zweyte Hauptstück enthält die Geschichte und Beschreibung des Rheinzolls bey Sankt-Goar; Im dritten Hauptstück findet sich eine Geschichte und Beschreibung des Bopparter Waxpfennigs; das vierte Hauptstück enthält endlich die Rechte der beyden regierenden Hessischen Fürsten an den Sammtzöllen, besonders bey deren Vertheilung. Im Anhange sind wiederum Urkunden zur Hessischen Geschichte, Erdbeschreibung, Landesverfassung, Fundationen, Privilegien u. s. w. ingleichen Resolutionen, Rescripte u. s. w. Die meistens streitige Rechtsfragen betreffen, mitgetheilt worden.

Ga.

Grundsätze des allgemeinen Ehrechts der deutschen Christen, von D. Christoph Christian Dabelow. Halle, 1792. 206 S. 8. 12 gr.

Der Vf. giebt in der Vorrede die Gründe an, aus welchen er nach Lobethan und Schott ein Lehrbuch über diesen Gegenstand schreibt; der letztere, welchem er sonst alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, hat nach des Verf. Meynung nur Gegenstände mitgenommen, welche ins Eherecht nicht gehören, oder andere weggelassen, welche dahin gehören; uns dünkt die Sache sehr willkührlich, sobald man mehrere Dinge hieher zieht, welche nicht ein Gegenstand der Gerichtsbarkeit sind; überschreiten wir einmal die Gränze, und ziehen z. B. auch alle das Vermögen der Eheleute betreffende Rechte hieher, so hat man keinen Grund zu behaupten, daß die Lehre von der väterlichen Gewalt, von der Verbindlichkeit zum Unterhalt und Erziehung der Kinder, als rechtlichen Folgen der Ehe, und dergleichen nicht dahin gehören; und so könnte man vielleicht auch bey dem V. tadeln, daß er z. B. der Brautkinder, und im §. 358 und ff. der wirklichen Freyheiten nicht gedenkt. Die Aufschrift des Buchs rechtfertigt der Verf. damit, daß er nicht ein Eherecht der Juden, oder anderer europäischen Völker ausser Deutschland schrieb. Daß der Verf. die Quellen des Eherechts nicht angeführt hat, entschuldigt er damit, weil er das Eherecht in Verbindung mit einem Haupttheile der Jurisprudenz lehrt, in dessen Vorbereitungslehren überhaupt

von

n den Quellen gehandelt wird; allein damit möchten diese,
gen, welche dieses Werk als Lehrbuch gebrauchen wollen,
cht zufrieden seyn, überhaupt aber verspricht der Verfasser
n vollständiges System des Eherechts nach einem verbesser-
n Plan in der Folge zu liefern, durch welches das gegenwär-
ge Buch überflüssig gemacht werden wird. Die Gegenstän-
des Eherechts hat der Verf. sehr gut ausgeführt, und be-
nders verdient es Lob, daß der Vf. die Verordnungen des
ömischen, Kanonischen, und der teutschen Rechte immer
rgfältig von einander unterscheidet; und daß er die Verord-
ungen des neuen Preussischen Gesetzbuchs öfters angeführt
it, bedurfte gewis keiner Entschuldigung; auch durch viele
nd gute Litteratur zeichnet sich dieses Lehrbuch aus. Die
Sprache des V. ist nicht immer richtig, wenn z. B. nach §.
09 die Klage für die geistliche Gerichte angestellt wer-
en soll.

Atz.

Die Russischen Gesetze ihrem Inhalt nach, in alpha-
betischer Ordnung unter Titel gebracht. — —
Aus dem Russischen des Herrn F. Langhans ins
Deutsche übersetzt von J. J. Helwig, Collegien-
Assessor. Reval, bey Bornwasser. 1792. 324
Seiten in gr. 8. 1 Rk.

Bey der unbeschreiblich grossen Menge von russischen Ver-
rdnungen und Ukasen, welche noch bis jetzt die Stelle eines
Gesetzbuches vertreten, aber sich zuweilen durchkreutzen oder
gar widersprechen, war es ein guter Einfall, ihren Inhalt in
einem Sachregister zu einer kurzen Uebersicht darzustellen.
Indessen hätte dasselbe noch brauchbarer ausfallen können:
denn weder ist von einer jeden Ukase der Inhalt mit etlichen
Worten angezeigt, noch überall bemerkt worden, welche neu-
ere die ältern etwa ausser Kraft setzt. Nicht einmal stehen
diejenigen, welche einerley Sache betreffen, ungetrennt bey-
sammen, wovon gleich voru die Rubrik der Abgaben ein Bey-
spiel liefert, als wo die Kopf- und Vermögenssteuern mit dem
Obrok oder Zins und andern Auflagen sehr seltsam unter ein-
ander geworfen sind. Noch unangenehmer ist, daß die Ver-
ordnungen selbst nicht immer unter gehörigen Rubriken vor-
kom-

kommen, wobey es oft an Hinweisungen fehlt, um das Aufschlagen zu erleichtern. Von Mursen oder Tataren findet man keinen Titel; daß die tatarischen Mursen nach einer Ukase vom Jahr 1784 adeliche Rechte genießen sollen, muß man unter der Rubrik von Edelleuten, so wie den Zoll unter der von Poschlinen suchen. Nach der Ukase vom 11ten May 1784 wegen der kirchlichen Gerichtsbarkeit des römischkatholischen Erzbischofs in Mohilew, ingleichen nach der vom 22 Sept. 1788. wegen des muhamedanischen Mufti zu Ufa, hat Rec. lange geblättert, aber sie nicht gefunden, es sey nun, daß sie ganz sind vergessen, oder unter Titel, wo man sie nicht erwartet, gesetzt worden.

Eg.

Katholische Gottesgelahrheit.

Parallele zwischen dem ächten Seelsorger und dem Mönche als Pfarrverweser. Ein Beleg zu des Herrn Benedikt Stattlers wahrer und allein hinreichender Reformationsart des katholischen gesammten Priesterstandes, u. s. w. 1792. 8. 9½ Bogen.

Die Absicht dieser mit vieler Wärme geschriebenen Schrift ist, augenscheinlich zu zeigen, daß Niemand weniger als der Mönch, so wie er noch jetzt ist, und bey der klösterlichen Erziehung und Einrichtung immer bleiben wird, geschickt sey, alle die Pflichten, die mit der Seelsorge verknüpft sind, getreulich zu erfüllen. Der V. selbst ein Mönch, aber einer von den Wenigen, dem die Klosterdisciplin seinen gesunden Verstand und sein edles Herz nicht verdorben hat, ist selbst auch mehrmals Pfarrverweser gewesen, und kennt sowohl die Pflichten der Seelsorge, als auch die Hindernisse, die dem Mönche, der auf kurze Zeit auf dieser oder jener Pfarrey als Seelsorger angestellt wird, von allen Seiten her in den Weg treten, diesen Pflichten nachzukommen.

Ehe wir unsere Leser mit den Ideen des Verf. näher bekannt machen können, müssen wir ihnen erst sagen, was denn die Pfarrverweserey der Mönche eigentlich sey. Mehreren

Klö-

löstern sind schon vor Jahrhunderten die Kirchengüter ver-
hiedener Ortschaften angewiesen worden, um ihre Ausgaben
sto leichter bestreiten zu können. Zugleich haben aber diese
löster die Verbindlichkeit auf sich genommen, die geistlichen
eschäfte dieser einzelnen Gemeinden zu besorgen. Der Abt
ählt daher aus seinen Conventualen Subjecte, die er zwar
rher dem Ordinarius präsentirt, und wenn sie von diesem
is Placet erhalten haben, sie auf diejenige Ortschaften ver-
eilt, von welchen das Kloster die Kircheneinkünfte bezieht,
mit sie dort die pfarrlichen Verrichtungen versehen. Dieje-
ge Mönche nun, welche die Wahl trifft, auf ein oder zwey,
chstens drey Jahre ein solches Pfarramt zu versehen, heis-
n Pfarrverweser, oder auch Expositi. Sie müssen gemei-
glich nach einem oder zwey Jahren, oder sobald es ihrem
bte gefällt, wieder in ihr Kloster zurückkehren, und werden
n andern ihrer Conventualen in ihren Geschäften abgelöst.
ach längerer oder kürzerer Zeit trifft sie etwa die Wahl, und
werden alsdenn wieder auf eine andere Pfarrey auf ein
ar Jahre gesetzt, und so bringen sie ihr Leben bald im Klo-
er, bald auf dieser, bald auf jener Pfarre, bald auf eine
ngere, bald auf eine kurzere Zeit zu. Einige dieser Pfar-
yen, besonders diejenige, die nicht gar zu weit vom Kloster
tfernt liegen, werden unmittelbar vom Kloster versehen, das
ißt, der Abt bestellt einen der Conventualen, daß er auf
nige Zeit alle Pfarrverrichtungen an einem solchen Orte ver-
eht, doch so, daß er im Kloster die Wohnung und den Tisch
ybehält, auch zu allen klösterlichen Verrichtungen verpflich-
t bleibt, und nur an Sonn- und Feyertagen, oder wenn
nst Pfarrgeschäfte vorfallen, sich in die angewiesene Pfarrey
giebt, um die vorgefallenen Geschäfte zu besorgen. Dies nen-
en sie das Excurrendoversehen einer Pfarrey.

Gegen diese Pfarrverweserey der Mönche erklärt sich der
f. dieser Schrift. Er entwirft in einzelnen Kapiteln das
ild eines ächten Seelsorgers, als Kinderlehrers, als Predi-
ers, als Privatlehrers, als Beichtvaters und Krankenhelfers,
nd als des ersten Musters der Rechtschaffenheit in seiner Ge-
einde, und zeigt dabey jedesmal, wie wenig der Mönch ge-
hickt sey, als Pfarrverweser von einem oder zwey Jahren, al-
n Forderungen, die aus diesen verschiedenen Rucksichten ent-
ringen, Gnüge zu leisten. Gesetzt auch, daß es dem Mönch
lbst an den persönlichen Eigenschaften nicht mangelt, die zur

glücklichen Erfüllung aller Seelsorgerspflichten erforderlich sind; so macht es doch schon der Umstand, daß er als Pfarrverweser nur ein oder zwey Jahre bey einer Gemeinde verweilt, unmöglich, allen Forderungen, welche die Seelsorge erheischt, Genüge zu leisten. Sowohl der öffentliche als der Privatunterricht der Kinder und der Erwachsenen in einer Gemeinde, setzen von Seiten des Lehrers nicht nur Menschenkenntniß überhaupt, sondern insbesondere auch Kenntniß der Gemeinsvorurtheile, und Kenntniß einzelner Gemeindsglieder voraus. Diese Kenntniße kann sich zwar auch der Mönch als Pfarrverweser, wenn es ihm nicht an den erforderlichen Talenten mangelt, in einem oder zwey Jahren erwerben; aber nach Verfluß dieser Zeit, da er erst auf eine nützliche Art für seine Gemeinde wirksam werden könnte, wird er wieder abgerufen, und in seine Stelle tritt wieder ein Fremder, der, wenn es ihm an den erforderlichen Talenten nicht mangelt, doch nun wieder ein paar Jahre nöthig hat, seine Gemeindsglieder kennen zu lernen, und wenn er sich diese Kenntnisse erworben hat, wieder abtreten muß, um seinen Platz aufs neue einem Unwissenden einzuräumen. Durch diese Pfarrverweserepen ist also den Bedürfnissen der Gemeinden wenig oder gar nicht geholfen, gesetzt auch, daß gerade diejenigen Mönche, auf welche die Wahl ihres Abts fällt, die nöthigen Talente haben, die zur glücklichen Ausrichtung der Seelsorgerspflichten erforderlich sind. Allein der V. zeigt auch, wie gewissenlos öfters die Aebte bey diesen Pfarrbesetzungen zu Werke gehen, und wie wenige unter den Mönchen selbst anzutreffen sind, die die erforderlichen Talente und Geschicklichkeiten zur Seelsorge besitzen, auch wohl bey der gewöhnlichen Mönchs- und Klosterdisciplin niemals zu erwerben im Stande sind. Ueber diese Punkte spricht der Verf. sehr freymüthig, und sagt dabey überhaupt, wie sehr das Mönchthum zum sittlichen Verderben führe. Er schildert das Mönchthum von verschiedenen Seiten, so wie es gegenwärtig ist, und auch wohl noch lange bleiben wird. Wir wollen nun ein paar Züge dieser Schilderung ausheben: Seite 32. „Der D. Merz mit seinem Ketzermacher-Dikasterium in Augsburg, ist noch immer bey uns (nemlich bey den Mönchen) ein Muster der Beredsamkeit; und deswegen will auch jetzt noch mancher Landpfarrer nicht anders, als mit dem Anstand und mit dem Tone der holländischen Matrosen predigen, und der Geschmack unseres Volks ist noch der alte. — Wer sich den Ruf eines guten Predigers erwer-

„ben

ien will, der muß schimpfen und lästern können wie die Wei-
ier auf dem Fischmarkte zu Paris. Wer auf der Canzel
nicht herumfährt, wie der Besessene im Portiunkulabüchlein,
und nicht schreyt, wie der verwundete Mars in der Iliade,
oder der P. Umgang in der Charfreytagsprozession, der kann
nichts. Heut hats unser Pfarrer 'nmal recht g'macht,
sagt der Bauer, wir haben g'laubt, Kanzel muß runter.
er. — Sakrement! das war e' Predigt! — Von was
hat er gepredigt? — Ja, das weis ich nicht; aber recht
hat er's g'macht. S. 41. Sollte uns Mönche auch sonst
nichts zu der Seelsorge untüchtig machen, so wären die Ver-
schiedenheit unserer Lehre, die durch den immerwährenden
Wechsel nothwendig entspringen muß, und die daraus entste-
henden Folgen allein schon genug, uns den Schafsstall des
Herrn für alle Zeit zu verschliessen. Man sagt freylich, wir
sind einig in der Lehre. Wahr ists, wir dürfen uns über
dunkle Stellen der Bibel und der Tradition freylich unsere
Köpfe nicht zerbrechen. Unsere Kirche enthebt uns dieser
Mühe, sie entscheidet, und wir legen den Finger auf den
Mund, weil wir uns nicht gerne dem Teufel zum Frühstück
übergeben lassen. Aber desto hitziger ist der Streit, ob die
Kirche hie oder da wirklich entschieden habe; oder wie und
in was für einem Verstande die Entscheidung zu verstehen
sey. Zudem ist das, was die Kirche entschieden hat, bey al-
len Mysterien eben das wenigste, was man auf der Kanzel
vortragen soll. Das Volk soll belehrt, erbaut, gebessert
werden: und zu diesem Zweck trägt die Definition unserer
Kirche, daß der heilige Geist nicht nur von Gott Vater,
sondern auch von Gott Sohn ausgehe, gewiß sehr wenig bey.
S. 57. Es giebt ein zweyfaches Hinderniß, welches die Mön-
che vor jedem andern Weltpriester zum Privatunterricht un-
tüchtig macht. Das erste sind Mönchsbegriffe, und das an-
dere kommt von der Erziehung her, die wir in unsern Klö-
stern erhalten. Weltkundig ists, daß man uns in den Klö-
stern mehr auf die Beobachtung unserer Regel, Ordensa-
tzungen, Klostergebräuche und Ceremonien, als auf die Geset-
ze Gottes anhält. Gleich beym Eintritt in das Kloster ge-
wöhnt man uns an gewisse Andächteleyen, ascetische Süßig-
keiten, und an odemloses Haschen nach Tugenden, die niemals
in der Natur des Menschen, höchstens in der schwärmerischen
Einbildungskraft unserer Altväter existirt haben. Und so
vergessen wir über dem Geiste unseres Benedikts, Franzens

„und Dominikus, den Geist des Stifters unserer Religion. „Daher ist es nichts seltenes unter uns, daß man Mönche antrifft, die bey ihren Betrachtungen in Entzücken gerathen; „die auf die Beobachtung des Silenziums, auf das fleißige „Aufsetzen ihrer Kapuze, und andern ähnlichen Firlefanz mit „äusserster Aengstlichkeit bedacht sind: übrigens aber sich nichts „daraus machen, ihre Mitbrüder, die ihnen wegen einem zu „erschnappenden Aemtchen im Wege stehen, bis zum Tollwerden zu verfolgen. Haß, Neid, Verfolgungssucht, heimliche „Verläumdung und Ohrenbläserey, Kabalen und Intriken, „die wir einander spielen, sind mit unserer Art zu handeln „und zu leben, so verwickelt, sie sind so nothwendig, natürliche „Folgen unserer Klosterverfassungen, daß wir selbige an uns „gar nicht einmal mehr wahrnehmen, und folglich für nichts „weniger als Sünde halten. Aber an einem Ordensfasttage „eine Fleischsuppe speisen; ein Buch lesen, das der Prior „verbot, weil es zu Ulm, Berlin oder Leipzig gedruckt „wurde, oder weil es dem heil. Orden, oder der hohen Würde unserer hochgnädigen Aebte zu nahe tritt; seinen Rosenkranz nicht beten, oder den Cursum Marianum auslassen — „sind lauter Todsünden!" u. s. w.

Am Ende giebt der Verf. noch einen Vorschlag, unter welchen Bedingnissen und Beschränkungen man den Mönchen noch so lange die Ehre gönnen soll, an der Seelsorge Theil zu nehmen, bis einst das goldene Zeitalter, da man noch keine regulirte Trabanten kannte, wieder eintritt — die Bedingnisse sind folgende: a) das sogenannte Excurrendoversehen muß künftig ganz aufhören. b) Den Aebten und andern Klösterobern sey es zwar noch ferner gestattet taugliche Subjecte aus ihren Mönchen zur Pfarre zu präsentiren; aber sobald der Mönch sein Benefizium antritt, so stehe er nicht ferner in der willkührlichen Gewalt seiner Klosterobern, sondern ganz wie der übrige Klerus unter dem bischöflichen Offizium. c) Der Mönch soll vom bischöflichen Offizium bey dem Antritt der Seelsorge weit schärfer geprüft werden, als der Weltpriester. d) der Landesherr soll durch eigene Verordnete den angehenden Pfarrverweser prüfen lassen. e) Endlich sollen die Klöster gezwungen werden, jene Mönche, die sie zum Hirtenamte bestimmen, entweder in National-Seminarien, woferne solche vorhanden sind, oder doch gewiß in die bischöfliche Seminarien zur Bildung in der Seelsorge abzuschicken.

J. S.

S. Wisers, D. und Prof. der Theologie an der Universität zu Wien, Predigten über weise christliche Erziehung. Erster Band. Mit allerhöchstgnädigst kayserl. königl. Privilegio. Wien, bey Sehm, k. k. privilegirten Buchhändler. 1792. 8. 21 Bogen.

Der V. dieser Predigten bekennt selbst, daß man seinem Unternehmen, das ganze Erziehungsgeschäfte in Predigten zu behandeln, und damit einen ganzen Jahrgang auszufüllen, gute homiletische Gründe entgegen setzen könne. Wir wollen deswegen mit dem V. darüber gar nicht rechten, sondern unsere Leser jetzt blos mit dem bekannt machen, was der V. wirklich geleistet hat.

In diesem ersten Band, dem noch zwey Bände nachfolgen sollen, sind zehn Predigten enthalten, die den Gegenstand der Erziehung theils im Allgemeinen behandeln, theils besondere Anweisungen zur Ausbildung des Verstandes und des Herzens der Kinder geben. Im Allgemeinen behandelt der Vf. seinen Gegenstand in den fünf ersten Predigten, wo er sich erklärt, was Erziehen heiße, welches die Erfordernisse von Seiten der Eltern zu einer guten Kindererziehung seyn, welches die allgemeinen Grundsätze einer guten Erziehung seyn, und von welchen Seiten das Erziehungswesen als eine allgemeine Angelegenheit zu betrachten sey. In den übrigen fünf Predigten dieses Bandes handelt der V. von der ersten Verstandes- und Herzensbildung der Jugend, giebt eine besondere Anweisung zur Ausbildung des Verstandes der Kinder, und zeigt in den zwey letzten Predigten, wie Kinder zum Gehorsam und zur Arbeitsamkeit anzuweisen seyn. Der V. behandelt diese Materien sehr gründlich, und da er öfters von der Kindererziehung auf Menschenerziehung übergeht, so erhält sein Vortrag allgemeines Interesse, und der Leser findet unvermuthet die wichtigsten Grundsätze zu seiner eigenen moralischen Ausbildung.

So sehr wir mit dem Verfasser in Rücksicht auf den Inhalt dieser Predigten einverstanden sind; so müssen wir doch gestehen, daß wir sie nicht sowohl als Muster guter Predigten, sondern vielmehr als sehr gründliche und gemeinnützige Abhandlungen über das Erziehungsgeschäfte empfehlen können. Da

wir aber hoffen, daß bey vielen Eltern, denen sonst die bessern Erziehungsgrundsätze ganz unbekannt geblieben wären, diese Vorschriften unter der Form der Predigten leichtern Eingang finden: so wollen wir unsere homiletischen Erinnerungen zurückbehalten.

G.

Erdbeschr. Reisebeschr. und Statistik.

Darstellungen aus Italien von Friedrich Johann Lorenz Meyer, Doktor der Rechte und Domherr in Hamburg. Berlin, 1792. in der Voßischen Buchhandlung. XVI. und 475 S. 8. Mit Kupfern und didotscher Schrift. 1 Rl. 16 gr.

In der Vorrede erklärt sich der Vf. mit viel ungekünstelter Bescheidenheit über seine Arbeit. Es sey seine Absicht nicht gewesen, eine systematische und vollständige Reisebeschreibung durch Italien zu liefern: sie enthalte nur einzelne Darstellungen von solchen Gegenständen, die auf dem Wege durch den malerischesten Theil dieses schönen Landes seinem Gefühl am nächsten gelegen; eine Reihe von Skizzen u. s. w. Darnach muß man den Verf. beurtheilen, wenn man ihm nicht Unrecht thun will. Man darf sein Buch nicht in die Hände nehmen, um durch dasselbe mit ganz neuen Gegenständen bekannt zu werden, sondern um zu sehen, wie er schon oft geschilderte Dinge von neuem auf seine Art dargestellt habe. Viele Beschreibungen von Gegenden, Ansichten merkwürdiger Monumente alter und neuer Kunst u. s. w. sind dem Vf. vorzüglich gelungen; sein Vortrag ist nicht ohne Leben und Anmuth, der Styl ist im Ganzen sehr besorgt, nur fällt der Ausdruck bisweilen in das Gesuchte. Andere Stellen ermüden durch zu reichlich angebrachten Schmuck und üppige Wortfülle. Dieses Urtheil mit Beyspielen zu belegen, wäre sehr leicht, aber, wie uns dünkt, für die Leser weder lehrreich noch unterhaltend, und für den Verf. überflüßig, der zu viel Einsicht hat, als daß es nöthig seyn sollte, ihn mehr als im Allgemeinen auf die Mängel seiner Arbeit aufmerksam zu machen. Wir zeichnen statt dessen, aus diesem lesenswürdigen Buche einige Nachrichten und Züge aus, die uns wo nicht neu, doch weni-

eniger bekannt scheinen. Pius VI. wählte bey seiner An- esenheit in Verona das größte römische Amphitheater zur zene seiner Segensertheilung. An einer Tribüne ist diese hat des eitlen Pabstes in Marmor eingegraben! Dem Mar- ese Maffei, der so große Verdienste sich um sein Vaterland warb, ließ das dankbare Verona hier noch bey seinem Leben n Denkmal setzen. Auf des bescheidenen Mannes Bitten ard es weggenommen, und erst nach seinem Tod mit diesem rschönernden Zusatz wieder hingestellt. Unter den allerley olkslustigmachern in Venedig sind die sogenannten Philoso- hen (Filosofi) die interessanteste Klasse. Es sind Volkser- hler, die aus dem Stegreif declamiren, und Züge aus der ten griechischen und römischen Geschichte und Mythologie rstellen. Mit der historischen Treue nehmen sie es freylich genau nicht. Der Held muß sterben, wie? das gilt ihnen eich. Meistens ist es ein langsamer gräßlicher Tod. Da- us wird vom Beßus mit einem Terzerol erschossen. Er win- t sich in Todeszuckungen, und fleht Alexandern an, ihn vol- nds zu tödten. Dieser edle Freund sucht vergebens ihn zu ilen, Darius stirbt, und Alexandern tödtet der Gram bey r Leiche seines neuen Freundes. — Ankona. Auch hier sorgte ius VI. durch eine bestellte Statue schon vorläufig für die rhaltung seines Andenkens, obgleich seine Verbesserungen des afens, worunter der erst angefangene Bau eines Leucht- urms der vorzüglichste ist, zum Theil noch unausgeführt wa- n. — Die Lobsprüche, mit denen der Verf. das Ramdohr- e Werk über Malerey und Bildhauerarbeit in Rom belegt, terschreiben Kenner nicht. Wahrscheinlich wird sie Herr von . jetzt selbst größtentheils unverdient finden. — Rom. In m Museo Pio-Clementino zeigt sich die Eitelkeit des jetzi- n Pabstes in ihrer ganzen Blöße. Sein Name glänzt al- nthalben in pomphaften Inschriften, und ist selbst an dem ßgestell jedes von ihm angekauften Stückes mit goldnen uchstaben und den Worten: Munificentia Pii VI. P. M. ngegraben. — Ein paar Anekdoten von dem berühmten Ma- Battoni. — Die Erzählungen von einer bis zu Gewalt- ätigkeiten steigenden Zudringlichkeit der katholischen Geist- hen in den Versuchen protestantische Kranken zu besuchen, d größtentheils erdichtet, auch hört man den Ausruf des mischen Pöbels al fiume! al fiume! (in den Fluß mit ihm!) y dem nächtlichen Leichenzug der Protestanten niemals ehr. — Pius VI. faßte einst den Gedanken, die Sitten und

Gesetzlosigkeit des römischen Pöbels zu bändigen, aber es fehlte ihm der Geist und die Entschlossenheit, diesen heilsamen Plan auszuführen. Ohne Rücksicht auf Person, ward jedem, der das Messer zog, die Korde zuerkannt. Ertappte Mörder wurden nach kurzem Prozeß gehenkt. Die guten Wirkungen zeigten sich auch sogleich; allein diese schnelle politische Aufklärung dauerte nur wenige Tage. Die Strafe traf einst auch den Bedienten eines Kardinals, die heilige Versammlung schrie über Strenge und Gewalt, und Pius ließ sich bewegen, die ausübende Macht des Statthalters wieder einzuschränken. Das moralische Gefühl der Römer ist so verdorben und verkehrt, daß sie nur mit dem Mörder, nicht mit den Ermordeten Mitleid hegen. Um die letzten kümmert sich niemand, die erstern finden allenthalben Retter und Freystätten. Der Verf. sahe, wie ein junger Bursche von einem Abbate, mit dem er in Wortwechsel gerieth, erstochen ward. Man versammelte sich um den Thäter und bemitleidete ihn, über den Ermordeten hingegen lachte und spottete man. Volksfeste sind die Signale zum Morden: die Polizey weiß es, und beugt nicht vor. Der Verf. fand in einem Hospital auf einmal 180 durch Messerstiche Verwundete, wovon ein großer Theil schon mit dem Tode rang. — In den letzten Jahren ist der ausschweifende Nepotismus des Pabstes noch zu seinen übrigen Verschwendungen hinzugekommen. Wenig Päbste haben die Verschwendung von dieser Seite so weit getrieben, als er — (das Bettgestell, worinn der viehische Bettler Labré starb, lies der Pabst in den Vatikan bringen, um selbst darinn zu schlafen. Das Ansehn dieses Afterheiligen ist doch selbst bey dem römischen Pöbel gefallen. Ein seit mehrern Jahren gelähmter Mensch ward von seinen Verwandten an Labrés Grab geschleppt, um dort geheilt zu werden. Vergebens hatte er schon mehrere Tage seine Heilung von dem Wunderthäter erfleht, und Priester und Volk darauf aufmerksam gemacht. Jene, weil sie den Strich durch ihre Rechnung voraus sahen, hätten ihn gern heimlich entfernt; aber das Volk gab es nicht zu. Man bewog den Kranken, sich auf seine Krücke aufrecht zu stellen, und in dieser Stellung noch einmal das unfehlbare Wunder zu erflehen. Er that es, warf nach einer langen, lauten Anrufung des Heiligen, zum Beweise seines Glaubens, die Krücken von sich, — und stürzte nun hülflos zur Erde. Die auf diesen Vorfall vorbereiteten Priester stürmten jetzt auf den Unglücklichen ein, schalten ihn einen Ungläubigen, einen heim-

eimlichen Feind, einen Verächter des Heiligen, und stellten ihn dem Volk als einen Beweis vor, wie der Heilige den Unglauben strafe. Nun geschah ein wirklicher Wunder, aber freylich negativer Art, der Arme durch den Fall sehr verletzte Mann ward von dem gegen ihn aufgehetzten Volke für seinen Unglauben nicht gesteinigt, und entkam der Priesterwuth. — Von Pius VI. ward ein die Juden betreffendes Edikt gegeben, das an barbarischer Härte seines Gleichen nicht hat. Bey Lebensstrafe müssen sie mit Sonnenuntergang in ihren scheußlichen Kerker, die enge Straße il Ghierto, zurückkehren. Um die frische Luft mehrere Tage hintereinander auf dem Lande geniessen zu dürfen, wird eine ausdrückliche Dispensation erfordert. Bey Strafe der Galeeren dürfen sie sich der Gegend des Klosters Annunciate nicht nähern, noch sich in Kirchen, Klöstern und Spitälern treffen lassen. Bey Leibesstrafe ist ihnen verboten, christliche Dienstboten zu halten. Kein Christ darf einen Juden neben sich in einem Fuhrwerk sitzen lassen, keiner ihm sein Fuhrwerk leihen, und sie selber dürfen bey körperlicher Ahndung, in Rom weder reiten, noch in einer Kutsche oder Kalesche fahren. Schändlich! aber was für nichtswürdige Menschen müssen das auch seyn, die einen solchen schändenden Druck ertragen können, und nicht lieber, wär es auch nackt und blos, auswandern! — Neapel. Unverantwortliche Nachläßigkeit der Regierung. Unreinlichkeit im ekelhaftesten Grade ist mehr oder weniger allen Klassen der Einwohner von Neapel gemein. „Le pulci maladette, ah! quanto mi tormentano hörte der Verf. ein Frauenzimmer seufzen, indem sie während der Conversation in Gegenwart mehrerer Personen nach einem solchen Dämon haschte. Der König spielt auch die Leyer, worinn er von einem Deutschen in Neapel, der dieses Instrument sehr vervollkommnet hatte, Unterricht erhielt. Zu der Zeit, wie der Vf. in Neapel war, zog der König den Fischfang allen andern Vergnügungen vor. Dem Neapolitanischen Hofe haben schon mehrmals reiche fremde Privatleute Vorschläge zum Nachgraben, besonders in Pompeji gethan, um auf ihre Kosten und für einen mäßigen Gewinn bey den gemachten Entdeckungen seinen eigenen Vortheil zu bewirken; es ward schnöde abgeschlagen. Wie vor den unbearbeiteten Bergwerken in Sizilien stehn zu Pompeji, zum Schutz des dort vergrabenen Schatzes, Wachen. Das Museum zu Portici wird wie Pandorens Büchse gehütet. Nur mit ausdrücklicher königl. Erlaubniß darf es von Fremden besucht werden,

und es ist auf das strengste verboten, in den Zimmern selbst etwas von dem Gesehenen aufzuschreiben, oder gar ein Stück nachzuzeichnen oder zu messen. Der Verf. fragte den Aufseher des Museums nach der Ursache dieses strengen Verbots, und ward mit einem diktatorischen Vuole il Rè (So will es der König) abgefertigt. — S. 439. Ein herrlicher weiblicher Charakterzug. Bey dem großen Erdbeben in Kalabrien 1783. ward in Oppido ein junges schönes Weib gerade im neunten Monate ihrer Schwangerschaft unter den Trümmern eines einstürzenden Hauses begraben. Dreyßig Stunden blieb sie unter dem Schutt liegen. Ihr Gatte zog sie endlich unter den Ruinen heraus, und einige Stunden nach ihrer Befreyung gebar sie glücklich. — „Was dachtest du, fragte sie ein Reisender, der ein Jahr darauf in dem Hause dieses Paares einkehrte, was dachtest du während dieser schrecklichen Stunden in deinem Grabe?“ — — „Ich wartete.“

Ei.

Die Grundverfassung der Sachsen in Siebenbürgen und ihre Schicksale. Offenbach, bey Weiß und Brede. 1792. 8. 18 Bogen. 20 gr.

Bekanntlich hob der Kayser Joseph II. im Jahr 1784 den bisherigen Unterschied der drey Nationalabtheilungen im Großfürstenthum Siebenbürgen auf, richtete alles auf ungrischen Fuß ein, und theilte das Land durchaus in eilf Gespanschaften. Dadurch wurden auch die Sachsen oder Deutschen, die sich über 600 Jahre lang als ein besonderes, mit andern unvermischtes, Volk und als ein eigener Staatskörper erhalten hatten, und zuletzt 76,548 Familien stark waren, genöthigt, jeden ohne Unterschied in ihre Mitte aufzunehmen; ihre ganze Verfassung wurde umgebildet und mit den Verfassungen der beyden andern Hauptnationen, der Ungarn und Sekler, zusammengeschmolzen, sie selbst aber für erloschen erklärt. Theils war es Gleichförmigkeit in der Verwaltung des Staats, theils Vertilgung des bisherigen Hasses zwischen den drey Nationen, was der Kayser dabey abzweckte. Natürlich waren die Siebenbürgen mit dieser Veränderung sehr unzufrieden, am meisten die Sachsen. Da Vorstellungen nichts halfen, so blieb ihnen nichts übrig, als ihr Schicksal in der Stille zu beklagen, und zu überdenken, was sie und ihre

Vor-

Vorfahren gewesen und was jetzt aus ihnen geworden war. So, sagt der Verf., sind diese Blätter entstanden. In der That sind sie ein sehr schätzbarer Beytrag zur Geschichte und Statistik der Deutschen ausserhalb Deutschland, der um so mehr Interesse haben muß, da wenige Wochen vor Josephs II. Tode das Land und mit ihm die sächsische Nation in ihre vorigen Rechte wieder eingesetzt worden ist. Nach einer kurzen Nachricht von der Ankunft der Sachsen in Siebenbürgen, wird von der Verfassung der Sachsen unter dem K. Andreas, unter den folgenden Königen, unter den Nationalfürsten und unter der österreichischen Herrschaft gehandelt. Sodann werden die verschiedenen Einwendungen, die wider die bisher beschriebene Verfassungen der Sachsen gemacht worden, beleuchtet und beantwortet. Zuletzt zeigt der Verf. die nachtheiligen Veränderungen, die seit 1782 und 1784 in der ganzen Verfassung der Sachsen gemacht wurden und die, nach dieser Darstellung, freylich zu Mißvergnügen reitzen mußten.

Om.

Schöne Wissenschaften.

Gedichte von K. E. T. Heinze. Leipzig, in Comm. bey Haman. 1792. 16 gr.

So oft Rec. den Namen eines anhebenden Dichters vor einer dicken Sammlung seiner Gedichte erblickt, welche ihn in der dichterischen Welt einführen und bekannt machen soll, so oft kann er sich einer gewissen unangenehmen Ahndung nicht erwehren. Wie wär es auch möglich, nur etwas Mittelmässiges zu erwarten, da unsere besten Dichter nach langen Jahren kaum so viel zur Welt bringen? und so traf auch in diesem Falle ein, was wir gleich beym ersten Anblick vermutheten, und worinn uns die vorangehende Zueignung bestärkte. Die posierlich gedehnte Allegorie derselben, wo er seine Muse zum Bäumchen, seinen Mäcen zum Gärtner und Pflegvater desselben, und ihm endlich mit diesen Erstlingen seiner Früchte das gerechte Geschenk macht, würde zugleich das kürzeste und richtigste Urtheil erhalten, wenn sie sich so endigte: So haben sie dann, Hoch- und Wohlgebohrner Herr Gnädiger Herr Baron die ersten Früchte eines Bäumchens, das Sie als ein williges Stämmchen, in einem Thau- und

Sonne-

Sonnelosen Winkel fanden, an einem schönen Ort Ihres Gartens auf fruchtbaren Boden verpflanzten, Jahre lang pflegten und warteten, und zum fruchtbaren Baume bey Ihrer Pflege heranwachsen sahn. Diese Früchte sind zwar nicht reif, aber sie sind doch die ersten und die Menge ersetzt ihre Güte. Da sie überdem noch sehr wäßerig, unschmackhaft und ungesund sind, so darf ich hoffen, daß sich Niemand an denselben vergreiffen und Sie also dieselben, wie billig, ganz allein behalten werden. In der That fehlte es dem Verf. fast an allem was gute Dichter haben müssen. Nicht einmal der Sprache und des Sylbenmaßes ist er vollkommen mächtig, geschweige der Gedanken, Bilder und Darstellung. Auch geht es ihm, wie es jungen Nachahmern besonders der Bürgerischen Manier schon oft ergieng. Wenn diese schon, durch ihr Feinsliebchen oder Hurr! Hurra! ꝛc. ihr Original erreicht zu haben glauben, so könnte man sie an jenen Vers Hn. Bürgers erinnern: Beherziget das Diktum ꝛc.

Daß der Verf. dem Publicum zu wissen thut: er sey der Sohn eines Schulmeisters ohnweit Guben, welches er in einer Note, wo er doch ganz prosaisch spricht, eine nie auszulobende Stadt nennt, neben welcher die Tugendbelobten Weinhügel in die Höhe steigen, und er ferner drey Jahr ein glücklicher Schüler des Herrn Oberconsistorialrath Böttigers zu Weimar war, und mit ihm zugleich die Schule verlies, kann dem erstern so wenig schaden, als ihm helfen. Um indessen unserm Leser unser Urtheil zu beweisen, wollen wir nur einige Strophen aus dem ersten Gedichte abschreiben:

Zur Rache dem Junker und seinem Gebäu
Durchzogen die Nonnen, je zween,
Des Schlosses Gemäuer bald hin, bald her,
Mit Lauschen und Rauschen, wie Wellen im Meer,
Wenn sie sich die Schiffe besehen.

Wie Siegesmund Erbe vom Schlosse nun war,
Wars für ihm alleine zu räumlich.
Drum gieng er zur Freite und nahm sich ein Weib,
Mit adlicher Seele, mit adlichem Leib
Und trieb es im Schlosse ganz heimlich.

Viel Jahre schon rasten mit Reißig und Mann
Die Krieger in Deutschlands Reviere.

Doch

Doch da iezt den Kämpen am Rücken der Schweis,
Am Schwerdte Blutstropfen geronnen zu Eis,
Bezog man die Winterquartiere.

Heu! quam difficile est Satyram non scribere!

Heb.

Verwandelte ovidische Verwandlungen ad modum Blumaueri. Mit Anmerkungen. Viertes und Fünftes Buch. Stutgard, bey Erhart und Löflund. 1792. 208 Seiten. 8. 10 gr.

Daß der Vf. nicht unter die auf keine Weise zu bessernden Poeten gehöre, beweißt die Verläugnung, mit der er dem übersäftigen und frostigen Witz in den Anmerkungen das tiefste Stillschweigen aufgelegt hat. Auch die Verse sind in diesen zwey Büchern ungleich reiner von groben Sünden gegen den Anstand und die nicht willkührlichen Gesetze des guten und feinen Tons, als die vorigen. Daß der Vf. aber auch ferner noch mit allem Eifer an der Ausbildung und Verfeinerung seines Geschmacks zu arbeiten nöthig, und noch bey weitem nicht Sorgfalt genug auf die Ausarbeitung seiner Verse, auf Sprachrichtigkeit, Wohlklang, Angemessenheit des Ausdrucks rc. verwendet habe, mögen einige, gewiß nicht mühsam ausgesuchte Beyspiele darthun:

— Ein Theil vom Land ward Weegen (Wegen) gleich,
Und einer solchen Straßen (Straße) u. s. w. —
— Ich bin der Dichter Gott Apoll,
Und sterbe fast von Liebe toll
Noch in Alexandrinern — —
— Wenn Madam Nacht die halbe Welt
Mit zauberischem Dunkel hält,
Geht Herr Apoll — Gassatum —
— Der Saame, der da sprießen soll,
Wird traurig eingehüllet,
Ja, er erstickt ganz und gar,
Und wird nicht einmal offenbar —
— die Götter lachten ob dem Spaß,
Und Venus ward ohn' Unterlaß

Im

Im Himmel mit geschoren —
— Was soll man sich geniren?
Rief Pyramus, auf! und davon!
Vor Liebe zu krepiren
Ist, Schatzkind, meine Sache nicht — —
— Sie hatten sichs versprochen kaum
So wälzte sich im Wellenschaum
Das Unthier gen das Ufer —
— Und so ward jedermann fidel
Beym fürstlichen Schlampampe —
— — ich sah ihr Bild
Und haut' ihr so den Kopf ab — —

Der nun | schrie Per | seus schau | hieher —

Sich schmück | te Ae | sops Krä | he gleich —

Bey und | durch uns | zu stillen —

H.

Romane.

Der Genius. Zweyter Theil. Aus den Papieren des Marquis C von G** von Große. Halle, in Hendels Verlage. 1792. 270 S. 8. 12 gr.**

Die Geschichte wird in ihrem Fortgange immer abentheuerlicher, immer verwickelter. Die unbegreiflichsten Begebenheiten folgen Schlag auf Schlag, und dieser zweyte Theil endet sich noch wunderbarer, als der erste. Eine Dame, die dort mit drey Kugeln erschossen wird, und an deren Körper der Held der Geschichte schon die unverkennbarsten Spuren der Fäulniß bemerkt hat, findet er hier frisch und gesund in einer Alpenhütte wieder. In seiner Manier bleibt sich der Verf. vollkommen gleich. Seine Erzählung ist lebhaft, stellenweise hinreissend, aber die Sprache sehr oft gesucht, schwülstig, und der Ton durchaus so gespannt, daß er eben dadurch bald ermüdet. Fast jedes Beywort steht im Superlativ. Alle Gewitter sind Orkane, alle Gegenden entzückend, alle Nächte schauerlich, alle Männer Wunder von Verstand und Talenten, alle Weiber Muster aller weiblichen Vollkommenheiten;

lauter

unter ganz ausserordentliche Menschen kommen den Helden
in den Weg u. s. w. S. 41. „Was vermag ein Dolch gegen
tausend Schwerdter, und ein blindes, betäubtes Gehirn ge-
gen den Schlangengang von Millionen gereitzten, unver-
meidlichen Blicken?" — S. 46. „Alle Kunst hatte sich sinn-
reich hinter einem einfachen Plane versteckt, aber ein innerer
Sinn gab es um so deutlicher zu verstehen, was für ein ge-
bildeter Geschmack hier an die Natur sich habe anlehnen
müssen." — S. 66. Jeden Tag begann ich mit dem Vor-
satze, dies bezaubernde Haus zu verlassen, und jeden Tag hielt
es mich unauflöslich fest. Es befand sich zwischen den Stun-
den so ein gewisses unbegreifliches Band des Verlangens und
der Befriedigung, ein gewisses unausfüllbares und doch im-
mer von neuem gereiztes Sehnen, gleich einem Traume, in
dem die Empfindungen der Freude und des Schmerzes mit
einander ohne Uebergewicht kämpfen." S. 94. „das matther-
absinkende, erschöpfte Strauchwerk athmete einen trägen
Frieden, der mich selbst mit seinen Bildern anstecken muß-
te." — S. 128. „Die Sinne vergehen mir, ich bin für die
Gegenwart unnütz, ich stehe vor der Thüre der Vergan-
genheit." — S. 155. „Ich war so heimlich in mich selbst
versenkt, und doch allen Entzückungen um mich her noch ein-
mal so offen. In dem weiten Raume der Zeit verloren, rollte
die Ewigkeit vor mir in schöner Fülle dahin, ein lau-
terer Strohm gut verwandter und reichlich belohnter Jah-
re." — — Am Ende steht eine Erinnerung des Verlegers
an das Publikum: „so weit reiche das ihm von dem Herrn
Marquis von Grosse im Januar 1792. aus Spanien
übersandte Mscpt. Dieselben hätten zugleich gemeldet, die Fort-
setzung solle noch vor oder gleich nach Ostern eintreffen, da dies
aber nicht geschehen, so müsse man sich noch eine Weile ge-
dulden." Wir müssen es nun abwarten, ob der Hr. Mar-
quis den so seltsam verwickelten Knäuel auf eine befriedigende
Weise lösen, oder ob Dieselben, wie wir fast fürchten, dieses
Geschäfte der eignen Phantasie und dem Scharfsinn von Dero
Lesern überlassen werden.

Bs.

Der Alte überall und nirgends; Geistergeschichte von C. H. Spieß. Erstes und zweytes Jahrhundert. Prag, 1792. bey Meißner. 24½ B. 8. 1 Rk.

Wenn

Wenn ein Schriftsteller so viel Bogen mit einem Geister-märchen anfüllt; so muß, in sofern man nicht argwöhnen soll, daß er den Glauben an solche Alfanzereyen befördern will, ein weiser moralischer Zweck hinter der Hülle dieser Fabel verborgen seyn. Wir wollen sehn, in wie fern Herr Spieß diese billige Forderung befriedigt hat. Ein alter Ritter, Georg von Hohenstaufen, hat, unter der Regierung Carls des Großen, in dem Geiste der damaligen Zeit, sich sein ganzes Leben hindurch bestrebt, edle Ritterpflicht zu üben, der bedrängten Unschuld beyzustehn, Unterdrücker und Tyrannen aber zu bestrafen. Weil er jedoch bey dieser Unternehmung oft der weltlichen Obrigkeit, (welche nachläßig das Unrecht duldete) in das Amt gefallen war, wurde er vom Kayser zum Tode verurtheilt. Damit hört seine Strafe nicht auf, sondern der höchste Weltrichter verurtheilt ihn, nicht eher Ruhe im Grabe zu finden, bis er, als Geist herumirrend, mit der Macht, alle Gestalten anzunehmen, in einem Jahrhunderte, unter neun Handlungen, wenigstens fünf begangen hätte, die wahrhaftig groß, vollkommen rein und gut wären. Der arme Geist thut nun sein Mögliches; er bleibt aber ein menschlicher Geist, ist folglich dem Irrthume unterworfen. Das erste Jahrhundert beginnt; Er hilft, er rettet, wo er kann, findet aber mehrentheils, daß seine Handlungen in das Buch seiner Bestimmung entweder gar nicht, (weil er nicht mehr gethan hatte, als was Pflicht war), oder gar als böse eingezeichnet stehen. Als nun, unter neun solchen Thaten, fünf für böse erklärt sind, wird der unglückliche Geist zu einer neuen Wanderung im folgenden Jahrhunderte verdammt. Dies Jahrhundert fängt er sogleich mit einer Reihe von Hülfsleistungen an, wird aber sogleich in die Erde zurückgebannt, weil sie, alles Anscheins und seiner besten Absicht ungeachtet, sämmtlich für böse erklärt werden. Die Geschichte der folgenden Jahrhunderte wird wohl ein zweyter Band erzählen. — Das ist der Plan des Werks, den wir um so weniger gut heissen können, da wir zu unserm Troste überzeugt sind, daß der höchste Weltrichter milder, wie Herr Spieß urtheilen, und mit Rücksicht auf menschliche Schwachheiten, Leidenschaften u. Irrthum, alle Handlungen als gut in das Buch wird aufzeichnen lassen, die aus treu meynendem Herzen fliessen, und daß auch selbst die, welche nicht mehr wie Pflichts-Erfüllung sind, (denn das ist ja am Ende bey allen der Fall) nicht unbemerkt bleiben werden. — Herzlich bedauere ich den Mann, dem diese frohe Zuversicht fehlt.

Pk.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Geschichte Hamburgs, von Otto Giseke, der Regensburgischen botanischen Gesellschaft Mitglied. Erster Theil. Hamburg, in der Heroldischen Buchhandlung, 1792. 362 S. gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Was bisher über Hamburgs Geschichte geschrieben ist, hat eylich die Wünsche und Erwartungen nicht befriedigt. Die usführlichere Geschichte von Hamburg, die der sel. D. Schütze 775 herauszugeben anfieng, ist unvollendet geblieben. Ausserm vermißt man in derselben diejenige Ordnung und Folge er Begebenheiten, diejenige Zusammenstellung, dadurch es em Leser möglich wird, das Ganze zu umfassen. Denn der aden der Geschichte wird durch unendlich viele Digressionen nd litterarische und kritische Untersuchungen, die dem Texte er Erzählung einverleibt sind, immer abgebrochen. Man ann sie also für eine Sammlung brauchbarer und zum Theil ritisch bearbeiteter Materialien halten, deren sich der eigentche Geschichtschreiber nützlich bedienen kann. Was man sonst on der Hamburgischen Geschichte bisher aufzuweisen hat, das t entweder umständlichere Chronik, oder es sind Compendien, ie für nicht viel mehr als abgekürzte Chronik gelten können. Der trefliche Schriftsteller, der uns Hamburg topographisch, olitisch und historisch beschrieben hat, Hr. Jonas Ludwig . Heß, hatte eine Geschichte von Hamburg, die einen Theil es erwähnten Werks ausmachen sollte, zu liefern versprochen. Aber er giebt in der Vorrede des dritten Bandes die Gründe n, warum er sein Versprechen nicht hat erfüllen können. Hat, fragt er, die Stadt eine Geschichte? oder sind es blos inzelne, unzusammenhängende, geringfügige Begebenheiten nd Anekdoten, denen die Ehre dieser Benennung mitgetheilt t? Läßt sich eine Einheit, ein Faden daran finden? Oder oll man mit einer Chronik, mit Annalen zufrieden seyn? Diese sind bereits da, und man braucht nur des fleißigen Stelzners sechs Bände zu ergänzen, um eine solche Geschichte u erhalten." — — „Die Geschichte Hamburgs, als einer

Hansestadt, zu schreiben, dazu fehlen theils die Documente, theils kann diese ihre Geschichte von der Lübeckschen gar nicht getrennt werden." Nach diesen aller Aufmerksamkeit würdigen Bedenklichkeiten könnte es das Ansehen gewinnen, als ob mit Vernunft und Kenntniß niemand sich entschliessen könne, eine Geschichte von Hamburg zu schreiben. Indessen ist es doch nicht unmöglich, die bisher gesammleten Nachrichten von dieser berühmten Stadt besser, als es bisher geschehen ist, zu erzählen, sie zu ordnen und an einander zu reihen, und wenigstens einen Theil derselben in einen Zusammenhang zu bringen, die Ursachen der Begebenheiten, die Bewegungsgründe der Thaten, und die Folgen von beyden zu entwickeln, die merkwürdigsten der handelnden Personen abzuschildern, wenigstens einige Charakterzüge zu bemerken, und das alles mit Reflexionen zu begleiten, um auf die Weise die wichtigsten Vorfälle und Veränderungen der Stadt, ihre Religions- und Gesetzverfassung, ihren wissenschaftlichen und Handelszustand, und die Denkart und Sitten ihrer Bürger in jedem Zeitraum darzustellen. Wenn ein Buch von dieser Art auch nicht Geschichte genannt werden dürfte, so würde es sich doch dem Begriffe der Geschichte sehr nähern, die eigentlich nichts anders ist, als eine glaubwürdige Erzählung denkwürdiger Begebenheiten in ihrem Zusammenhang und nach ihren Gründen. Es würde mehr als eine Chronik, und man nenne es Annalen, oder Commentarien, oder wie man wolle, so würde es ein nützliches, ein lesenswerthes und selbst ein unterhaltendes Buch heißen können. Und nach diesem Ideal wird das Buch, das wir vor uns haben, zu prüfen seyn.

In der Vorrede giebt der Verf. kurze Nachrichten von den Quellen und Hülfsmitteln der Hamburgischen Geschichte, die er benutzt hat. Da es seine Absicht nicht war, ein vollständiges litterarisches und kritisches Verzeichniß davon zu geben, so enthält sich Rec. aller derjenigen Bemerkungen, die sonst über die Ordnung und Vollständigkeit des Verzeichnisses und über die Anzeige der Ausgaben gemacht werden könnten, und schränkt sich blos auf folgende ein. S. VI ist es ohne Zweifel ein Druck- oder Schreibefehler, wenn es heißt: Lambecii Origines Hamb. reichen nur bis 1791, und soll wohl 1291 heißen. Indessen reichen sie würklich bis auf das in der Hamburgischen Geschichte merkwürdige Jahr 1292. Nach S. X hat Dathe sein Essay sur l'Histoire de Hambourg

768 geschrieben. Es ist aber schon 1767 die deutsche Uebersetzung davon herausgekommen. Wenn S. XI gesagt wird, Joh. Alb. Fabricius habe Godofr. Guil. Leibnitii Scriptores rerum septentrionalium zugleich mit Lambecii Orig. Hamb. und Theod. Anckelmanni Inscript. Hamb. 1706 in Folio herausgegeben, so ist das ganz unrichtig. Leibnitz hat keine scriptores rerum septentrionalium, sondern scriptores rerum Brunsvicensium bekanntlich in 3 Foliobänden herausgegeben. Was J. A. Fabricius zugleich mit vorgedachten beyden andern Schriften ans Licht stellte, waren Lindenbrogs scriptores rerum septentrionalium.

Die Einleitung des Werks enthält eine kurze Uebersicht des Zustandes von Deutschland, vom Umsturze Westroms (wäre der gewöhnliche Ausdruck: abendländisches Reich, nicht verständlicher?) bis zum Anfange des neunten Jahrhunderts. Sie ist viertehalb Bogen stark. Aber sie hätte, ohne Nachtheil des Buchs, sehr abgekürzt werden können. Wer die Geschichte der Stadt Hamburg beschreibt, der darf nicht, wie der Verf., von der Theilung des Römischen Reichs anfangen, nicht, wie er, von dem Untergange des abendländischen Reichs, von der Völkerwanderung, von Ost- und Westgothen, Herulern, Longobarden, Saracenen, Hunnen, Alemannen, Bayern u. s. f. seine Leser unterrichten. Es wäre hinreichend gewesen, etwas von dem Zustande des Fränkischen Reichs zur Zeit Carls des Großen, von den Sachsen, besonders nordalbingischen Sachsen, von den Wenden, besonders von denjenigen, wovon Hamburg etwas zu fürchten hatte, vorangehen zu lassen. Uebrigens hat sich der Verf. S. XIII. dieser Einleitung zweymal sehr unrichtig ausgedrückt. Einmal, wenn er sagt, König Egbert habe durch die Vereinigung der sieben kleinen angelsächsischen Fürstenthümer in Ein Königreich die Entstehung des englischen, oder vielmehr des Großbrittannischen Reichs veranlaßt. Großbrittannisches Reich zu Königs Egbert Zeiten! Zweytens, wenn es ferner ebendaselbst heißt: „Der Stifter des Fränkischen Reichs (Hlodowich), welcher auch Ludewig oder Chlodovich genannt wird, ist sowohl unter den französischen Königen als deutschen Kaisern dieses Namens der Erste.

Die Geschichte selbst geht in diesem ersten Theil von der Gründung der Stadt bis zur Hanse, von 808 — 1260. Der erste Abschnitt enthält die politische Geschichte (S. 1-140).

Gründung Hamburgs durch **Carl den Großen**, (der S. 3 nicht **Fränkischer Kaiser** hätte heissen sollen,) Ursprung der Benennung. Zerstörung durch die Wilser Wenden, und Wiederherstellung durch Carl den Großen. Anstellung eines Priesters. Aufnahme der Stadt und vermehrte Bevölkerung durch die in ihr Vaterland wieder zurückgeführten Sachsen. Alles dieses liest man S. 3—7. Mangel an Nachrichten von den Veränderungen Hamburgs unter **Ludwig** dem Frommen, (denn die Errichtung des Erzstifts sparte der Verf. für den folgenden Abschnitt,) scheint Anlaß dazu gegeben zu haben, daß hier von Hamburgs ältester Staats- und Gerichtsverfassung gehandelt wird, S. 7—9. Hierauf folgen S. 9—15 die Begebenheiten der Stadt nach dem Tode Ludewigs des Frommen bis auf den Tod Heinrichs, die meistens nur Verheerungen sind, welche Hamburg von Dänen oder Normännern und von Slaven auszustehen hatte. S. 15 kommt der Verf. auf die Begebenheiten Hamburgs unter der Regierung Otto des Großen. Auch hier war es wohl Armuth an Nachrichten, was ihn bewog, die Geschichte der zwischen Otto dem Großen und dem Könige von Dänemark geführten Kriege zu erwähnen. Aber auffallend war es dem Rec., daß der V. noch das J. 948 für dasjenige annimmt, worin Otto der Große mit dem Dänischen Könige **Harald Blaatand** kriegte, ohne die mindeste Rücksicht auf dasjenige zu nehmen, was **Gramm** in seinen Anmerkungen über den **Meursius** von der Mißdeutung der bekannten Stelle **Adams von Bremen**, worauf man diese Jahreszahl gründet, so gelehrt und gründlich entwickelt hat. Und nicht minder befremdend, daß der Verf. blos auf das Zeugniß des eben genannten alten Schriftstellers und **v. Holbergs** Dänische Reichshistorie die Behauptung gründet, Otto der Große habe den Dänischen König genöthigt, ihm den Eid der Treue zu schwören, ohne dessen auch nur mit Einem Worte zu gedenken, was **Gramm**, **Scheid**, **Detharding** und **Christiani** gegen die gemeine Meinung vorgetragen haben. In der That hätte die ganze Sache in einer Geschichte von Hamburg unberührt bleiben können. Denn das Resultat, das der Verf. daraus herleitet: „Der nun wiederhergestellte Friede war auch für die Ruhe und das Aufkommen der Stadt Hamburg von sehr wohlthätigen Folgen," ist viel zu entscheidend vorgetragen, da der Verf. keine Zeugen dafür aufzustellen hat. Höchstens könnte er es als eine Vermuthung anführen. S. 16 f. kommt der Verf. auf die merkwürdige Veränderung, die mit Hamburg

rgieng, als Otto der Große dem berühmten Hermann illing das Herzogthum Sachsen gab, wozu Hamburg mit hörte, und welches daher nun aufhörte, unmittelbar unter n Kaisern zu stehen. Eine Veränderung, die allerdings m sowohl verdiente, angemerkt zu werden, als die Verändeng der Gerichtsverfassung, indem nun statt der bisher durch Grafen, mit Zuziehung der Gerichtsschöppen, ausgeübten richtsbarkeit, der Rath aufkam, dem der von dem Herzoge von chsen verordnete Graf, (vielleicht der Herzog selbst,) einen chter oder Advocatum zuordnete, welcher sodann das Haupt Rathscollegiums war. Das alles ist richtig, aber Advous hätte nicht durch Reichsvogt, vielmehr durch Stadtvogt, r Gerichtsvogt übersetzt werden sollen. S. 18 ff. handelt Verf. von den Einwohnern Hamburgs, die vom Anfang freye, und zwar freygebohrne, Sachsen waren, ingenui, ht libertini. Den Beweis gründet er darauf, daß aus ih Mittel die Schöppen gewählt wurden. Daß in Hamburg Patriciat ist, erklärt er daraus, daß daselbst das Stadtment von jeher von freyen erbgesessenen Bürgern verwaltet den ist, daß die Nachkommen der Grafen und Vögte nicht, es in andern Städten geschehen seyn mag, sich in den auseßenden Besitz der obrigkeitlichen Aemter gesetzt haben, also auch daraus in Hamburg nicht, wie anderswo, ein riciat hat entstehen können. Die Einrichtungen, welche nrich I. in Absicht auf die städtische Verfassung gemacht n soll, haben, wie er richtig bemerkt, auf Hamburg, weil chon lange vor ihm entstanden war, keinen Einfluß haben nen. Wie er denn auch sehr wohl erinnert, daß es noch tschieden ist, ob Heinrichs Anlagen eigentliche Städte, nur Burge, feste Plätze waren, und daß die bekannte lle beym Wittechind von Corvey: ex *agrariis mili**s* nonum quemque in urbibus habitare fecit, gemißet wird, wenn man durch milites agrarios adliche Dienstner oder Lehnsleute versteht, und auf die Weise den Urng des Patriciats in den Städten zu erklären sucht. S. 24 nt der Verf. auf Hermann Billings Sohn und Nachfolger, zog Benno, oder Bernhard I., von dem freylich, in sicht auf das unter seiner Bothmäßigkeit stehende Ham, nicht viel zu sagen ist. Regierungsgeschichte Bernds II. von 1010 — 1061. S. 25 — 32. Schreckliche eerung, die Hamburg, wie ganz Nordalbingien, 1012 den Slaven erlitte. Wiederherstellung der Stadt durch

 die

die vereinte Sorgfalt des Herzogs und des Erzbischoffs; Anfang der Zwistigkeiten zwischen diesen beyden; Erbauung eines Herzoglichen Schlosses an der Alster. Abgewandte Gefahr, die Hamburg von dem mit seinem Erzbischoff Adalbert, in Streit verwickelten Dänischen Könige Svend Estrichson zu fürchten hatte. Tod des Herzogs Bernhards II. Regierungsgeschichte Herzogs Ordolf. S. 32—38. Streit des Herzogs und seines Bruders, des Grafen Hermann, (der hier S. 33 und auch S. 38 unrichtig Heinrich genannt wird,) mit dem Erzbischof Adalbert. Wenn der Verf. sagt, Adalbert habe die Macht der Brüder durch Zwiespalt zu schwächen gesucht, und den Grafen gegen den Willen seines Bruders zu einem Zuge nach Ungarn überredet, so sagt sein angeführter Zeuge, Adam von Bremen, nichts von Zwiespalt erregen, nichts davon, daß Hermanns Feldzug gegen den Willen des Bruders unternommen sey, sondern blos (Lib. IV. Cap. 2.) ut coniuratos tantum fratres ab invicem divelleret. Des Erzbischofs Bau der Vestung auf dem Süllenberge ward nicht 1063, sondern 1061 unternommen. Denn nach Adam von Bremen (L. III. Cap. 27.) geschah das im 18ten Jahr der erzbischöflichen Regierung Adalberts, die er, nach ebendemselben Schriftsteller (L. II. Cap. 63. und L. III. Cap. 1.) im Jahr 1043 angetreten hatte. Fernere Nachrichten von dem Zwiste des Herzogs mit dem Erzbischof, und von der dreymaligen Verheerung Hamburgs. Tod des Herzogs Ordolf. — Regierungsgeschichte seines Sohnes, Herzogs Magnus. S. 38—43. Daß Graf Gottfried, nach S. 41, vom Herzoge Magnus zum Grafen von Hamburg verordnet sey, möchte Rec. nicht so entscheidend behaupten. Höchstens möchte es wahrscheinlich seyn. Tod des Herzogs und Erlöschung des Billingschen Mannsstammes. Von S. 43 an bis 65 erzählt der Verf. die Veränderung der Landesherrschaft, welche 1106 erfolgte, als, nach dem Abgange des Billingschen Mannsstammes, Kaiser Heinrich V. das Herzogthum Sachsen dem Grafen Lothar von Supplingburg, (nachmaligem zweyten Kaiser dieses Namens) zu Lehn gab, und dieser demnächst den Grafen Adolf von Schauenburg, unter den Hollsteinischen Grafen dem ersten dieses Namens, mit Hollstein, als mit einem Afterlehn belehnte, die unter der Regierung dieses Grafen und seiner Nachfolger bis auf die Zeit, da Adolf III. mit der Krone Dänemark in Streit verwickelt ward, vorgefallenen Begebenheiten, in soferne solche die Stadt Ham-

famburg betreffen, wiewohl mit Einschaltung anderer, die
icht hieher gehören. Indessen wäre dergleichen Ueberfluß,
vorüber Rec. sich unten weiter erklären wird, eher zu überse-
en, als historische Unrichtigkeiten. Eine solche findet sich
5. 65, wo, nachdem der Befreyung Hamburgs von der Ober-
hnsherrschaft Heinrichs des Löwen gedacht war, es ferner
eißt: „Die schon locker gewordenen Bande der Lehnsverbin-
ung zwischen Herzog **Bernhard** von Sachsen und Graf
dolf III. von Hollstein wurden völlig gerissen, und **keiner
on Bernhards Nachfolgern vermochte, den einmal
etrennten Knoten wieder zu knüpfen, und die Holl-
einischen Grafen sich wieder lehnspflichtig zu ma-
en.**" Dieses wird hier so ohne einiges Zeugniß, ohne eini-
n Beweis erzählt, und so wenig des Streits erwähnt, der
nge über die Frage: ob Hollsteins Lehnsverbindung mit
achsen mit Heinrichs des Löwen Achtserklärung aufgehört
be? geführt ist, ohne desjenigen entscheidenden Verneinungs-
undes zu gedenken, den Herzogs Alberts von Sachsen, Bern-
rds Sohnes, über die von dem Grafen Adolf IV. vorgenom-
ne zweyte Stiftung des Klosters Preetz 1232 ausgestellte
nsherrliche Bestätigungsurkunde darbietet. (S. **Christiani**
chlesw. Hollst. Gesch. II. Th. S. 515. verglichen mit der
orrede und S. 145.) S. 65—123 erzählt der Verf. die
treitigkeiten, worin Graf Adolf III. mit dem Könige von
inemark **Knut** VI. verwickelt wurde, als ersterer sich des
ruhigen Bischofs **Waldemars** von Schleswig annahm,
dem Grafen daraus erwachsenen Verlust der Grafschaft
llstein, die Verordnung des Grafen **Alberts von Orla-
inde** zum Statthalter von Hollstein, die Unglücksfälle Kö-
s **Waldemars** II. des Grafen **Adolfs** IV. Besitznehmung
seinem väterlichen Lande, bis auf die Zeit, da derselbe ins
oster gieng, sammt dem mannichfaltigen Antheil, den die
adt Hamburg an diesen Händeln genommen hat, und den
chrichten von der damals veränderten bürgerlichen Verfas-
g der Stadt Hamburg. Daß Hamburg, wie der Verf.
86 meldet, für 1500 Mark Silbers ihre Freyheit von
Grafen Albert von **Orlamünde** erkauft habe, meldet
llich **Ebraziger**. Aber auf diese Aussage eines Schrift-
ers aus dem 16ten Jahrhundert möchte Rec. die Begeben-
nicht für so ganz entschieden halten, als sie der Verf. hält.
123—140 folgen die übrigen Begebenheiten Hamburgs
1260, d. i. bis auf die erste Versammlung der von dieser

 Zeit

Zeit an also genannten Hanse zu Lübeck, nicht ohne Einmischung mancherley zur Hamburgischen Geschichte nicht gehörigen sehr ausführlich erzählten Vorfälle. Daß die Hamburger, ohne Zuziehung oder Einwilligung der Grafen, ein Bündniß mit den Herzogen von Braunschweig schlossen, hält der Verf. eben sowohl als ihre Einwilligung, die der Graf suchen mußte, da er eine Vestung auf dem Süllenberge anlegen wollte, für einen Beweis ihrer Unabhängigkeit. Aber wie viele Beyspiele giebt es nicht von mittelbaren Städten, die im mittlern Zeitalter Bündnisse mit Auswärtigen geschlossen haben, ohne ihrer Landesherren Einwilligung zu suchen? Man muß das heutige Staatsrecht mit dem, was in jenen Jahrhunderten, und vorzüglich in Beziehung auf die Städte, Statt fand, nicht verwechseln. Und, wegen der Vestung auf dem Süllenberge, mußte der Graf, wenn er gleich Oberherr der Stadt war, dennoch ihre Einwilligung suchen, weil es zu ihren Privilegien gehörte, in einer Entfernung von etlichen Meilen dergleichen nicht zu dulden. Denn die Oberherrschaft konnte ihm kein Recht geben, diese Privilegien zu kränken.

Auf diesen ersten Abschnitt, der mit Erwähnung der ersten hanseatischen Versammlung zu Lübeck 1260 schließt, folgt der zweyte, welcher die **Geschichte der Kirche und Gelehrsamkeit** vom Jahr 811 bis 1260 enthält, S. 141—250. Der Verf. erzählt die Geschichte der Pflanzung des Christenthums in Hamburg, der Erbauung der Kirche und der Stiftung des Erzbisthums, des ersten Erzbischofs Anschar und seiner Nachfolger, ihrer Missionsgeschäfte im Norden, der Verbindungen, die sie mit Kaisern, Königen und Fürsten unterhielten, der verschiedenen Schicksale der Hamburgischen Kirche und Kirchenanstalten, der Streitigkeiten, die zeitig zwischen Hamburg und Bremen ausbrachen, und die endlich mit der Verlegung des erzbischöflichen Sitzes von Hamburg nach Bremen endigten, des Ursprungs der Dominicaner- und Franciscanerklöster in Hamburg und des Nonnenklosters zu Harvestehude, und der damals in Hamburg befindlichen wenigen Spuren von Gelehrsamkeit. Ein paar unrichtige Angaben mögen hier ihre Anzeige finden. S. 190 heißt es: „Nach den Siegen, welche Otto der Große über den König Harald von Dännemark erfochten hatte, stiftete dieser Kaiser zu Schleswig, Ripen und Aarhuus Bisthümer.“ Das that der Kaiser nicht, sondern **Frotho**, ein Südjütischer Unterkönig, der 948 starb,

hatte

hatte die weit ältern Kirchen zu Schleswig und Ripen erneuert, und die zu Aarhuus erbaut, und hielt bey dem Papst an, daß er diesen Kirchen Bischöfe verordnen möchte. Dem zufolge weihte der Erzbischof Adaldagus noch 948 die Bischöfe, lange vorher, ehe Otto der Große mit dem Könige der Dänen kriegte. S. 231 wird das Entstehen des Dominicaner- und Franciscanerordens in den Anfang des zwölften Jahrhunderts gesetzt. Sie entstanden aber erst im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts.

Der dritte Abschnitt handelt von der Denkungsart, Sitten und Gebräuchen, vom Jahr 808 bis 1260. S. 251 bis 270. Man findet aber hier nur die den Sachsen überhaupt eigne Denkart, Sitten und Gebräuche. Belege dazu aus der eigentlichen Geschichte von Hamburg äusserst wenige.

Im vierten Abschnitte (S. 271—326) liest man die Geschichte der Hamburgischen Handlung und Schifffahrt während obgedachten Zeitraums. Zuerst etwas vom alten Sclavenhandel, besonders auch in Hamburg, von Handwerkern, Jahrmärkten, Münze, Bier- Holz- und Getraidehandel, vom Handel mit Potasche in Hamburg. Vom Handelsverkehr der Hamburger mit Vinetha, und den Vortheilen, welche durch den Untergang dieser und noch zwey anderer Slavischen Handelsstädte, Arkona und Julin, ingleichen der Zerstörung von Bardewik, den Hamburgern zuwuchsen. Vom Hamburgischen Stapelrecht, Zollwesen und Zollgerechtigkeit. Von der Hamburgischen Schiffahrt, Fischfange, und dem wahrscheinlich auch von ihnen getriebenen Heringsfange. Von der durch die Kreuzzüge im Handel bewirkten Revolution, mehr überhaupt, als in näherer Beziehung auf Hamburg, bey ermangelnden Nachrichten. Ferner Untersuchung der Fragen: war das Faustrecht der Handlung nachtheilig? und was für eine Bewandniß hatte es mit der alten Hansa oder Mastopey? Welche Untersuchung demnächst auf das 1241 zwischen Hamburg und Lübeck geschlossene Bündniß leitet, daraus in der Folge die Hanse entstand. Beytritt der Stadt Braunschweig zu solchem Bündnisse 1247. Von Handlungsbündissen der Hamburger mit den Herzogen von Sachsen, Lothringen und Brabant, und endlich von dem 1260 zu Lübeck gehaltenen ersten Hansetage.

Der fünfte und letzte Abschnitt enthält die Ortbeschreibung, S. 327—362, worin man nur dasjenige

erwartet, was die Beschaffenheit und Veränderungen der Stadt in dem Zeitraum angeht, den dieser erste Theil der Hamburgischen Geschichte in sich begreift, aber manches findet, was zu den folgenden Zeiträumen gehört.

So viel von dem Inhalt. Aus dieser Anzeige erhellet denn freylich wohl, daß der Verf. mehr, als seine Vorgänger, eine eigentliche Geschichte von Hamburg zu liefern beflissen ist. Aber daß er wirklich das geliefert habe, was man zu erwarten berechtiget war, läßt sich nicht behaupten. Die Geschichte einer Stadt sollte nichts enthalten, als was die Stadt, ihren Ursprung, ihre denkwürdigsten Begebenheiten und Veränderungen, besonders in Absicht auf ihre Verfassung, ihren Flor oder ihre Abnahme, ihre Verhältnisse gegen Auswärtige und ihre Verbindungen mit Auswärtigen, ihre Staats- und Religionsverfassung, nebst ihrer wissenschaftlichen, gesetzlichen und Handelsverfassung, so wie auch die Denkart, Sitten und Gebräuche derselben angehet. Es ist nicht zu läugnen, daß der Verf. von dem allen gute und nützliche Nachrichten giebt, und wenigstens das Vornehmste und Wichtigste davon erzählt, was nämlich davon bekannt ist. Denn ausserdem, daß zur Geschichte der Handlung schwerlich jemals hinreichende Quellen werden eröffnet werden, so hat unstreitig die ältere Geschichte mehr Lücken, als die spätere. Und man kann daher von diesem Anfange das nicht erwarten, was man von dem folgenden fordern kann. Auch ist es gut, daß die politische, kirchliche, wissenschaftliche und Handelsgeschichte u. s. f. in abgesonderten Abschnitten vorgetragen wird. Indessen darf diese Trennung und Absonderung nicht so weit gehen, daß nicht manche kirchliche oder Handlungsbegebenheit in der politischen Geschichte auch ihren Platz finde, wenn sie gleich in den folgenden Abschnitten umständlicher erörtert wird. Vor allem aber hätte der Verf. blos Hamburgische Begebenheiten den Gegenstand seiner Erzählung seyn lassen, und keine fremde Begebenheiten mit einmischen sollen, die zu der Hamburgischen Geschichte entweder gar nicht gehören, oder die, wenn sie einige Beziehung darauf haben, nur ganz kurz hätten berührt werden dürfen. Am wenigsten mußte er dieses oft und mit großer Ausführlichkeit thun. In einer Geschichte der Stadt muß das Auge des Lesers nie von der Stadt selbst abgezogen, sie muß seinem Blicke niemals entrücket werden; sonst wird das Interesse getheilt und geschwächt, und die Absicht der Geschichte ganz verfehlt.

Diese

Diese Regel aber hat der Verf. sehr oft gar nicht beobachtet, indem er vieles aus der Dänischen, Hollsteinischen, aus der übrigen deutschen und andrer auswärtigen Staaten Geschichte mit einmengt, was theils ganz hätte wegbleiben können, theils nur mit sehr wenigen Worten hätte angedeutet werden dürfen. Folgende Beyspiele mögen hier zum Beweise dienen. S. 56 brauchte nur gemeldet zu werden, daß Adolf in der Schlacht bey Dommin blieb, ohne das Treffen selbst zu beschreiben. S. 102—104 erzählt der Verf. sehr umständlich, wie sich Lübeck der Dänischen Gewalt entzog, und eine freye Reichsstadt ward. S. 106—112 liest man die ausführliche Beschreibung der Schlacht bey Bornhövde 1227, die offenbar zur Hollsteinischen Geschichte gehört, und davon nichts weiter hätte gesagt werden dürfen, als daß das Treffen geliefert, der König Waldemar II. überwunden und zur Flucht genöthiget war, daß die Hamburger Geld zu dieser Unternehmung hergegeben hatten, und von der Furcht befreyet wurden, wieder unter Dänische Bothmäßigkeit zu gerathen. Eben so wenig durften S. 116—118 des Grafen Adolfs IV. Händel mit Lübeck, S. 119 dessen Liefländischer Kreuzzug, S. 120—123 ebendesselben ganze Klostergeschichte und abergläubisches Betragen in seinem Mönchsstande zu Kiel, S. 127 der kleine Krieg der Grafen Johann I. und Gerhard I. über die Stadt Kiel und deren Gebiete, S. 128—130 der Streit des Dänischen Königs Erich (Plogpenning) mit seinem Bruder Abel und der von letzterem begangene Brudermord u. s. f. vorgetragen werden. Alles dieses war theils ganz zu übergehen, theils nur ganz kurz zu berühren. In den Abschnitten von der kirchlichen und Handelsgeschichte u. s. f. sind solche überflüßige und unzweckmäßige Einmischungen seltener, als in dem von der politischen Geschichte, anzutreffen. Doch kommen sie zuweilen vor. Z. E. was von S. 247—250 von dem Zustande der Gelehrsamkeit, den Klosterschulen, Kreuzzügen, Minnesingern, und dem Entstehen der Universitäten überhaupt gesagt wird, gehört nicht in eine Geschichte von Hamburg. Der ganze Abschnitt von der Denkart, den Sitten und Gebräuchen enthält, wie schon erinnert worden ist, von Hamburg äusserst wenig. In dem Abschnitt von der Geschichte der Handlung und Schiffahrt stehen S. 307—313 allgemeine Nachrichten von der Handlung des Mittelalters, die Hamburg insbesondere gar nicht angehen. Und der letzte oder topographische Abschnitt hätte sich blos auf die Hamburgische Topographie bis 1260 einschränken,

len, folglich nichts von dem nach modernem Geschmacke vor nicht gar langer Zeit gebauten Domkapitelsversammlungssaale, nichts von dem Esel mit der Sakpfeife im Dom, nichts von dem Thurm der Petrikirche und von den in dieser Kirche befindlichen Gemälden Luthers und des Churfürsten Johann Friederich u. s. f. melden müssen. Durch Weglassung alles dieses Ueberflüßigen hätte das Buch an äusserlicher Stärke verlohren, aber an innerm Gehalt und an Interesse gewonnen. Und der Verf. wird sehr wohl thun, wenn er in den folgenden Bänden, da ausserdem die Hamburgische Geschichte reichhaltiger wird, sich blos mit diesem Gegenstande allein beschäftiget, und nichts einmischet, was füglich wegbleiben kann. Es ist besser, bey Ermangelung der Nachrichten, ein oder mehrere Jahre, wovon man nichts aufgezeichnet findet, zu übergehen, als die Lücken mit Sachen, welche nicht dahin gehören, auszufüllen.

Was den Styl betrifft, so ist es bekannt, daß die edle Einfalt der historischen Schreibart keinen bilderreichen Ausdruck duldet. Desgleichen aber findet man in diesem Buche verschiedentlich, wo man ihn gerne entbehren möchte. Z. E. S. 143 fängt der Abschnitt von der Geschichte der Kirche und Gelehrsamkeit mit folgender Periode an: „Gleich einer Pflanze, die an einem schattichten finstern Ort, wohin kein Sonnenstrahl dringt, bleich und ohne den Schmuck grüner Blätter aufkeimt, entstand Hamburg in einem Zeitalter, wo die Unwissenheit in Künsten und Wissenschaften, und der aufs höchste gestiegene Aberglaube über ganz Deutschland einen dichten, fast undurchdringlichen Nebel, der mit seinen schwarzen Fittigen auch die Hamburgischen Gefilde bedeckte, verbreitet hatte." – S. 160 heißt es: „Bis itzt wuchs, gleich einer schönen Pflanze, das zu Hamburg gestiftete Erzbisthum, unter Anschars Pflege immer mehr der vielversprechenden Blüthe entgegen. Allein, nach Ludwigs des Frommen Tode zog ein Ungewitter herauf, das mit gedoppeltem Schlage das Hamburgische Erzstift traf, und so anhaltend war, daß es jenes stolze Gebäude ganz zu zernichten schien, bis endlich aus dem Dunkel ein helleres Licht, und aus dem Mißgeschick höhere Beglückung hervorgieng." Diese letztere Stelle ist um so weniger zu billigen, da der Verf. diejenige Allegorie, womit er anfieng, nicht einmal beybehält, sondern aus Einer Allegorie in die andere fällt. Eben das Erzstift, das in der ersten dieser beyden Perioden eine schöne Pflanze ist, ist in der andern ein stolzes Gebäude.

Die

Die Erwähnung alles dessen, was dem Rec. Aenderung und Verbesserungen zu erheischen schien, darf gleichwohl den Verf. von der Fortsetzung seines Werks nicht abschrecken. Er hat es vielmehr in seiner Gewalt, durch Anwendung obiger Bemerkungen, den folgenden Theilen, für welche mehr Reichthum an Begebenheiten in Bereitschaft ist, einen merklichen Grad der Vollkommenheit zu geben. Aber er wird es nur dann können, wenn er uns Hamburgische Geschichte, unvermischt mit fremden Begebenheiten, liefern wird. Sollte dadurch das Buch weniger Theile bekommen, als die Art der Behandlung des ersten Theils erwarten ließ, so wird es sicherlich eben dadurch zweckmäßiger, folglich brauchbarer und besser werden.

Ca.

Geschichte des evangelischen Gottesdienstes in der Domkirche zu Halberstadt, von Johann Werner Streithorst, Consistorialrath und Oberdomprediger, nebst einer Geschichte der Domschule, von N. G. Fischer, Rector der Domschule. Halberstadt, bey Große, 1792. 160 S. 8. 10 gr.

Das Jahr 1791 war für das hohe Stift in Halberstadt sehr merkwürdig. Die doppelte Jubelfeyer wegen Einweihung der Domkirche vor 300, und Einführung der protestantischen Gottesverehrung vor 200 Jahren, wurde die Veranlassung dieser Schrift. Jene geschah am 24. Aug. 1491 (Leuckfeld setzt in seiner Gesch. von Gröningen S. 54 d. J. 1490, aber vermuthlich unrichtig,) durch den Bischof Ernst II., diese den 21. Sept. 1591 durch Heinrich Julius. Es ist auffallend wichtig, daß dieser Herr, den man als Kind in seinem dritten Lebensjahre zum Bischof wählte, und von dem sich der katholische Theil wegen des Eifers seines Großvaters, H. Heinrich von Braunschweig, für die päpstliche Lehre sehr viel versprach, gerade die kirchliche Verbesserung ins Werk richtete, ungeachtet sich der Papst und der Kaiser Rudolph II. alle Mühe gaben, sie zu hintertreiben. Die merkwürdige Rede des Bischofs an die Geistlichkeit, worin er zugleich manche Sätze und Gebräuche der Römischen Kirche verwirft, ist hier aus einer archivarischen Abschrift mitgetheilt, und als Actenstück der Aufbewahrung werth. Sie ist in einer

kornich-

kräftigen und nachdrücklichen Sprache abgefaßt, wie folgende Stelle bezeuget: „Letzlich ist eine allgemeine Klage, und ein öffentlich unläugbar Aergerniß, daß solche Hurerey, Ehebruch, Sodomitische und andere gräuliche Unzucht im Schwange gehet, als fast in Frankreich und andern Oertern nie erhöret, weil aber solches gottlos Wesen in den Himmel schreiet, als wäre kein Wunder, daß Gott die ganze Stadt und das ganze Stift untergehen ließe, da man ja wenig Canonicos leider gefunden, die nicht Concubinen gehalten, und also in Hurerey und Ehebruch dahin gestorben, Gott weiß, wie sie gefahren seyn, und gehet dasselbige Laster diese jetzige Stunde im Schwange„ und kömmt dies daher, daß man Gottes Wort zuwider, den Canonicis und Vicariis unter dem Schein der Keuschheit den Ehestand verbietet. Dieses hat in Gottes Wort keinen Grund, daß der Ehestand aber zugelassen, ist in Gottes Wort zu finden, denn da stehet geschrieben: qui potest capere, capiat u. s. w." Die seit dieser Zeit angesetzt gewesenen Domprediger sind so vollständig als möglich geliefert, und ist nach den vorhandenen Nachrichten von einigen mehr, von andern weniger gesagt. Endlich ist noch ein Verzeichniß der Urkunden über die dem Stift verliehenen Gerechtsame angehängt, man kann den Inhalt hier lesen, und zugleich die Nachweisung, wo sie gedruckt sind, finden. Die Verdienste des vortreflichen Verf. sind allgemein anerkannt, bey den bemerkten Hülfsmitteln haben vorzüglich die Schriften des Hrn. Assistenzrath Lucanus vielen Werth. Rec. hatte von denselben in den Halberstädtischen gemeinnützigen Blättern manches gelesen, was gewiß eine nützliche Vorarbeit, besonders für den ersten Abschnitt abgeben konnte.

Die Fragmente zur Geschichte der Domschule sind so mühsam gesammelt, als man von dem Fleiße des Verf. erwarten kann. Die Nachrichten sind in vier Perioden getheilt, die erste, von der Gründung des Stifts bis zur Reformation, enthält nur allgemeine Bemerkungen, und gar kein Detail von dieser Schule, weil da in der Geschichte eine Lücke ist. Die zweyte geht bis auf ihre Wiederherstellung 1674, wo besonders das abgedruckte Responsum der philosophischen Facultät in Helmstädt vom Jahre 1672 merkwürdig ist, um die Vorschläge derselben in Absicht der Lehrgegenstände, der Lehrbücher, der Klassen u. dgl. kennen zu lernen. Von 1674 bis 1759 geht die dritte Periode, und die letzte fängt in dem zuletzt

erwähn-

erwähnten Jahre mit dem verdienstvollen Struensee an, und ist bis jetzt fortgeführt. Man erhält hier Nachricht von dem verbesserten Plan dieses thätigen Schulmanns, und Herr R. Fischer hat in seinen Nachrichten von der Halberstädtschen Domschule (Schulschriften bey Gelegenheit der öffentlichen Prüfungen, wovon das erste Stück 1784 erschien,) schon manches dahin gehörige geliefert. Wohl der Anstalt, die solche geschickte Männer, als Struensee war, und als der Nachfolger desselben ist, an ihrer Spitze hat.

Ad.

Bericht der allgemeinen kirchlichen Versammlung der Evangel. luther. Gemeine zu Amsterdam an das unpartheyische Publikum über die jetzigen Uneinigkeiten in ihrer Gemeine. Aus dem Holländischen, mit einem Vorbericht und Anmerkungen, von E. H. Mutzenbecher, Generalsup. der Kirchen und Schulen des Herzogthums Oldenburg. Lingen, 1792. bey Jülicher. 10 B. 8. 10 gr.

Da die öffentlichen Zeitungsblätter von den in der Lutherischen Gemeine zu Amsterdam entstandenen Uneinigkeiten zum Theil verstümmelte, zum Theil ganz falsche Nachrichten gegeben haben, die Sache aber doch verdiente, in sofern sie den Geist und die Denkart der Partheyen schildert, und zur neuern Geschichte der größten kirchlichen Gemeine in Europa gehört, mit Darlegung aller Quellen, Veranlassungen und Documente, auch dem deutschen Publikum ganz vorgelegt zu werden: so that Hr. M. wohl, diesen Bericht aus dem Holländischen zu übersetzen, besonders da ein gewisser Müller, Conrector in Aurich, schon vorher mit einem Auszuge hervorgetreten war, den Rec. zwar nicht gelesen hat, den aber Hr. Mutzenbecher nicht sehr vortheilhaft charakterisirt. —

Wie weit Sectengeist und dummdreiste orthodoxe Bigotterie ausschweifen, welche niedrige Kniffe sie sich zur Kränkung guter Menschen und heller, denkender Köpfe erlauben, in welchen Unsinn sie verfallen können, oder vielmehr fallen müssen, um Cabalen durchzusetzen, davon findet man in dieser Schrift leider viele, gut documentirte Beweise. Wäre die Sache nicht

wegen

wegen ihrer Folgen zu wichtig, hätte nicht die Ruhe mehrerer würdiger Menschen dabey auf dem Spiel gestanden, so hätte man Ursach, über die unsinnigen Beschuldigungen zu lachen, die einige durch unwürdige Geistliche aufgehetzte bigotte Brauseköpfe gegen die Rechtgläubigkeit einiger auch im Auslande bekannter würdiger Prediger der Lutherischen Gemeine zu Amsterdam vorbrachten; aber die Erscheinung des Ungeheuers, bigotter Fanatismus genannt, ist am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu schrecklich, als daß man darüber lachen könnte. Man lernt auch hier wieder, daß steife Orthodoxie, verbunden mit kleinlichem, persönlichem und Localinteresse, sich überall und zu allen Zeiten gleich bleibt. Die in den damaligen Patriotenunruhen herrschende politische Sectirerey mag wohl auch zur Erbitterung nicht wenig mitgewirkt haben.

Da der Uebers. selbst als einer der damaligen Lutherischen Prediger zu Amsterdam mit in die Uneinigkeiten hinein gezogen wurde, obgleich weniger als die übrigen, und selbst, wie leicht zu vermuthen ist, nicht wenig dabey mag gelitten haben, so muß Rec. die lobenswerthe Mäßigung bewundern, womit er hier sowohl im Vorbericht als in den Anmerkungen, die zum Verständniß des Ganzen sehr wichtig und erläuternd sind, sich über die Beschuldigungen und streitigen Punkte erklärt. Daß er, obgleich ehemals selbst Parthey, dennoch in seiner jetzigen glücklichen Lage ein geltender Zeuge sey, beweiset schon diese Mäßigung, wenn er auch nicht ausserdem schon als ein Mann von hellem Kopf und rechtschaffener Denkungsart bekannt, und wenn auch nicht alles, wie doch geschehen ist, mit unläugbaren authentischen Documenten belegt wäre. Das Ganze ist für die Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ein wichtiges, obgleich für die eine Parthey beschämendes Actenstück.

Az.

Chemie und Mineralogie.

Beyträge zu den Vorstellungsarten über vulkanische Gegenstände, von Karl Wilhelm Nose, Doctor und Herzogl. Braunschw. Lüneburg. Bergrath rc. Frankfurt, bey Gebhard und Körber, 1792. 8. 457 Seiten. 1 Rh. 4 R.

Der

Der Verfasser der orographischen Briefe führt hier fort, sich besonders um die mineralogische Literatur verdient zu machen. Das Register über die in jenen Briefen und in diesen Beyträgen aufgeführten Schriftsteller enthält deren 429. Diejenigen, welche die Vulkanität der Basalten behaupten, werden widerlegt, und des Verf. Beobachtungen und Folgerungen vertheidigt. Vorerst Entwurf einer Theorie über die Vulkanität der Fossilien. Folgende sind die Grundsätze derselben: 1) Feuer als Ursache heischt Wirkung; 2) worauf Feuer wirken soll, das muß existiren; 3) was das Feuer bewirkt, das wirkt es in den Gegenständen, die ihm ausgesetzt sind; 4) an den Veränderungen, die ein Fossil vom Feuer erhält, sind Feuereffekte kenntbar; 5) durch die Zurückführbarkeit auf ihre Ursachen werden Feuereffekte erweislich. Die Folgerungen z. B. S. 25 der (ursprüngliche) Basalt ist also darum nicht vulkanisch, weil seine Beschaffenheit als im Feuer bewirkt in keine Erfahrung gegeben wird, mögen diejenigen Herren Vulkanisten widerlegen, welche Basalte für Laven erkennen. Rec. war nie dieser Meinung — wohl aber, daß die Basalte mittelbar den Vulkanen ihr jetziges Daseyn zu verdanken hätten; dem kochenden Wasser unmittelbar. Und da findet er nichts, das hinreiche, seinen Glauben zu ändern.

Unmittelbare Feuereffekte können im Basalt so wenig vorkommen, als im Tuff unserer Theekessel. Wirkungen der Auflösungen in heißem Wasser — Wirkungen schneller Verdampfung, die sind es, welche man am Basalt suchen muß, und wirklich von solchen Wirkungen hervorgebrachte Veränderungen finden sich dabey so viele, als hinreichen, durch Zurückführen auf die Ursache mittelbare Feuereffekte zu erweisen.

Versteinerungen in unstrittig ursprünglichem Basalt würden allerdings nach dieser Theorie schwer zu erklären seyn. Zum Glück sind aber noch alle die Basalte, worin man bisher Versteinerungen fand, z. B. der in der Landgrafschaft Thurgau und der in den Thälern von Ronca, S. 41 und 66, tafelund tuffartig, folglich wohl nichts anders, als veränderte, auch zum Theil regenerirte Basalte, welche eben so gut Versteinerungen enthalten können, als regenerirte Granite.

Von Beroldingen und von Fichtel werden in dieser Schrift ziemlich ausführlich und durchaus anständig zurecht gewiesen, so daß sich des erstern vulkanische Asche als Grundstoff

der Basalte schwerlich wird erhalten können, noch weniger des letztern sechsseitiger Glimmer und Feldspath als charakteristisch für Laven.

Wahr ist es, dem unbefangensten Leser mußte es sehr auffallen, mit einer ausnehmenden Zuversichtlichkeit die Belehrung zu finden, daß vorgedachte zwey Fossilien unstrittige Kennzeichen der Laven seyen. Das wenigste, was er erwarten konnte, war eine ausführliche Vorlegung der Gründe dieser ganz neuen Meinung, und die fand er nicht.

S. 104—117. Erklärung über ächte und Pseudovulkane. Den Unterschied zwischen beyden könne man nicht auf Wesentlichkeiten zurückführen. Indessen sey die Beziehung, worunter man von Pseudovulkanen spreche, zwiefach: die ursprüngliche oder natürliche, und die oberflächige Lage des Brennstoffs. Vermöge der erstern unterscheide man künstliche, und vermöge der zweyten ächtvulkanische Schlacken davon.

S. 112, wo der Verf. die vorzüglichsten Brennmaterialien im Mineralreich anführt, gedenkt er der Feuertheile nicht, welche sich bey den im Innern der Erde so häufig vorgehenden Krystallisationen entwickeln, auf die man bey den bisherigen Theorien vielleicht nur zu wenig Rücksicht nahm.

S. 117—126 wird eine Folgerung des vierten Grundsatzes der vorangeführten Theorie des V. näher erörtert.

Es könnte Jemand beyfallen, wie bey einem unbekannten Fossil zwar nicht genau was, aber doch überhaupt, daß es vom Feuer verändert sey, zu erkennen stehe: z. B. einem Mineralogen würde die Schlacke von einem Hohofen vorgelegt. Es wird gezeigt, daß derselbe, wenn ihm nicht gesagt wird, diese Materie sey aus dem Ofen, zwar bestimmen könne, daß der vorgelegte Körper vom Feuer verändert seyn könne, nicht aber, daß er es wirklich sey. Sagte man ihm, er komme aus einem Hohofen, dann sey bey dem Mineralogen die Erkenntniß möglich, nun würde aber auch der Stoff der Schlacke nicht mehr als ganz unbekannt angenommen. Der Bimsstein dient zum folgenden Beyspiel. Die wahre Erkenntniß desselben bildete sich damals als die Urform desselben, der Deodatitporphyr, (vom Verf.) anschaulich gegeben, und als solche angenommen war.

S. 160-

S. 160—177. Geschichte der Rohnharter Kupfergrube.

S. 223—289. Beschreibung einer von Valenziani erhaltenen Sammlung Laven und anderer wälscher Fossilien. Die italiänische Beschreibung ist jedesmal vom Verf. theils ausführlich berichtigt.

§. 335—347. Einige Beleuchtung der Vorwürfe über neue Terminologien. Hier ist wirklich für die bisherigen Reformen der Art alles gesagt, was sich zum Besten derselben sagen läßt. Wäre es indessen nur um die verschiedenen Benennungen vorhin theils bekannter, theils unbekannter Fossilien zu thun, dann würde der damit unzufriedene Theil am besten statt aller gegen die Neuerungen überhaupt anzubringender Beschwerden die einzeln entdeckten Fehler anzeigen. Erfolgte keine Vereinigung, so bestände das ganze Uebel darin, daß in den Lehrbüchern eine Zeitlang beyde Benennungen nachzuführen seyen. Weit bedenklicher scheint Rec. die Uebertreibung mit den Beschreibungen der Fossilien nach den äussern Kennzeichen; nicht als ob er den Werth der Lehre von den äussern Kennzeichen nicht zu schätzen wüßte: nein, sondern weil sie seiner Meinung nach noch nicht diejenige Vollkommenheit erreicht hat, welche ihr gegeben werden sollte, ehe man einen ausgebreiteten Gebrauch davon zu machen unternehme. Es mag dieses aber nicht die Sache eines Mannes seyn, sondern mehrerer von gleichem Gewichte. Sollte nicht **Werner**, der bis jetzt in dem Fache nur allein als Lehrer da stand, diese Wahrheit selbst gefühlt haben? Fast scheint es so, weil er die Ausbreitung meist seinen Schülern überlassen hat. **Nose** gehört im engern Verstande nicht dazu, und wäre nun der zweyte. Beyde mit **Wiedemann** und **Karsten** könnten gemeinschaftlich diesen wichtigen Gegenstand bearbeiten. Vorerst eine neue umgearbeitete Ausgabe der **Wernerschen** Schrift von den äussern Kennzeichen, dann statt der ausführlichen Beschreibungen sämmtlicher äusseren Kennzeichen jeder Art Fossilien in Systemform, wie **Lenzens** mineralogisches Handbuch, eine Uebersicht, vielleicht am besten eine tabellarische, wo diejenigen Fossilien, welche man, der Aehnlichkeit wegen, leicht für einander verkennen kann, neben einander gesetzt, und die sie unterscheidende Kennzeichen angeführt würden.

Diese Arbeit würde die Verbreitung der mineralogischen Kenntnisse zuverläßig befördern.

der Basalte schwerlich wird erhalten können, noch weniger des letztern sechsseitiger Glimmer und Feldspath, als charakteristisch für Laven.

Wahr ist es, dem unbefangensten Leser mußte es sehr auffallen, mit einer ausnehmenden Zuversichtlichkeit die Belehrung zu finden, daß vorgedachte zwey Fossilien unstrittige Kennzeichen der Laven seyen. Das wenigste, was er erwarten konnte, war eine ausführliche Vorlegung der Gründe dieser ganz neuen Meinung, und die fand er nicht.

S. 104—117. Erklärung über ächte und Pseudovulkane. Den Unterschied zwischen beyden könne man nicht auf Wesentlichkeiten zurückführen. Indessen sey die Beziehung, worunter man von Pseudovulkanen spreche, zwiefach: die ursprüngliche oder natürliche, und die oberflächige Lage des Brennstoffs. Vermöge der erstern unterscheide man künstliche, und vermöge der zweyten ächtvulkanische Schlacken davon.

S. 112, wo der Verf. die vorzüglichsten Brennmaterialien im Mineralreich anführt, gedenkt er der Feuertheile nicht, welche sich bey den im Innern der Erde so häufig vorgehenden Krystallisationen entwickeln, auf die man bey den bisherigen Theorien vielleicht nur zu wenig Rücksicht nahm.

S. 117—126 wird eine Folgerung des vierten Grundsatzes der vorangeführten Theorie des V. näher erörtert.

Es könnte Jemand beyfallen, wie bey einem unbekannten Fossil zwar nicht genau was, aber doch überhaupt, daß es vom Feuer verändert sey, zu erkennen stehe: z. B. einem Mineralogen würde die Schlacke von einem Hohofen vorgelegt. Es wird gezeigt, daß derselbe, wenn ihm nicht gesagt wird, diese Materie sey aus dem Ofen, zwar bestimmen könne, daß der vorgelegte Körper vom Feuer verändert seyn könne, nicht aber, daß er es wirklich sey. Sagte man ihm, er komme aus einem Hohofen, dann sey bey dem Mineralogen die Erkenntniß möglich, nun würde aber auch der Stoff der Schlacke nicht mehr als ganz unbekannt angenommen. Der Bimsstein dient zum folgenden Beyspiel. Die wahre Erkenntniß desselben bildete sich damals als die Urform desselben, der Deodatitporphyr, (vom Verf.) anschaulich gegeben, und als solche angenommen war.

S. 160-

S. 160—177. Geschichte der Rohnharter Kupfergrube.

S. 223—289. Beschreibung einer von Valenziani haltenen Sammlung Laven und anderer wälscher Fossilien. ie italiänische Beschreibung ist jedesmal vom Verf. theils sführlich berichtigt.

§. 335—347. Einige Beleuchtung der Vorwürfe über ue Terminologien. Hier ist wirklich für die bisherigen Nemen der Art alles gesagt, was sich zum Besten derselben san läßt. Wäre es indessen nur um die verschiedenen Benenungen vorhin theils bekannter, theils unbekannter Fossilien thun, dann würde der damit unzufriedene Theil am besten tt aller gegen die Neuerungen überhaupt anzubringender eschwerden die einzeln entdeckten Fehler anzeigen. Erfolgte ine Vereinigung, so bestände das ganze Uebel darin, daß in n Lehrbüchern eine Zeitlang beyde Benennungen nachzuführn seyen. Weit bedenklicher scheint Rec. die Uebertreibung it den Beschreibungen der Fossilien nach den äussern Kennichen; nicht als ob er den Werth der Lehre von den äussern ennzeichen nicht zu schätzen wüßte: nein, sondern weil sie iner Meinung nach noch nicht diejenige Vollkommenheit ericht hat, welche ihr gegeben werden sollte, ehe man einen isgebreiteten Gebrauch davon zu machen unternehme. Es ag dieses aber nicht die Sache eines Mannes seyn, sondern ehrerer von gleichem Gewichte. Sollte nicht Werner, r bis jetzt in dem Fache nur allein als Lehrer da stand, diese Bahrheit selbst gefühlt haben? Fast scheint es so, weil er die usbreitung meist seinen Schülern überlassen hat. Nose gert im engern Verstande nicht dazu, und wäre nun der zweyte. beyde mit Wiedemann und Karsten könnten gemeinschaftch diesen wichtigen Gegenstand bearbeiten. Vorerst eine eue umgearbeitete Ausgabe der Wernerschen Schrift von en äussern Kennzeichen, dann statt der ausführlichen Beschreiungen sämmtlicher äusseren Kennzeichen jeder Art Fossilien in Systemform, wie Lenzens mineralogisches Handbuch, eine ieberssicht, vielleicht am besten eine tabellarische, wo diejenigen 'ossilien, welche man, der Aehnlichkeit wegen, leicht für einaner verkennen kann, neben einander gesetzt, und die sie unterheidende Kennzeichen angeführt würden.

Diese Arbeit würde die Verbreitung der mineralogischen Kenntnisse zuverläßig befördern.

Dahingegen unstrittig jetzt noch Anfänger dadurch theils verwirrt werden, oder so viel Anhänglichkeit an das Aeussere bekommen, daß sie das Innere darüber versäumen; natürlich ist die Rede nicht von allen. Auch Männer, welche nicht Gelehrte von Profession sind, und deren Lage es nicht erlaubt, sich durch neue in sich selbst noch nicht vollkommene Vorbereitungen durchzuarbeiten, werden dadurch von einer Wissenschaft zurückgescheucht, welche ihrer Natur nach nichts weniger als nur auf einige Gelehrte eingeschränkt werden sollte. Der Leser wird diese Ausschweifung verzeihen, und die vorerwähnten Herren werden den hier geäusserten Wunsch wenigstens als gutgemeint aufnehmen.

Noch wird S. 435 — 440 eine Collection von Schwedischem Trapp oder sobenannter Fossilien beschrieben und in eine zweckmäßige Tabelle gebracht.

Endlich beschließen noch einige litterarische Nachträge diese Schrift.

Zo.

Herrn Lavoisier, Mitgliedes der Königl. Akademie der Wissensch. zu Paris, physikalisch-chemische Schriften. Aus dem Franz. gesammlet und übersetzt mit Anmerkungen. Fortgesetzt von D. H. F. Link, ordentl. Prof. der Naturgeschichte, Chemie und Botanik in Rostock. Vierter Band. Greifswalde, bey Röse, 1792. 8. 358 S. 1 Rthl.

Obgleich die Abhandlungen, welche dieser Band enthält, schon vor acht bis zehn Jahren in der Urschrift erschienen sind, so verdienen sie dennoch in Deutschland noch jetzt eine Uebersetzung, weil sie vielen Lesern noch unbekannt seyn werden. Die meisten beziehen sich auf das von Lavoisier errichtete neue chemische Lehrgebäude, davon sich die Gründe hier am besten übersehen lassen. Es befindet sich hier die Abhandlung über die Zerlegung des Wassers und die Beweisgründe, daß Wasser keine einfache Substanz sey; von der Wirkung verschiedener Körper, die zur Nahrung des Feuers dienen; über Verkalken und Verbrennen; über die Entstehung der Kohlensäure; über die Auflösungen der Metalle in Säuren, und ihrer Nieder-

schlagun-

chlagungen durch andere Metalle; über die Verwandschaft des Sauerstoffs mit verschiedenen Substanzen; neue Bemerkungen über die Vermehrung des Gewichts, welche Schwefel und Phosphor beym Verbrennen erhalten; Bemerkungen über das Phlogiston, u. a. m.

Ohnerachtet der Uebers. die neue Theorie zu begünstigen scheint, so zeigt er doch viel Unpartheylichkeit, und gestehet ein, daß Lavoisier oft zu entscheidend spreche, wo er es nicht sollte, von Evidenz rede, wo an keine zu denken sey, Ausfälle auf seine Gegner thue, die sie nicht verdienen, und dabey oft zu fertig verfahre. Ausser einigen kleinen Noten unter dem Texte hat der Uebersetzer noch besondere Zusätze verschiedenen Abhandlungen nachfolgen lassen, worin er L. in vielen Stücken zurechtweiset.

Km.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit zwey Landkarten. Achter Band. Berlin, 1792. in der Vossischen Buchhandlung. 15, und 18 Bogen, nebst 2½ Bogen Vorrede in gr. 8. 1 Rß. 20 ℋ.

Zweyerley Reisebeschreibungen sind es, die in diesem Bande geliefert werden. 1) Des Abbe Rochon's Reise nach Madagaskar und Ostindien. Nebst Thom. Bowyear's und Rob. Kirsop's Nachrichten von Cochinchina. In der Vorrede giebt der Uebersetzer, Hr. G. Forster, litterarische Nachrichten von allen frühern Reisen und deren Beschreibungen nach Madagaskar, von ihrer Entdeckung an bis auf unsere Zeit; eine Arbeit, dergleichen wir an der Spitze aller Reisebeschreibungen in minder bekannte Länder zu lesen wünschten, die man aber auch nur vorzüglich von der Belesenheit des Herren Forster erwarten kann. Und dennoch hat Hr. F. dabey zu bemerken vergessen, in welche Jahre eigentlich

Rochons Reise fällt, und wenn und wo das Original, das er übersetzt liefert, herausgekommen ist. Die Beschreibung selbst ist mit vielen allgemeinen Räsonnements durchwebt, und empfiehlt sich eben nicht durch Deutlichkeit und Ordnung. Die Insel besteht aus 28 Provinzen, hat den herrlichsten Getraideboden, die treflichsten Kräuter, eine große Mannichfaltigkeit schöner Bäume, zahlreiche Heerden von Rind- und Schafvieh, und scheint von allen Seiten anlockende Handelsvortheile zu versprechen, wenn nicht ungesunde Luft und der Mangel an sichern und bequemen Häfen sie noch zur Zeit vor Niederlassungen der Europäer geschützt hätten. In der Provinz Karkanossi kennt man die Kunst zu schreiben, man hat auch astrologische, historische, medicinische Bücher in Madekassischer Sprache, aber mit arabischen Charakteren. Ihr Papier wird noch aus der Rinde des Papierschilfs verfertigt, beynahe nach der Art unsers Lumpenpapiers. Ausser der Beschneidung und Enthaltung vom Schweinefleisch haben sich keine Spuren des Mohammedanismus der Araber auf der Insel erhalten. Geschichte der französischen Niederlassung in Madagaskar. 1642 wurde eine Handelsgesellschaft zum ausschliessenden Handel mit M. privilegirt. Man legte in der Provinz Karkanossi 24° 30' S. B. ein Etablissement an; allein, ein Drittel der Franzosen starb wegen ungesunder Luft in einem Monat. Der Ueberrest der Colonie begab sich daher auf die Halbinsel Tholangar 25° S. B., erbaute daselbst das Fort Dauphin neben einem vortreflichen Hafen und der Landspitze Imper. Es brannte 1655 ab, wurde 1663 wieder erbaut. Ungestümme Bekehrungssucht eines Missionars, Pat. Stephan, veranlaßte einen Krieg, und hätte der Colonie beynahe den Untergang zugezogen. Ein Officier, la Case, der die Tochter und Erbin eines Landesfürsten geheyrathet hatte, rettete sie durch seine Macht und sein Ansehen, ob er gleich selbst Ursache hatte, mit deren schlechten Administration unzufrieden zu seyn. Stolz und Ungerechtigkeit hatten den Franzosen dergestalt den Haß aller Insulaner zugezogen, daß in einem Blutbad die meisten erschlagen wurden, der Gouverneurs aber Missionaren nebst den übrigen nach Surate entflohen. In welchem Jahr? das sagt der Verf. nicht. 1768 nahm Hr. de Modave abermals als Gouverneur von dem Fort Dauphin Besitz, aber wieder mit schlechtem Erfolg. Man versah es, wie der V. urtheilt, darin, daß man blos Soldaten, das Land zu erobern, nicht aber Handwerker, Ackerleute und andere arbeitsame unterrichtete

Men-

enschen dahin schickte, die das Glück und die Belehrung des
lks, bey dem man sich anbauen wollte, zur Absicht hatten.
t und Jahr wird wieder nicht angegeben, wenn dieser aber-
llige Versuch aufgegeben worden ist. Aus den Papieren
berühmten Commerson, der sich 1769 hieher begab, und
unsäglichem Fleiß die Naturprodukte von M. sammelte
beschrieb, welche Sammlungen aber verlohren gegangen
, theilt er eine Nachricht von einer Nation von Zwergen
, die unter einem eignen Oberhaupt, mitten in Madagas-
, gegen 22° S. B. leben soll. Sie heißen Kimos, sind
Schuh bis 5 Zoll groß, sind tapfer, und führen eiserne Waf-
, die sie selbst verfertigen. Diese Nachricht wird durch die
richte des Hrn. D. Modave selbst und des Cap. de Sür-
le bestätigt. Auf dem nordöstlichen Theil, als dem Vor-
hshaus der französischen Colonien auf Isle de France und
urbon, haben die Franzosen ebenfalls in den Häfen Foul-
int, Sainte-Marie, (oder Noßi Hibrahim) und in der
y Antongill (von ihrem Entdecker, dem Portugiesen,
ton Gill,) versucht, Colonien anzulegen, solche aber eben-
ls 1761 wieder verlassen. Seeräuber ließen sich auf diesem
eil der Insel nieder, und veranlaßten seit 1722 den Scla-
handel, der noch itzt die Insel entvölkert. Seitdem ver-
sten unaufhörliche Kriege den nördlichen Theil dieser frucht-
en Insel. 1754 wurde das französische Etablissement auf
Insel St. Marie überfallen, zerstört und alle Franzosen
dergemacht. Truppen von Isle de France übten Rache
s. Nun war aller Handel unterbrochen. La Bigorne
tete wieder einen Handelstractat. Der Verf. lernte ihn
ch 1768 in Madagaskar kennen, als er daselbst die seltensten
lanzen für den Königl. botanischen Garten in Isle de France,
ontplaisir genannt, sammeln mußte. Dies ist zum ersten-
l, daß er, gleichsam im Vorbeygehen, seines Aufenthalts
Madagaskar und des Zwecks seiner Reise erwähnt. Wie
ge aber dieser Handelstractat und die Niederlassung der
anzosen in Foulpoint bestanden habe, erwähnt er wieder
ht, und knüpft dargegen eine Erzählung von des Gr. Be-
owsky zweymaliger Niederlassung in M. an, worin dieser
einem weit nachtheiligern Lichte erscheint, als man aus sei-
n eignen Nachrichten zu vermuthen Ursache hatte. Aber
ch diese wird geschlossen, ohne daß man erfährt, ob noch itzt
anzosen in M. leben, oder nicht: so daß die ganze soge-
nnte Reise (denn das ist sie gar nicht,) ein Muster einer

 mit

mit französischer Flüchtigkeit hingeschriebenen, unvollständigen und verworrenen Erzählung ist. Nun folgen noch Betrachtungen über den nördlichen Theil von Madagaskar. Das ist eigentlich der fruchtbarste, der von den Europäern am meisten besucht wird. Das Innere des Landes ist beynahe der hohen Gebirge wegen unzugänglich. Foulpoint ist der gewöhnlichste Hafen für Europäische Schiffe, er liegt 17° 40′ 20″ S. B. und 47° 20′ O. L. von Paris. Die Berge enthalten ungeheure Blöke von Bergkrystall und Eisenerz, das die Insulaner auf eine eigne Art zu schmelzen wissen. In allen Flüssen von M. giebt es ungeheure Krokodile.

Um der Verbindung willen, in der Madagaskar mit den Inseln France und Bourbon steht, hängt der Verf. von beyden eine Nachricht an. Letztere hat sehr hohe Berge und Saint-Denis zum Hauptort, 20° 5′ S. B. und 53° 10′ O. L. von Paris. Man landet hier, wegen der starken Brandungen, durch herabhängende Strickleitern. Die Insel hat einen Vulkan, zu dem die Zugänge gefährlich sind; er hat, bey seinen häufigen Ausbrüchen, doch lange keine Verwüstungen angerichtet. Einige Tropfen Regen sind hinreichend, einen Ausbruch zu veranlassen. Die ersten französischen Colonisten kamen 1664 von dem ungesunden Madagaskar hieher. 1718 ließen sie die ersten jungen Kaffeestämme aus Mokha und Aden kommen. 1712 verließen die Holländer ihre Niederlassung aus Isle de France, und begaben sich nach dem Cap. Die Einwohner von Bourbon eilten daher, sich der verlassenen Anlagen auf einer ihnen so nahen und bequemen Insel zu bemächtigen. Doch war es eigentlich im Jahr 1734, daß die Ostindische Compagnie daselbst eine beträchtliche Niederlassung anzulegen beschloß. La Bourdonnais führte dieses Vorhaben glücklich aus, und ist der Urheber aller noch itzt bestehenden Gebäude und Anstalten auf dieser Insel. Dem folgenden Intendanten, Poivre, hat die Insel den Besitz des Muscat- und Gewürznelken-, auch des Brodbaums zu verdanken. Aus den angehängten verbundenen Nachrichten mehrerer Reisenden von Cochinchina ziehen wir Folgendes aus. Dieses vom 11. bis 16° N. B. liegende und höchstens 15 Stunden breite Königreich besteht aus 11 Provinzen. Die Hauptstadt ist Hué. Die Abgaben bestehen in einem Tribut, den alle Unterthanen zwischen 19 und 60 Jahren bezahlen müssen. Sonderbar ist die Art, wie solcher erhoben wird. Alle drey Jahre läßt jeder

Statt-

Statthalter neue Verzeichnisse der tributbaren Unterthanen entwerfen: sie müssen sich vor ihm nackend ausziehen, und werden, nach Beschaffenheit ihrer Körperkräfte und Gesundheit, mit stärkern oder schwächern Abgaben belegt. Das Land ist eine lange Gebirgskette, deren Höhen Tigern und Elephanten überlassen sind, die aber den Einwohnern alle kostbare indische Holzarten (eines davon, Kalambak, das blos als Räuchwerk gebraucht wird, ist beynahe so theuer als Gold,) Gummigutte und Gold liefern. Die ergiebigsten Goldgruben sind in den Provinzen Scham (an dem Ort Phantae, wo die französischen Missionäre eine Kirche haben,) und Nanlang. Man versteht aber den Bergbau nicht, gräbt nicht tiefer, als eine Mannslänge, und findet Stücken reines Goldes, auch sammelt man Goldstaub. Man erndtet jährlich eine zwiefache Reißerndte, baut Baumwolle in Menge, Seide, die roh sehr wohlfeil ist, und den schönsten Zucker in ganz Indien, der nach Kanton und Japan geht, und von allen Getraidesorten nur Mais. Die Chinesen besitzen den ausschließlichen Handel hieher. Das Gold steigt und fällt im Preise nach Maßgabe der Anzahl der Käufer; es wird in kleine Stangen gegossen, und mit des Königs Stempel versehen. Mit Elfenbein und Kalambakholz handelt der König allein. Der beste Hafen ist Faifo 16° N. B., wo sich immer gegen 6000 Chinesische Kaufleute aufhalten. Vorschläge zu Einführung Europäischer Waaren. 1749 schrieb Ludwig XV. an den König von Cochinchina, that ihm Handelsvorschläge, und warnte ihn zugleich vor den Engländern und Holländern, als Heiden. Die Franzosen selbst aber reisten, ohne dort ihre Absicht zu erreichen, wieder ab.

2) **William Lempriere's**, Engl. Wundarztes, Reise von Gibraltar über Tanger, Salee, Sante-Cruz nach Tarudant, und von da über den Atlas nach **Marokko**. Nebst einer umständlichen Nachricht von dem Kaiserlichen Harem. Aus dem Englischen. Mit erläuternden Anmerkungen von **E. A. W. Zimmermann**. Der Verf. stand bey der Garnison zu Gibraltar, als **Muley Absulem**, Lieblingssohn des letztverstorbenen Kaisers von Marokko, den General O'Hara durch den Englischen Generalconsul zu Tanger im Sept. 1789 bitten ließ, ihm einen Arzt zu Wiederherstellung seiner Gesundheit zu schicken. Der Verf. übernahm unter glänzenden Versprechungen, worunter auch die Befreyung des Cap. Irwing

und neun seiner Seeleute war, die nach einem Schiffbruch an der Marokkanischen Küste von wilden Arabern gefangen und in die Sclaverey verkauft worden waren, dieses Geschäfte, und beschreibt hier seine Reise. Er schiffte von Gibraltar nach **Tanger**, welcher Ort einst eine ausländische Besitzung Großbrittanniens war, unter **Carl II.** aber verlassen wurde, und itzt zum traurigen Wohnplatz der Europäischen Consuln angewiesen ist, seitdem sie, den französischen ausgenommen, der zu Salee wohnt, unter dem vorigen Kaiser aus Tetuan hieher verbannt wurden. Sie leben hier in einer unangenehmen Lage, und größtentheils in selbsterbauten Landhäusern, wo sie sich mit Gärtnerey, Fischerey und Jagd vergnügen. Ueber den Fluß von Tanger sind noch Ruinen einer römischen Brücke. Von da gieng die Reise über **Arzilla** nach **Karache** (die Römische Colonie Lixa), wo der Verf. unter den häufig zuströmenden Kranken Augenentzündung und Aussatz am häufigsten, fand, und ersteres Uebel von den von den überweißten Häusern abprallenden Sonnenstrahlen beym Verbot des Sonnenschirms für gemeine Mohren herleitet. Zwischen Seen und Zelten wandernder Araber hindurch kam der Verf. nach **Mamora**, sah hier einen Gaukler eine vier Fuß lange Schlange lebendig verzehren. Vor **Salee** fand er eine Römische Wasserleitung, die noch itzt die Stadt mit vortreflichem Wasser versieht. Diese durch Seeräubereyen sonst so furchtbare Stadt wurde von dem vorigen Kaiser **Sidi Mahomed** unterjocht, der durch die Erklärung, er sey mit ganz Europa in Frieden, ihre Räubereyen endigte: und seitdem hat sich auch die Mündung ihres Flusses mit Seesand angefüllt. Jenseits dieses Flusses, Salee gegenüber, liegt Rabat, der Sitz des französischen Generalconsuls, mit 3 Forts versehen, die ein Englischer Renegat kurz vorher erbauet und von Gibraltar aus mit Kanonen versehen hatte. Zur Erfrischung unterwegs dienten ihm Wassermelonen, das Stück für 21 Pfennige, woran sich sechs Menschen sättigen konnten. **Mansora. Dar Beyda. Azamore, Mazagan**, das der Kaiser kurz vorher den Portugiesen weggenommen hatte. Asafi trieb sonst beträchtlichen Handel mit Europa, ehe der vorige Kaiser die Europäischen Kaufleute zwang, in Mogadore zu wohnen. **Mogador** selbst liegt in einer unfruchtbaren, holzarmen Gegend, daher besitzt der Kaiser so wenig Schiffe, und schickt sie in fremde Häfen zur Ausbesserung: sie ist groß, fest und gut gebaut. Die Factorey besteht aus 12 Handlungshäusern von verschiedenen Nationen,

die

e nach Europa Korduan, Häute, Gummi, Straußfedern, upfer, Wachs, Wolle, Elephantenzähne, Matten, Teppiche, datteln, Feigen, Rosinen, Oliven, Mandeln, Oel u. s. w. usführen. Hier schaltet der Verf. durch den Unterricht Europäischer Kaufleute eine allgemeine Beschreibung des Reichs Marokko ein. Es liegt zwischen 29 — 36° N. B., besteht us neun Provinzen. Große Striche liegen ungebaut, das übrige wird durch abgebrannte Stoppeln gedüngt, und doch iebt das nicht minder fruchtbare Spanien Geschenke für die rlaubniß, sein Korn und andere Lebensmittel aus Marokko uszuführen zu dürfen. Der Verf. hatte Gelegenheit, ein Chamäleon zu beobachten; es lebt nicht von Luft, sondern von liegen: es kann seinen Blick auf zwey verschiedene Gegenstände zugleich richten. Aus Unbekanntschaft mit Pumpen nd Mangel an Quellen trägt man in getheerten Häuten das Wasser aus den Flüssen in die Städte. Von Mogador gieng le Reise nach Santa-Cruz, gleichfalls einem Seehafen, der inst den Portugiesen gehörte, itzt eine wüste Stadt. Alle isher durchreißten Orte liegen an der Küste des atlantischen Meeres: nun geht die Reise landwärts nach Tarudant, wo er Prinz krank lag. Der Verf. bekam von dem Prinzen das este Haus der Stadt zur Wohnung angewiesen, und es war n erbärmliches Zimmer, ohne Fenster, Tisch und Stuhl, essen Oeffnung in einen schmutzigen Judenhof gieng. Elender ustand des Prinzen. Das eine Auge hatte ihm der Staar, as andre der Krampf verdorben; überdem war er durch Ausschweifungen ganz entnervt. Es kostete dem Verf. Mühe, sich glauben zu verschaffen, daß Arzneyen, die in den Magen gen, auf das Auge würken könnten. Doch wurde das eine uge so weit gebracht, daß es wieder Dinge unterscheiden onnte. Dies verschaffte dem Verf. die Erlaubniß, die Weiber n Harem besuchen zu dürfen, davon ihm eine die Hand zum Pulsfühlen und die Zunge zum Besehen durch einen Schnitt ner Gardine herausreckte. Elender Zustand dieser Geschöpfe, e nicht lesen und schreiben können, und ohne Spiel, Arbeit, mgang und Bewegung, in hohe Mauern eingekerkert, blos rdammt sind, unter sich und mit ihren Sclavinnen — von lichts zu reden. Tarudant selbst ist ein großer, aber öder nd armseliger Ort: es wird hier Kupfer verarbeitet aus einem nachbarten Bergwerk: sie ist die Gränzstadt des Reichs gen Süden. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt, mitn im Laufe der glücklich fortgehenden Cur, erhielt der Verf.

Befehl

Befehl vom Kaiser, nach Marokko zu kommen. Er mußte gehorchen, und mit dem Geschenk einer goldnen Uhr und eines mittelmäßigen Pferdes dahin abreisen. Der Weg gieng über den Atlas: das ist eine Kette hoher, mit tiefen Thälern durchschnittener Gebirge, von O. nach W., deren Gipfel zum Theil beständig mit Schnee bedeckt ist, der vieles beyträgt, die Wärme der Luft auch in anstoßenden Ebnen zu mäßigen. Nach mündlichen Erzählungen sollen hier Reisende zur Winterszeit erfrieren. An einigen Gegenden sieht man ungeheure Massen senkrechter Felsen, die die Seele mit Schauder füllen: in den Thälern hingegen sieht man das reizendste Grün aller Arten von Vegetabilien: sie sind von den Berbern, von denen die Barbarey (nicht Barbarey) den Namen haben soll, bewohnt. In Marokko mußte der Verf. einen ganzen Monat auf Audienz warten, ohne zu erfahren, warum er von Tarudant abgerufen worden. Der Kaiser war gegen ihn und seine Cur von mohrischen Aerzten mißtrauisch gemacht worden, zumal da er ohne sein Wissen ins Land war gerufen worden. Doch fand der V. hier mehr Unterhaltung, eine schönere Gegend und Umgang mit gescheiterten und zurückgehaltenen Englischen und Französischen Seeleuten und mit Spanischen Mönchen, die hier ein kleines Kloster haben, und unentgeldlich Arzneyen unter die Armen austheilen. Hier, so wie im ganzen Lande, wimmelt es von Juden, die die schmählichsten Mißhandlungen erdulden müssen, obgleich von ihrem Fleiß und Erfindungsgeist das ganze Land abhängt: einer diente dem Verf. zum Koch und Dolmetscher. Von Seiten der Mohren oder Berbern waren einzelne Beyspiele von Dankbarkeit und Treue seltene Ausnahmen vom Nationalcharakter. Endlich wurde er denn durch Fürbitte eines Kaiserlichen Juden zur Audienz abgeholt, so schnell, daß er sich kaum ankleiden konnte, und mußte hernach 5 Stunden lang im Vorhof warten. Der Kaiser ertheilte sie in einem offenen Hofe, in einer Europäischen Postchaise sitzend, vor welche ein Maulesel in eine Gabel gespannt war. Die ersten Fragen, wer er sey; wie er ins Land gekommen, u. s. w. geschahen mit rauher Stimme; doch allmählig milderte sich der Ton, und der Verf. wurde gnädig entlassen. Dies war Sidi Mahomed, ein achtzigjähriger Greis, dessen Charakter aus unersättlichem Geiz, Rachsucht und Grausamkeit, doch zuweilen auch mit entgegengesetzten Tugenden zusammengesetzt war. Der itzige Kaiser, Muley Jazid, ist sein ältester Sohn. Taxe der Geschenke, die der geben muß, der Audienz sucht.

Unbe-

Unbegreiflich ist die Furcht, die Europäischen Seemächten Geschenke abnöthigt, da der Kaiser eigentlich durch gar nichts furchtbar ist. Die Staatsbedienten leben blos von Accidenzen, Geschenken der Bittenden und Erpressungen, die sie mit ihrem Herrn theilen, oder mit ihrem Leben verlassen müssen: allenthalben erblickt man Spuren des ungebundensten Despotismus. Nun langte auch der genesene Prinz in Marokko an. Der Verf. bat ihn, ihm nunmehr bey seinem Vater sowohl den Urlaub zur Rückreise als die versprochene Auslieferung seiner Landsleute zu bewürken; er erhielt die schönsten Versicherungen: endlich aber reiste der Prinz ab nach Mekka, ohne seinen Arzt wieder vor sich zu lassen, dem er 10 Piaster zuschickte, die dieser aber nicht annahm. Um nun seinen Leser nicht schneller über Marokko hinweg eilen zu lassen, als ihm selbst es zu thun vergönnt war, so schaltet er hier eine sehr unterhaltende Nachricht von den Inwohnern von Marokko, Negern, Mohren (Mauren) und Arabern, ihrem Charakter, Erziehung, Lebensart, Wohnungen, Religion, Karavanen nach Mekka und Guinea u. s. w. ein, von der wir uns enthalten, etwas auszuzeichnen, weil wir bey der Menge dessen, was wir bemerken möchten, zu weitläuftig werden würden. Vier Wochen nach des Prinzen Abreise bekam endlich der Verf. Befehl, sich in dem Kaiserlichen Pallast einzufinden, aber nicht, um entlassen zu werden, sondern um eine von des Kaisers kranken Weibern, Lella (dies ist in Marokko der Ehrenname der Sultaninnen) Sarah zu besuchen, und dann mit den für sie bereiteten Arzneyen zu dem Kaiser zu kommen. Der V. wurde also durch einen Verschnittenen in den Kaiserlichen Harem geführt, eine Erlaubniß, die ausser ähnlichen Fällen, Erdichtungen abgerechnet, noch keinem Christen ertheilt worden ist. Er fand die Sultanin äusserst verfallen, und so geschwächt, daß die Speisen unverdaut von ihr giengen. Sie war bisher Favorite des Kaisers und Königin des Harems gewesen, und hatte dadurch den Neid der übrigen Weiber und Concubinen im Harem erregt, die Mittel fanden, Gift unter ihre Speisen zu mischen, welches sie zwar nicht tödtete, aber doch ihre Gesundheit und Schönheit zerstörte. Der Verf. sagt nicht, worauf er diese so positive Behauptung gründet. Eigentlich hatte er nur Befehl, diese Einzige zu besuchen; allein, auf die Nachricht von der Gegenwart eines christlichen Arztes, schickten ihm auch andere Weiber Boten nach ihm: er gerieth dadurch in große Verlegenheit, weil ohne ausdrückliche Kaiserliche

Erlaubniß der Besuch einer Dame im Harem, zumal für einen Christen, lebensgefährlich ist. Doch Neugierde und Mitleiden siegte: nur mußte er seine Besuche abkürzen: und Geschenke der Weiber brachten die Verschnittenen zum Stillschweigen. Eine darunter, Lella Duja, eine gebohrne Genueserin, die vom 8ten Jahre an durch einen Schiffbruch in des Kaisers Gefangenschaft und in den Harem gebracht, und zur Veränderung der Religion genöthigt worden war, fand der Verf. sehr reizend und artig. Wir müssen es aber dem Leser überlassen, die interessante Beschreibung von der Eingeschränktheit, Lebensart, Beschäftigungen und Wünschen (einer der ersten ist Dickleibigkeit, als der vorzüglichste Theil der Schönheit) dieser armen Geschöpfe, so wie der Eintheilung, Abtheilung und Auszierung des Harems, bey dem Verf. selbst nachzulesen. Es kostete ihm noch viele Geduld, Mühe und Fursprachen, bis er endlich mit dem Geschenke einer Duplone, zweyer unbrauchbaren Pferde, und einer Menge kostbarer Aufträge von Seiten der Weiber entlassen wurde, und den 12. Febr. 1790 von Marokko aufbrach, den 26ten auf der vorigen Route zu Tanger eintraf, daselbst noch ein Geschenk an schlachtbarem Vieh vorfand, und den 27. März zu Gibraltar anlangte. Und dennoch, wer hätte es meinen sollen, ließ er sich bereden, in dem nämlichen Jahr nach der Bärbarey zurück zu reisen, doch so, daß er sich blos über Tanger nach Tetuan begab, welchen Ort er in der ersten Reise nicht gesehen hatte. Die Absicht war, um im Lande selbst die eigentlichen Umstände von dem Tode des kurz nach seiner Abreise verstorbenen alten Kaisers und von der Thronbesteigung seines Sohns, Muley Jazids, in Erfahrung zu bringen, die er zur Vervollständigung seiner Reisebeschreibung, um die man ihn in Gibraltar gebeten hatte, nöthig zu haben glaubte. Wirklich sind auch die Nachrichten, die er auf diesem Wege von dieser Regierungsveränderung erfahren hat, sehr von denen unterschieden, die man damals in den öffentlichen Zeitungen zu lesen bekam, mit deren Berührung wir uns aber nicht aufhalten können. Der neue Kaiser ist ein erklärter Freund der Engländer, und Feind der Spanier. Nun sind in dem Königreich Marokko blos die drey inländische Städte, Fez, Mekinez und Tafilet übrig, die der Verf. nicht betreten hat. Letztere ist der Ort, wohin alle kaiserlichen Töchter mit den Nachkommen der kaiserlichen Vorfahren verheyrathet werden, so daß man diese Familie 9000 Personen stark schätzt. Des Schicksals des

Cap.

Cap. Irwings und seiner Mitgenossen thut der V. bey seiner Abreise nicht Erwähnung. Eine vom Hrn. Sotzmann verjüngt nachgezeichnete Karte von Marokko gereicht dieser Reisebeschreibung sehr zur Empfehlung. Die Uebersetzung ist so, wie man sie von Hrn. Z. Sach- und Sprachkenntnissen erwarten kann, d. i. vortreflich.

Mir.

A. C. Gaspari Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses. Erster Cursus. 338 Seiten, nebst Vorrede und Register. 8. 18 ℋ.

Desselben neuer methodischer Schulatlas, entworfen von Güssefeld. Erster Cursus. Weimar, im Verlag des Industriecomptoirs, 1792. 4. 15 Charten. 1 Rℋ. 8 ℋ.

Der Erwartung, welche der Verf. bey der Ankündigung erregt hatte, entspricht die Ausführung auf eine sehr vortheilhafte Weise. Der Plan für diesen Cursus ist gewissermaßen erweitert worden, indem Bezug auf diejenigen Lehranstalten genommen worden ist, wo der geographische Unterricht nur auf einen einzigen Cursus eingeschränkt ist. Das Lehrbuch enthält daher vorzüglich in der Einleitung mehreres, als es nach dem Plane enthalten sollte. Wir finden die Erklärungen der Meridiane und Parallelzirkel angegeben, weil sie auf den Planiglobien gezeichnet sind. Sollte der Grund, daß sie beym Unterrichte erklärt werden müßten, weil der Schüler sie auf den Charten findet, hinreichend seyn, so würde daraus folgen, daß die Grade der Länge und Breite bey den übrigen Charten aufs neue erläutert werden müßten, weil man sie daselbst antrifft. Beym geographischen Elementarunterrichte, z. B. auf Bürgerschulen, wozu dieses Lehrbuch doch eingerichtet ist, würde es nach der Meinung des Rec. genug gewesen seyn, den Schüler mit dem Aequator bekannt zu machen, und in Rücksicht auf die übrigen Linien und Grade ihm zu sagen, daß sie die Lage der Oerter bestimmten, und er diese Erklärung noch nicht bedürfte. Diese Ideen gehören dem V. eigenthümlich zu, und befinden sich in dessen Abhandl. über den methodischen

Unter-

Unterricht in der Geographie. Sie stimmen ganz mit der Meinung des Rec., der hierin keine Erweiterung und Ausdehnung gewünscht hätte. Ueberhaupt ist es gewiß das schwierigste, nur gerade das beym ersten Unterrichte, oder bey einem einzigen geographischen Cursus auszuheben, was dahin gehört. Desto mehr kann Rec. das Buch wegen der zweckmäßigen Auswahl der Oerter empfehlen. Besonders war es ihm erfreulich, die Wissenschaft weniger als Gedächtnißwerk, sondern vielmehr als Uebung des Verstandes behandelt zu sehen. Die analytische Methode, die in der Einleitung herrscht, gewährt beym öffentlichen Unterrichte einen ungemeinen Nutzen, und erweckt Aufmerksamkeit und Nachdenken. Die Eintheilung eines Landes ist wenigstens im Wesentlichen da beybehalten, wo es zu mehrerer Deutlichkeit nöthig war, z. E. bey Italien und bey Deutschland. Bey andern Ländern würde es für diesen Cursus überflüßig gewesen seyn, z. E. wenn man bey Frankreich die 83 Departements angezeigt hätte. Die Charten sind mit dem Lehrbuche übereinstimmend, und nach einerley in der Vorrede angezeigten Maaßstabe gezeichnet worden. Die Charte von Deutschland ist nach einem andern Maaßstabe entworfen. Sie sind ziemlich gut gezeichnet und illuminirt. Die vorzüglichsten Produkte sind mit Zeichen angegeben, die aber von den Cromischen gebrauchten Zeichen bis auf das Zeichen von Baumöl, das wir übereinstimmend fanden, abweichen.

Cw.

Gelehrtengeschichte.

Nachtrag zu den Büsten Berlinischer Gelehrten, Schriftsteller und Künstler. Halle, bey Franke, 1792. 248 Seiten und XIV Seit. Vorbericht, 8. 16 gr.

Die sogenannten Büsten, wozu dieses ein Nachtrag seyn soll, waren nicht viel mehr als ein geschmackloses Geschwätz, worin allenfalls die litterarischen Nachrichten einigen verhältnißmäßigen, obgleich im Grunde geringen Werth hatten. Es haben sich drey oder vier höchst mittelmäßige Schriftsteller gefunden, die mancherley über Berlin, über Berlins Gelehrten, über Berlins Sitten u. s. w. geschrieben haben, um zu zeigen,

daß

ß sie auch da sind. Darunter gehört denn auch der Verf. ser Büsten. Ueber Gelehrte, die wahre Gelehrte sind, zu theilen, ist er zu wenig, nimmt er sich aber heraus; seine theile über unbekannte Scribler, so wie er, die niemand int oder kennen mag, sind nicht der Mühe werth, denn es d Leute, deren Schriften vergessen werden, so wie sie. Das elhafteste ist, wenn dieses kleine Schriftstellervolk Streitig- ten unter sich hat, wobey denn unser Verf. den Dictator cht, und entscheidet, daß Bay wirklich ein wenig besser sey Mav. Die Schreibart unsers Verf. ist gar hölzern und gleich, dabey weitschweifig und unerträglich wortreich. Die seichten Urtheile zu würdigen oder zu widerlegen, ist gar Mühe nicht werth. Indessen, da es einmal gedruckt ist, wenigstens einige litterärische Nachrichten enthält, so wol- wir wenigstens über diese etwas sagen, woraus erhellen d, daß nicht einmal die Nachrichten genau und vollständig

Die aufgestellten Gelehrten und Künstler sind alphabetisch rdnet, wie in den 1787 erschienenen Büsten. Die darin rgangenen Schriftsteller sind hier nicht alle angezeigt, wie V. in der Vorrede verspricht; aber nachher in der Nach- ift gesteht, daß er das Versprechen nicht geleistet hat. Die on diesen namenkundig macht, hätten doch wenigstens sollen iuer und vollständiger behandelt werden, da der Verf. aus- klich auf diese Eigenschaften Ansprüche macht. So fehlen r andern bey **Brunn** die Briefe über Carlsruhe; memoi- de Poellnitz, nebst der deutschen Uebersetzung derselben; **Reichardt** Cäcilia; bey **Spalding** catalogus librorum; **Teller** der schöne Sallustius und mehrere. Die in den ten angezeigten Schriftsteller sollen nur dann berührt wor- seyn, wenn unter der Zeit (von 1787 bis 1791.) wichtige :ke von ihnen erschienen sind. Auch dieses ist nicht erfüllt. d etwa **Tellers** Predigten und Reden bey besondern Ver- ssungen gehalten, nebst einigen Homilien, 2 Theile, 1787, die durch die bekannte Moses Isaaksche Streitsache ver- ßte Schrift desselben V. Beytrag zur neuesten jüdischen- hichte für Christen und Juden gleich wichtig, 1788, der rige nicht werth? Bey **Erman** erwähnt der Verf. nur von ihm und **Reclam** herausgegebenen Mémoires pour r à l'histoire des refugiés, (die nach des Letztern Tode E. allein fortsetzt,) ohne weder der gutgeratheten Biogra- **Waldemars**, von **Reclam**, übersetzt von seiner Wittwe,

geb. Stosch, 1788, noch der drey historischen Abhandlungen über Sophie Charlotte von Erman, oder dessen Mémoire sur la fondation du collège françois de Berlin zu gedenken. Schulschriften hat er ja angeführt, z. E. bey Fr. Herzberg. Warum ist die Gleichförmigkeit des angezeigten Plans nicht beobachtet? — „Das Register aller sowohl in den Büsten als im Nachtrage aufgeführten Gelehrten oder Künstler soll vollständig seyn.“ Es findet sich aber nur das Namenregister der im Nachtrage abgehandelten Personen.

Der Verf. erklärt: er habe keinen verdienstvollen Mann kränken und seine Schwachheiten aufdecken wollen, dazu denke er zu tolerant. Er hätte sagen sollen, er kann keinen verdienstvollen Mann kränken, denn sein unbedeutendes Urtheil hat so gar wenig Werth, er mag loben oder tadeln. Er aber an seiner Seite unterläßt nicht, verdiente Männer kränken zu wollen, da er Männer, denen er nicht werth ist die Schuhriemen aufzulösen, grob zu necken sucht. Wir wollen nur die Artikel, Biester, Büsching, Maier, Nicolai u. a. anführen. Tolerant will dieser elende Scribler seyn? Von einem ganzen Volk, dem jüdischen, worunter doch auch einzelne würdige Glieder sind, die manchen Christen beschämen, sagt er S. 97, daß es vom Raube und Betruge lebe. Solche Aeusserungen, ja Prophezeyhungen, als man hier antrifft, stimmen unmöglich mit Toleranz. S. 20. „Laßt es doch einmal bey euch tagen, Kinder Israels! Es tagt ja schon in „Grönland und am Eispol! — und ihr wandelt noch stets „mitten unter aufgeklärten Nationen in der Nacht der Dummheit und des Aberglaubens, und seyd daher, wie billig, verachtet und verworfen!“ S. 21. „Was wird und kann euer „Loos seyn, wenn die durch eure Betrügereyen gereizte und aufs „höchste gebrachte menschliche Natur losbricht und wie das „Wetter auf euch losfährt? — Alsdann können jene Prophezeyhungen eurer Propheten an euch wieder erfüllt werden, „die bey der Zerstörung eures Tempels schon einmal erfüllt „wurden. Ich bitte euch, denkt an den Mann, der damals „auf den Mauern Jerusalems umhergieng, und Wehe über „die Stadt rief!“ — Der Verf. brauchte nicht an die Zeiten Hadrians zu erinnern; in der Mark Brandenburg selbst haben die Juden ehedem Verfolgung genug erlitten. Unduldsamer und schwärmerischer kann man nicht leicht declamiren. Von Maimon verspricht der Verf. S. 20 in der Folge ausführlicher

zu

n handeln. Ich habe nichts von ihm mehr auffinden kön-
en, und er hat dieses flüchtig hingeworfene Versprechen aus
r Acht gelassen. — Von dem edlen Mendelssohn sagt er
m gröbsten Unsinn, und verläumdet diesen, allen vernünftigen
Menschen ehrwürdigen Weisen noch im Grabe. — Büschings
roße Verdienste kann ihm kein Vernünftiger absprechen.
Nach unserm elenden Verf. soll es doch nicht ausgemacht seyn,
er, der Patriarch der Erdbeschreibung und Castellan von
uropa, (wie ihn Randel richtig nennt,) wirkliche Verdienste
n das Vaterland habe. Die Witzeleyen sind bey dem ehr-
ürdigen Greise, der noch jetzt (im Jun. 92.) nach einer
erjährigen oft schweren Krankheit unablässig thätig bleibt,
dem Thätigkeit Bedürfniß ist, wie seine neuesten Arbeiten
zeugen, schlecht angewendet. — Bey Nicolai ist der V.
nz aus den Schranken des Wohlstands getreten, und hat statt
r gepriesenen Freymüthigkeit unerwiesene Verläumdungen
ngeschrieben. Er nennt Hrn. N. den litterärischen Groß-
quisitor in Deutschland, litterären Papst, und was derglei-
en Namen mehr sind. „Er habe eine nach einem französi-
renden Geschmack ganz jesuitisch ausgecalculirte, leichte Ge-
vinnsucht, krame vermittelst der A. d. B. seine geschraubten
Machtsprüche aus, necke und chikanire ehrliche Leute, die
icht nach seiner Geige tanzen wollen." Diese Beschuldi-
ngen verbindet er mit mancher Lästerung gegen einige Re-
ensenten in der A. d. B., die er nebst vielen andern entehren-
n Namen auch als Büttel charakterisirt. Ich theile sie
rtlich mit, damit man aus denselben den Geist und die
prache dieses Schriftstellers kennen lerne. „Sie (einige
Recensenten) „sind Menschen, vom Hunger zur Verläumdung
üchtet, die auf dem Rücken der Missethäter ihren Unterhalt
erndten, und die Schande mit dem Staubbesen züchtigen,
ihn nicht verdienen zu müssen." Ich lasse diese ehrenrüh-
Periode getreu abdrucken, damit einsichtsvolle Leser sehen,
Geistes Kind dieser Verf. ist. Ich beziehe mich, der
tze wegen, auf einige Stellen in der Bibl. (B. 80, 2. 571.
75. 2. 560.) wo es, wie an mehrern Orten gesagt ist, daß
Anfang an ein jeder Mitarbeiter unabhängig von dem
ern gearbeitet hat, kein verabredeter Plan ist, die Glieder
streut in Deutschland wohnen, und sich die meisten unter
ander nicht kennen. — Hr. Nicolai soll ein literärer
st seyn? Hat er etwa je gezeigt, daß er infallibel in der
ublik der Gelehrten seyn will? Läßt er nicht jeden seine

 Mei-

Meinung frey sagen? Hr. N. bittet vielmehr die Mitarbeiter an der B. selbst darum in seinen an sie gerichteten Circularen, und äussert folgendergestalt seinen Wunsch: „Jeder kann die Meinungen, die er für wahr hält, sagen. — Zu verlangen, daß man die Meinungen, die man für Wahrheit erkennt, umstimmen sollte, ist nie meine Absicht gewesen.“ Welches ist das Inquisitionstribunal, dessen Vorsitzer Hr. N. seyn soll? Etwa die Bibliothek? Nach einer solchen Exegese ist dieser Nachtrag eher ein Ketzergericht, wo Männer vorgeladen, verdammt und freygesprochen werden, ohne Gründe, wie es dem elenden Verf. gut deucht. Der Widerspruch, der S. 164 steht, daß Hr. N. alles geschrieben haben soll, was in den ersten 103 Bänden und den Anhängen steht, ist in die Augen fallend. Oder: ist etwa durch Hrn. N. ein index librorum prohibitorum besorgt, oder veranlaßt? Unmöglich! Oder gehört dies etwa dahin, daß er aus eigenem Gefühl für Zucht und Ehrbarkeit, laut seiner (B. 59. 1. 237.) Erklärung, wissentlich keine schmutzigen Bücher in seiner Handlung verkaufen läßt? Aber wo bleibt denn die ihm vorgeworfene Gewinnsucht? Er, der wünscht, daß niemand, der des Verf. Freund oder Feind ist, ein Buch zur Anzeige übernehme, daß persönliche Beleidigungen in der B. wegfielen, dem sogar ein Paar dergleichen Stellen im Herzen wehe thun, (wie er es selbst anzeigte,) er soll am Necken und Chikaniren Gefallen finden? Da die B. nicht mehr unter N. Führung steht, so glaubte ich so viel eher, hier ein Wort sagen zu dürfen, um einen um die deutsche Gelehrsamkeit so verdienten Mann und auch die von ihm angefangene und rühmlich fortgeführte A. d. B. gegen einen Calumnianten zu vertheidigen. Ich darf wegen dieser Umständlichkeit um desto weniger den Vorwurf einer Schmeicheley befürchten, und der würdige Mann denkt edel genug, alles zu verachten, was ein solcher V. sagt. Uebrigens wird die Bibliothek, dieser Koloß der Literatur, wie sie der V. nennt, wohl bestehen, das Haupt im Sonnenglanz und den ehernen Fuß im Ungewitter erhalten. —

Mit elenden und mittelmäßigen Schriftstellern, die ungefähr mit dem Verf. in gleicher Klasse stehen, ist der Verf. sehr umständlich, und man muß mehr von ihnen lesen, als interessant ist. Ueber einen gewissen Hrn. Siede ist die Geißel mächtig geschwungen worden. Ist er gleich kein verdienstvoller Gelehrter, so ist es doch wahrlich nicht edel, ihm seine kleine Gestalt vorzuwerfen. Von ihm stehen die Ausdrücke:

Krüppel

Krüppel an Leib und Seele, kleine Figur. Darf man den Körperbau als Gebrechen vorwerfen? S. kam nicht aus seiner Vaterstadt, sondern aus Zichtau bey Gardelegen, wo er als Hauslehrer gestanden hatte, nach Berlin. Daß er sich den Director einer Akademie nennt, ist sonderbar. Als Stifter giebt er in der abgenöthigten Antwort den König selbst an. War sie aber gestiftet, so müßte sie Fond haben, und nicht eingehen können. Hr. D. Schulze schrieb sich auch Stifter der Handlungs- und Bürgerschule, und dies nicht ganz passend. Da die Kaufmannschaft sich aber dieses guten Instituts mit patriotischem Eyfer thätig annimmt, und einige Glieder derselben ein Curatorium ausmachen, so könnte dieses hier eine Stiftung ausmachen. Die Anzeige der Belohnung des Türkischen Gesandten für das Gedicht des Hrn. Siede stand hier am rechten Orte, wozu aber schon vorher die Beziehung darauf bey Burmann S. 51? — Die Berliner Monatsschrift existirt erst seit 1783; daher kann sie noch nicht 7 Jahrgänge ausmachen. — Die Herren Woldermann und v. Raumer gaben die Schrift heraus: Ueber die Vortheile wider die Vormundschaftscollegien, Berl. 1789. — Bey Villaume ist noch hinzuzufügen, daß der Abdruck der Prüfung der Römbergschen Gründe ausserhalb geschah. — Warum Hr. V. Professor der Moral heißt, weiß ich nicht. In dem Programm des Hrn. Meierotto heißt er Professor der Philosophie. — Hrn. Prof. Selle macht der Verf. zum Geheimenrath und Leibarzt; er hat beyde Titel nicht. — Bey dem Anhange: Veränderter Aufenthalt Berl. Gelehrten, ist zu merken, daß Jördens nicht Director, sondern Conrector und Inspector des Bunzlauer Waisenhauses ist. Director ist Woltersdorf. Unter den in den Oster- und Michaelismessen von B. Gelehrten erschienenen Schriften fehlen unter andern: Moriz italienische Sprachlehre für die Deutschen; Desselben Tabelle die italienische Aussprache betreffend; u. s. w. Unter den seit 1787 Verstorbenen befindet sich Oelrichs. Dies ist falsch. Der Verstorbene war der Bruder des aufgeführten Gelehrten, der Kämmerer und Kriegsrath war. Warum fehlen bey den Todten einige, als Lube und Philippi? — Doch wir haben uns schon zu weitläuftig bey dieser schlechten Schrift aufgehalten, welche wenigstens noch einen Nutzen in der Literargeschichte haben könnte, wenn nur die Nachrichten von Verfassern und Büchern genau und vollständig wären.

Einige Bemerkungen über den Nachtrag zu den Büsten Berlinischer Gelehrten, Schriftsteller und Künstler. Berlin, 1792. 32 S. 8. 2 gr.

Der Verf. unterschreibt sich J. G. B. — Aus der Vergleichung mit dem Nachtrage, wenn man das ganze Buch durchsiehet, merkt man, daß es ein gewisser Hr. Brämer ist, dessen Namen der Rec. gesteht sonst noch nie gehört zu haben, ob er gleich, wie auch aus einem dieser kleinen Schrift beygefügten Verzeichniß erhellet, viel geschrieben und übersetzt hat. Hr. Meusel wird dies genaue Verzeichniß in seinem gelehrten Deutschland, in welchem billig auch alle obscuri homines aufgeführt werden müssen, brauchen können. Diesen Hrn. Brämer hatte der Verf. des Nachtrags S. 48 sehr plump behandelt, da doch der Verf. des Nachtrags selbst als Schriftsteller wohl nicht viel besser ist, als Brämer. B. vertheidigt sich hier in einer ermüdenden weitschweifigen Klageschrift, worin noch dazu manches undeutlich ist. Gleich im Anfange giebt er zu verstehen, der Verf. der Büsten und des Nachtrags sey ein gewisser Knüppeln, der sich einen Doctor der Rechte und der Philosophie nennt, und mit und ohne Namen eine Menge mittelmäßiger, und schlechter Bücher geschrieben hat. Ob dies richtig ist, wissen wir nicht. Im Grunde ist auch niemand etwas daran gelegen, als dem litterarischen Sammler, der, wie der naturhistorische, auch Spinnen und Raupen in seine Sammlung aufnehmen muß, die nur einige Monate leben.

Ad.

Dissertatio historico-philosophica de humanae sentiendi et cogitandi facultatis natura, ex mente Platonis, Sectio prior, quam pro gradu doctoris impetrando defendet auctor *Ioh. Fridr. Dammann*, instituti philologico-paedagog. collega ord., bibliothec. acad. custos, et societat. Teuton. Helmstad. ab epistolis. Helmstädt, bey Kühnlin, 1792. 44 Seiten. 4. 4 gr.

Unter

nter ihres Gleichen zeichnet sich vorliegende Streitschrift
rch Gründlichkeit, Scharfsinn und Neuheit einiger Sätze
r zu ihrem Vortheil aus. Nachdem der Verf. Plato's Vor-
llung von der Natur der Seele, als eines einfachen Wesens,
d von den vornehmsten Seelenvermögen sehr gut auseinander-
etzt hat, kommt er zuletzt auf die schwere Frage von dem
ubstantiellen dieser Vermögen, und untersucht zu deren
eantwortung Plato's Meinung von der Entstehung der
eltseele, als aus welcher die unsrigen genommen sind. Hier
igt er eine neue Erklärung von dem θατρον vor, aus dem
Weltseele zu großem Theile geformt ist. Dies θατρον,
int er, könne füglich für den Raum angenommen werden,
d bezeichne, daß der Weltseele Ausdehnung von Gott bey-
nischt ist; der Raum aber sey in der That, was die Ausleger
ter der rohen formlosen Materie bisher verstanden haben.
lein 1) die erste Beweisstelle aus Tim. p. 350 redet nicht
n der χωρα, wie der Verf. meint, sondern von der τιθηνη
νυησεως. 2) Die zweyte Stelle scheint mehr zu beweisen,
nn Plato sagt, die Mutter alles Entstandenen sey nicht Erde,
ft, Wasser, Feuer, noch auch das, woraus diese geworden
d; mithin nichts Materielles. Allein, es ist zu erwägen,
ß nach Plato die Elemente theils aus dem Stoffe, theils
er und vornehmlich aus der Form, den thätigen Qualitäten,
ärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit, geworden sind,
d daß also der Sinn gar wohl seyn kann, die Mutter des
ntstandenen ist von diesen Qualitäten nichts. 3) Wenn
n die Mutter des Entstandenen für den Raum nimmt, wo-
r soll denn die Materie kommen? oder, wie der Stoff sich
m Raume unterscheiden? Wie kann ferner, sagt der Verf.,
Materie unsichtbar genannt werden, wenn sie nicht den
aum bedeutet? Das kann sie gar gut, weil ihr alle Quali-
ten mangeln, also auch die Sichtbarkeit. Wie kann Plato
gen, daß sie den intelligiblen gleicht? weil sie nicht in die
inne fällt, also darin mit ihm übereinkommt. Diese neue
slegung kommt uns demnach nicht sehr haltbar vor; viel-
cht, wenn der Verf. den Timäus noch einmal mit kaltem
licke durchsieht, läßt er sie mit der Zeit, nach Verschwindung
s Glanzes der Neuheit, selbst fahren. Welche Vortheile er
raus zum Behufe der Erklärung der Seelennatur ziehen
rd, und ob sie ihn von den Unbequemlichkeiten der bisherigen
slegungen befreyen wird, muß der Verfolg lehren.

Bm.

Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Opera posthuma Friderici II. regis Borussorum. Latine reddita a *Theoph. Caelest. Piper*, Theol. Doct. et Prof. in Acad. reg. Gryphisw. etc. Grypisw. (einige Zeilen vorher Gryphisw.) apud Röse. 1792. *Tom. I.* 279 S. *Tom. II.* 324 Seiten. 8. mai. 1 Rh. 12 gr.

Bey der Unternehmung, einen neuern Schriftsteller in eine ausgestorbene Sprache zu übersetzen, wird die letztere entweder als Mittel oder als Zweck betrachtet. Die Uebersetzung eines wichtigen Werkes, in welchem Gegenstände abgehandelt werden, welche für alle cultivirte Nationen ein entschiedenes Interesse haben, kann in dem Fall, daß es in einer nur wenigen bekannten oder geläufigen Sprache geschrieben ist, ein sehr verdienstliches Unternehmen seyn. Hier soll die lateinische Sprache als Mittel dienen, und ihr Gebrauch, als überall verbreitet, ist in dieser Rücksicht zu billigen. In jedem andern Fall, scheint es, ist eine solche Uebersetzung nur als ein unterhaltendes Spiel zu betrachten, welches als eine Privatübung zwar empfohlen, aber in Rücksicht auf das Publikum weder sehr nützlich noch verdienstlich scheinen kann. Denn was sollte sich wohl bey der Lectüre einer solchen Arbeit für ein anderer Genuß denken lassen, als welcher aus der Befriedigung der Neugierde entsteht; indem man bemerkt, wie weit es gelungen ist, Gegenstände neuerer Zeit in einer alten Sprache auszudrücken; ein Genuß, welcher an sich von geringem Werth ist, und bey dem gegenwärtigen Zustande der Litteratur nur auf sehr wenige Menschen verbreitet seyn kann. Hiebey wird noch überdieses vorausgesetzt, daß das Unternehmen auf das vollkommenste gelungen sey, und daß man nur durch die Sachen, nie durch den Ausdruck erinnert werde, daß man keinen alten Schriftsteller vor sich habe. Wollte jemand sagen, eine solche Uebersetzung könne dazu dienen, das Studium der lateinischen Sprache zu erleichtern und zu befördern; so ist dies eine eitle Hoffnung, deren Realisirung, auf diesem Wege, vernünftige

Gelehrte weder erwarten noch wünschen dürfen. Wenn zur Erlernung der lateinischen Sprache die alten Schriftsteller entbehrlich gemacht werden sollten, so könnte man auch die Erlernung dieser Sprache immerhin aufgeben; und es möge nie wieder dahin kommen, daß man die Kenntniß derselben als den letzten Zweck des gelehrten Studiums ansehe. Wenn die neuern Schriftsteller die alten ersetzen können; wenn sie eben so dienlich sind, den Geschmack zu bilden, und den Verstand durch Anwendung der Regeln der Interpretationskunst und Kritik aufzuklären: so ist die Erlernung der Lateinischen und Griechischen eine ganz vergebliche Mühe, und noch vergeblicher ist es, einen neuern Schriftsteller in eine alte Sprache zu übersetzen, um ihn aus derselben wieder in die neuere verirren zu lassen. — Der Uebersetzer der nachgelassenen Schriften des Königs von Preußen — (die vor uns liegenden zwey Bände enthalten die Histoire de mon tems) hegt zwar nicht die Meinung, daß seine Arbeit zur Erlernung der Sprache dienen solle; sondern er hat sie für das Vergnügen und den Nutzen gelehrter Leser bestimmt. Er führt zwey Ursachen an, die ihn zur Unternehmung derselben bewogen hätten: Erstlich, weil er geglaubt habe, man werde diese Werke, lateinisch geschrieben, öftrer lesen, weil die lateinische Sprache wegen der ihr inwohnenden Schönheit und Vollkommenheit zu öfterer Wiederholung einlade; zweytens, weil sich das französische Original (exemplar Regis *originale*) in keine Sprache so genau übertragen lasse, als in die römische, inter quam et dialectum franco-gallicam materna quaedam cognatio et incredibilis vocum et dictionum similitudo intercedit. Wie wenig diese beyden Gründe an sich bedeuten, ist nicht nöthig auseinander zu setzen, und es ist hier nur der Widerspruch bemerkenswerth, in welchen Hr. P. mit sich selbst geräth, indem er erst von der uns bedrohenden Barbarey spricht, welcher nur durch den häufigen Gebrauch der lateinischen Sprache vorgebaut werden könne, und dann doch annimmt, daß die Kenntniß der lateinischen Sprache ausgebreiteter sey, als derjenigen, in welcher der König seine Werke geschrieben hat. Aus unserer Kritik aber wird ferner erhellen, daß der erste der angeführten Gründe in diesem besondern Fall gar nicht Statt findet, und daß sich gewiß niemand bewogen sehen wird, die Geschichte des großen Königs in Hrn. Pipers Uebersetzung öftrer als im Originale zu lesen; daß hingegen der zweyte, — die große Uebereinstimmung der lateinischen und französischen

Sprache in Worten und Redensarten — nirgends so sehr in die Augen leuchte, als in diesem vor uns liegenden Werk.

Wer die Histoire de mon tems gelesen hat, und ihren lebhaften, bisweilen muthwilligen, bisweilen sogar gernwitzigen Ton kennt, wird vielleicht schon zum voraus ahnden, daß manches in einer lateinischen Uebersetzung steif, manches platt ausfallen müsse, was in der leichten Sprache des Originals gefällt, oder doch wenigstens keine widrige Wirkung thut. Diese Ahndung wird man hier vollkommen bestätigt finden. Wenn der König bey der Vergleichung der beyden Broglio sagt, on appela it le Maréchall l'imagination et son frère le bons sens, so wird dies in der Uebersetzung fast zum Nonsens: quare Mareschallus *ipsa imaginatio*, frater autem eius *sobria ratio* dictus est. Eben so verliehrt der platte Scherz Georges II. über Friedrich Wilhelm den I. Il appelait le feu Roi, son frère le corporal; il disait, qu'il etail Roi des grands-chemins et Archisablier de l'Empire Romain, im Lateinischen seinen Sinn fast ganz: Regem defunctum fratrem suum decurionem appellabat, notabat illum viarum publicarum Regem et sacri romani Imperii Archisabuli sparsorem. Und nie würde ein Römer gesagt haben: Duae aures Anglicanae — istas belli flammas incenderant; wo selbst der Ausdruck des Originals: Deux oreilles anglaises — allumèrent ce feu nicht sonderlich gefallen kann. Diese Unbequemlichkeit, welche aus der Natur der Sachen und Sprachen entspringt, ist durch das Verfahren des Uebers. vermehrt worden, welcher sich einer ängstlichen Treue befliß und fast Wort für Wort, Satz für Satz zu übertragen bemüht war. Daher ist sein Styl eben so steif, als der Styl des Königes leicht ist. Sein Periodenbau ist in Anordnung der Sätze und ihrer Verbindung ganz unlateinisch, und die Eleganz des Originals ist hier zu einer mera barbaries geworden. Alles wimmelt von Gallicismen und Germanismen, und nicht einmal in einzelnen Wörtern ist der Gebrauch der guten Schriftsteller hinlänglich beobachtet worden. So setzt der Uebers. überall das Pronomen possessivum, wo es das Original hat, ganz gegen den Sprachgebrauch der Lateiner, welche es so oft weglassen, als es ohne Zweydeutigkeit geschehen kann. Ac steht bey ihm oft vor einem Vocal. Er braucht Applicatio für application, wie S. 96 historiam cum applicatione legere. (Exemplar originale haben wir schon oben angeführt.) Er

sagt:

gt: reddere (machen) ex, wie S. 18: subsequentium
mporum barbaries ex annalibus vastum reddidit Chaos.
r momenta descendere für das französische déscendre dans
détail des faits (singula rerum momenta perpendere):
ib T. II. p. 20: Singula momenta huius conflictus ad nos
rvenerunt. Studiose se rebus applicare heißt bey ihm:
avait de l'application, und donum steht mehrmalen statt
talens, wie S. 40: discernendi dono destitutus. Er galt
r einen alltäglichen Menschen, il passait pour un hom-
e ordinaire, heißt hier pro homine quotidiano valebat.
Jenn S. 12 gesagt wird: At qualis, quaeso, materia, quae
storiae conducat! so wird dies gewiß niemand verstehen,
nn er nicht im Originale nachschlägt, wo es heißt: mais
uels matériaux pour l'histoire! S. 38 heißt es von dem
russischen Staate: nervos tum ultra modum fuisse inten-
s, et tricies centena millia incolarum ne suffecisse qui-
m quinquaginta millibus militum alendis, wo es durch-
s heißen müßte: ne quinquaginta quidem millibus mili-
m alendis suffecisse. Ne pouvoient pas fournir à réern-
r même cinquante mille hommes. S. 65. Wenn wir
sre Blicke von Holland nach Norden zu wenden.
uodsi contemplationes nostras a Batavis Aquilonem ver-
s traducimus. — Wir wollen hier noch einige Porträts
sheben, in denen der König so glücklich ist, und die bey der
bersetzung die wenigsten Schwierigkeiten machen konnten.
om Cardinal Fleury heißt es: Fleury (der Uebers. braucht
st immer die französischen Namen ohne Veränderung, wel-
es allein schon hinreichend wäre, seiner Arbeit einen Anstrich
n Barbarey zu geben. Wer kann es aushalten, wenn er
m Prinz Eugen liest: eundem aulici scurrili denomina-
one *Dame Claude* notaverant. Eugenius igitur — matri
ae *Madame de Soissons* et Francogalliae valedicebat?)
leury, quo tanto magis (quo magis) elucescerent ex ad-
rso sibi opposita, magnitudinem suam in simplicitate
ctius fecit constare. — Hic purpuratorum princeps
actiones praeferebat bello (Unterhandlungen heißen
r immer tractationes), quia multum valebat machinis,
ercitus vero regere prorsus ignorabat, speciem pacifici
fectabat, quo magis arbiter quam vindex regum evade-
: (pour dévenir l'arbitre plutôt que le vainqueur des
is). Audax in consiliis, timidus in illorum executione;
galis publicorum redituum oeconomus et mirabili ordinis

 dote

dote afflatus. In der Schilderung Georg II. heißt es unter andern: inerant illi dotes ingenii, sed non minus adfectiones usque ad excessum vivaces, welches nicht etwa, wie man glauben könnte, Leidenschaften bedeutet, die bis an sein Ende dauerten, sondern es sind Leidenschaften, welche bis zur Ausschweifung stark und lebhaft sind; des passions vives à l'excès. Zum Schluß setzen wir eine Stelle hieher, aus welcher man den Periodenbau des Uebersetzers, seine Kenntniß der Partikeln und seine Manier, die Sätze zu ordnen und zu verbinden, beurtheilen mag. Es ist der Anfang des VIII. Kapitels: In arte politica certe capitalis error habetur, confidere hosti reconciliato; neque id iniuria. Verum multo adhuc gravius committitur delictum, si qua imperii potestas multo inferior luctari sustinuerit in longinquum cum monarchia viribus praevalente, et ab istis praesidiis abunde instructa, quibus illa (prius scilicet nominata) plane destituitur. Quam quidem observationem necessario praemittendam esse duximus; quo in antecessum (d'avance) occurreremus iudiciis istis, quae forte Regis agendi rationem aliqua censura notare possent; in hunc fere modum: Eccur vero consociationi ducem se praebere poterat; (Fallait-il se mettre à la tête d'une ligue pour écraser etc.) id unice spectanti, ut novam domum Austriacam excluderet, simul autem permittere (et laisser ensuite) ut eadem domus rursus opibus invalesceret, ad Francogallos pariter atque Bavaros e Germania profligandos? — Verum quale, quaeso, Regi fuit institutum? etc.

Go.

Eustathii de Ismeniae et Ismenes amoribus libellus, graece et latine, curavit *Ludov. Henr. Teucherus.* Lipsiae, apud Breitkopf. et Soc. 1792. 527 Seiten. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Herr Teucher, welcher uns alle Messen zwey bis drey Abdrücke griechischer Schriftsteller mit und ohne Noten liefert, übergiebt hier dem philologischen Publikum auch einen Abdruck von des Eustathius (nach einigen Handschriften richtiger Eumathius) bekanntem Liebesroman nach der Ausgabe des Gilbert Gaulmin, Paris 1618. 8. Dem Griechischen stehet Gaulmins elegante und freye lateinische Uebersetzung zur

Seite;

eite; Gaulmins Noten aber sind nicht mitgetheilt, wovon
r den Grund nicht absehen, da doch dadurch Gaulmins
sgabe den Philologen entbehrlich gemacht würde. Der
druck empfiehlt sich durch Nettigkeit, gute Lettern und gutes
apier. Aber der Verfasser dieser Liebesgeschichte ist keines-
ges mit dem Eustathius, dem bekannten Commentator Ho-
rs und des Erdbeschreibers Dionysius zu verwechseln, wie
. Teucher in der Vorrede einigen Litteratoren zufolge zu
n scheint, da gelehrtere Philologen längst wahrscheinlicher
macht haben, daß jener ein Aegyptier aus einem ungewissen
italter war. Hr. Teucher verspricht, wenn diese Ausgabe
Beyfall der Kenner finden sollte, auch noch die übrigen
otischen Schriftsteller der Griechen, den Achilles Tatius,
nophon Ephesius, Heliodor, Longus u. a. zu liefern. Aller-
gs fehlt es uns noch an einer Collection dieser Romandichter,
lche gleichwohl sehr zu wünschen ist. Denn ungeachtet sie
zum Theil nicht durch diejenigen Eigenschaften empfehlen,
lche den Roman zu einem Werke der schönen Kunst erheben,
enn blos die spätern derselben sind noch vorhanden); un-
chtet sie bey weitem nicht die Feinheiten und den Witz eini-
: Neuern in Darstellung der angenehmen Scenen und Ge-
mnisse der Cyprischen Göttin besitzen, sondern oft ins
chmutzige herabsinken (wir nehmen jedoch einige, z. B. den
liodor aus, dessen Fabel daher auch Racine zum Subjekte
es ersten tragischen Versuchs machen konnte); ungeachtet
in ihnen Spuren vom Geschmack der Sophisten, Künste-
en im Ausdruck, gehäufter Schmuck und Bilder, gesuchte
tithesen u. s. w. finden (wir nehmen etwa den Xenophon
hesius aus), sie sich auch einander blindlings ausgeschrieben
ben: so würde doch eine vollständige Ausgabe derselben eben
shalb, wir meinen, in Rücksicht auf Geschichte der Sprache
d des Geschmacks, und wegen der mannichfachen Kenntnisse
s Alterthums, die aus ihnen, z. B. aus Heliodor, zu schöpfen
d, ein wichtiges Geschenk für die Litteratur seyn. Nur
ßte eine solche Collection von einem Manne unternommen
rden, der die erforderlichen Sprach- und Sachkenntnisse
t hinzubringt. Hohe Anforderungen sind hier auch gar nicht
gerecht, da wir bereits hierzu gute Vorarbeiten an der Aus-
be des Longus von Moll und Villoison, des Chariton von
Orville und des Achilles Tatius von Boden besitzen.

VI.

Arzney-

Arzneygelahrheit.

D. F. G. Danz, ausserordentl. Professor der Arzn. zu Gießen, Grundriß der Zergliederungskunde des ungebohrnen Kindes in den verschiedenen Zeiten der Schwangerschaft. Mit Anmerkungen begleitet vom Herrn Hofrath Sömmering in Mainz. Erstes Bändchen. Frankfurt und Leipzig, bey Krüger, 1792. 242 S. in 8. 16 gr.

Die Veränderungen, welche man nach einem fruchtbaren Beyschlafe bey der Mutter bemerkt, wenn und wie man die menschliche Frucht mit allen ihren Theilen zuerst entdeckte, wie diese Frucht zunehme, sich ihre Theile mehr und mehr ausbilden, und wie sie sich in den verschiedenen Zeiten der Schwangerschaft von einem schon zur Welt gebohrnen Kinde unterscheide; alles dieses — so viel dem menschlichen Auge davon bis jetzt bemerkbar war — hat der Verf. mit großer Gelehrsamkeit aus den alten und neuern Schriftstellern sehr fleißig zusammengezogen, das Wahre von dem Falschen gesichtet, und hier mit Ordnung und bestimmter Deutlichkeit vorgetragen. Die Quellen, aus welchen der Verf. die angeführten Bemerkungen schöpfte, sind allenthalben sehr genau angezeigt; und die wenigen vom Hrn. Sömmering beygefügten Anmerkungen enthalten theils Bestätigungen, theils Einschränkungen der Aussagen des Verfassers. — Der großen Genauigkeit und der glücklichen Auswahl ohngeachtet, mit welchen dieses Buch bearbeitet ist, haben ein Paar kleine Unrichtigkeiten sich dennoch mit eingeschlichen, auf welche wir den Verf. aufmerksam zu machen uns schuldig glauben. S. 131 sagt er nämlich: „Ein siebenmonatliches Kind kann, ausser wenigen Stunden, gar nicht ausserhalb der Gebärmutter leben, und die aus dem achten Monate bleiben selten leben, sondern sterben am 1-2ten oder 3ten Tage" (??) — Auch wünschten wir, daß der Verf. §. 39. 40. die Ausbildung der äussern Brusthöhle mit noch mehrerer Genauigkeit und Sorgfalt möchte angegeben haben, indem wir — was Rec. an ein Paar Stücken seiner kleinen Sammlung von Embryonen bemerkt hat, — hier nicht angegeben finden, daß die Brusthöhle in den ersten Monaten noch offen stehe. Der Verf. kann diese kleinen Flecken

bey

einer wiederholten Durchsicht seiner Arbeit leicht verwischen,
wird uns, hoffen wir, die Gewährung unserer gerechten
tte nicht versagen, daß er dieses dem Anatomen, Physio-
gen, Geburtshelfer und gerichtlichen Arzte so wichtige Werk
gleichem Fleiße und gleicher Vollständigkeit fortsetzen, und
nächstens, seinem Versprechen gemäß, mit der Muskel-
gewelde-Gefäß- und Nervenlehre des neugebohrnen Kin-
erfreuen möge.

J. C. Starks, S. Weimar. Hofraths, Leibarz-
tes, Professors und Aufsehers des klinischen Insti-
tuts zu Jena, Archiv für die Geburtshülfe, Frauen-
zimmer- und neugebohrner Kinder Krankheiten.
Vierten Bandes erstes und zweytes Stück. Mit
zwey Kupfern. Jena, bey Cunos Erben, 1792.
400 Seiten. 8. 1 Rh.

Fortgesetzte Bemerkungen über den auf dem Muttermunde
sitzenden Mutterkuchen, von D. Meliesch; — ein prak-
nützlicher Aufsatz, in welchem der Verf. die richtige Be-
dlungsart dieser gefahrdrohenden Geburtsfaue sehr schön
einandersetzt, und viele artige Reflectionen über die bey
en Fällen oft vorkommende Nebenumstände eingestreut hat.
Authentische Geschichtserzählung einer mittelst eines Brod-
ssers vorgenommenen Embryulcie, von D. Hinze zu Cal-
de. — Da die Hebamme eine seit 16 Stunden in Kin-
nöthen sich befindende Ehefrau nicht entbinden konnte, und
Geburtshelfer zu haben war: so legte der Ehemann (ein
hulmeister) selber Hand ans Werk, schnitt den vorgefallenen
m mit seinem Messer ab, worauf er auch einen Fuß des
ides in der Mutterscheide entdeckte, welchen er herauszog,
ihn gleichfalls abzulösen; wie er aber merkte, daß auf ein
nächstes Anziehen an denselben der ganze Kindeskörper
lte, ließ er es beym Anziehen bewenden, und war so glück-
, seine Frau von diesem Kinde zu entbinden und dem Tode
entreissen, welchem sie schon nahe war. — 3) Ueber die
fahr, welche ein zu weites Becken bey der Geburt erregen
n, von Demselben. — 4) Geburtsfall, in welchem die
äfte der Natur durch Selbstwendung eine widernatürliche
burt endigten, von Bernstein, Herzogl. Weimar. Kammer-
diener

diener und Wundarzt. — Ein Arm des Kindes war vorgefallen, die Hebamme vermochte, theils durch oft versuchtes Zurückschieben, theils durch heftiges Anziehen dieses Theils, die Geburt nicht zu beendigen, sie rief also den Verf. zu, um den heraushängenden Theil abzulösen, da er dieses nicht thun wollte, verließ er die Kreißende (!); die Hebamme setzte daher ihr Manövre fort, und ließ die Frau tüchtig mit arbeiten, worauf die Füße (vermuthlich waren sie schon gleich mit dem Arm in den Muttermund eingetreten,) sich in der Mutterscheide zeigten, und die Geburt auf diesem Wege leicht geendigt wurde. — 5) Ueber die Belebung der schwachen und scheinbar todtgebohrnen Kinder, von D. Lössler, Kaiserl. Russ. Gouvernementsarzt. — 6) Beobachtung einer durch Onanie entstandenen Nervenkrankheit. — 7) Beschreibung einer traubenförmigen Mola (es waren traubenförmig zusammengewachsene Hydatiten); beyde Beobachtungen von D. Wegelin in St. Gallen, welche sich weder durch ihre Seltenheit, noch durch den Scharfsinn, den der Verf. bey der Beurtheilung und Beschreibung derselben bewiesen hat, vortheilhaft auszeichnen. Den ersten Fall hat Hr. W. sehr undeutsch überschrieben: nämlich „Beobachtung einer Nervenkrankheit, nebst Heilung von Entstehung der Selbstbefleckung, bey einem Mädchen von 23 Jahren" (!) — 8) Krankengeschichte und Sectionsbericht zweyer in der Charité zu Berlin 1790 beobachteter Fälle, von einem anonymen Verfasser. Der erste Fall betrifft eine conceptio extrauterina, welche nach dem plötzlich erfolgten Tode erst erkannt wurde; der zweyte eine retroflexio uteri, welche gleichfalls nicht mit gehöriger Sorgfalt behandelt, sondern verkannt wurde, und zwey Monate nach ihrer Entstehung tödtlich ablief. — Bücheranzeigen, Auszüge aus Briefen und kleine Nachrichten machen den Beschluß dieses Stücks.

Das zweyte Stück enthält: 1) die Fortsetzung einer Zeichenlehre für Geburtshelfer, von Hrn. Hagen in Berlin. — 2) Krankengeschichte und Sectionsbericht einer vermeinten Lungensucht, von D. Hirt in Zittau. — 3) Geschichte einer Umkehrung der Gebärmutter, von D. Detharding in Rostock. 4) Geschichte einer Enthirnung, während welcher die Gebärmutter zerriß, und die Gebährende plötzlich verschied, nebst ein Paar andern Geburtsgeschichten vom Hofrath Mezler in Sigmaringen. — 5) Tabellarische Verzeichnisse der Getauften,

etrauten, Zwillingen und der verstorbenen Wöchnerinnen
n 1788 und der Gestorbenen von 1751 bis 1788, aus den
irchenbüchern des Calvördischen Physikatdistrikts ausgezogen,
n D. Hinze in Calvörde. — 6) Beobachtung zweyer mit
nvulsionen begleiteter Geburtsfälle, von D. Detharding
Rostock; — eine dieser Entbundenen starb an den Folgen
: Convulsionen, die andre aber wurde, so wie beyde Kinder,
im Leben erhalten. — 7) Beschreibung eines neuen In-
uments zur Unterbindung der Polypen in der Gebärmutter,
n D. Löffler in Polosko. — Das Beschriebene und auf
: beygelegten Kupfertafel abgebildete Werkzeug ist einfach,
d scheint seinen Endzweck gut erfüllen zu können. — 8) Be-
rkungen über die Lösung und Nichtlösung der Nachgeburt,
i Demselben. — Diese Bemerkungen sind wahrlich nicht
reichend, die Meinung des Verf. zu beweisen, daß nämlich
rathsamer sey, die Lösung der Nachgeburt in schweren Fällen
Natur zu überlassen, als dieselbe mit einiger Gewalt künst-
loszuschälen. — 9) Zwey Fälle eines Wochenfiebers,
i demselben Verfasser. — Die Fieber waren gastrisch, und
rden durch wiederholte Brechmittel leicht geheilt. — 10)
burtsgeschichte, bey welcher die Nabelschnur zweymal um
Hals des Kindes geschlungen war, und gleich nach der
tbindung des Kopfs durchschnitten und gelöst wurde, von
ndemselben. 11) Zwey Geburtsfälle, in welchen die Na-
chnur neben dem eintretenden Kopf vorgefallen war, von
nselben. — Mittelst eines einer kleinen Hand großen
icks Schwamms, welches der Verf. mit dem Nabelstrange
die Gebärmutter hinaufschob, wurde dieser zurückgehalten,
die Geburt auf dem natürlichen Wege glücklich beendigt. —
Hebammenordnung in Rußland von 1789; und 13) einige
ehrt behandelte Geburtsfälle, welche die Unwissenheit der
ammen in Polosko bezeichnen, von D. Löffler. — Hierauf
n Recensionen, Auszüge aus Briefen und kleine Nach-
en, welche auch dieses Stück des mit Beyfall aufgenom-
n Archivs beschließen.

D. h.

epte und Curarten, mit theoretisch-praktischen
nmerkungen, von D. E. A. Nicolai — Vier-
r Band. Zweyte verbesserte und vielvermehrte

Ausgabe. Jena, im Verlag der Crökerischen Buchhandlung, 1792. 567 S. 8. 1 Rt.

Der Werth und die Einrichtung dieser Compilation ist bekannt, dieser Band enthält die Fortsetzung des vierten Abschnitts von den Tränkchen und Mixturen, Julepen, Emulsionen und Tropfen. S. 349. Den fünften Abschnitt von Bädern, kalten, warmen und laulichen, Dampf- Schierlings- Eisen- Fuß- und andern Bädern, Seite 350 — 408 und den sechsten Abschn. von Einspritzungen, Gurgelwassern und Klystiren, S. 409 — 567. Für Ärzte kleiner Städte und Flecken, wo der Arzt seines Lebens Nothdürftigkeiten nicht erwerben, wo ihm also niemand zumuthen kann, sich viele Bücher anzukaufen, möchte eine solche Schrift allerdings nützlich seyn, aber daß die vor uns liegende durch überflüssige und fast gesuchte Weitläuftigkeit so vertheuert wird, erschwert ihr auch diesen wahren Nutzen; indessen beweißt die zweyte Auflage doch den guten Abgang derselben, und den mag sie als eine Krücke der Ignoranz und Faulheit auch haben.

Ia.

Naturlehre und Naturgeschichte.

John Latham's allgemeine Uebersicht der Vögel, mit 20 gemahlten Kupfern, aus dem Englischen übersetzt. Erster Band. Nürnberg, bey Weigel und Schneider. 1792. gr. 8. 346 Seiten. 1 Rt.

Latham's Werke sind bisher in der Ornithologie als sehr wichtig und lehrreich angesehen, und es ist der Naturgeschichte daran gelegen, daß sie uns wohlfeiler, und doch von gleicher Güte, in die Hände geliefert werden.

Das Original bestehet aus fünf Bänden, wovon dieses der erste Theil des ersten Bandes ist. Wo wir nicht irren, hat der Hr. Bergrath Bechstein auch bereits eine Uebersetzung dieses Werks angekündiget.

Der Uebersetzer hat sich nicht genennt; ob wir aber gleich das Original zur Vergleichung nicht bey der Hand haben; so scheint

scint er doch beyden Sprachen gewachsen, und mit der Naturgeschichte der Vögel selbst nicht unbekannt zu seyn, welches letztere eine unentbehrliche Eigenschaft eines guten Uebersetzers einer Naturschrift ist.

Nach seiner Versicherung in der Vorrede hat er aus guten Gründen in dem Texte des Originals nichts abzuändern für gut befunden, wozu auch kein Uebersetzer berechtiget ist. Dieß nicht allein; sondern er hat wirklich seiner Uebersetzung eine größere Vollkommenheit gegeben, als sie das Original haben konnte.

1) Hat er die Zusätze aus dem Supplementsbande an ihrem Orte eingeschaltet;

2) Die Linnéischen Namen durchaus nach der neuen, oder 13ten Gmelinschen Ausgabe des Linnéischen Natursystems angeführt, und da, wo sie Latham noch nicht haben konnte, beygefügt.

Nur bey den, im Supplement erst bekannt gewordnen Vögeln konnte es entweder gar nicht, oder doch selten geschehen, weil es dem Herrn Hofrath Gmelin selbst noch nicht zu Gesicht gekommen war.

Die deutsche Nomenclatur ist bald nach dem Englischen selbst modifizirt, bald aus Müllers L. Natursystem, bald aus Oehme's Uebersetzung der Büffonschen Naturgeschichte der Vögel entlehnt. Bey den deutschen Vögeln sind immer zwey bis drey der bekanntesten und gebräuchlichsten Benennungen angegeben.

Wir billigen es sehr, daß der Ueb. durchgehends Genus durch Gattung, und Species durch Art gegeben hat, weil es gar zu leicht ist, bey dem Worte Geschlecht in Mißverständnisse zu fallen.

Format, Papier und Druck sind trefflich, auch die illuminirten Kupfertafeln, welche meist lauter Ausländer enthalten, sind zum Theil sehr schön und fein gearbeitet; wir können aber nicht beurtheilen, ob sie nicht das Original, wie zu vermuthen, an Feinheit übertreffe.

Nun etwas vom Originale, so viel der Raum verstattet. Die Vorzüge des Werks bestehen hauptsächlich in der grössten Vollständigkeit: ferner in der getreuen, grössentheils nach der Natur copirten Beschreibung jedes einzelnen Vogels; ferner in den hin und wieder eingestreuten schätzbaren Bemerkungen, welche die Naturgeschichte und Lebensart derselben betreffen; endlich, daß der V. bey längst bekannten Vögeln noch manches Neue sagt.

Und wenn der V. auch zuweilen seine eigene Meynungen verträgt, wozu jeder Schriftsteller im naturhistorischen Fache ein Recht hat, so hat er solche doch immer mit triftigen Gründen unterstützt.

In diesem Bande sind folgende 13 Gattungen mit ihren Arten enthalten:

1) Der Geyer mit 23 Arten.
2) Falken mit 118 Arten.
3) Eulen mit 43 Arten.
4) Würger mit 55 Arten.
5) Papogoys mit 147 Arten.
6) Pfefferfraß mit 16 Arten.
7) Großkopf, eine Art.
8) Hornvögel mit 16 Arten.
9) Ochsenhacker, eine Art.
10) Madenfreßer mit 3 Arten.
11) Bartvögel, eine Art.
12) Krähen mit 45 Arten.
13) Racken mit 21 Arten.

Die Haupteintheilung des V. ist die natürlichste: Land- und Wasservögel. Uebrigens folgt er den Linneischen Ordnungen, nur in wenigen Fällen ausgenommen. Eigentlich besteht das Ganze aus drey Theilen. Der erste enthält die Linneischen Ordnungen. Accipitres und Picas; der zweyte Passeres und Gallinas, der dritte Grallas und Anseres. Auch versichert der V., daß hier die Anzahl der im Systema Naturae beschriebenen Vögel fast um den vierten Theil vermehrt sey. Insonderheit hat er Gelegenheit gehabt, die vielen seltenen, neuen, neuseeländischen Stücke des Ritter Bank's in Augenschein zu nehmen, wovon Tab. XI. der Cakatoo ein Beyspiel ist.

Bey der ersten Ordnung: Raubvögel und Falken waren wir besonders aufmerksam, weil bekanntermaßen unter den Linneischen Falken noch eine große Verwirrung herrscht.

Bey den Geyern, als der ersten Gattung, sagt der Vf. mit Grunde, daß Linne durch den Schnabel solche habe karakterisiren wollen. Es sey dies aber nicht hinreichend, weil bey einigen aus der Falkengattung derselbe an der Wurzel ebenfalls grade; und selbst bey den mehresten die Spitze noch gekrümmter und schärfer sey, als bey den Geyern. Treffen-

der

-s sey die kahle Kopfstelle, und bey einigen das Kahle
m ganzen Kopfe und Halse, nebst der Lebensart dieser Vö-
l; bey dem allen aber auch dies noch nicht so deutlich, als
wünschen wäre.

Von den Falken heißt es: diese Gattung sey bey dem
sten Anblick untrüglich zu erkennen. Ihr Hauptkarakter sey
r Schnabel und die Klauen, welche beyde stark gekrümmt
d geschärft sind. Ihre Lieblingsneigung, ihre Beute
bst zu tödten, und frisch zu verzehren.

Bey den Eulen fügt er ausser den gewöhnlichen Merk-
len noch dieses hinzu, daß der äußere Rand einer oder meh-
er der äussern Schwungfedern, bey allen ihm zu Gesicht
ommenen Individuen, sägeförmig eingeschnitten sey; auch
merkt er, daß die Eulen bey stockfinstrer Nacht gar nicht,
Tage aber auch sehr gut sehen können, und das Sehen auf-
Tags erstrecke sich nur auf eine Stunde Abends und
orgens.

Es ist falsch, daß die Raubvögel nicht saufen sollten.
iffon hat schon ein gegenseitiges Beyspiel angeführt, und
V. an seinem Aasgeyer bemerkt, daß er den Schnabel
Wasser gesteckt, das Maul gefüllt, und den Kopf zum Her-
terschlucken in die Höhe gehalten habe.

Rec. hat sich gefreuet, daß der Verf. bey der Schleyer-
le, Strix *flammea*, den Umstand nicht übersehen hat, daß
Rand der mittlern längern Klaue segenförmig sey, wel-
s Herr D. Kühn als eine große eigene Entdeckung von dem
primulgus rühmte, da solches doch schon längst vom Lin-
in der Fn. S. von Halle, Klein, und andern be-
kt war.

Die Würger, Lanio, will er lieber zu den Spechtar-
en Vögeln rechnen, weil das bloße Fleischfreßen kein aus-
eßender Charakter der Raubvögel sey. Denn er habe eine
lster einer Droßel nachjagen, fangen und sie verzehren ge-
n.

Von der Saatkrähe, Corvus frugilegus, versichert der
daß sie ausser den Insekten auch von allen Arten von
rnern lebe, wogegen wir noch viele Zweifel haben. Ein
iches von der Nebelkrähe.

Die Beschreibung des zweifelhaften Corvus *Eremita* L.
uns kein Genüge gethan, und scheint eine Verwechselung
der schweizerischen Steinkrähe zu seyn, wie auch der Ue-
etzer bemerkt hat.

Bey manchen deutschen Vögeln ist die Naturgeschichte sehr dürftig, und es scheinen daher dem V. eigene Erfahrungen zu mangeln. Das meiste hierbey ist aus andern zusammengetragen.

Dieser kleinen Mängel ungeachtet bleibt das Lathamsche Werk jedem Ornithologen unentbehrlich, und jeder derselben wird die baldigste Fortsetzung wünschen.

Rh.

Das Barometer und die muthmaßliche Ursache der Phänomene desselben. Von Professor Joseph Hamilton. Erfurt, 1792. bey Görling. in 4. 32 S. 3 gr.

In dieser Abhandlung zeigt der Verf. durch eine kurze Berechnung, daß der abwechselnde Stand des Barometers nicht durch die Attraction der Sonne und des Mondes bewirkt werde, und nicht periodisch wie Ebbe und Fluth sey; sondern durch Veränderungen veranlaßet werde, welche aufsteigende Dünste, Wärme und Kälte in der Atmosphäre hervorbrächten. Neues lernt man aus der Abhandlung nicht, da der Gegenstand gar unvollständig behandelt worden.

Fe.

White's Beyträge zur Naturgeschichte von England, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. A. A. Meyer. Bey Rottmann, 1792. kl. 8. 11 Bogen. 12 gr.

Zwar enthält White's natural history of Selburne, welche schon 1789 zu London herauskam, hier und da eine gute nicht ganz bekannte Bemerkung, aber bey weitem der größere Theil des Innhalts sind alltägliche Dinge, die man in unsern deutschen Schriften schon längst und oft zu lesen bekommen hat; wir billigen daher sehr, daß der Uebersetzer statt einer wörtlichen Uebersetzung einen Auszug geliefert hat, und wir sind vielmehr des Glaubens, daß er ihn, ohne seinen Landsleuten eine wichtige neue Wahrheit vorzuenthalten, noch mehr hätte ins Kurze ziehen können. Das Ganze ist in zehen Briefen abgefaßt.

efaßt. Im ersten Briefe von dem Boden um Selborne und en Fossilien, die er in sich hat, den größern Thieren, die er rnährt, (die Höhlen, welche sich das Kaninchen gräbt, würen wir doch nicht Minen nennen.) Der zweyte Brief von en Schwalben und andern Vögeln und den Fischen dieser Gend, auch der Wasserratze und Fledermaus; der Vogel, der e Fliegen fängt, ohne die Erde zu berühren, ist sicherlich die Linneische Chrisola. Der dritte Brief von einigen andern Vögeln und Mäusearten; die von dem V. erwähnte Mäuset weicht doch von Pallas Mus arealis durch das weit geringere Gewicht ab, das nach dem Verf. nicht den dritten Theil nes Loths erreicht. Der fünfte Brief noch von einigen anern Vögeln; zuletzt ein Verzeichniß der Sommerzugvögel. er sechste Brief von Amphibien und noch einigen Vögeln. m siebenten Briefe die Zergliederung einer Rehkuh, vom gel, noch etwas von Vögeln. Der siebente Brief noch etwas n Vögeln und eine Uebersicht der Singvögel in der Ordnung, ie sie sich zeigen. Im achten Briefe kurze Bemerkungen er einzelne Vögel; von einer Landschildkröte. Der neunte rief stellt Beyspiele von Vaterliebe in der thierischen Schöung auf; von weissen Eulen. Der zehnte Brief von den glischen Schwalben. Auch der eilfte Brief setzt diese Beichtungen fort. Zuletzt ein Verzeichniß von 24 Namen von flanzen, die bey Selborne wachsen. Der zwölfte Brief über Art, wie sich die Vögel, vornehmlich im Fluge halten, und er ihre Stimme; über die Grillen. Der dreyzehnte Brief ch über einige Vögel, über Schildläuse, Goldkarpfen. Der rzehnte von chinesischen Hunden.

Eg.

Protestantische Gottesgelahrheit.

er Katholizismus und der Protestantismus in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet. Von Johannes Kern, Prediger am Münster und Prof. am Gymnas. in Ulm. Sine ira et studio. Ulm, 1792. in der Wohlerschen Buchhandlung. 202 S. in 8. 10 gr.

Wenn deutliche Entwickelung, lichtvolle Darstellung und Unpartheylichkeit lobenswürdige Eigenschaften eines Buches sind: so können wir dieses mit Recht allen solchen Lesern empfehlen, welche sich in den Stand gesetzt wünschen, den seit etlichen Jahren aufs neue nicht ohne merkwürdige Veranlassungen in Anregung gebrachten Streitpunkt richtig zu beurtheilen. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir dem V. das Zeugniß geben, daß dieser äusserst wichtige Gegenstand wohl selten, vielleicht niemals, mit so vieler Ruhe untersucht und mit so vieler Unpartheylichkeit entschieden worden ist. Jeder, dem daran gelegen ist, in dieser Sache klar zu sehen, er sey von welcher Parthey er wolle, nehme dieses Buch in Augenblicken stiller Ueberlegung und partheyloser Menschenliebe in die Hand, und sicher wird das zusammenhängende Raisonnement und das unbestochene Urtheil des Verf. zu einer richtigen dem Verstande einleuchtenden und dem Herzen wohlthuenden Ueberzeugung leiten. Möchten doch von jeher in allen Kontroversschriften die Gründe so einleuchtend, und der Vortrag durch Menschenliebe so gemildert gewesen seyn! Doch nicht nur Unbefangenheit und Richtigkeit des Urtheils haben den V. qualifizirt, ein solches Buch zu schreiben, sondern auch die genaue Bekanntschaft mit den Schriften der andern Parthey, welche man bald gewahr wird, wenn er gleich nicht viel citirt.

Der V. hat in gedrungener Kürze seinen Gegenstand sehr gründlich und fruchtbar behandelt. Man muß hier aber nicht die theologischen Systeme der beyden Kirchengesellschaften suchen, wozu, wie der Verf. mit Grund sagt, ein großes Werk erfordert würde, das der Absicht des Verf. nicht entspräche, denn es würde den Zweck nicht leisten, daß es so allgemein gelesen werden und so ausgebreiteten Nutzen schaffen könnte. Aber der Geist, der unterscheidende Charakter beyder Kirchen, ist ganz genau angegeben, deutlich ausgeführt und überzeugend bewiesen. Nämlich vom Katholicismus, daß er zwar die heilige Schrift als das Principium der Religion, aber schlechterdings nur nach der Auslegung der unfehlbaren Kirche, festsetze, alle eigene Prüfung als verdammlich verbiete, blinden Glauben und unbedingten Gehorsam gegen die Aussprüche der Kirche, welche allein in ihren Repräsentanten, der hohen Geistlichkeit, nach der Tradition die Schrift richtig auslegen könne, anbefehle, und diese Behauptungen

so

weit ausdehne, daß die geringste Abweichung davon ganz unfehlbar mit dem Verlust der ewigen Seligkeit verknüpft sey, aus welchem Grunde die Kirche von Gott die Gewalt und Pflicht hätte, die Menschen um ihres Seelenheils willen zur Annahme dieses Glaubens zu zwingen. Nachdem der Verf. die eigentlichen unterscheidenden und wesentlichen Grundsätze des Katholicismus angeführt, so giebt er die nähere Bestimmung der kirchlichen Infallibilität an, und zählt die Beweise auf, welche aus der Schrift dafür geführt werden, untersucht ferner das Subjekt und Objekt und die Wirkungsart der Infallibilität. Er will aber dem Leser in seinem Urtheile nicht vorgreifen, sondern er bemühet sich, ihm die Data zu einer gründlichen Prüfung des Katholicismus deutlich vorzulegen, das Hauptmoment, worauf dabey Rücksicht genommen werden muß, und den richtigen Gesichtspunkt zur Beurtheilung der Beweise anzugeben, damit er sich nun selber im Stande befinde, den Ausspruch zu thun.

Eben so verfährt er auch bey der Bestimmung des Geistes und Charakters des Protestantismus. In bündiger Kürze zeigt er vorläufig, daß sich die eine Hauptparthey der protestantischen Kirche, welche den Grundsatz hat, daß die durch Luthern angefangene Reformation in allen wesentlichen Glaubenspunkten als gänzlich vollendet anzusehen, und jede Abweichung vom kirchlichen System unzuläßig sey, im Streit mit den Katholiken über das Principium des Protestantismus grossen Schwierigkeiten aussetze, hauptsächlich dem Einwurf, daß der protestantische Glaubensdespotismus härter und unerträglicher sey, als der katholische. Weil jener kein solches Principium der Untrüglichkeit hätte, wie dieser, und daß ihre vorgegebene Glaubensfreyheit blos in Worten bestehe, und im Grunde doch auf Anhänglichkeit an menschliche Autorität beruhe. Die neuere, eigentlich älteste, Parthey in der protestantischen Kirche hat solche Einwürfe nicht zu besorgen, weil sie allen Lehr- und Glaubensdespotismus verabscheut, und die durch Luthern angefangene Reformation als die erste Stufe zu einer fortdaurenden Reformation ansieht. Da dies auch die Meynungen und Grundsätze der ersten Reformatoren waren, so ist klar, daß der Geist des Protestantismus darinn besteht, daß sich seine wahren Anhänger der errungenen Freyheit dazu bedienen, daß sie in allen Religionsangelegenheiten ungestöhrt ihrem eigenen Gewissen fol-

gen, die heilige Schrift nach der Vernunft, Kritik, Geschichte, Alterthums- und Sprachkunde, ohne Rücksicht auf irgend eine menschliche Autorität, erklären; und sich den Glauben selbst, aus der heiligen Schrift, als der einzigen ungetrübten Quelle aller christlichen Erkenntnisse, schöpfen. Dagegen vereinigen sich nun die katholischen Theologen mit der ältern herrschenden Parthie gegen die neuere, um ihre Grundsätze verdächtig zu machen, sie des Deismus und Naturalismus zu beschuldigen. „Und wenn die Regenten," sagt der Verf. „sich bewegen lassen würden, diesen Eiferern ihre Ar„meen zu leihen, so würde es der neuern Parthie so wenig als „den ersten Christen und den Reformatoren des 16 Jahrhun„derts an Gelegenheit mangeln, ihren Glauben mit ihrem „Blute zu versiegeln." Indessen vereinigen sich doch beyde protestantische Parthien darinn, daß sie den katholischen Glaubensdespotismus verwerfen, und die richtig und frey erklärte h. Schrift als das einzige Glaubenstribunal erkennen. Der Unterschied besteht blos darinn, daß die eine Parthie behauptet: Luther und seine Gehülfen hätten zur richtigen Auslegung der Schrift und Festsetzung der Glaubenslehren bereits alles geleistet und vollendet, die andere aber diese Behauptung bestreitet. „Luther und seine Gehülfen," sagen sie, „haben „die Freyheit errungen, das kirchliche System zu reinigen, und „zum Theil auch diese rühmliche Arbeit wirklich angefangen, „und ihren Nachkommen die Resultate ihrer Bemühungen in „den symbolischen Büchern aufbehalten, aber mit dem Wachs„thume menschlicher Kenntnisse überhaupt wird es täglich „mehr klar, daß sie ihren Nachkommen noch genug Arbeit in „Reinigung und Feststellung dieses Systems hinterlassen ha„ben. Und so wie sich Luther und seine Gehülfen ihrer so „theuer errungenen Freyheit bedient haben: so haben sie ih„ren Nachkommen das Recht hinterlassen, in ihre Fußtapfen „zu treten, und auf der einmal angetretenen Bahn immer „fortzuwandeln."

Aus der ganzen Untersuchung folgt endlich das Resultat: daß eine vernünftige Freyheit bey Auslegung der heil. Schrift, diese Auslegung mag nun vollendet seyn, oder noch immer fortdaurende Bemühungen bedürfen, das unterscheidende Merkmal des Protestantismus sey.

Diese

Diese Behauptung führt der Verf. nun auch historisch aus, wo er Luthers und der ältesten protestantischen Schriftsteller eigene Aussagen und Zeugnisse, die Widersprüche der evangelischen Stände gegen den Speyerschen Reichstagsabschied; und ihre einhellige fortdauernde Behauptungen ihrer Rechte im Passauischen Vertrage, im Augsburgischen Religionsfrieden, auf dem Reichstage zu Augsburg und insbesondere die ihnen dieserhalb im Westphälischen Frieden feyerlich ertheilte Zusicherung anführt, daß die Protestanten die Befugniß haben sollen, in Religionsangelegenheiten ihres Landes das zu verfügen, was dem Gewissen, der freyen Einsicht, und der Ueberzeugung eines jeden Theils gemäß sey, und künftig zur Wohlfahrt der Länder und Unterthanen für nützlich erachtet werden würde, ohne an irgend eine menschliche Autorität, selbst nicht an ihre Bekenntnißbücher, so sie vor oder nach dem Religionsfrieden dafür angenommen haben, oder noch künftig annehmen werden, gebunden zu seyn. Diese deutliche Bestimmung der Rechte der Protestanten im Westphäl. Frieden veranlaßt dem Verf., den Prof. Rönnberg wegen seiner ganz entgegengesetzten durchaus unprotestantischen Behauptungen verdiente Vorwürfe zu machen. S. 101. In einer natürlichen Folge mußte der Verf. nun auch auf die symbolischen Bücher kommen. Seine historischen Bemerkungen darüber findet man S. 104. ff. Woraus angeführt zu werden verdient, daß der fromme Spener den Theologen seiner Zeit, wegen übertriebener Verehrung dieser Bekenntnißschriften, eine Symbololatrie vorgeworfen hat.

Hierauf nun zeigt der Verf. ferner die vollkommene Uebereinstimmung des Protestantismus mit der Vernunft und Offenbarung, und daß durch denselben, weil er die Religion zu einer Angelegenheit des Verstandes und Herzens macht, nothwendig die Aufklärung des Verstandes und die Veredlung des Herzens befördert werden müsse. Wo er Gelegenheit nimmt, die sonderbaren Aeusserungen des Herrn Hofr. Schmidt in der Geschichte der Deutschen zu prüfen und zu widerlegen.

Nachdem also der Verf. durch die vorhergehende Untersuchungen die Materien zu einer Vergleichung des Katholicismus und Protestantismus vorbereitet hatte, so stellt er diese Vergleichung an, woraus sich ergiebt, daß die beyderseitigen Systeme zwar in Rücksicht auf ihrem Zweck Aehnlichkeit haben,

aber desto mehr von einander abweichen in Rücksicht auf die Mittel und deren Anwendung. Welche Untersuchung nachgelesen zu werden verdient. S. 152 ff.

Dann folgt noch ein fruchtbares Kapitel über die neuern Reformationsanstalten in der katholischen Kirche, woraus erhellet, daß alle Reformationsversuche vom Iustus Febronius an bis auf den heutigen Tag doch noch immer die Untrüglichkeit der heiligen Kirche zum Grunde legen, folglich den Glaubensdespotismus gar nicht erschüttern, vielmehr befestigen; sondern nur die Kirchendisciplin und das Temporale betreffen. Wobey auch merkwürdig ist, daß von der Kirche selbst noch gar keine Reformationsversuche gemacht worden, sondern nur von weltlichen Regenten, welche in der Kirche fortdauernde Widersprüche erfahren haben, wodurch sich also die Kirche ihre Untrüglichkeit und ihr Entscheidungsrecht vorbehalten hat. Diese Sorgfalt der Kirche hat sich insbesondere bey den Reformationsversuchen durch Joseph II. auf mancherley Art bewiesen. Selbst aus den neuesten Bewegungen der deutschen Erzbischöfe gehet nur so viel hervor, „daß im glücklichsten „Fall, der sich aber bey den gegenwärtigen Umständen gar „nicht einmal vermuthen lasse, dadurch allenfalls das Verhält„niß der deutschen Kirche gegen den Pabst, aber nicht das „Verhältniß des Katholicismus gegen den Protestantismus „geändert würde." Mit Recht zieht der Verf. aus dieser deutlichen und gründlichen Untersuchung den Schluß: „Nun „wird es jedem Unpartheyischen leicht seyn, zu beurtheilen, ob „die Scheidewand, die zwischen den Katholiken und Protestan„ten seit den Zeiten der Reformation bestanden hat, durch die „neuern Vorgänge in der katholischen Kirche weggerissen wor„den sey, ob die Katholiken sich den Protestanten wirklich in „irgend einem wesentlichen Punkt genähert haben, und ob eine „Vereinigung beyder Kirchen wohl so nahe und unter den vor„liegenden Umständen für Protestanten eine wünschenswür„dige Sache seyn könnte?" S. 189. „Wenn," sagt der Vf. S. 186. „die Aufklärungsversuche in der katholischen Kirche „in der Folge mehr glücken sollten als bisher, so wird dadurch „doch in dem katholischen System selbst nichts geändert, son„dern nur die Aussenseite des ganzen Gebäudes wird von so „manchem Unrath, der sich durch die Länge der Zeit da einge„fressen hatte, gereiniget; das Ansehen der Kirche selbst wird

da-

dadurch befestiget, und viele Vorwürfe, die man ihr sonst nicht mit Unrecht gemacht hat, fallen von selbst weg."

In dem Kap. über die Bemühungen der römisch=kathol. Kirche, die Protestanten wieder in ihren Schooß zurückzufüh= n, wird überzeugend dargethan, daß sie sich um keinen Schritt ähert, sondern alles von den Protestanten erwartet und for= rt, sie sollen ihre Irrthümer abschwören, und sich dem un= üglichen Ansehen der unfehlbaren Kirche mit zweifellosen eyfall und unbedingter Unterwürfigkeit ergeben. „Dies, gt der V., „ist der einzige Gesichtspunkt, woraus jede Be= mühung der kathol. Kirche zur Wiedervereinigung betrachtet werden muß, und dieser Gesichtspunkt muß wohl jeden bie= dern Protestanten abgeneigt machen, an diesen Unionsversu= chen Antheil zu nehmen. Nicht einmal die Lehre von der Oberherrlichkeit des Pabsts wird nachgelassen, oder nur ge= mildert." S. 192. Wenn es nun aber das Ansehen hat, daß e im Jahr 1781 angekündigte Vereinigungsversuche einer s Katholiken und Protestanten bestehenden Gesellschaft ins stecken gerathen sind, so ist doch zu vermuthen, daß die Pro aganda ihren Zweck immerfort betreibe, und der Verf. ist der Meynung, daß die unter den Protestanten seit einigen Jahren sehr um sich greifende Neigung zum Wunderbaren und zu heimen Künsten und Wissenschaften dem Protestantismus och nachtheiliger seyn dürfte, als alle Unionsversuche.

Lasset uns hoffen, daß die Vorsehung, die in unsern Zei= n schon so manchen im Finstern ausgeheckten Rath der Bos= eit zunichte gemacht hat, auch die tückischen oder aberwitzigen Bemühungen der Geheimnißkrämer vereiteln, und der Wahr= eit immer mehr Nachdruck und Eingang verschaffen werde. Wenigstens hat man bisher schon wahrgenommen, daß durch iesen Kampf des Lichts mit der Finsterniß, der Rechtschaffen= eit mit der Bosheit, manche heilsame Wirkungen hervorge= racht worden sind, wozu auch die angezeigte Schrift gehört, ie unstreitig diese Wirkungen noch mehr verbreiten wird, wo= u sie alle Eigenschaften hat.

Aub.

Anleitungen f"r Unstudirte, die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments mit Nutzen zu le= sen.

sen. Eisenach, bey Wittekind. 1792. 122 Seiten in 8. 6 gr.

Etwas ganz anderes verspricht der Titel, und etwas ganz anderes enthält das Büchlein. Jener verspricht eine Anleitung zum nützlichen Lesen der h. Schrift für Unstudirte; das Büchlein selbst aber enthält eine, meistens dem größten Theile nach, gelehrte historische und kritische Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Testaments; und zwar in folgender Ordnung: I. Haupttheil: Einleitung in die Bücher des neuen Testaments. 1stes Kapitel: von Aechtheit, oder Authenticität der Bücher des N. T.; 2tes Kapitel: Beweis, daß die heiligen Schriften von Gott geoffenbarte Wahrheiten enthalten. 3tes Kapitel, erster Abschnitt, vom Kanon; zweyter Abschnitt, vom göttlichen Ansehen der Bücher, oder der Eingebung. 4tes Kapitel, erster Abschnitt, von der Sprache des N. Testaments; zweyter Abschnitt, von der Schreibart des N. Test. 5tes Kapitel, erster Abschnitt, von den Handschriften; zweyter Abschnitt, von den verschiedenen Lesearten; dritter Abschnitt, von den Ausgaben; vierter Abschnitt, von den Uebersetzungen. II. Haupttheil. Einleitung in die Bücher des Alten Testaments; 1) vom Kanon; 2) von der Unverfälschtheit des Textes; 3) Beweis der Göttlichkeit der Bücher; 4) von Sprache, Eintheilung und Urschriften. — Wir wollen nun zwar nicht leugnen, daß der V. manche gute, ihm sehr zur Ehre gereichende, Kenntnisse und Einsichten in diesen Dingen sich erworben, und geäussert hat, wiewohl es ihm doch auch in mancher Absicht noch an hinlänglicher Bekanntschaft mit den neuern Untersuchungen in diesem Fache zu fehlen scheint, woher es denn kommt, daß Wahres und Falsches, Brauchbares und Unbrauchbares in seiner kleinen Schrift hin und wieder noch sehr gemischt ist. Wie er aber glauben kann, daß dergleichen nur für Gelehrte gehörige, und nur diesen nöthige und nützliche Untersuchungen, z. E. über Homologumena, Antilegomena und Apocrypha, über die Frage, ob das Evangelium Matthäi und der Brief an die Hebräer ursprünglich griechisch oder hebräisch geschrieben war, u. d. mehr, auch für Unstudirte brauchbar seyn, und für diese eine Anleitung zu einem für sie nützlichen Lesen der heil. Schrift abgeben könnten; ist schwer zu begreifen. Besser, und dem Inhalte angemessener, hätte der Verf. seine Schrift etwa so überschreiben können: Kleines nützliches Allerley, oder kurzgefaßte Einleitung in die Bücher

des

des alten und neuen Testaments für Dilettanten der biblischen Kritik und Geschichte. Denn eigentliche Gelehrte wissen das alles schon viel besser, gründlicher und ausführlicher; für Unstudirte aber ist nur das wenigste darin brauchbar. Ueberhaupt scheint der Verfasser, nach dieser Probe zu urtheilen, selbst noch gar nicht recht zu wissen, was für Unstudirte anwendbar und nützlich ist, oder wie und in wiefern die heilige Schrift von ihnen mit Nutzen gelesen, oder für sie angewendet werden könne und müsse; und es ist ihm also sehr zu rathen, daß er gelehrte Theologie von einer populären und practischen Theologie erst gehörig unterscheiden lerne, um Unstudirten einen nützlichen, und einen ihren Bedürfnissen angemessenen Unterricht darinn geben zu können. Niemeyers populäre und practische Theologie, oder Materialien zum christlichen Volksunterricht, und ähnliche Bücher werden ihm dazu eine sehr gute Anleitung geben können.

Sa.

Katholische Gottesgelahrheit.

Der Namen Jesus, das leichteste und sicherste Mittel wider alle Anfechtungen des Leibes sowohl, als der Seele. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Styx. 1792. 8. 3½ Bog.

Die Absicht dieser kleinen Schrift ist keine andere, als dem Aberglauben von Teufelswirkungen und Besitzungen zu Hülfe kommen, und allen, welche diesem Aberglauben bey sich Eingang verstatten, ein leichtes und sicheres Mittel wider alle teuflischen Anfechtungen in die Hände zu geben. Der Vf. fängt damit an, dem Aberglauben von Teufelseinwirkungen durch einige mißverstandene Stellen der heiligen Schrift einen festen Grund zu bauen, beruft sich sodann auf die Lehren der heiligen Väter und der heiligen Kirche, um zu beweisen, daß der Teufel Kopf- Zahn- Ohren- Gliederschmerzen und alle Krankheiten, auch Donner, Hagel, Feuer, Mißwachs, Pestilenz bey Menschen und Thieren, kurz, alle Uebel an Leib und Seele, an Gut, Nahrung, Ehre u. s. w. nicht nur hervorbringen könne, sondern wirklich auch häufig genug hervorbringe, und daß dagegen kein leichteres und sicheres Mittel gefunden werde, als wenn man in allen diesen Anliegen dem leidigen Satan mit beherztem Tone zurufe: du höllischer Drach, weich mit sammt deinen Versuchungen im Namen

men Jesu. Dabey empfiehlt der V. noch dringend die kirchlichen Exorcismen, Benedictionen, geweihte Sachen und dergleichen. Auch soll der Teufel besonders den neuen Ehleuten, den Schwangern und Gebährenden gar heftig zureden, weswegen der Vf. diesen Personen die angehängte Litaney von dem allerheiligsten Namen Jesu als ein kräftiges Mittel gegen diese höllischen Versuchungen empfiehlt. „So lange gewisse Personen, sagt der Verf., ehelos sind, so flößt ihnen der Teufel eine wechselseitige fast unsinnige und unerlaubte Liebe, und Zuneigung ein: nachdem sie aber eine kurze Zeit verehlicht sind, kehrt er die Sachen um, und flößt ihnen eine wechselseitige Abneigung ein, oder macht wenigstens, daß ein Theil sich weigert, die Pflicht des Ehstandes zu erfüllen. — Die Schwangern pflegt er auf verschiedene Art, mit Furcht, gählingen Schrecken zu überfallen, sie zum Zorn, zum Genuß ungesunder und schädlicher Speisen u. s. w. zu reitzen, um dadurch der Leibesfrucht zu schaden, oder durch gänzlichen Abzug der Nahrung selbe gar in Mutterleibe zu tödten. Den Gebährenden pflegt er übertriebene und ganz unnatürliche Schmerzen, Schwachheiten und andere Zufälle zu verursachen, um mittelbar zuwege zu bringen, daß die Kinder todt auf die Welt kommen, und der heiligen Taufe verlustig werden. Gelingt es ihm, so hat der Seelenfeind seine wahrhaft teuflische Freude dabey. Diese haben dann die gröste Ursache, sich und ihre Kinder fleissig zu segnen, und dem Versucher im Namen Jesu recht ernstlich zu widerstehen.“ —

Auch selbst der selige Luther muß dem V. helfen, die Ehre, Macht und Ansehen des Teufels zu retten, und er führt deswegen einige hieher gehörige Stellen aus seinen Werken an, bemerkt aber doch am Ende in einer Note folgendes: „Hätte Luther in allen Stücken so ernsthaft, so gründlich, so schriftmäßig, als wie über diesen Gegenstand geschrieben, so würde er ein verdienstvoller Mann gewesen seyn; allein er selbst war es, der sich vom bösen Engel nur gar zu oft überwinden ließ: Er war es, der durch Anstiftung des Satans das ganze Kirchenregiment wider Gottesverordnung ganz und gar verkehret, seine Kirchengemeinde um das rechtmäßige sichtbare Oberhaupt, um das wahre Priesterthum, um die Schlüsselgewalt, um das wahre Abendmahl, um das unendliche heilige Opfer des neuen Bundes, um das so wirksame und trostreiche Sacrament der Sterbenden, oder letzte Oelung, um die ungestümmelte und unverfälschte Bibel, um die unfehl-

...bare Glaubensregel, um die Einig- und Festigkeit im Glau-
en, die Heiligen Gottes um ihre Ehre und Verehrung, die
och zu reinigenden Seelen um ihre Beyhülfe und einzigen
...rpst, gebracht hat: Er war's, der durch seine Grundsätze die
...anze Bibel den Anfällen der Freygeister Preis gegeben, und
...r Freygeisterey nicht nur ein Fenster, sondern das Thor an-
...lweit eröffnet hat. Er war's, (welches unglaublich, aber
...ch gewisse Wahrheit ist; weil er, wie ichs abermal in seinen
...genen Schriften im 6ten Jenaischen Bande von Seite 82
...s 85 selbst las) seinem eignem Geständnisse nach, sich mit dem
...sen Geist in einen langen Dispüt wider das heilige Meßopfer
...ngelassen, sich endlich dem Versucher gefangen gegeben, und
...irklich das heilige Meßopfer abgebracht hat. Er wars end-
...h, der in der That vom Geiste der Hoffart, Hartnäckigkeit,
...m Lügen- und Lästergeist wider die katholische Lehre und
...irche, vom Geiste des Widerspruchs, und endlich vom Geiste
...r Unzucht in einem recht hohen Grade besessen war. Wer
...es für Lästerungen ansieht, lese die 9 ersten Aloyß Merzi-
...ben polemischen Reden, und er wird von der Wahrheit die-
...r Behauptungen wider seinen Willen überzeugt seyn: denn
...e Beweise entnahm der Prediger nicht aus fremden Schrif-
...n und Zeugnissen; sondern aus den eigenen Werken und
...orten des Luthers selbst, die nicht von Katholiken, sondern
...n seinen vertrautesten Anhängern und Freunden gedruckt
...orden sind." — Wenn es uns möglich wäre, an Teufelsein-
...rkungen zu glauben, so würden wir hier noch dem Vf. aus
...istlicher Liebe wünschen, daß ihn Gott bewahren wolle,
...ht mehr die Feder auf Anstiften des Teufels zur Verherrli-
...ung und Ausbreitung des Reichs des Aberglaubens und der
...nsterniß zu ergreifen.

...omilien über die Leidensgeschichte Jesu auf alle
Tage der heiligen Charwoche, sammt sechs Homi-
lien auf die Sonntage in der Fasten. Aus dem
Französischen des Herrn Abts von Monmorel.
Mit einem brauchbaren Register für Prediger über
alle Bände. Begnehmiget von dem hochwürdig-
sten Ordinariat. Augsburg, 1792. in der Wolfi-
schen Buchhandl. 8. 39 Bog. und 7 B. Register.

Dieser Band enthält Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu auf alle Tage in der Charwoche, eine Moralrede über das Leiden Jesu auf den Charfreytag, und sechs Homilien auf die Sonntage in der Fasten. Wir finden keinen Grund, unser Urtheil, das wir über die vorigen Bände der Monmorelischen Homilien gefällt haben, (s. A. d. Bibl. B. 102. St. 2. S. 369 fg.) hier abzuändern. Am wenigsten aber können wir es billigen, daß man deutschen katholischen Predigern diese französischen Homilien als Muster zur Nachahmung empfiehlt.

G.

Haushaltungswissenschaft.

Beschreibung zweyer englischer Säemaschinen, oder Beytrag zu Arthur Youngs Annalen des Ackerbaues, herausgegeben von Johann Riem, Chursächs. Commissionsrathe ꝛc. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Crusius, 1792. 18 S. 8. 4 gr.

Es werden hierin die von Herrn Winters und Cookes in England erfundenen Säemaschinen beschrieben. Die vom Hrn. Winters ist die vorzüglichste, und soll so fest und stark seyn, daß auch die größte Gewalt ihr nichts schaden kann. Der Nutzen der Maschine besteht darin, daß man weit weniger Saamen gebraucht, als wenn man mit der Hand säet, und die Erndten doch gleichwohl viel größer werden. Man kann mit dieser Maschine das Korn so viel Zoll weit aus einander säen, als man will, und man hat gefunden, daß, wenn nach Beschaffenheit des Saamens und des Bodens die rechte Weite getroffen wird, die Erndten viel einträglicher werden, als wenn mit der Hand gesäet wird. Herr von Geist zu Großbeeren bey Berlin hat diese Maschine im Großen aus England kommen lassen, und die Kosten, die über 200 Rthlr. liefen, selbst getragen, nachdem er vorher im Berliner Intelligenzblatt 1791 die Oekonomen vergeblich zur Theilnahme aufgefordert hatte. Es sind hie und da in Deutschland schon Modelle von dieser Maschine vorhanden. Uebrigens ist sie nach dem Urtheil des Hrn. C. R. Riem nicht sowohl für einen Bauer, als hauptsächlich für größere Güter anwendbar. Mit

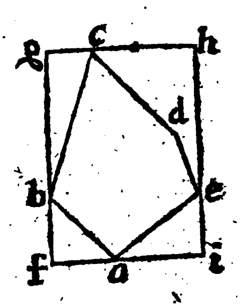
dieser

eser Schrift ist eine andere mit Anmerkungen von ebendem-
lben Verfasser nahe verwandt:

rendtisch-Riemsches Ackersystem zu einem einträgli-
chern Ackerbau für Orte, die breite Beete haben,
oder solche einführen wollen. Praktisch versucht
und entworfen vom Commissionsrathe Arndt, und
mit Anmerkungen versehen vom Commissionsrathe
Riem. Leipzig und Dresden, in den Hilscherschen
Buchhandlungen, 1792. 75 S. 8.

Ein System kann diese Schrift wohl nicht mit Recht genannt
erden, wenn man unter diesem Worte eine Zusammenstellung
ler einzelner Theile einer Wissenschaft in einer solchen Ord-
ing versteht, wo immer eins das andere näher erläutert und
weist. Denn es fehlen in dieser Schrift sehr viele Stücke,
e zur Ackerwissenschaft gehören, und schwerlich würde sich
ich alles, was dazu gehört, in einer guten Ordnung mit der
hörigen Deutlichkeit auf 75 Seiten zusammen bringen lassen.
och wir wollen über den Titel des Buchs nicht weiter strei-
n. Das Buch an sich selbst ist ein sehr brauchbarer Beytrag
r Verbesserung und Vervollkommnung des Ackerbaues, der
s sehr wohl gefallen hat. Der Hr. Verf. beschreibt darin
ne Methode, den Acker recht aufzulockern, um ihn vom Un-
aut rein und zum Tragen guter und reicher Früchte recht ge-
ickt zu machen. Er bedient sich dazu verschiedener, theils
u erfundener, theils verbesserter Maschinen, als: eines drey-
ärigen Hakenpfluges, eines vierschärigen Saatpfluges, eines
sfuhrhakens, um die nöthigen Wasserfurchen zu ziehen, und
er Art von Rechen oder Harke zur Abzeichnung beym Säen,
rnach sich der Säer richten kann. Die Modelle von diesen
aschinen sind bey dem Hrn. C. R. Riem in Dresden für
Thaler, und der vierschärige Saatpflug im Großen bey dem
n. Verfasser dieser Schrift selbst für 9 Rthlr. zu haben.
nstreitig muß ein jeder Acker, er mag übrigens beschaffen
n wie er will, weit mehrere und bessere Früchte tragen, der
h der im Buche beschriebenen Methode und mit den Ma-
inen des Hrn. Verfassers bearbeitet wird, als wenn man
ey dem gewöhnlichen Schlendrian folgt. Und Rec. wünscht
Herzen, daß recht viele vermögende Landwirthe sich diese

Maschinen anschaffen und nach der vortreflichen Methode des Hrn. Verf. ihre Aecker bearbeiten mögen, damit sie immer allgemeiner werde. Was der Hr. Verf. S. 30 vom Quadratpflügen sagt, versteht Rec. nicht recht, da er in der Mittelmark lebt, wo dies nicht üblich ist. Wir pflügen zwar hier sehr breite Ackerstücke beym Wenden queerüber, allein dies geht bey schmalen Stücken von 30 bis 40 Fuß in der Breite, wegen des vielen Umkehrens, nicht wohl an. Und dies scheint auch der Hr. Verf. unter dem Quadratpflügen nicht zu verstehen. Er will, man soll nach dieser Figur die Aecker pflügen.



Wenn ich mir nun diese Figur a b c d e in einem Rectangulo denke, da alle unsere Ackerstücke Rectangula sind, so würden ja die Abschnitte f, b, a. b g c. c d h e. und e a i unbearbeitet liegen bleiben, oder doch wenigstens, wenn diese Stücke nachher einzeln nachgeholt werden sollten, sehr viel Umkehrens und sehr viel Zeit erfordern. Rec. wünscht, daß der Hr. Verf. sich hierüber einmal in einer folgenden Schrift deutlicher erkläre, damit sein Buch, welchem wir viele Leser wünschen, auch in hiesigen Gegenden brauchbar werde.

Bo.

Theater.

Oberon, oder König der Elfen, ein romantisches Singspiel in fünf Aufzügen nach Wieland, von Friederike Sophie Seyler. Herrn Schröder, Director des Hamburger Theaters, zugeeignet.

Zweyte

Zweyte Auflage. Schleswig, bey Bole, 1792. 104 Seiten. 8. 6 gr.

Diese neue Auflage (die erste ist uns nicht zu Gesichte gekommen) ist, wie ein kurzer Vorbericht sagt, blos ein genauer Abdruck der letztern von 1789, die, wie es ebendaselbst heißt, sich wegen des ausserordentlichen Beyfalls, den dieses Stück an allen Orten und vorzüglich in Hamburg (wo Hr. Schröder es mit einigen Aenderungen auf die Bühne gebracht) erhalten, sich in dieser Zeit ganz vergriffen habe. Wenn es mit diesem ausserordentlichen Beyfalle seine Richtigkeit hat, wovon uns jedoch auf einem andern Wege nichts bekannt worden ist: so entsprang er wohl größtentheils aus der Nachsicht, die man einem Frauenzimmer schuldig zu seyn glaubte, oder aus der Dankbarkeit für das Vergnügen, das man einst von der als Schauspielerin wirklich großen Frau genossen hatte. Das Denkmal, das ein vortreflicher Dichter, ein großer Kenner des Theaters und Freund der Verstorbenen, Hr. Gotter, ihr in seinen Werken gesetzt hat, (siehe die meisterhafte Epistel im ersten Bande seiner Gedichte S. 110.) wird ihren Namen und ihren Ruhm auf eine Nachwelt bringen, bey der von diesem mittelmäßigen Produkt ihrer Feder nicht mehr die Rede seyn kann. Wir geben nur eine kleine Probe von den Versen: S. 19.

Hüon.

Ich will! ich muß!
So ist des Schicksals Schluß!
Und giengs durch Löwenheere,
Durch Blut und Flammenmeere!
Ich will! ich muß!
Mein Wort und mein Entschluß
Steht wie ein Fels im Meer!
Den Weg zu Ruhm und Ehr
Will ich in Donnerwettern
Mit festem Muth erklettern,
Ich will! ich muß!

Ki.

(Der) Graf Königsmark; ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien, bey Stahel, 1792. 15 Bogen. 8. 18 gr.

Der

Der erste Stoff zu diesem Trauerspiele ist aus der Geschichte Georg I. von Hannover genommen, welcher noch als Churfürst seine Gemahlin, des Herzogs von Celle Tochter, verstieß, weil er ihr einen verbotnen Umgang mit dem Grafen Königsmark, den er ermorden ließ, Schuld gab. Was von den kleinern Umständen dieser Geschichte bekannt geworden ist, hat der Verf., ein Freyherr v. Reizenstein, genützt, nur daß er, wie im Don Carlos, Maitresse und Hofdamen gleichfalls in den Grafen verliebt seyn läßt, obgleich des Herzogs Eifersucht und der Buhlerin Verlangen, die Gemahlin verstoßen zu sehen, Motiv genug gewesen wären. Aber er verschönert auch den Charakter der Favoritin, und fügt, der poetischen Gerechtigkeit wegen, den Selbstmord derselben, zur Katastrophe hinzu. Bey dieser freyen Art mit dem Stoffe umzugehen, und da er alle Namen verändert hat, hätte er füglich auch dem Helden des Stücks selbst einen andern Namen geben können. Im Ganzen verräth Hr. v. R. wenig Genie und Kunstfertigkeit in diesem Fache. Es ist alles ziemlich grob ausgemalt; im Vorzimmer, bey Hofe, wo die Wände Ohren zu haben pflegen, läßt er seine Leute die gefährlichsten Geheimnisse abhandeln; die Herzogin wird bey ihrer Gefangennehmung, wie ein Dieb, gebunden; der Herzog ist ein äusserst erbärmlicher, langweiliger Sterblicher; die Scene zwischen der Herzogin und Königsmark im vierten Aufzuge dauert eine Ewigkeit; die häufigen Flickscenen zwischen den Hauptpersonen und ihren Vertrauten zeugen vom Mangel an Kunst, und die Sprache ist größtentheils weitschweifig und wässericht. Voran steht eine Zueignungsschrift an eine Gräfin Wir überlassen es dem Hrn. v. R., gegen diese Dame die Art zu verantworten, wie er hier von seinen Verhältnissen gegen dieselbe redet; bitten aber ihn und andre junge Schriftsteller, doch künftig das Publikum mit der öffentlichen Mittheilung solcher Briefe zu verschonen, die niemand interessiren können.

Eg.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 1.

Beförderungen.

1792.

Der bisherige Herzogl. Würtemberg-Oelsnische Consisto-
l und Superintendent, wie auch Hof- und Stadtprediger,
rr Gottlieb Ringeltaube, ist zum Königl. Preußischen
neralsuperintendenten des Herzogthums Pommern und zum
nsistorialrath mit Sitz und Stimme im Consistorium zu
tettin ernannt worden.

Herr D. Gustav Hugo, bisheriger ausserordentlicher
ofessor der Rechte auf der Universität zu Göttingen, ist
ndaselbst als ordentlicher Professor angestellt worden.

An Mozart's Stelle in Wien ist der durch seine Com-
sitionen rühmlich bekannte Herr Kotzeluch zum Hofkapell-
ister mit einem Gehalt von 1500 Gulden ernannt worden.

Der bisherige Privatlehrer zu Göttingen, Hr. M. Frie-
ich Gottlieb Canzler, hat den Ruf als Professor der Ge-
ichte und Geographie an die Königl. Ritterakademie zu
arschau erhalten.

Der in der gelehrten Republik rühmlich bekannte Herr
F Pfeffel von Kriegelstein, älterer Bruder des Dichters
feffel zu Colmar, hat die französischen Dienste, in welchen
zuletzt die Stelle eines Jurisconsulte du Roi au departe-
ent des affaires étrangeres bekleidet hatte, verlassen, und
in Herzoglich Zweybrückische Dienste als geheimer Staats-
th getreten.

III.

Todesfälle.

1792.

Am 23. Julius starb zu Kremsier bey dem Erzbischof von Olmütz der Reichsgraf Maximilian Joseph von Lamberg, mehrerer Akademien Mitglied und Autor verschiedener französischer Schriften, in seinem 62ten Lebensjahr.

Am 12. Julius starb in Marburg Herr D. Johann Franz Coing, erster ordentlicher Professor der Theologie auf dortiger Universität, im 67ten Jahre seines Lebens.

Am 2. August starb zu Jena Herr D. Johann Ludwig Schmidt, Herzogl. Sachsen-Meiningischer Hofrath, der Pandekten ordentlicher öffentlicher Lehrer, der Juristenfacultät, des Schöppenstuhls und des Herzogl. Sächsischen gemeinschaftlichen Hofgerichts Beysitzer, im 67ten Jahre seines Alters.

Am 21. Aug. starb Herr Christian Wilhelm Groote, Fürstl. Nassau-Usingischer Consistorialrath und Superintendent, alt 63 Jahre.

Am 22. Aug. starb in Erfurt Herr D. Isidor Keppler, des Eremiten-Augustinerordenskapitels der Rheinischschwäbischen Provinz Präsident, Senior, Generaldefinitor und Studiorum regens, der Moraltheologie ordentlicher Professor auf der Universität zu Erfurt und Senior derselben, wie auch Kaiserlicher gekrönter Poet, im 77ten Jahre seines Alters.

Am 26. Aug. starb in Kiel Herr Gottlieb Heinrich Kannegießer, Königl. Dänischer Etatsrath, Senior der dortigen Universität, Doctor und erster Professor der Arzneywissenschaft, wie auch Adjunct der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher, in einem Alter von 80 Jahren und 1 Monat. Er war von Gotha gebürtig.

* * *

Periodische Schriften.

Die bisher in unserm Verlag herausgekommene Monatsschrift für Frauenzimmer: Amaliens Erholungsstunden, heißt im künftigen Jahr 1793: Flora, und wird nicht mehr von Madame Ehrmann, sondern von denjenigen Mitarbeitern fortgesetzt, welche im laufenden 1792ten Jahre jener Monatsschrift so vielen Beyfall erworben. Ausser diesen können wir

für

für jetzt Hrn. Claudius, Hrn. Hofrath G. Forster, Hrn. Pfarrer und Herrn Pfeffel nennen. Von noch mehreren verdienten Männern erwarten wir erst noch Nachricht.

Der Hauptzweck, so wie die ganze übrige Einrichtung dieser Monatsschrift, bleibt der bisherige: Beförderung der Moralität der Frauenzimmer, Erweiterung ihrer Kenntnisse und Erholung ihres Geistes durch angenehme Unterhaltung; und wir machen uns hiedurch wegen aller, auch der geringsten Verstoße gegen Sittlichkeit und Tugend, die je in derselben anzutreffen wären, verantwortlich.

Ueberdies bürgen die genannten Namen, so wie die schon bekannten Beyträge der ungenannten Mitarbeiter, dafür: daß eine für die Bildung und das Wohl ihrer Tochter besorgte Mutter diese Schrift in die Hände derselben mit der größten Zuversicht übergeben dürfe, und daß nichts die Ruhe und Sitten Untergrabendes darinnen enthalten seye.

Mehreres enthält das October-Heft von Amaliens Erholungsstunden 1792. Bestellungen nehmen alle löbl. Buchhandlungen und Postämter an. Diese wenden sich an die K. R. O. Postämter in Stuttgardt und Carlsstadt; jene an uns. Wer die Gefälligkeit für uns haben will, Subscribenten zu sammlen, erhält den gewöhnlichen Rabatt. Die Namen der Subscribenten werden vorgedruckt. Der Preis des Jahrgangs ist 2 Rthlr. 16 Gr. Tübingen, den 16. October 1792.

J. G. Cottaische Buchhandlung.

Anzeige für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde.
Man beschuldigt uns Schnepfenthäler der Verachtung der Alten, und thut uns Unrecht. Nein, wir ehren sie, und nehmen gern von ihnen alles Gute an. So haben wir unter andern bey uns eine Sitte eingeführt, durch welche sich die alten Griechen berühmt machten, nämlich die der gymnastischen Uebungen. Wir sind wirklich der altgriechischen Meinung, daß, da wir nun einmal den Körper haben, wir ihm auch die möglichste Kraft, Behendigkeit und Biegsamkeit verschaffen müssen, um etwas durch ihn wirken zu können, und ihn nicht dienstunfähig zu sehen, wenn wir seiner Dienste bedürfen. Unsere Zöglinge werden daher zu mannichfaltigen, für unser jetziges Leben abgezweckten Uebungen angeführt. Wir haben das Vergnügen, davon die besten Wirkungen zu

 sehen,

sehen? unter mehr als 30 unserer Pflegesöhne ist nicht ein einziger Kranker; sie werden stark, behende und geschickt, sich aus Gefahren zu retten. Fremde, die sehr häufig ihre Uebungen sahen, schenkten diesen Beyfall, und die anfängliche ängstliche Besorgniß, daß einmal ein Unglück geschehen könne, ist durch achtjährige Erfahrung wohl hinlänglich gehoben; denn in den 8 Jahren, in welchen hier Leibesübungen getrieben wurden, ist nicht ein einziger Unglücksfall bey denselben geschehen. Wie viel hundert Kinder mögen in dieser Zeit ohne gymnastische Uebungen Arm und Bein gebrochen haben! Durch diese lange Erfahrung von der Güte unserer Leibesübungen überzeugt, wünschten wir die weitere Verbreitung derselben, damit der jetzigen Jugend die Gesundheit, Kraft und Behendigkeit wieder verschafft werden möchte, die wir so sehr an den Alten bewundern. Es war uns daher lieb, daß unser Gehülfe, Herr GutsMuths, der vom Anfange diese Uebungen dirigirte, sich entschlossen hatte, dieselben zu beschreiben, und eine Anweisung zu geben, wie sie auch in Schulen und bey Privaterziehung ausgeübt werden können. Er hat schon seit einigen Jahren Regeln und Erfahrungen gesammelt, alte und neue, theils selbst erfundene, Uebungen geprüft, und sie mit Angabe der Handgriffe und Vorsichtsregeln beschrieben. Seine Arbeit wird unter dem Titel:

> Gymnastik für die Jugend, enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. — Ein Beytrag zu einer höchstnöthigen Verbesserung der körperlichen Erziehung,

in der nächsten Ostermesse, auf schönes Schweizerpapier, ungefähr zwey Alphabet stark, mit Didotschen Lettern gedruckt, mit zehn von Hrn. Lips gezeichneten, unter seiner Aufsicht gestochenen Kupfern geziert, und einigen erläuternden Zeichnungen versehn, in unserm Verlage erscheinen. Alle, die sich von der Nutzbarkeit dieses Werks überzeugen können, ersuchen wir, uns zur Herausgabe desselben durch zwey Thaler in Golde praenumerando zu unterstützen.

Wer auf 9 Exemplare pränumerirt, erhält das 10te frey. Der Ladenpreis wird 2 Thaler 12 Groschen seyn. Die Beförderer dieses für unser Vaterland gewiß wichtigen Werkes erhalten die ersten Kupferabdrücke, und ihre Namen werden vorgedruckt. Schnepfenthal, im Nov. 1792.

Die Erziehungsanstalt.

Ankün-

Ankündigung neuer Bücher.

Bey C. E. Bohn in Hamburg ist erschienen: Verhandlungen und Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Erster Band; Geschichte der Gesellschaft, Einrichtung derselben, und Verhandlungen vom Jahre 1790; 1792. 420 Seiten, gr. 8. mit 2 Kupferstichen. Schrp. Thlr. 16 Gr. Drckp. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieser erste Band enthält: 1) Nachrichten über den Zweck und die Einrichtung der Gesellschaft, und über ihre Geschichte bis zum Jahre 1790. (Von den Herren Dr. Reimarus und Senator Günther.) 2) Nachrichten von den Verhandlungen der Gesellschaft vom Jahre 1790. (Von den Herren Senator Günther und D. Meyer.) 3) Verhandlungen über die zweckmäßigsten Arten von Zwangsarbeiten für faule und widerspenstige Arme. (Von den Herren Günther, Voght, Tönnies und Sieveking. 4) Anleitung zur Verfertigung eines Nothsteuerruders. (Vom Hrn. See-Capitain Müller.) 5) Ueber die Construction des Wind- und Strommessers. (Vom Hrn. Director Woltmann.) 6) Ueber Manufakturen von halbseidenen Zeugen. (Vom Hrn. Brodhagen.) 7) Ueber das Abschwefeln der Steinkohlen. (Von Demselben.) 8) Ueber die Vertilgung der Maikäferlarven. (Von den Herren Günther und Reimarus.) 9) Ueber Versuche, Leder in Torfmoor zu gärben. (Vom Hrn. Brodhagen.) 10) Verhandlungen über die Quellen der Verarmung in den niedern Ständen, und über die Mittel, denselben zu wehren. (Von den Herren Günther, Voght und Sieveking, nebst einem Auszug einer Preißschrift vom Hrn. Pastor Buchmann. 11) Anleitung zur Berechnung der allmähligen Abnahme eines auf Annuitäten belegten Capitals. (Von den Herren Günther und von Drateln.) 12) Kurze Nachrichten von gegenwärtigen Vorschlägen und Erinnerungen, und von den offenstehenden Preißaufgaben der Gesellschaft.

Der zweyte Band dieser Sammlung wird nächste Ostermesse erscheinen, und hauptsächlich Preißschriften und Vorschläge zur Steuerung des Sittenverderbens der Bedienten, und der Verbesserung dieses Standes überhaupt, enthalten.

Eine Erklärung von Abraham Gotthelf Kästner.

Ich werde, wie man mir zuverläßig erzählt, in der Mainzer Zeitung als Verfasser eines Epigramms genannt, das sich auf neuere, Frankreich betreffende Umstände bezieht.

Schon vor einigen Wochen habe ich hier gehört, daß mir so was zugeschrieben würde; wo ich Gelegenheit hatte, versichert, es sey unwahr, und die Befriedigung genossen, daß Leute, die mit meinen Versen einigermaßen bekannt sind, urtheilten: Ich könne dies nicht gemacht haben.

Eine Erklärung ähnlichen Inhalts habe ich vor mehr Wochen Hrn. Hofr. Zimmermann nach Braunschweig gesandt, sie wird hoffentlich mit dem nächsten Stücke seiner Annalen erschienen seyn, oder noch erscheinen.

Die Gesinnungen dieser Verse sind nichts weniger als die meinigen.

Das Gute der Franzosen habe ich nie verkannt, zumal was ich besonders in meiner Lage kennen lernte: ihre Verdienste um die Wissenschaften, welche ohne Anordnung und Aufmunterung ihrer Könige und deren Minister nie so groß geworden wären.

Daß ich sonst gern über die Franzosen gelacht habe, zeigen Stellen in meinen Schriften, die mit Beyfügung meines Namens gedruckt sind. Empörung, Pöbelwuth durch Factionen zu Gräuelthaten gereizt, haben sie mir doch wohl nicht verehrungswerther gemacht.

Helvetiern und Bataven habe ich ihr republikanisches Glück gegönnt, aber gelacht, wenn sie, als die einzigen Freyen! stolz thaten, und mich in den beyden Provinzen Deutschlands, in denen ich mein Leben zugebracht habe, eben so frey empfunden, als sie.

Unter Fürsten würde es sich allemal so gut leben, als in andern Staaten, wenn alle bedächten, was doch immer welche bedacht haben, und noch bedenken, daß ihre Macht, ihr Ruhm, ihr Wohl, auf dem Wohlstande und der Liebe ihrer Unterthanen beruht, wenn sie nicht aus der Acht ließen, was sogar einer von Kaiser Augusts Hofpoeten gesagt hat:

Regum tremendorum in proprios greges,
Reges in ipsos imperium est Iovis.

Die

Die Politiker, welche den Vorzug eines Staats großentheils in seine Form setzen, sollten sich aus der Logik erinnern, daß ein Syllogismus in forma richtig seyn kann, und in materia gewaltig pecciren.

Es giebt Gelehrte, die viel von Freyheit declamiren, und über das, was sie unter ihrer Gewalt haben, Tyrannen sind. Auch von Staaten, die für ihre eigne Freyheit sorgfältig wachen, kennt man ziemlich despotische Behandlungen ihrer Unterthanen.

Bey vielen, die Fürsten nicht gehorchen, läßt sich an Hallers Vers denken:

> Das macht uns noch nicht frey, daß wir nur Meister ändern.

Demokraten haben immer Demagogen.

Was nur Menschlichkeit ist: Leidende zu bedauern, gesetzt, daß sie sich ihr Leiden zugezogen hatten, war ja in dem freyen Paris nicht verstattet.

So viel von meinen politischen Gesinnungen hier drucken zu lassen, ist wohl Nothwehre.

Etwas zu schreiben, dabey ich mich verstecken müßte, habe ich stets für poltronmäßig gehalten. Manches habe ich Bekannten geschrieben mitgetheilt, zu dessen Drucke sich erst lange darnach Gelegenheit zeigte. Dergleichen findet sich im Anhange zur dritten Auflage meiner vermischten Schriften. Ebendaselbst habe ich auch Ursachen angegeben, warum ich nicht Alles dieser Art sammlete. Daß ich bereute, etwas gemacht zu haben, oder mich fürchtete, es anzuerkennen, ist nicht unter ihnen. Leicht schlich unter das, was nur geschrieben vorhanden war, was Fremdes ein. Kenner meiner Art zu denken und zu schreiben, haben das bald ausgeschlossen, ein besserer Epigrammatist als ich, hat auch wohl mir das Seinige nicht untergeschoben. Aber so was Elendes ist meines Wissens mir nie aufgebürdet worden.

Meine poetische Ehre überließ ich sicher dem Geschmacke meiner Landsleute, und hielt dieserwegen nicht der Mühe werth, durch öffentliche Rügung dem Dinge Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Nur, in sofern mir die Gesinnungen darin sollten zugeschrieben werden, mußte ich erwähntermaßen mich von dem Wechselbalge lossagen.

Den

Den Schreiber, der, wie mir gemeldet wird, in der Mainzer Zeitung mich noch damit behelliget, und mir gar dadurch ein Compliment zu machen wähnt, hätte der gemeine Menschenverstand bey der geringsten Ueberlegung an zwo Fragen erinnert: Ob ich Verfasser sey? und ob ich dafür wolle bekannt seyn? Die erstere mußte er sich in seiner jetzigen Lage nur darnach beantworten: Ob die Zeilen dem ähnlich sind, was etwa sonst von mir gelesen wird? Wie er sich dabey verhielt, stellt ein Sprüchwort, in einem etwas niedrigen, aber Seinem Geschmacke völlig anständigen Ausdrucke dar: Er nahm Mäusedr — für Pfeffer.

Die andre Frage betreffend, wußte er doch, daß manche Schriftsteller, witzige und unwitzige, unbekannt zu bleiben wünschen. So war es Schonung, die ein Billigdenkender wohl jemanden, der ihm gleichgültig ist, widerfahren läßt, einen Namen nicht zu nennen, der, mehr als wahrscheinlich, hier nicht wollte genannt seyn.

Fand er das Zeug treflich, so that es ja wohl Wirkung, wer auch der Verfasser seyn mochte. Nach Freyheit Strebende sollen ja nicht sich von Autoritäten lenken lassen.

Wirklich aber konnte er mit seinem Allegate der Sache, für die er schrieb, mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. In den Gegenden, wo sein Aufsatz verbreitet ward, sind doch gewiß Leute von Geschmack, bey denen das Ding eher Widerwillen erregt, als Beyfall.

Ich rede begreiflich von dem Schreiber. Der, in dessen Diensten er schrieb, bekümmerte sich natürlich nicht darum, wie das Wesentliche, was zu schreiben war, eingekleidet, und mit was für Zusätzen es ausgeschmückt ward. Ist ihm das seyn sollende Sinngedicht verdollmetscht worden, so traue ich ihm, seiner Nation wegen, zu, daß ihm die Form nicht sehr gefallen hat, wenn er auch mit der Materie zufrieden war. Ob so was bey den Deutschen Witz heiße, und Witz eines berühmten Gelehrten, das konnte ihm sehr gleichgültig seyn, wenn ihm nur Wirkung davon versprochen ward. Absichten, wenigstens auf eine Zeitlang zu erreichen, werden ja allerley Mittel gebraucht, auch Fischweiber und Ohnehosen.

Göttingen, den 8. Nov. 1792.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen

Bibliothek.

No. 2.

Beförderungen.

1792.

Die seit Leskens Abgang von Leipzig erledigt gewesene
dentliche Professur der Oekonomie, Polizey- und Cameral-
issenschaften auf der dortigen Universität ist dem Herrn M.
riedrich Gottlob Leonhardi ertheilt worden. Herr D.
ohann Leonhard Fischer, Prosecto bey dem dortigen
natomischen Theater, hat eine ausserorde tliche Professur der
Medicin erhalten; und der Herr Pro ssor Karl August
ottlieb Keil ist zum vierten orden chen Professor der
heologie und Propst an der Schloßkir auf der Universität
Wittenberg ernannt worden.

Die Societät der Wissenschaften z Göttingen hat den
önigl. Großbritt. und Churf. Braun weig-Lüneburgischen
heimen Canzley- und Legationssecret r am Preußischen Hofe
Berlin, Herrn Joachim Schw zkopf, zu ihrem Cor-
spondenten ernennet.

Herr Hermann Erich Winkl r, Archidiaconus an der
atharinenkirche zu Hamburg, hat von Bürgermeister und
ath der Stadt Lüneburg den Ruf ur dortigen beynahe zehn
ahre erledigt gewesenen Superint ndentur, womit das In-
ectorat der lateinischen St. Jo annisschule verbunden ist,
halten und angenommen.

Der durch seine patriotischen Beyträge zur Kenntniß und
fnahme des Schwedischen Pom merns berühmte Herr Kam-

(B) mer-

merrath Johann David von Reichenbach ist zum Schloßhauptmann mit Sitz und Stimme in der Schwedischpommerischen Regierung zu Stralsund ernannt worden.

An die Stelle des nach Erlangen abgegangenen Herrn D. und Professors Malblanc hat Herr D. Martin Wilhelm Götz, Advocat in Nürnberg, den Ruf zu der erledigten juristischen ordentlichen Professur auf der Universität zu Altdorf erhalten und angenommen.

Die bisherigen ausserordentlichen Professoren zu Jena, Herr D. Batsch und Herr Rath Reinhold, sind zu ordentlichen Professoren der Philosophie ernannt worden.

Auf der Universität zu Insbruck ist der um die Naturgeschichte rühmlich verdiente Gubernialsekretar, Herr Johann Nepomuck Edler von Laicharting, zum Professor der Naturgeschichte ernannt worden. Seine reiche Naturaliensammlung haben ihm die Tyrolischen Landstände abgenommen und der Universität gewidmet, wo sie unter seiner Aufsicht zum öffentlichen Gebrauch aufbehalten wird. Er bekommt dafür lebenslänglich alle Jahre 300 Gulden.

Todesfälle.

1792.

Am 1. September starb zu Berthelsdorf bey Herrnhut Herr August Gottlieb Spangenberg, ältester Bischof der evangelischen Brüderkirche, der auch als Schriftsteller bekannt ist, in seinem 89ten Lebensjahre.

Am 8. September starb in Carlsruhe Herr Johann Leonhard Walz, Markgräfl. Badischer Ober-Hofprediger und Kirchenrath, alt 75 Jahre.

Am 9. Sept. starb in Altenburg Herr M. Samuel Benjamin Reichel, Director des dortigen Gymnasiums und Hofbibliothekar, im 77ten Jahre seines Lebens.

Am 11. Sept. starb in Zürich Herr Johann Konrad Pfenninger, Diaconus der dortigen St. Petersgemeine, im 45sten Jahre seines Alters.

Am

Am 13. Sept. starb in Altdorf Herr Georg Christoph Schwarz, ordentlicher Professor der Philosophie und Inspector der Alumnen, alt 60 Jahre.

Am 16. Sept. starb in Stuttgart Herr Johann Jakob Klett, Hofprediger, Consistorialrath, Prälat zu Herrenalb und Landschaftsassessor, in seinem 68ten Jahre.

Am 30. Sept. starb in Wien der Freyherr Johann Baptist von Horix, D. der Rechte, geheimer Reichsreferendar, ehemaliger ordentlicher Professor der Rechte auf der Universität zu Mainz, wie auch Churmainzischer geheimer und Revisionsrath, in einem Alter von 63 Jahren.

Am 1. October starb in Altdorf Herr D. Johann Bernhard Hoffer, ordentlicher Professor der Rechte, im 64ten Jahre seines Lebens.

An demselben Tage starb in Giesen Herr Ludwig Benjamin Ouvrier, Doctor und ordentlicher Professor der Theologie, wie auch Hessen-Darmstädtischer Consistorialrath, in seinem 58ten Lebensjahre.

Am 8. October starb zu Augsburg der famöse Exjesuit und Domprediger, Herr Aloysius Merz, alt 65 Jahre.

Am 10. October starb zu Leipzig Herr D. August Friedrich Schott, der Pandekten ordentlicher Professor und Assessor der Juristenfacultät und des Oberhofgerichts, im 49ten Jahre seines thätigen Lebens.

* * *

Beschreibung der Seebergischen Sternwarte bey Gotha *).

Der Grund zu diesem vortreflichen Observatorio wurde schon im Jahre 1787 auf dem höchsten Rücken eines Hügels gelegt, den man den Seeberg nennet, in der Nachbarschaft des Dorfes Siebenleben, rechter Hand der Heerstraße nach Erfurt. Der Hügel ist 221 Pariser Fuß über das unten liegende Feld hoch. Die Sternwarte ist ein Rechteck nach den vier

*) Hauptsächlich aus: Fixarum praecipuarum catalogus novus, auctore *Fr. de Zach*. Gotha, 1792.

ner Weltgegenden, vom Residenzschlosse Friedenstein gerades Weges 1118 Toisen nach Südost. Ein Zimmer hat ein achromatisches Fernrohr in der Mittagsfläche von acht Fuß, von Ramsden. Ihm ist in der ganzen Mittagsfläche von Süden bis Norden nichts hinderlich. Ein runder aus der Mitte des Gebäudes sich erhebender Thurm hat ein Dach, das sich nach Erfordern drehen läßt; zwey Mauerquadranten von acht Fuß, einen nach Süden, den andern nach Norden; einen Sector für Weiten vom Scheitel, von zwölf Fuß: alles an festen Mauern und Massen von Porphyr. Die Pendeluhren auch an Pfeilern; ihre Gewichte hängen unter dem Fußboden in einem Keller, acht Fuß tief hinunter, damit sie nie vor die Pendellinsen kommen. Die Fenster sind weit und hoch. Ein beweglicher Quadrant von zwey Fuß, ein Smeatonisches Aequatorialinstrument von drey Fuß, ein Herschelisches Telescop von sieben Fuß, und ein Dollondisches achromatisches von zehn Fuß, lassen sich innerhalb des Gebäudes bequem und nach allen Himmelsgegenden brauchen, auch bey stiller Witterung unter freyem Himmel, aussen vor der Sternwarte, und selbst auf ihrem kupfernen Dache. Den Horizont begränzt gegen Osten ein Wald, gegen Westen sieht man Stadt und Schloß, auf den Krahnberg projicirt, gegen Süden Thüringische Wälder und Gebirge, nordwärts zeigt sich bey heiterer Luft der Brocken. An das Hauptgebäude sind in rechten Winkeln zwey Flügel gebauet, die einen geräumigen Hof einschließen, und zu einer sehr bequemen Wohnung für den Astronomen eingerichtet sind. Das Ganze hat die Lage und das Ansehen eines herrlichen Lustschlosses, und wird durch einen Garten am Abhange des Berges neue Reize erhalten.

Vor Vollendung dieses Gebäudes wurden alle Beobachtungen auf dem Friedenstein angestellt. Das dasige achromatische Fernrohr in der Mittagsfläche, von Ramsden, hat 44 Zoll, und dreht sich um eine Axe von 27½ Zoll. Etwa mit sechzigfacher Vergrößerung sieht man Sterne der zweyten Größe zwey Stunden vor oder nach Mittage. Bey der starken Vergrößerung erscheint die Bewegung so schnell, daß sich nah am Aequator die Culminationen bis auf ein Viertheil einer Secunde angeben lassen. Das Werkzeug hat vormals dem Hrn. Grafen Brühl gehört, und ist bis 1789 gebraucht worden. Seitdem ist ein Dollondisches Mittagsfernrohr

von

...n Kunst Hut aufgestellet worden.*) Die Pendeluhr, deren man sich bey den Culminationen bedient hat, ist sehr vollkommen von Mudge und Dutton gearbeitet. An die Enden des englischen Hakens, wo er in das Steigrad einfällt, sind aufs vollkommenste polirte Achate angebracht; die Zapfen des Steigrades und des Hakens drehen sich in Carfunkeln, so brauchen sie kein Oel, und auch die geringen Ungleichheiten, die vom Oele herrühren, werden vermieden; die Pendelstange ist zusammengesetzt, daß Wärme und Kälte sich aufheben. So geht die Uhr höchst gleichförmig nach Sternzeit.

* * *

Bey Friedrich Franke, Buchhändler in Berlin, sind zur Michaelmesse 1792 folgende neue Bücher erschienen:

Considérations sur le Dictionnaire de la langue allemande, conçu autrefois par Leibnitz, et maintenant exécuté par une société d'Academiciens, sous les auspices de Mr. le Comte de Hertzberg, par Mr. Borrelly, gr. in 8. 14 Gr.

Les Délassemens litéraires ou heures de Lecture de Frédéric II. par C. Dantal. 8. 7 Gr.

Friedrich der Einzige in seinen Privat- und literarischen Stunden, betrachtet von C. Dantal. 8. 7 Gr.

Journal für Gemeingeist. Herausgegeben von G. W. Bartoldy und J. G. Hagemeister, 1792. 1 — 6ten St. oder Jul. bis Dec. 2 Thlr.

Koch, E. J. literarisches Magazin für Buchhändler und Schriftsteller, Erstes Stm. gr. 8. 9 Gr.

Leviathan, oder über Religion in Rücksicht des Judenthums, von S. Ascher, 8. 14 Gr.

Musenalmanach (neuer Berlin.) für das J. 1793. Herausgeg. von F. W. Schmidt und E. C. Bindemann. 12. 12 Gr.

Novellen (neue) des Ritters von St. Florian. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Müchler, 8. 20 gr.

Santa Vecchia (Graf von). Ein Gemälde der Schwärmereyen des 18ten Jahrh. in 5 Aufz. von Max Roller, 8. 12 Gr.

 Seidel,

*) S. Berliner Ephemeriden 1793. S. 142.

Seidel, F. L. Gesänge am Claviere. (Aus den beliebtesten Dichtern unsrer Zeit.) In Musik gesezt, gr. 4. 1 Thlr. 4 Gr.
Theokrits, Idyllen und Epigramme. Aus dem Griech. metrisch übersezt von E. C. Bindemann. Mit Vignetten von Kohl in Wien. Auf fein Schrp. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
— dasselbe, wohlfeile Ausgabe auf Druckp. ohne Vign. 8. 21 Gr.
Weber, A. G. allgemeine Helkologie, oder nosologisch-therapeutische Darstellung der Geschwüre, 8. 16 Gr.

In drey bis vier Wochen wird fertig.

Bacon's von Verulam, neues Organon. Aus dem Latein. übersezt von G. W. Bartoldy. Mit Anmerkungen von S. Maimon. Erster Band, gr. 8.

An voriger Ostermesse waren neu:

Koch, E. J. Hodegetik für das Universitätsstudium in allen Facultäten, gr. 8. 10 Gr.
Dasselbe auf fein Schreibpap. 14 Gr.
Otto, F. W. Abriss einer Naturgeschichte des Meeres. Ein Beytrag zur physischen Erdbeschreibung. Erstes Bändchen, mit einer Titelvignette von Kohl, 8. 14 Gr.
Sendschreiben an den Verfasser der dringenden Bitte und Vorstellung sämmtlicher Einwohner Berlins, der Theurung der Lebensmittel vorzubeugen. Allen Ständen der Preußischen und Nicht-Preußischen Unterthanen gewidmet, 8. 7 Gr.
Ueber den Menschen und seine Verhältnisse. Mit einem Titelkupfer, 8. Schreibp. 16 Gr.
— — auf Englisch Schreibp. 20 Gr.
Vieth, G. U. A. Vermischte Aufsätze für Liebhaber mathematischer Wissenschaften. Mit Kupf. und Fig. 8. Druckp. 12 Gr.
Dasselbe auf Schreibp. 16 Gr.
Zeugungstheorie (einzig mögliche), oder die Erzeugung des Menschen. Ein Lesebuch für Eheleute, Ehelustige, Jünglinge rc. 8. Druckp. 6 Gr.
Dasselbe auf Schreibp. 8 Gr.

Commissionsbücher.

Ode an die Freude, von Fried. Schiller, mit Musik von W. Bach, 4. 3 Gr.

Oeser, J. F. verschiedene nützliche Tabellen über Münze, Maaß und Gewicht, für jeden Stand und Gewerbe, gr. 8. Berlin, 1792. Geheft 9 Gr. netto.

Oeser, J. F. ganz vollständige Haushaltungstabelle, zum nützlichen Gebrauch beym Ein- und Verkauf, für jeden Stand und Gewerbe, gr. 8. Berlin, 1789. Geheft 9 Gr. netto.

— Handbuch über die kurze Arithmetik oder Rechenkunst, 1tes und 2tes Heft, 8. Berlin, 1789. Geheft. 18 Gr. netto.

Sonaten, drey leichte, fürs Clavier oder Pianoforte, von J. C. F. Bach, Fol. 1789. 18 Gr. netto.

Hiervon sind nur sehr wenig Exemplare noch vorhanden.

Westphalens Freude ihren vielgeliebten König Friedrich Wilhelm bey sich zu sehen. Eine Cantate, in Musik gesetzt und in Minden vor Sr. Majestät dem Könige aufgeführt. In einen Clavierauszug gebracht von W. Bach, Fol. 1791. 16 Gr. netto.

Le Migliori Rime de migliori Poeti Italiani. Recitate nella Converſazione italiana da Giuseppe Lionini, Quaternetto Primo, in 12. Berolino, 1792. Geheft 10 Gr. netto.

Auch sind sämmtliche von Splittegarb herausgegebene Schriften, welche ehedem Hesse, nachher Matzdorff in Commission hatte, von jetzt an bey mir zu haben.

* * *

Ankündigung.

Der Herr Generalsuperintendent Ewald zu Detmold wird in Verbindung mit andern bekannten Schriftstellern vom Anfang des Jahres 1793 an in Endesbenannter Buchhandlung eine Monatsschrift herausgeben, die den Titel

führt:

führt: Urania, für Kopf und Herz. Ihr erster und nächster Zweck ist, etwas zur Befriedigung jener großen Bedürfnisse der Menschheit, Durst nach Wahrheit, nach Freyheit, nach Liebe und nach Ruhe beyzutragen, und solchen Menschen, in welchen eins dieser Bedürfnisse sich regt, etwas zu geben, das sie interessiren kann. Form und Ton wird so abwechselnd als möglich, und alles auf den Geist unsrer Zeit berechnet seyn, ohne darum die wahre Würde, die jene großen Gegenstände erfordern, aus den Augen zu verliehren. Aufsätze von anderm Inhalt werden jedoch nicht ganz ausgeschlossen, wenn sonst ihr Gegenstand und ihr innerer Gehalt dem Geist der Schrift entsprechen.

Daß sich diese Monatsschrift zwischen so viele andere hineindrängt, die man jetzt in Deutschland findet, das soll und darf hier nicht entschuldigt werden. Ihr Inhalt mag den, freylich sehr natürlichen, Einwurf widerlegen, oder er mag unwiderlegt bleiben. Nur so viel wird versichert, daß viele der besten Köpfe Deutschlands und der Schweiz die Mitarbeiter sind, und daß durchaus kein Aufsatz eine Stelle erhalten wird, der nicht für den bestimmten Zweck ist, oder an sich einen entschiedenen Werth hat. Eben darum kann auch nicht ganz fest bestimmt werden, ob jeden Monat ein Stück herauskommen wird; denn man will sich durchaus nicht in die Nothwendigkeit setzen, Lückenbüßer aufnehmen zu müssen. In der Regel aber wird mit dem Anfang jeden Monats ein Stück von sechs Bogen mit Didotschen Lettern von der Größe, wie zu der Ankündigung selbst, in der berühmten Ungerschen Officin allhier gedruckt, und in einen geschmackvollen farbigen Umschlag geheftet, in allen guten Buchhandlungen zu haben seyn; an solchen Orten, wo keine Buchhandlungen sind, wendet man sich an das zunächst gelegene Postamt. Der Preiß für den Jahrgang, oder für 72 Bogen, ist 4 Thaler in Golde. Ein Blatt Musik, die zuweilen, jedoch nur von den größten Meistern, vorkommen wird, soll für einen halben Bogen gerechnet werden. Berlin, den 5. Novembr. 1792.

Frankesche Buchhandlung.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen

Bibliothek.

No. 3.

Beförderungen.

1792.

Der Prediger bey der Französischen reformirten Kirche in Altona, Herr Gabain, ist zum Professor der französischen Sprache am dortigen Gymnasio ernannt worden.

Der Senior der Universität Greifswalde und Director des medicinischen Collegii daselbst, Herr Professor Rehfeld, ist zum Königl. Schwedischen Archiater ernannt worden.

Herr Professor Schrage zu Göttingen ist als Superintendent nach Stolzenau versetzt. Statt seiner hat nunmehr Herr Professor und Universitätsprediger Marezoll das Predigerseminarium, nebst den Vorlesungen über die Homiletik, mit den praktischen Uebungen im Krankenhause, erhalten. Dem Herrn M. und Pastor Nöbeling ist die Pastoraltheologie, verbunden mit den Uebungen im Krankenhause, übertragen worden. Die Catechetik endlich soll der bisherige Prediger zu Obernjesa, Herr Gräffe, welcher als Pastor an der Nicolaikirche berufen und durch sein catechetisches Magazin rühmlich bekannt ist, lesen.

Der durch mehrere historische Schriften und durch die noch neuerlich herausgegebene Geschichte des höchstpreißlichen Reichshofraths und durch die Darstellung der Verfassung dieses höchsten Reichsgerichts nebst der allgemeinen Behandlungsart der Reichshofräthlichen Geschäfte rühmlich bekannte Herzogl. Sachsen-Meiningische und Hochfürstl. Schwarzburg-

(C) Rudol-

Rudolstädtische Legationsrath, Herr Herchenhahn, ist zum wirklichen Kaiserlichen Reichshofrathsagenten A. C. ernannt worden, und hat in dieser Eigenschaft am 30sten October ausgeschworen.

* * *

Ehrenbezeugungen und Belohnungen.

Leipzig. Hr. D. und Prof. Kühn ist von der Akademie der Wissenschaften zu Dijon zu ihrem Academicien associé étranger erwählt worden.

Dresden. Der König von Pohlen hat den verdienten Kupferstecher, Hrn. Kaiß, mit einer schweren goldnen Medaille, mit dem Königlichen Brustbilde auf der einen und der Inschrift: Merentibus! auf der andern Seite, aus eigner Bewegung, zum Beweise seiner Achtung beschenkt.

Leipzig. Se. Maj. der Kaiser hat dem Buchhändler, Hrn. Baumgärtner allhier, für die in seinem Verlag erschienene Musikalische Todesfeyer, den Manen Leopolds gewidmet, eine große goldne und eine dergleichen silberne Medaille durch Hrn. v. Sonnenfels zustellen lassen.

Gotha. Hr. Bergrath Bechstein zu Schnepfenthal ist von der Churfürstl. Sächs. ökonomischen Societät zu Leipzig zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

* * *

Todesfälle.

1792.

Am 21. October starb in Mainz Hr. D. Johann Fibig, Churfürstl. Hofgerichtsrath, ordentlicher Professor der Naturgeschichte und Beysitzer der Cameralfacultät. Er gab ein Handbuch der Mineralogie und, in Gesellschaft des Hrn. Professors Rau, mehrere Schriften heraus.

Den

Den 6. Nov. starb zu Wodder im Herzogthume Schleswig der Königl. Dänische Kriegsrath, Hr. Joh. Friedrich Camerer, im 72sten Jahre. Er war im Jahr 1720 zu Oettingen im Rieß gebohren, und lebte in den letzten Jahren seines Lebens, bey einer mäßigen Pension, in einer Muße, die er noch immer zum Wohl seines Vaterlandes zu nutzen suchte. Er besaß eine große Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten, und hat mancherley mit und ohne seinem Namen geschrieben. Hätte das Glück seine Neigung begünstigt, und ihn in eine Lage gesetzt, worin er mit den Wissenschaften hätte fortgehen können: so würden seine Kenntnisse, sein unermüdeter Fleiß und sein Scharfsinn in historischen Untersuchungen gewiß einen gelehrten und scharfsinnigen Geschichtsforscher gebildet haben; dies beweisen seine Schriften, welche beym Meusel verzeichnet stehen, und manche Aufsätze, welche Hr. Prof. Heinze in seine historischen Sammlungen, Hr. Prof. Niemann in die Schleswigholsteinischen Provinzialberichte, und die Herausgeber mehrerer deutscher Journale in ihre Sammlungen aufgenommen haben. Besonders verdienen seine Untersuchungen über die Bernsteinküste der Alten und über den Bernsteinfall an der Westküste der Dänischen Länder bemerkt zu werden.

Am 10. Novbr. starb zu München Hr. D. Heinrich Braun, der Congregation des Index zu Rom Consultor, des Maltheserordens geistlicher Commenthor zu Aham, Churpfalzbayrischer geistlicher Rath und Canonicus zu U. L. Frau in München, einer der fruchtbarsten Schriftsteller Bayerns, im 61sten Jahre seines Alters.

Am 11. Nov. starb in Leipzig Hr. D. Samuel Friedrich Nathanael Morus, ordentlicher Professor der Theologie und Collegiat des großen Fürstencollegiums, im 56sten Jahre seines ruhmvollen Lebens.

Am 26. Nov. starb zu Anspach der bekannte, durch mancherley gute und böse Gerüchte gegangene Schriftsteller, Hr. W. Weckhrlin, ehemaliger Königl. Französischer Legationsrath, alt 49 Jahre.

Verzeichniß einer Sammlung der merkwürdigen Gebirgsarten des Niederrheins.

Seit der Herausgabe der Niederrheinischen Reise geschahen bey dem Verfasser derselben mehrmals Nachfragen um Sammlungen der dort erwähnten Gebirgsarten. Obwohl nun, zufolge dem, was in jener Reise Th. 2. S. 400 zu lesen ist, er selbst mit dergleichen Unternehmungen sich nicht befassen mochte, so war doch manches Gesuch nicht füglich ganz abzuweisen, die Wissenschaft schien durch die Erfüllung derselben von einer Seite mehr gewinnen zu können, und ein gewisser Mittelweg blieb möglich, auf welchem beyden Theilen einiges Genüge geschehen konnte. Dieserhalb wurde der aus jener Reise als ein zuverläßiger Mann bekannte Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Perz in Oberwinter am Niederrhein dahin vermocht, eine Anzahl solcher Sammlungen den Liebhabern anzubieten.

Man kann jede derselben zu dem Preise von drey Conventionsthalern, mit gedruckten Zahlen bezeichnet, gehörig eingepackt, und mit gegenwärtigem Verzeichniße versehen, sowohl bey Perz selbst, als in der Gebhard- und Körberschen Buchhandlung zu Frankfurt am Mayn bekommen. Wenn die portofreye baare Bezahlung, der Entlegenheit des Orts oder anderer Umstände wegen, nicht wohl thunlich ist, so werden statt ihrer in Frankfurt gültige Anweisungen auf eine auswärtige solide Buch- oder sonstige Handlung angenommen.

Der Erfolg wird zeigen, ob man bey der Auswahl der Stellen, von denen die Muster genommen wurden, und in Vermeidung der Schwierigkeiten bey solchen Veranstaltungen, wo Gleichförmigkeit in den Proben besonders Rücksicht verdient, glücklich genug gewesen sey. — Exemplare von dem Uebergange des Kunzberger Porphyrs in Basalt (Westphälische Reise S. 181.) waren in hinreichender Menge und Güte bisher nicht zu erhalten. Da es aber, nach Hrn. J. C. W. Voigts erklärendem Verzeichnisse seines neuen Kabinets von Gebirgsarten. (Weimar, 1792. 8. S. 45.) leicht ist, ähnliche Stücke auf dem Heldberge bey Coburg zu finden: so erhält mancher Gebirgsforscher von dort wohl das Gewünschte.

Der

Der allgemeine Ausdruck Lava wurde bis auf wenige Ausnahmen deswegen gewählt, weil er zur Zeit noch gängiger und beliebter ist, als Benennungen, die sich auf die Art des durch Feuer veränderten Gesteins und den Grad der erlittenen Hitze beziehen. Sonst liefern allerdings Beyspiele von gerösteten Basalten die Nummern 28. 30. 33. 35. 36. von Mühlsteinbasalten (als durch die Wärme bereits aufgetrieben, und ohne eigentliche Verschlackung porös oder löcherig geworden: Basaltlaven des zweyten Grades) die Nrn. 32. 37. von mehr oder weniger verschlackten Basalten die Nrn. 27. 29. 31. 34. 38. 39. und von einer Verglasung Nr. 40.

Die den Nummern dieses Verzeichnisses beygesetzten Zahlen weisen auf die Beschreibung der gesammelten Fossilien in den orographischen Briefen zurück. Die Römischen Ziffern deuten die (drey) Theile derselben an; die andern die Seitenzahlen.

I. Unvulkanisirte Fossilien.

Nr. 1. Porphyr der Wolkenburg. I. 114.
— 2. — — vom Drachenfels. I. 129.
— 3. — — verwitterter (sogenannter Backofenstein) aus dem Ofenkaulerberge. I. 124.
— 4. — — aus dem Rhöndorfer Steinbruch. I. 137.
— 5. — — des Tauskopfs oder Königsthals. II. 117.
— 6. — — des Burgbergs. II. 118.
— 7. — — aufgelöster (sogenannter Backofenstein) vom Boderberg bey Bell. II. 122.
— 8. — — aus dem Birkenheimer Steinbruch. II. 303.
— 9. Basalt (- Porphyr) der Löwenburg. I. 147. III. 175.
— 10. Basalt (- Porphyr) der Gerswiese. I. 153.
— 11. — — des Hungerbergs. III. 174.
— 12. 13. — — daher verwittert.
— 14. — — in Platten des Pfafferts oder Bruchbergs. I. 65.

Nr. 15. Basalt aus dem Unkelsteiner Bruch mit Olivin (in großen Parthien). II. 257.
— 16. — — daher mit Quarz. II. 262.
— 17. — — — mit Glanzspath. II. 266.
— 18. — — — mit Feldspath. II. 264.
— 19. — — — mit basaltischer Hornblende. II. 270.
— 20. — — — mit Schwefelkies.
— 21. 22. Basaltische Mandelsteine daher. II. 250.
— 23. Basaltwacke der Thomashöhe. II. 81.
— 24. Grauwacke vom Reuterberg. II. 161.
— 25. Sand aus dem Lacher See. II. 86.

II. Vulkanisirte Foßilien.

Nr. 26. 27. Lava der Aßlachskaule. I. 243.
— 28. 29. — — vom Hummerich. II. 52.
— 30. 31. — — des Kräutgesbergs. II. 56.
— 32. — — aus den Niedermennicher Steinbrüchen. II. 89.
— 33. — — in losen Stücken aus einem Fuhrwege am Lacher See, nahe beym Kamprer Kopferberge.
— 34. — — vom Hochsimmer. II. 130.
— 35. 36. — — vom Wartenburgerkopf. II. 157.
— 37. — — des Herchenbergs. II. 174.
— 38. — — des Bausenbergs. II. 176.
— 39. — — vom Rodderberg. II. 308.
— 40. Glasurter Sandstein aus den Laven daher. II. 312.
— 41. Gerösteter Porphyr aus dem Lacherofen oder Niklasberge am Lacher See. II. 76.
— 42. Verschlackter Porphyr aus dem Lacherofen oder Niklasberg am Lacher See. (Eine, gewissen vesuvischen ungemein ähnliche, dunkelgraue Bimsteinart. Man sehe, Beyträge zu den Vorstellungsarten über vulkanische Gegenstände S. 278.)
— 43. Asche oder Sand daher. II. 77.
— 44. Lavabreccie mit kalkigem Kitt vom Akarstein. II. 176.

Nr. 45.

Nr. 45. Traß mit Bimstein.
— 46. — mit Kohlen: aus den Brüchen bey Burgs Brohl. II. 144.

* * *

Bücher, so zu verkaufen.

Nordcarolinische Kirchennachrichten, herausgegeben von J. C. Velthusen, 2tes und letztes Heft. Stade 1792. Kostet 4 bis 8 Ggr. (willkührlich). Auch sind noch einige Exemplare des 1ten Hefts für 1 bis 2 Ggr. zu haben. Die Einnahme soll, nach Abzug der Druckkosten, unter die drey ärmsten Landschulmeister, in den Herzogth. Bremen und Verden vertheilt werden. Aufträge übernimmt die Bohnische Buchhandlung bis Ostern 1793.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Aus dem Hannöverischen. Eine im 96sten Stücke der Hannöverischen Anzeigen gedruckte Verordnung gegen die Ausbreitung und Verbreitung anstößiger Zeitungen, periodischer Schriften und fliegender Blätter, vom 24sten November, wird denjenigen auffallen, welche die bisher in unsern Staaten rühmlichst beschützte Denk- und Preßfreyheit kennen. Es heißt im Eingange derselben: „Wir sind von der ganzen Denkungsart und von der bewährten Anhänglichkeit Unserer getreuen Unterthanen genug versichert, daß sie dergleichen Grundsätze and Beginnen nicht anders als um so mehr verachten und mißbilligen können, je mehr auch ihnen die Erfahrung gezeigt hat, wie sehr damit unumgänglich nicht allein das Wohl des Landes überhaupt, sondern ebenfalls der ganze bürgerliche Wohlstand vornemlich, und die Privatglückseligkeit, Ruhe und Glückseligkeit eines jeden einzelnen zugleich untergraben und über den Haufen geworfen wird.“ Dieser Ueberzeugung ungeachtet wird dennoch verordnet: „daß die Buchhandlungen, Buchdrucker, Postämter, Zeitungsexpeditionen u. s. f. keine Wochenblätter, periodische Schriften, Journale, Brochüren, fliegende Blätter, die in der Absicht

geschrie-

geschrieben werden, um die Meinungen und Gesinnungen von Aufwiegelungen der Unterthanen, Verunglimpfungen der Obrigkeiten, und Umkehrungen aller bürgerlichen Ordnung zu empfehlen und auszubreiten, verschreiben oder verkaufen, und kein Unterthan sich mit Verschreibung, Ausbreitung und Divulgirung solcher Schriften befassen soll." Näher, als es hier angegeben ist, werden die Schriften, welche durch diese Verordnung verboten werden, in derselben nicht charakterisiret, und durch diese Unbestimmtheit sind also alle Buchhändler und alle Unterthanen in der unangenehmen Lage, nicht zu wissen, was ihnen zu verkaufen und zu divulgiren erlaubt ist, oder nicht.

Eine noch strengere Maasregel zu Vorbeugung aller politischen Unordnungen ist die, daß man, wie schon die öffentlichen Zeitungen gemeldet haben, die Briefe, besonders diejenigen, die aus den südlichen Provinzen Deutschlands kommen, hat eröffnen lassen. Die Professoren in Göttingen haben deshalb dringende Vorstellungen nach Hannover geschickt, und diese haben bey der gerechten, mehr durch die Umstände vorsichtig gemachten, als der Wahrheit und der bürgerlichen Freyheit ungünstigen, Regierung bewirkt, daß das Brieferbrechen, wenigstens in Göttingen, sogleich wieder aufgehört hat.

Aus dem Dänischen. Schwerlich stehet itzt in irgend einem Europäischen Staate die Denk- und Schreibefreyheit mit den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts in so genauer Harmonie, als in den Dänischen Staaten. Hier spricht, schreibt und denkt Jeder, wie er Lust hat, und Niemand legt ihm Fesseln an. Trenk's Monatsschrift, der Niedersächsische Mercur, gehören zu den freyesten Blättern, die man sich nur denken kann; aber man läßt sie schreiben, ohne sich darum zu bekümmern. Die Gothaische gelehrte Zeitung wandte daher neulich mit Recht auf sie den Ausspruch des Tacitus an: *Rara felicitas temporum atque terrae, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licet.*

Intelligenzblatt

der

[N]euen allgemeinen deutschen

Bibliothek.

No. 4.

Beförderungen.

1792.

[Co]burg. Der Herzog von Sachs. Meiningen hat den Herrn [Ober]stlieut. Keßler von Sprengseisen zu Sonnenberg, be[kan]nt als Geolog und Statistiker, zum wirklichen Obristen [ern]annt.

Leipzig. Herr M. Marx, der sich durch einige theo[logi]sche Schriften bekannt gemacht hat, und zeither Privatleh[rer] bey dem hiesigen Banquier Küstner war, ist von demselben [auf] sein Ritterguth Güldengoße als Pastor berufen worden.

Dresden. Herr Johann Ephraim Witschel, zeit[her] Archivregistrator, ist Secretär beym geheimen Finanzarchiv [gewor]den.

Schweidnitz. Der bisherige Prorector der hiesigen [evan]gelisch-lateinischen Schule, Herr Gottfried Bischoff, [ist] Feldprediger bey dem Regimente Jung-Pfuhl worden.

Liegnitz. Herr Klose, bisheriger ausserordentlicher [Lehr]er am Friedrichswerderschen Gymnasium in Berlin, ist [zum] Professor der lateinischen Sprache an hiesiger Ritteraka[dem]ie ernannt worden.

Todesfälle.

1790.

Leipzig. Den 11. Nov. verlohr die hiesige Universität einen ihrer würdigsten und verdienstvollen Lehrer, den berühmten D. Samuel Friedrich Nathanael Morus, Domherrn und zweyten Professor der Theologie. Als Philologen kannte und schätzte ihn das ganze gelehrte Europa. Auch als Theolog verdient er gewiß unter den hellen und aufgeklärten Köpfen unsers, in diesem Theile der Gelehrsamkeit, an vorzüglichen Männern so reichen Vaterlandes und Zeitalters zu stehen; wenn gleich seine Lage, so wie sein Charakter, ihn zu einer großen Vorsicht und Behutsamkeit in Schriften und mündlichem Vortrag über Theologie und Religion nöthigten. Man spricht von einem Denkmal, das ihm, durch Unterzeichnung, vom Hrn. Professor Oeser errichtet werden soll. Eine durch diesen schmerzhaften Verlust erzeugte Vorlesung hat ein anderer geschätzter Lehrer dieser Universität unter dem Titel drucken lassen: Recitatio de D. *Sam. Frid. Nath. Moro*, Summo Theologo a. d. XI. Nov. defuncto, inter scholas historico-dogmaticas habita a *Christiano Daniele Beckio*. In Bibliop. Dyck. 1792. XXXVI. p. 8. Hr. Prof. Beck spricht vorzüglich von den akademischen Geschäften und Bemühungen des Seligen, der vorzüglichen Manier in seinen Vorlesungen und seinem vortreflichen Charakter. Den Beschluß macht ein kurzes Leben von Morus, das er selbst, der Gewohnheit gemäß, seiner Doctordisputation einverleibt hat, mit Zusätzen und Anmerkungen, und ein vollständiges und genaues Verzeichniß seiner Schriften.

Jena. In der Nacht vom 1. bis 2. December starb hier an einem Steckfluß Hr. D. Johann Christoph Döderlein, Herzogl. Weimarischer geheimer Kirchenrath und ordentlicher Professor der Theologie, im 47sten Jahre seines Alters. Sein Tod ist ein großer Verlust für unsere Akademie.

Weimar. Am 7. Dec. starb nach einer kurzen Krankheit der bekannte Fürstl. Weimarische Kapellmeister Ernst Wilhelm Wolf im 58sten Jahre seines Alters.

Oeffentliche Anstalten.

Leipzig. Auf Veranlassung der Hochlöbl. Stände des Markgrafthums Niederlausitz ist von mehrern sachkundigen Männern ein neues sehr vorzügliches Gesangbuch zusammengetragen worden. Es ist 574 Seiten stark, und enthält 717 Lieder, worunter sich mehrere ganz neue vom Herrn Rector M. Gutringer befinden. Als Verf. der neuen Gebete nennt man Hrn. Pastor Heyder. Die Einführung desselben zu erleichtern, soll das Exemplar für 8 Gr., mit größerm Druck für 12 Gr. verkauft werden, und unter die Aermern jedes Orts soll es unentgeldlich vertheilt werden. Wenig Ehre würde es unserm Zeitalter machen, wenn die Versicherung eines öffentlichen Blatts gegründet wäre, daß es unter der Niederlausitzischen Geistlichkeit Leute gäbe, die sich der Einführung dieses neuen Gesangbuches, das alle in dieser Gegend bisher gebräuchlichen in jeder Rücksicht so weit übertrifft, aus allen Kräften entgegensetzten.

Brieg. Bey dem hiesigen Gymnasium ist unter der Leitung des thätigen Ministers, Grafen von Hoym, mit einer allgemeinen Reform der Anfang gemacht worden. Es hat die doppelte Bestimmung erhalten, zum Unterricht junger Leute für den Bürger- und für den gelehrten Stand zu dienen. Die Lectionen sind demnach, mit Vorbehalt künftiger nöthiger Verbesserungen, abgeändert, die drey ältesten Lehrer, mit Beybehaltung ihres vollen Gehalts, dispensirt, die Privatstunden und Begräbnißbegleitungen abgeschafft, und die Curatelgeschäfte dem Herrn Kriegs- und Domainenrath Andreae und Herrn Prorector Schammel übertragen worden.

* * *

Bücherverbote in Wien.

An die berüchtigte Generalmezze, Freyheit.

Aufforderung zu einem Kreuzzuge gegen die französische Nationalversammlung. Aus einer Dänischen Handschrift übersetzt.

Betrachtungen über Christenthum nach Rousseauischen Grundsätzen.

Blätter, fliegende, für Freunde der Wahrheit und Aufklärung.
Briefe über Sünde, Versöhnung und Seligwerdung, welche die reinsten Begriffe nach Vernunft und Offenbarung enthalten.
Christus und die Vernunft, oder Prüfung der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu Christi, des christlichen Lehrbegriffs und der symbolischen Bücher.
Ende, das nahe, der Welt, aus den merkwürdigsten Begebenheiten derselben von ihrer Erschaffung an, entwickelt und dargethan.
Erzeugung, die, des Menschen. Ein Lesebuch für Ehelustige, Eheleute, Jünglinge und Jungfrauen.
Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt, in fünf Büchern. St. Petersburg, 1791.
Friedrich, Pfalzgraf von Sachsen, genannt der Nachgebohrne, oder das Kolbengerichte. Eine Geschichte aus dem 11ten Jahrhundert.
Gedanken über die französische Constitution und die Lage, worin sich Frankreich in Absicht auf den bevorstehenden Krieg befindet.
Gegenrevolution, in 3 Gesängen, von J. J. K. B.
Gespräch zwischen dem Schulmeister zu Calenberg und dem Pfarrer daselbst über das Cölnische Verbot des vom Prof. Schneider herausgegebenen sogenannten katechetischen Unterrichts.
Haus- und Dorfkalender des alten Vater Gerhards, eines Fränkischen Landmanns, für das vierte Jahr der Freyheit.
Hennings, A. vorurtheilsfreye Gedanken über Adelsgeist und Aristokratism.
Katechismus, stiftmäßiger, für die jetzigen Zeiten, aus den Predigten und andern Werken des Hrn. A. Merz. 1792.
König, der klägliche, eine Geschichte aus den alten Zeiten, jedoch mit falschen Namen. In Knittelverse gebracht.
Lauckards, F. C. Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studirende Jünglinge herausgegeben. 1ter und 2ter Theil.
Luthers, D. M. Lehren, Räthe und Warnungen für unsere Zeiten. Gesammelt und herausgegeben von Thieß.
Mirabeau, des ältern, Discours über die Nationalerziehung. 1791. Uebersetzt von Rochow.
Natur- und Sittengemälde, kleine. 2ter Theil. Zittau, 1791.

Otto

Otto der Schütz, Prinz von Hessen, ein vaterländisches Schauspiel. Hannover.

Rede über die Vorsehung Gottes und ihre glücklichen Wege, besonders bey der Revolution Frankreichs.

Schallers Mythologie für Frauenzimmer, in poetisch-prosaischen Briefen an Emilie; aus dem Franz. des v. Moustier.

Schreckensscenen aus den Ritterzeiten.

Taschenbuch der Franken, enthaltend die Geschichte der Französischen Revolution von Rabaut de St. Etienne.

Dasselbe französisch.

Sophron, der militairische, an seine jungen und unerfahrnen Kameraden, oder Klugheitslehren für angehende Officiers.

Ueber den Menschen und seine Verhältnisse.

Ueber bildende Künste, Kunst- und Buchhandel, in Hinsicht auf Menschenwohl. Glaubensbekenntniß eines Kunst- und Buchhändlers.

Wekhrlins Paragraphen, 1ter und 2ter Theil.

Weltbürger, der, gesammelt von Freunden der Publicität.

Wendelheim, die Familie. Eine Geschichte aus unsern Tagen. Von dem Verf. der Liebe.

Wort, ein, der Mäßigung, an Europa.

Würmbrands politisches Glaubensbekenntniß, in Hinsicht auf die Französische Revolution und deren Folgen.

Les Ruines, ou meditations sur les revolutions des empires, par Mr. Volney.

Vie privée libertine et scandaleuse de feu Honoré Gabr. Riquetti. à Paris, 1791.

Venus en Rut, ou Vie d'une celebre libertine. à Luxuroille, 1791.

L'araignée, ou la boite au Diamant.

de l'Esprit des Religions, par Bonneville.

la Republique belgique, 1791. 3 Tomes.

le Bergamasque, ou l'homme bon. à la Haye.

Histoire secrete et anecdotique de l'insurrection du van der Noot. Drame en 5 Actes.

Le grand Oculist du champs de la Thuerie ou la cataracte enlevée aux aveugles Parisiens.

Siecle de Louis XVI., par Regnault.

Apologie de la revolution françoise et de ses admirateurs anglois en reponse aux attaques de Mr. Burke, par Makintosh.

La promenade utile et recreative de deux Parisiens en Italie en cent soixante cinq jours. 2 Tomes.

Le petit Albert, connoisseur en Physionomie sur les inclinations de l'un et l'autre sexe. Almanach utile.

Avantage de la fuite de Louis XVI. et necessité.

Pausin, ou les avantures du Comte de Walte. 2 Tomes.

Suite des voeux d'une solitaire, et la chaumiere indienne. Par Mr. Saint-Pierre.

* * *

Neue Bücher.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist folgende mit Ernst und Würde verfaßte wichtige Schrift zu haben: Zwanzig ernsthafte und wohlgemeinte Vermahnungen an Herrn D. H. M. Marcard in Oldenburg, betreffend die Schrift D. Bahrdt mit der eisernen Stirn. Nebst Eingang und Nutzanwendung.

Neue Verlagsbücher von Fr. Vieweg dem ältern in Berlin.

Alxinger, J. v. über Leopold II. mit einem Kupfer von Lips, gr. 8. 8 Gr.

Amelang, Königl. Preuß. Criminalrath, Vertheidigung des wegen seiner Predigten in Inquisition gerathenen Predigers Schulz in Gielsdorf bey Berlin. 8. 15 Gr.

Betrachtungen über die französische Revolution, nach dem Englischen des Herrn Burke, neu bearbeitet, mit einer Einleitung, Anmerkungen, politischen Abhandlungen und einem kritischen Verzeichniß der in England über diese Revolution erschienenen Schriften, von Fr. Genz, gr. 8. zwey Bände.

Bitte und Vorstellungen der Landleute. 8. 4 Gr.

Franks System einer vollständigen Polizey, in einem freyen Auszuge, mit Berichtigungen, Zusätzen und einer besondern Einleitung von D. J. C. Fahner, Königl. Landphysikus der Grafschaft Hohenstein. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Kerstings, J. A. nachgelassene Manuscripte über die Pferdearzneywissenschaft. Zweyte mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrte und wohlfeilere Auflage. 8. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 8 Gr.

Kleist

Kleist, Franz von, das Glück der Liebe. Mit den Porträts des Verfassers und seiner Gattin, von Bolt. gr. 8.

Criminalgeschichten. Aus gerichtlichen Acten gezogen. 1ter Theil, mit einer Vignette von Penzel. 14 Gr.

Maimons, Salomon, Leben, von ihm selbst geschrieben, und herausgegeben von K. P. Moritz. 1ter Theil, mit einem Kupfer. 8. 20 gr.

Desselben Buchs 2ter und letzter Theil. 20 Gr.

Memoiren des Marquis von G**. Vom Verfasser des Genius. Mit einer Vignette. 8. 16 Gr.

Monatschrift, deutsche, fürs Jahr 1792, Januar bis December. Mit Kupfern. gr. 8. Jedes Stück 8 Gr.

Moritz, K. P. Vorlesungen über den Styl, oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart, in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern. 1ter Theil. 8. 16 Gr.

Müchlers, J. G. englisches Lesebuch für Anfänger. Zweyte verbesserte und mit einer Grammatik vermehrte Auflage. 8. 8 Gr.

Pyl, J. T. Repertorium für die öffentliche und gerichtliche Arzneywissenschaft, 3ten Bandes 1tes Stück. gr. 8. 14 Gr.

Randel, A. F. Annalen der Staatskräfte von Europa, nach den neuesten physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen und politischen Verhältnissen der sämmtlichen Reiche und Staaten in tabellarischen Uebersichten, 1tes Stück, das deutsche Reich im Allgemeinen. Fol. 20 Gr.

Reinhard, D. Fr. V. vom Werth der Kleinigkeiten in der Moral. gr. 8.

Reise von Wien nach Madrid, mit acht Kupfern. 8. 20 Gr.

Ruinen, die, aus dem Französischen von Volney, gr. 8. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 8 Gr.

Sangerhausen, C. F. Moral für Krieger. 8. 18 Gr.

Schulz, D. J. M. F. Elementarbuch des kaufmännischen Rechenbuchs. 1ter Theil. Vorübungen zu Crusens Contoristen. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Starke, G. W. Gemälde und Erzählungen aus dem häuslichen Leben. 1te Sammlung. Mit einer Vignette von Chodowiecky. 8.

Tiestrunk, I. H. de modo Deum cognoscendi. 8. 5 Gr.

Vargas, des Grafen von, Novellen. 2 Theile, mit 2 Vignetten von D. Chodowiecky. 1 Rthlr. 4 Gr.

Ver-

Vermischte Nachrichten.

Berlin. In kurzem wird Herr Bergrath Karsten eine gelehrte Reise nach Italien antreten, die für die mineralogischen Wissenschaften sehr viel hoffen läßt.

Berlin. Die hiesige Königl. Akademie der Wissenschaften besteht gegenwärtig aus acht Ehrenmitgliedern, neun ordentlichen Mitgliedern in der physikalischen, vier in der mathematischen, neun in der philosophischen, und 12 Mitgliedern in der philologischen Klasse. Der auswärtigen Mitglieder sind 75, wozu in der Sitzung der Akademie vom 25. Oct. vorigen Jahrs noch vier Ehren- und abwesende Mitglieder aufgenommen worden.

Breslau. Herr Kammersecretair Bürde arbeitet an einer neuen Uebersetzung der poetischen Werke Friedrichs des Großen.

Frankfurt an der Oder. Herr M. Wetzel arbeitet an einem Commentar über Ciceros Brutus und dessen Briefe ad Diversos.

Berlin. Der Prediger Schulz ist, wie bekannt, durch eine Cabinetsordre seines Amtes entsetzt worden; allein, das Rechtsmittel einer weitern Vertheidigung hat ihm nicht versagt werden können. Herr Amelang wird ihn auch in dieser Instanz vertheidigen, und da das geistliche Departement den Gang des sich unterrichten wollenden Richters dadurch unterbrach, daß es die dem Obereonsistorio von dem Kammergerichte vorgelegten Fragen zu beantworten nicht gestattete; so wird hierüber das Gutachten auswärtiger Theologen eingeholt werden. Auf diesem Wege wird die Sache noch interessanter für das protestantische Publikum.

Potsdam. Die hiesige neu gestiftete Königl. Märkische ökonomische Gesellschaft hat den berühmten Domherrn v. Rochow auf Reckan zu ihrem beständigen Director. Sie hält jährlich zwey öffentliche Versammlungen.

Leipzig. Herr Musikdirektor Schicht, ein talentvoller Componist, hat so eben ein neues großes religiöses Drama, die Gesetzgebung, in Musik gesetzt. Es ist bestimmt, diesen Winter im hiesigen großen Concertsaal aufgeführt zu werden. Er ist Willens, diese seine Arbeit dem Publiko in einem Clavierauszuge vorzulegen, wenn sich eine nur einigermaßen hinlängliche Anzahl Subscribenten finden.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 5.

Todesfälle.

1791.

Am 13ten Januar starb zu Bremen in seinem noch nicht ganz vollendeten 65sten Lebensjahre Herr Arnold Duntze, der Arzneygelahrtheit Doctor; ein eifriger Schüler und vertrauter Freund des großen Hallers. Er war ein Mann von seltenen Talenten, von bewunderungswürdigem Scharfsinn, unerschütterlicher Freymüthigkeit, festem Charakter, einer über viele Fächer des menschlichen Wissens ausgebreiteten gründlichen Gelehrsamkeit und ein erklärter Gegner aller Charletanerie. Mehrere große und edle Männer außer seiner Vaterstadt schätzten ihn, z. B. Pallas, Howard, dessen Führer er auch in Bremen war, als Howard die Bremischen Gefängnißörter besichtigte. Seine Bildung verdankte er seinem Aufenthalte in Göttingen, Berlin und seinen Reisen und Studien in Holland und England. Sein immer reger und tief eindringender Geist hatte sich während der vieljährigen und ausgebreiteten Praxis, die der Verstorbene hatte, so vieles Eigene abstrahirt, daß sein medizinisches System in vielen Stücken von dem gewöhnlichen abwich. Er folgte ruhig und festen Tritts seinen einmal für wahr erkannten und erprobten Grundsätzen; schämte sich aber auch nicht, zu bekennen, wo sein Wissen mangelhaft war oder ganz aufhörte.

Bremen leidet durch seinen Tod einen nicht unbeträchtlichen empfindlichen Verlust. Nicht blos als Arzt, sondern auch als Gelehrter, als aufgeklärter patriotischer Bürger, als Freund und nützlich unterhaltender Gesellschafter nahm er die Achtung und Liebe der hellsten Köpfe und edelsten Menschen seiner Vaterstadt, um welche er ausgezeichnete Verdienste hatte, mit ins Grab. Er wirkte viel Gutes im Stillen und ohne Geräusch, wobey ihm seine unübertreffliche Gabe, das Vernünftigere und Bessere durch populäre Gründe annehmlich zu machen und in Umlauf zu bringen, vorzüglich zu Statten kam. In der Diätetik, in der Behandlung der Schwangern und Kindbetterinnen, in der physischen und körperlichen Erziehung der Jugend, und in vielen andern auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft mittel- und unmittelbar wirkenden Dingen, war er Reformator und — glücklicher Reformator in Bremen. Dieses, nicht jedem und zu jeder Zeit einleuchtende Verdienst des Verstorbenen kann vielleicht in der Folge in Bremen vergessen werden; aber ein Verdienst, das auch künftig jedem in die Augen fällt — und zwar ein nicht geringes, wird und muß ihm bleiben. Er war nämlich derjenige, der in Bremen die Blitzableiter einführte, und mit solchem Glück einführte, daß deren jetzt eine beträchtliche Menge, und zwar die meisten, wo nicht alle, unter seiner Anleitung, errichtet ist.

Nicht blos über Gegenstände der Naturlehre und Arzneykunde hörte man ihn gern, sondern auch über andere gemeinfaßliche und gemeininteressante, das bürgerliche und gemeine Leben, und die vaterländische Verfassung betreffende Fragen, selbst über verwickelte Handelssachen ehrten die verständigsten Männer Bremens seinen Ausspruch und sein Urtheil; denn er besaß eine treffliche, auf gereifte und geläuterte Erfahrung gegründete Philosophie des Lebens, verbunden mit einer genauen Kenntniß der mancherley, dem Anschein nach kleinlichen Usancen, die aber, besonders in Reichs- und Handelsstädten, oft von großem Gewicht sind. — Einen solchen Wirkungskreis und solche Verdienste wußte sich ein Mann zu verschaffen, dessen Name nie in Leipziger Meßkatalogen geglänzt hat. Ein offenbarer Beweis, daß man ein talentvoller und ein sehr thätiger und nützlicher Gelehrter seyn könne, ohne das Papier zu vertheuern. Denn außer einer zu Leyden herausgegebenen Dissertation hat man kein schriftstellerisches Produkt seiner Gelehrsamkeit. Aber schon jene kleine Schrift

gte einen Mann von tief eindringendem Forschungsgeiste
id scharfer Beobachtungsgabe. Er legte in jener Schrift:
xperimenta varia, calorem animalem spectantia, (Lug-
uni Batavorum 1754.) den Gelehrten zur Untersuchung vor.
)urch seine Untersuchungen, die er an einer beträchtlichen
nzahl Hunden anstellte, erweiterte er die Erfahrungen, die
hon vor ihm Farenheit und Boerhave, obgleich nicht mit
er Bestimmtheit und Genauigkeit, wie er, gesammlet
atten.

Seine, nicht ganz zu billigende, Abneigung gegen
Schriftstellerey würde er, hätte ihn der Tod nicht daran
gehindert, doch nächstens überwunden haben. Schon seit
vielen Jahren trug er sich mit Zweifeln gegen eine gewisse all-
gemein angenommene Theorie zu Erklärung einer gewissen
medizinischen Frage. Diese, einen großen Theil seines Lebens
hindurch, von allen Seiten betrachteten, mit Erfahrungen
und Büchern aller Art unzähligemal verglichenen, und doch
nach seiner Meynung ihm wenigstens unauflöslichen Zweifel
wollte er endlich auf Zureden eines seiner Freunde, dem er
in litterarischen Sachen sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte,
dem Publikum vorlegen und um Belehrung bitten. Es war
ihm darum zu thun, seine Zweifel nicht blos den Aerzten von
Profession, sondern jedem, durch einige Lektüre gebildeten
Laien verständlich zu machen. Er theilte also jenem Freunde
schon im Sommer des vorigen Jahres aus zu weit getriebe-
nem Mißtrauen gegen sich selbst, seinen in deutscher und latei-
nischer Sprache verfaßten Aufsatz zur Revision und unbeding-
ten Verbesserung mit. Der Tod hat ihm die Freude geraubt,
vom Publikum Belehrung oder Beyfall zu erhalten. Da in-
dessen, nach der Einsicht seines Freundes, der von ihm behan-
delte Gegenstand überaus wichtig für Menschenwohl ist, so
wird sein Freund, der auch jetzt das Publikum mit diesem wa-
ckern Manne bekannt macht, den Willen des Vollendeten, mit
Bewilligung seiner Hinterlassenen, vielleicht schon in nächster
O. M. erfüllen, und jenen Aufsatz zum Druck befördern. Man
wird wenigstens immer daraus sehen können, daß der Ver-
storbene, und wie er über Gegenstände seines Faches nachzu-
denken und sie zu prüfen, gewohnt war, daß er sich also von
den Haufen blinder Anhänger eines Systems gar sehr zu sei-
nem Vortheil unterschied.

Neue Erfahrungen und Entdeckungen bey den Bienen und litterarische Anzeige.

Ein Franzose, Herr Hüber, der von seinen jüngern Jahren an blind ist, aber doch die Wissenschaften liebte, hat in zehnjährigen Untersuchungen mehr von der Begattung der Bienenkönigin (d. i. der Bienenmutter, oder des **vollkommenen Bienenweibchens**) und andern wichtigen Bemerkungen entdeckt, als ich seit meinen 42jährigen Bemühungen kaum finden können, und alle wir sehende Deutschen zusammen genommen nicht sahen. Wie dies alles möglich sey, wird der Leser staunen, wenn er das Ganze lieset: genug, wenn ich hier nur anführe, daß er sich einen treuen Domestiquen, namentlich **Franzois Bürnens**, zum Vorlesen und Beobachten angenommen hatte. Er gab in einem französischen Werke, ein Alphabet stark, dieses und vieles äußerst Merkwürdige von seinen Erfahrungen heraus, und addressirte solches an unsern großen Naturforscher **Bonnet**. Erfahrungen, gegen welche die eines **Swammerdamm's**, von **Reaumür's**, von **Lüttichau's**, und die meinigen als nichts zu rechnen sind; indem 1) der Herr D. **Swammerdamm** in Holland, seiner unermüdeten und vortrefflichen Versuchen und Beobachtungen ungeachtet, und um hier nur kürzlich, bey der bisher bald geläugneten, bald für sicher ausgegebenen Begattung der Königin (vollkommenen Bienenmutter) stehen zu bleiben, dieselbe gar nicht gesehen (m. s. dessen Bibel der Natur, Leipzig in der Gleditschischen Handlung, 1752, in Fol.) sondern nur geglaubt hat, die Eyer der Bienen, würden von den Ausdünstungen der Männchen befeuchtet; 2) da weiter der Herr **von Reaumür** auf seinem Landguthe ohnfern Paris, zwar viele Anstalten, die Begattung zu beobachten, machte, solche aber nicht selbst, sondern nur sein Bedienter sah, (m. s. seine phys. ökon. Geschichte der Bienen) wodurch auch seine unvollkommene Beschreibung entstanden ist; 3) weil der Herr von **Lüttichau** zu **Potzschappel** bey Dresden dieselbe zwar so gewiß entdecket hat, daß er die Königin, in der Begattung mit der Drohne (dem Männchen) zusammen gefügt, erstach, (m. s. seine **Anmerkungen über die Bienenzucht in Sachsen**, besonders die Vorrede in seinem **katechetischen Unterricht für Bienenfreunde**,) und sie sofort im Weingeiste zusammenhängend geraume Zeit aufbewahret hat, auch einige Jahre darauf,

als ich in seine Gegend zu wohnen kam, mir sicher gezeigt haben würde, wenn er nicht, durch einen Brand im Hause, um dies schöne Präparat, nebst andern schätzbaren Sachen gekommen wäre; *) 4) da endlich auch ich das Glück gehabt, die Bienenkönigin nach 100 und mehrern Versuchen, welche ich in Schachteln mit Glasscheiben bedeckt, durch vieltägige Einsperrung einzelner Königinnen mit einzelnen Männchen, im Beyseyn mancher Zeugen, unternahm, ein einziges Mal luxuriös zu finden, und darinn doch ihre Begattung nur so zu sehen, daß das Männchen, welches von ihr immer erst gereizt wurde, augenblicklich todt unter ihr liegen blieb, als das Weibchen, nach der sehr geschwind geschehen gewesenen Begattung von ihm abstieg, (m. s. Bemerkungen der Churpfälz. ökonom. Gesellschaft v. J. 1769, 1ste Auflage S. 102, und 2te Auflage S. 101,) daher ich auch sagte: **jede Begattung kostet eines Männchens Leben, und darum sehnt sich kein Männchen nach derselben.** Hätte ich damals den schönen Gedanken des Hrn. Häber's gehabt, diese Bienenkönigin zu anatomiren; dann würde ich sicher auch gesehen haben, was er bey denen die im Fluge sich begatteten, entdeckte: so aber sahen wir bey dieser Untersuchung alle nicht, was Häber mit seinem Vorleser darüber entdecket hat, nämlich: **das männliche Glied in der Königinn zurück bleibend.** Er hat zwar die Begattung über der That nicht endecket, und nimmt sie auch nicht an, wie wir sie im Stocke möglich halten, sondern er will sie in der Luft geschehen lassen, wie schon der Wienerische Lehrer **Janscha** sie in seiner vollständigen Bienenlehre angab, und wie alle seine Schüler, **Kratzer, Pösel, Müller** und andere mehr ihm solches nachgeschrieben haben; welches aber **Tölde** mit Einschränkung, und **Janisch**, der nach **Janscha** das beste praktische Bienenbuch schrieb, weislich übergieng. Jene sagten: die Drohnen sollen in einer Geschwindigkeit in der Luft an die Königinn stoßen, und dies vermuthlich die Begattung seyn; denn man fände alsdann bey der Rückkunft etwas weißes, wie ein

 Faden,

*) Auch im ersten Bändchen der vortrefflichen Schrift: Versuch einer Universalbienengeschichte, 8. 1790, S. 71. findet man dieser Beobachtung von Begattung der Königin erwähnt, und den Verlust dieses Präparats beklagt. Wahrlich es ist Schade dafür; es würde für ein Naturalienkabinet 1000 und mehr Thaler sicher werth gewesen seyn. R.

Faden, ihr am Hintertheile anhängend, wenn die Befruchtung vollzogen sey. Zu erfahren, was das wäre, so heraushängt, dies hat noch keinem von uns allen zu sehen geglückt; vielleicht ists auch keinem näher nachzuspüren eingefallen: ja ich selbst läugnete bisher diese Art Begattung, weil ich sie nicht in der Luft also sehen können. Nur unserm Blinden war der herrliche Gedanke vorbehalten, die Bienenmutter gleich nach der That seciren zu wollen; er fieng nicht nur eine, sondern mehrere Bienenmütter mit seinem getreuen Vorleser Burnens auf, und noch ehe sie diejenigen, welche aufgetriebene Geburtsglieder nebst weißen Faden zeigten, tödten konnten, so ließen solche schon das, was zurück geblieben war, fallen, und siehe, es ist der völlig kenntliche Theil des männlichen Gliedes gewesen: welches er dann hier in solchen Zeichnungen vorlegt, die keinen Zweifel mehr übrig lassen; die wenigstens uns, zwey langwierige Zweifler, Bonneten und mich, völlig von der Wahrheit der Sache überzeugen.

Da Hr. Hüber auch meine Erfahrungen, daß und wenn die gemeinen Bienen untrüglich Eyer legen, woraus nichts als Drohnen werden, (m. s. Bemerkungen der Churpfälz. ökonom. Gesellschaft v. J. 1770. 1 B.) in seinem Werke, und zwar mittelst seines daselbst abgebildeten so genannten Blätter- oder Bücherstocks — eine Benennung, weil er sich wie ein Buch aufblättern, und zugleich auch zu vielem Gebrauch in der Oekonomie der Bienen, so wie noch vorzüglich zu physikalischen Beobachtungen einzeln *) anwen-

*) Hier muß ich anmerken, daß man solche Stöcke zum Beobachten blos einzeln und eben so, wie sie Herr Hüber von 12 Zoll Höhe, 10 Zoll Breite und 18 Linien Tiefe vorgezeichnet hat, anwenden, und sie auf beyden Seiten mit Glasscheiben versehen, dabey aber den Bienen von der obern Hälfte an, den Weg mit einer eingesetzten leeren Wachstafel in der Art zeigen müsse, wie sie bauen sollen: nämlich so, damit man auf beyden Seiten die flache Seite der Tafeln beobachten könne. Schon Bonnet hatte in seiner Contemplation de la Nature sie sehr flach (fort applatier) zu besetzen mir vorgeschlagen, und ich billigte solche zum Beobachten der Eyerlage gemeiner Bienen. Es hat aber nach Reaumür's T. 3. Herr Pastor Spitzner in seiner Korbbienenzucht 1788. ähnliche platte Stöcke vorgeschlagen: und es ist gewiß, daß ich in meinen Fundamentalgesetzen zur Bienenpflege 2ter Auflage, in der 3ten Kupfertafel A, B, C und D solche Stöcke, nur mit dem Unterschiede, angegeben habe,

anwenden läßt — nicht nur erprobet, sondern sie theils auch so bestätiget und theils auch verbessert hat, als ich es nicht vermochte — weil ich nicht so, wie er, mit den hiezu erforderlichen Vermögensumständen von der Vorsehung genüglich versehen worden, um Tage und Wochen, ja Jahre, einer einzigen, manchmal äußerst mühsamen, und außer dem Belustigenden wenig eintragenden Untersuchung widmen zu können — so war mir dieses um so mehr schätzbar, als zwar auch andere diese Wahrnehmung gemacht, jedoch solche nicht von allen Zweifeln so frey, wie Hr. **Hüber**, gesetzt hatten. Denn auch bey diesen **gemeinen** oder **Arbeitsbienen** (unvollkommenen Bienenmüttern) hat er wirklich die eyerlegenden gefunden, sie secirt und die Eyer eben so gut, wie bey der vollkommenen Bienenmutter, mikroscopisch dargelegt.

So wie er nun in diesem allen sehr präcis zu Werke gegangen ist, eben so hat er noch mit vielem andern, für die **Naturgeschichte** und **Oekonomie** der Bienen äußerst Interessanten unser Jahrhundert bereichert; daher werde ich diese merkwürdige Schrift mit meinen immer nach Möglichkeit seit 42 Jahren gesammelten Erfahrungen — als so lange mir das Bienengeschäft ein Lieblingsstudium war, — verbinden, und deutsch heraus geben; sie wird alsdann sammt den Kupfern, die ich mit den meinigen vermehren werde, erscheinen, und zwar die 13 **Hüber**'schen und **Bonner**'schen Briefe, jeder mit meiner Antwort begleitet, in der Ostermesse 1793 und im Verlag der **Waltherischen Hofbuchhandlung zu Dresden.**

Der Commissionsrath
Riem,
beständiger Secretär der ökonom. Societät.

* * *

Das Blumenkörbchen, Versuch einer Zeitschrift für Damen, erstes Stück, für den künftigen Monat Januar, ist für

be, daß meine 5 Zoll tief, des Herrn Hüber's seine aber ¾ bis ⅘ Zoll tief sind; daß meine 3 bis 4 Stöcke zusammen gesetzt einen Stock ausmachen, wenn Herr Hüber von seinen 12 dazu fordert.

für das schöne Publikum zum Kauf erschienen, und im Morinoschen Verlage zu Berlin, und in Leipzig bey dem Buchhändler J. G. Beygang, als auch in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Diese Zeitschrift kömmt unter der Aufsicht eines der geistreichsten und angenehmsten Frauenzimmer unsers Zeitalters heraus: und man darf sich also nicht wundern, wenn sie dem Wunsch der weiblichen Welt entsprechen werde; denn da den Damen von ihren nothwendigen Hausgeschäften nur wenig Stunden zur Lektüre übrig bleiben, so kann billig zu deren Ausfüllung das Unterhaltende, mit dem Nützlichen verbunden, nicht sorgfältig genug gewählt werden. Und es werden diejenigen, die vortreffliche Beyträge nach den strengen Förderungen der Ida einsenden können, um diese Gefälligkeit, aus Gunst für sämtliche Damen, und für ein Honorarium von 3 Friedrichsd'or für jeden Bogen ergebenst ersucht. Den ersten Tag eines jeden Monats erscheint ein gleiches Stück, auf schönem und geglättetem Papiere gedruckt, in weißes Gewand brochürt, und mit einem feinen Kupfer geschmückt, für den billigen Preis von 8 Groschen. So will es Ida!

Die Herausgeber.



Bey Friedr. Severin sind zur leipziger Michaelismesse folgende neue Verlagsbücher herausgekommen:

Ackermann, M. W. was man im Ehestande erwarten, und nicht erwarten darf. Eine Hochzeitpredigt. 8. — Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel; dramatisirt vom Verfasser des deutschen Alcibiades mit Kupfern von Hrn. Lips. 3 Theile, 8. — Alcibiades, der deutsche, 2ter und 3ter Theil, verbesserte und vermehrte Auflage, 8. — Bagatellen, romantische, 4ter Band. 8. — Burggespenst, das, eine Geschichte aus der Vorzeit von F. K. L. M — n. 8. — Calender, immerwährender, der gesunden Vernunft, oder Handbuch zur Erklärung des Kalenders auf alle Jahre, 8. — Försters, Thomas, Erzählungen von seinen Reisen in alle vier Weltheile, eine gemeinnützige und unterhaltende Volksbibliothek. 4ter und 5ter Band, gr. 12.

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 6.

1793.

Ehrenbezeugungen.

Die theologische Facultät zu Tübingen hat dem Herrn Professor Stäudlin zu Göttingen mit ihrem Doctordiplom ein Geschenk gemacht.

* * *

Belohnungen.

Zu Kiel haben der Herr Justitzrath Christiani und Herr Professor Heinze, wegen ihrer Aemter bey der Universitätsbibliothek, Zulagen erhalten. Zugleich ist der außerordentliche Professor der Philosophie, Herr Kordes, zum zweyten Custos bey dieser Bibliothek, mit einem jährlichen Gehalte von 100 Rthlr. ernannt worden.

* * *

Beförderungen.

Der bisherige Inspector zu Schulpforte, Herr Magister Gebe ist Superintendent zu Oschatz geworden.

Der bisherige Diaconus zu Torgau, Herr Magister Heinrich, bekannt durch seine Geschichte des christlichen

Glaubenswahrheiten, ist nach Eulenburg als Superintendent versetzt worden.

Hr. Mag. Horrer, zeitheriger Archidiaconus zu Weissensee, in Thüringen, ist daselbst Vicesuperintendent geworden.

An die Stelle des verstorbenen Prof. Hartmann in Frankfurt an der Oder kömmt der durch mehrere gelehrte Arbeiten vortheilhaft bekannte Dr. und Prof. Kurt Sprengel aus Halle.

Todesfall.

Am 29sten Oct. vor. Jahrs starb zu Jever der hochfürstl. Anhalt-Zerbstische Hofrath und Leibarzt, auch Stadt- und Landphysicus dieser Herrschaft, Hr. Paul Heinrich Gerhard Möhring im 83sten Jahre seines Lebens. Schon 1733 trat er seine hiesige medicinische Laufbahn an, erhielt bald eine ausgebreitete Praxis, und nahm derselben mit der größten Thätigkeit und Sorgfalt, selbst bis zum letzten Tage seines schmerzhaften Krankenlagers, wahr. Der gelehrten Welt ist er durch verschiedene medicinische und naturhistorische Schriften und Abhandlungen bekannt worden. Er war Mitglied der Petersburger Akademie und verschiedener anderer gelehrten Gesellschaften.

Preisaufgaben.

Göttingen. Am 24sten Nov. 1790. hielt die hiesige Societät der Wissenschaften ihre Versammlung zur Feyer des ein und vierzigsten Gedächtnißtages ihrer Stiftung. Ueber die historische Preisfrage: Res Trajani ad Danubium gestae etc. waren zwey Abhandlungen eingelaufen, beyde des Druckes werth. Den Preis erhielt die Abhandlung mit dem Motto: Quamquam o! und der zweyten mit dem Motto: Magis in studiis homines timor quam fiducia decet, wurde ein ehrenvolles Accessit zuerkannt. Die ökonomische Classe fand unter den eingelaufenen Schriften über die aufgegebenen

Preis-



Preisfragen keine des Preises würdig. Auf den November 1793 ist die Preisaufgabe der physischen Classe:

Durch eigene sorgfältig angestellte und getreulich erzählte Erfahrungen den Unterschied zwischen der sogenannten Blasen- und Lebergalle in Absicht auf ihre Bestandtheile und die Art ihrer Mischung zu erforschen und zu erweisen; ob die Galle in Säugethieren eben so beschaffen sey, als in Vögeln, Amphibien und Fischen? in fleischfressenden eben so als in grasfressenden, und solchen, die ihre Nahrung aus beyden Naturreichen wählen, in wiederkäuenden eben so als in nicht wiederkäuenden? Ist sie es nicht, worin liegt der Unterschied in Absicht auf ihre Bestandtheile? und was lassen sich für Folgerungen für die Bestimmung der Galle im thierischen Körper und für ihre Heilkraft, was für Vorsichtsregeln bey der Anwendung der mit Galle anderer Thiere angestellten Versuche auf den menschlichen Körper daraus ableiten? —

Die mathematische Classe giebt auf den November 1794 folgende Preisfrage auf:

Da die Lehre von der Zusammensetzung des Wassers, des großen Beyfalls ungeachtet, womit man sie an den meisten Orten aufgenommen hat, dennoch allen, denen es mehr um gründliche Kenntniß der Natur, als blos um eine gewisse in die Augen fallende Zusammenstellung mancher Phänomene, oder um gefällige Leichtigkeit beym Vortrage derselben zu thun ist, noch großen Zweifeln unterworfen zu seyn scheint: so wünscht die Königl. Societät „neue, einleuchtende, und durchaus auf „genaue Messungen gegründete Versuche angestellt zu sehen, wodurch diese Lehre entweder widerlegt, oder völlig bestätigt werden könne.“ —

Von der historischen Classe wird auf den Novemb. 1795 jetzt zuerst ausgegeben:

Es soll aus Stadtarchiven und Privatsammlungen, so wie auch aus gedruckten und handschriftlichen Nachrichten, ausfindig gemacht und gezeigt werden: „welche und wie „große Vortheile König Georgs III. deutsche Staaten aus „ihrer Verbindung mit der Hanse gezogen haben.“ —

Der äußerste Termin zur Einsendung der Preisschriften ist der letzte Tag des Septembers jedes Jahres, und der Preis funfzig Ducaten.

Die ökonomische Aufgabe auf den Julius 1793 ist:

> Die bequemsten und wohlfeilsten Mittel, kranken Armen in den Städten die nöthige Hülfe zu verschaffen. —

Auf den November 1793:

> Ist ein wahrer Schaden für den Staat zu besorgen, wenn die willkührliche Vertheilung oder Verkleinerung der Bauerhöfe (jedoch bey gleichförmiger Vertheilung der darauf haftenden Abgaben und Pflichten) ohne Einschränkung erlaubt wird? —

Auf den Julius 1794:

> Kann auch bey der niedersächsischen Landwirthschaft das Getraide, zu Ersparung der Scheunen, in Feimen gelegt werden? und wie können die dabey vorkommenden Schwierigkeiten am besten gehoben werden? —

Der Preis auf die beste Beantwortung dieser ökonomischen Aufgaben ist zwölf Ducaten, und die Schriften für den Julius müssen zu Ausgange des Mays, die Schriften für den November aber zu Ausgange des Septembers spätestens eingeschickt seyn.

Oeffentliche Anstalten.

Gotha. Ueber die zweckmäßigere Besetzung der Lehrstellen an den untern Klassen des hiesigen Gymnasiums, oder der eigentlichen Stadtschule hat unser Hr. Generalsuperintend. D. Löffler einen Vorschlag gethan, der höhern Orts gebilligt, und mit dessen Ausführung bereits der Anfang gemacht worden ist. Es sollen nämlich, nach und nach, statt der bisherigen Schulcollegen, in jeder Klasse zwey Candidaten des Predigtamts, die aber, wenn sie die Reihe trifft, einen Pfarrdienst bekommen, angestellt werden. Diese Einrichtung, mit welcher in der siebenten und letzten Klasse bereits

der Anfang gemacht worden ist, verdient allenthalben, wo es die Umstände erlauben, nachgeahmt zu werden. Die Vortheile derselben sind groß und einleuchtend. Erstlich können auf diese Weise in Zukunft keine Emeriti mehr entstehen, denen Substituten gesetzt werden müssen. Lehrer, die ihr ganzes Leben hindurch das höchst mühselige Geschäfte treiben, einen Haufen kleiner Kinder zu unterrichten und in Ordnung und Ruhe zu erhalten, müssen fast unvermeidlich mit der Zeit hart, mürrisch und pedantisch werden, und die so nöthige heitere Stimmung und Munterkeit verlieren. Ein Uebel, dem durch diese Einrichtung gänzlich vorgebeugt ist. Auch wird dadurch, daß nicht Ein Lehrer den ganzen Tag allein unterrichtet, sondern zwey abwechseln, das Gute bewirkt, daß die Kinder und die Lehrer selbst mehr bey Aufmerksamkeit und Thätigkeit erhalten werden. Von jungen Lehrern ist ferner, im Durchschnitt wenigstens, eher zu erwarten, daß sie eine den Kindern angemessene Lebhaftigkeit und Gabe des Vortrags und der Unterhaltung besitzen, auch geneigter und fähiger sind, neue und bessere Methoden des Unterrichts anzunehmen. Endlich ist für die Candidaten selbst ein solcher Unterricht, bis zu ihrer Beförderung ins Predigtamt, nicht nur eine nützliche Beschäftigung, sondern auch eine angemessene Vorbereitung zu demselben in Absicht des populären Vortrags und der Entwickelung der Begriffe im katechetischen Unterrichte, als wodurch sie in den Stand gesetzt werden, desto bessere Aufseher der ihnen anvertrauten Landschulen abzugeben.

Dresden. Der unermüdet thätige Consistorialpräsident v. **Burgsdorf** macht nun ernstliche Anstalten zu Schulseminarien, die, unter allen protestantischen Ländern von einigem Umfange, Chursachsen allein bis jetzt noch entbehrte. Es sind zu diesem Ende auch an die Oberamtsregierungen der Lausitz Rescripte ergangen, Vorschläge deshalb einzusenden.

* * *

Bey Friedr. Severin sind zur leipziger Michaelismesse folgende neue Verlagsbücher herausgekommen:

Forsteck, Rudolf von, eine Sage aus der Vorwelt, von M. 8. — Gespräche, einige, über Sylphen, Gnomen, Salamander und Ondinen, erster Theil, 8. — Herrers,

M. G. A. Nachtrag zum Almanach für Prediger, die lesen, forschen und denken, 2tes Bändchen, 8. Auch unter dem Titel: — Geistesunterhaltungen für Prediger, Kandidaten und Freunde des Wahren und Guten, 2tes Bändchen. — Kirchfest, das, eine vaterländische Scene der Vorzeit, aus den Naumburgischen Jahrbüchern gezogen und dramatisirt von Ernst Grosmann, 8. — Plexippus, oder der emporstrebende Bürgerliche, im Auszuge frey bearbeitet vom Verfasser des deutschen Alcibiades, 2 Theile. 8. — Wahrheit und Dichtung, ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann, auf 1792. 3tes u. 4tes Quartal. 8.

* * *

Neue Verlagsbücher der Buchhändler Hemmerde und Schwetschke zu Halle, von 1792.

D. Hume über die menschliche Natur, aus dem Engl. nebst krit. Versuchen zur Beurtheil. dieses Werks, von Prof. L. H. Jakob, 2ter und 3ter Band, gr. 8. 1 thlr. 12 gr. — F. G. Leonhardi Erdbeschreibung der Preußischen Monarchie, 2ter Band, 8. 1 thlr. 12 gr. (Der 3te Band erscheint gleich nach Weyhnachten.) — C. C. Dabelow Versuch einer ausführl. systemat. Erläut. der Lehre vom Concurs der Gläubiger, 1ster u. 2ter Band, gr. 8. 1 thlr. 18 gr. (Der 3te und letzte zur O. M. 1793.) — Ebendesselben Grundsätze des allgem. Eherechts der deutschen Christen, gr. 8. 12 gr. — J. C. Hoffbauer Analytik der Urtheile und Schlüsse, mit erläuternden Anmerk. 8. 12 gr. — J. C. Krause Geschichte der wichtigsten Begebenh. des heutigen Europa, ein Handbuch ꝛc. 5ter Band oder der neuen Zeiten erster. gr. 8. 1 thlr. (Der 4te, welcher aus verschied. Ursachen zurück geblieben ist, kömmt zur O. M. 1793.) — M. C. Sprengel Geschichte der wichtigsten geograph. Entdeckungen, neue beträchtlich verm. Ausgabe. 8. 1 thlr. — J. F. Tiede moralische Reden, 5te verb. Auflage, 2 Theile gr. 8. 2 thlr. —

Folgende Bücher haben wir käuflich an uns gebracht, und deren Verkaufpreis merklich erniedrigt:

J. S. Semlers Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt, 2 Theile, gr. 8. 1782. 1 thlr. 12 gr. jeder Theil einzeln

zeln 18 gr. — Ebendess. Beantwortung der Fragen eines Ungenannten insbesond. vom Zweck Jesu und seiner Jünger, gr. 8. 1780. 18 gr.

Vermischte Nachrichten.

Aus Bremen. Herr Großmann hat bekanntlich die Absicht, dem verstorbenen Lessing ein Denkmal zu errichten. Den Erfolg seiner Bemühungen, das dazu nöthige Geld zusammen zu bringen, hat er in einer eigenen Schrift dem Publikum vorgelegt, unter dem Titel: **Lessings Denkmal, Eine vaterländische Geschichte, dem deutschen Publikum zur Urkunde vorgelegt.** 1791. die auch A. D. B. CX. B. II. St. S. 593. angezeigt ist. Als Nachtrag zu jener Schrift melde ich Ihnen den Beytrag, den nach Herrn Großmanns eigener Angabe Bremen dazu beysteuerte. Am 15ten Dec. 1792. gab er zu diesem Behuf in Bremen eine Vorstellung, (**Minna von Barnhelm**) und es giengen baar ein; 91 Rthlr. 23 Grote. Außerdem aber empfieng er noch in Bremen 2 Friedrichsd'or und eine halbe Pistole von zwey Verehrern Lessings (einem Doctor und einem Pastor). Der regierende Herzog von Oldenburg ließ ihm durch den Herrn Reichshofrath von Brints in Bremen zehn Louisd'or auszahlen.

Obige 91 Rthlr. kontrastiren zwar etwas mit den 15 Rthlr., die in Cassel durch eine Vorstellung desselbigen Stücks erhoben wurden, indessen ist der Ertrag doch nicht so groß, als man billigerweise von einer Stadt erwarten konnte, in welcher (nach einem Schreiben aus Bremen im Journal des Luxus und der Mode. November, 1792.) so viel Enthusiasmus für das Schauspiel, und nämentlich für Hrn. Großmann herrschen soll. Dieß fällt noch mehr auf, wenn man bedenkt, daß von denen, die jene 91 Rthlr. als Entreegeld bezahlten, gewiß zwey Drittel nicht um Lessings willen ihr Geld hingaben, sondern um — den Abend auf eine angenehme Weise hinzubringen, also um ihrer selbst willen. Mehrere Ursachen können aber auch zum Grunde liegen, warum der Beytrag zu Lessings Denkmal nicht sehr beträchtlich ausfiel. Ich denke etwa folgende: Bremen ist, so wie meist alle Handelsstädte, nicht der schicklichste Ort, um Interesse für

irgend

irgend Etwas, das ins litterarische Fach schlägt, zu erwecken. Man hat da mehr zu kalkuliren und zu spekuliren, als an Denkmäler für Gelehrte zu denken. Es kam dazu, daß die Ankündigung, die Herr Großmann einige Zeit vorher davon auf seinen Anschlagszeddeln gab, von einem großen Theil Bremens (freylich auf eine sehr unverständige Weise) interpretirt, oder vielmehr gemißdeutet wurde. Ferner, daß er einen für viele (besonders für unsere Bremischen Damen) nicht sehr bequemen Tag dazu aussetzte — es war ein Sonnabend. Und endlich, daß er die Vorstellung nicht in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Bremen gab. Ohne Zweifel hätte er mehr eingenommen, wenn er sie in der Zeit gegeben hätte, in welcher der Brief, im Journal des Luxus und der Moden geschrieben ist.

Hr. Großmann scheint, ohngeachtet der kalten Aufnahme, die seine Ankündigung und Bemühung, dem unsterblichen Lessing zu Ehren ein Denkmal zu errichten, in ganz Deutschland gefunden hat, doch seine Absicht durchsetzen zu wollen. Was auch der Erfolg seyn mag, so ist, dünkt uns, das Beste und Sicherste dabey, daß Lessings Andenken wohl in Ehren bleiben wird, wenn er auch kein Denkmal von Marmor erhalten, und sein Name auf keiner Börse genannt werden sollte.

Berlin. Hr. Prof. Ramler wird den Catull, auf ähnliche Weise, wie er den Martial behandelt, im Auszuge herausgeben. Den Uebersetzungen zur Seite wird der lateinische Text und das Ganze mit Didotscher Schrift gedruckt.

Weimar. Hr. Geh. R. Bode arbeitet an einer Verdeutschung der berühmten Essays de Montaigne. Ein schweres und äußerst mühsames Unternehmen; dem aber von dieser Meisterhand die glücklichste Vollendung zu versprechen ist.

Ebendas. Hr. HR. Wieland arbeitet an einer neuen und sehr verbesserten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Manche seiner Schriften werden sehr beträchtliche Veränderungen erfahren, und der Neue Amadis z. B. ist, wie man versichert, größtentheils schon in ein regelmäßigeres Sylbenmaas, eine Art von achtzeiligen Stanzen, umgeschmolzen.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 7.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen.

Berlin. Der Buchhändler und geheime Commerzienrath, Herr Joachim Pauli, ist von dem Churfürsten zu Sachsen während des Reichsvicariats in den Reichsadelstand erhoben und ihm das Prädicat Edler von ertheilt worden.

Leipzig. An die Stelle des sel. Morus ist Hr. D. Johann Gottfried Müller, Prof. der Rechte, zum Collegiaten des großen Fürstencollegiums erwählt worden.

Berlin. Herr Gottfried Schadow, königl. erster Bildhauer, wie auch Rector und Prof. bey der hiesigen Kunstakademie, ist, während seines Aufenthalts in Koppenhagen, zum Mitgliede der dortigen königl. Bau- Maler- und Bildhauerakademie ernannt worden.

Ebendas. Hr. Cuningham, Königl. Maler und Ehrenmitglied der hiesigen Akademie der Künste, ist von Sr. Maj. für den Ihr übersandten Kupferstich: Friedrich II. auf seiner Rückkehr von den Manövres bey Potsdam nach Sanssouci, mit der größern goldnen Medaille: Merentibus, beehrt worden. Auch hat der König den Miniaturmaler, Hrn. Lutherburg, aus London, zu seinem Hofmaler ernannt.

Ebendas. Die königl. Akademie der Künste hat den von seinen Reisen zurück gekommenen Medailleur, Hrn. Abramson, zu ihrem außerordentlichen Mitgliede aufgenommen.

Todesfälle.

Bereits am 10ten Febr. 1792. starb in Berlin Herr Johann Heinrich Christian Franke, ein vortrefflicher Portraitmaler, im 54sten Jahre seines Alters.

Im Jahre 1792. den 14ten April starb zu Amsterdam im 72sten Jahre, Hr. Abraham Arend van der Meersch, Lehrer am remonstrantischen Gymnasium. Er war ein eifriger Freund der religiösen Aufklärung und Toleranz. In der deutschen Litteratur ist er dadurch merkwürdig, daß er die Uebersetzung verschiedener vorzüglicher deutscher Schriften ins Holländische besorgte. Er hat aber nie seinen Namen dabey genannt, weil er sich vor der Verfolgung und Verunglimpfung der holländischen Orthodoxen fürchtete. Er besorgte auch die holländische Uebersetzung des Lebens und der Meynungen M. Sebaldus Nothanker, und setzte dieser Uebersetzung eine Vorrede vor, worinn er sehr drollig: „den „großen Schaden der Gottseligkeit ausführte, indem es eine „List des Teufels sey, daß die Heterodoxen so oft gottselige Ge„sinnungen hegen, und dadurch ihren heterodoxen Gesinnungen, „zum Nutzen des bösen Feindes, mehr Eingang verschaffen." Auch sind bey der Uebersetzung Anmerkungen von ihm.

Am 15ten May v. J. starb in Leipzig Hr. Johann Friedrich Ludwig Oeser, Historien- und Landschaftsmaler von der kurfürstl. Akademie der Künste zu Dresden, in seinem 41sten Jahre. Er war der älteste und noch einzig übrige Sohn des berühmten Director Oeser in Leipzig.

Am 11ten Jul. v. J. starb in Berlin Hr. Johann Franz Joseph Genelli, königl. preuß. Hofkunststicker, und Mitglied der Kunstakademien zu Kopenhagen, Wien und Berlin, in seinem 68sten Jahre.

Am 2ten Octobr. v. J. starb zu Breitenau der dasige Pfarrer, Hr. D. C. E. Köcher, im 37sten Jahre seines Alters an der Auszehrung. Man hat von ihm einige kleine philologische Schriften und ein kleines Handlexikon der bibl. Geographie des N. T. Coburg 1792. 8.

Im December v. J. starb zu Marburg Hr. Johann Heinrich Wepler, ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen und außerordentlicher Professor der Theologie, in einem Alter von 38 Jahren. Er besaß wirklich gründliche Kenntnisse; allein, seit mehr als 16 Jahren hatte er fürchterliche epileptische Zufälle, die ihn für die Universität fast ganz unbrauchbar machten.

Am 18ten Dec. v. J. starb in Anspach Hr. D. Casimir Christoph Schmidel, königl. Preußischer geheimer Hofrath und Leibarzt, Präsident des medicinischen Kollegiums zu Anspach, Mitglied der kaiserl. Akademie der Naturforscher, der botanischen Gesellschaft zu Florenz und einiger andern gelehrten Gesellschaften, im 77sten Jahre seines Lebens. Er war einer der ersten Professoren der 1743 errichteten Universität zu Erlangen, deren Mitvorsteher er in der Folge wurde, und blieb 20 Jahre lang bey ihr im medicinischen Lehramte. Alsdann aber berief ihn der letzte Markgraf von Brandenburg-Anspach als seinen Leibarzt zu sich. Von seinen mannichfachen und gründlichen Kenntnissen zeugen seine Schriften, die in Meyers Nachrichten von Anspachschen und Bayreuthischen Schriftstellern und in Meusels gelehrtem Teutschlande verzeichnet sind. In den fünf letzten Jahren seines sonst so thätigen Lebens hatte ihn eine Art von Apathie zu Geschäften untauglich gemacht.

Am 24sten Dec. v. J. starb plötzlich in Nürnberg Herr Philipp Ludwig Wittwer, Doctor der Arzneywissenschaft, Physikus der Stadt Nürnberg und Mitglied der kaiserl. Akademie der Naturforscher, in seinem 40sten Lebensjahre. Im J. 1784 war er ordentlicher Professor der Arzneykunde auf der Universität zu Altdorf, gieng aber das Jahr darauf, wegen körperlicher Unfälle, die ihn auch vor der Zeit hinweg rafften, nach Nürnberg, seiner Vaterstadt, zurück.

Am 25sten December v. J. starb zu Idstein im Nassauischen Hr. Georg Philipp Kraus, Inspektor der Kirchen und Schulen in der Herrschaft Idstein, beynahe 81 Jahre alt. Er war schon im Jahr 1777 wegen schwächlicher Gesundheit, mit Beybehaltung seiner Besoldung, von allen Amtsarbeiten dispensirt worden. Als Schriftsteller, besonders als Alterthumsforscher, ist er nicht unberühmt.

Ankündigung.

Wenn eine Arbeit mit Beyfall belohnt wird, und dieser Beyfall die Hoffnung erweckt, daß man durch seine Bemühungen Nutzen stiften könne; so muß man dadurch aufgemuntert werden, in seinem Fleiße fortzufahren. So nehme auch ich die gute Aufnahme meiner Predigten für christliche Landleute an, und halte mich dadurch verpflichtet, diese Arbeit fortzusetzen. In dieser Rücksicht habe ich mich entschlossen,

kurze Predigten und Predigtentwürfe über die evangelischen Texte, und bey besondern Veranlassungen für Landleute und Landprediger

drucken zu lassen, und den ganzen Jahrgang in zwey Hälften, die erste Hälfte des ersten Jahrgangs zur Jubilate- und die zweyte zur Michaelmesse 1793. im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin zu liefern. Sollte diese Arbeit Beyfall finden, so denke ich, wenn ich am Leben und gesund bleibe, mehrere solche Jahrgänge über die evangelischen und epistolischen Texte mit angehängten Gelegenheitspredigten und Entwürfen zu dergl. Reden heraus zu geben. Kleinschönebeck, den 1sten December. 1792.

K. Dapp.

Periodische Schriften.

Deutsche Monatsschrift, Berlin, bey Vieweg dem ältern, 1793. Januar, (S. 1 — 96.) enthält:

1) Ueber

1) Ueber die Güte der deutschen Staatsverfassung; vom Hrn. Hofrath und Prof. Häberlin zu Helmstädt. 2) Major von Marschall; eine Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege, vom Hrn. v. Walther und Croneck. 3) Ueber den Einfluß des Studiums der schönen Künste auf Manufakturen und Gewerbe; von Hrn. Hofrath Moritz. 4) Ueber die Nationalgleichgültigkeit der Deutschen gegen öffentliche Denkmäler; vom Hrn. Grafen Ranzau. 5) Wessen Seel' ist stärker? Ein Dialog über den Selbstmord; vom Hrn. Secretär Bertrand. 6) Vorschlag zur Erleichterung des Selbstunterrichts in Sprachen; von Hrn. Hofr. Jung. 7) Der Dichter im Tempel der Natur, von Hrn. Hofr. Moritz. 8) Proben aus Schubarts Aesthetik der Tonkunst. 9) Strenge Buße; von Hrn. Criminalr. Schwarz.

Historisch-politisches Magazin. Hamburg, 1793. Januar, (S. 1—128.) enthält: 1) Bericht über die Ludwig XVI. Schuld gegebenen Verbrechen. 2) Verhör Ludwigs XVI. vor dem Nationalconvent. 3) Vertheidigungsrede Ludwigs von Deseze. 4) Schreiben des Ritters d'Ocariz an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur und Arzneywissenschaft, erstes Stück. Gotha, bey Perthes, enthält: 1) Girtanners neues System. 2) Moneta's Mittel wider die Wasserscheu. 3) Ueber Catarrhe und Rheumatismen. Weikards Theorie. 4) Ist im gesunden Zustande keine Luft im Darmkanale? 5) Ueber Hahnemanns Merkurialfieber und den mercurius solubilis. 6) Das Herz ist ohne Nerven. Galvani's Versuch über die Nervenkraft. 7) Kurze Bemerkungen.

* * *

Pränumerationsanzeige.

In der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin ist fertig geworden: Jacobsons technologisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufakturen, Fabriken und Handwerke, fortgesetzt von G. E. Rosenthal, fünfter Theil,

 oder

der erster Band des Supplements, enthaltend die Buchstaben A bis G. gr. 4. Die Herren Pränumeranten belieben ihre Exemplarien abholen zu lassen. Für diejenigen, welche noch nicht pränumerirt haben, steht die Pränumeration mit einem Ducaten oder dessen Werth bis zur Leipziger Ostermesse dieses Jahres offen. Der sechste Band erscheint in der Michaelmesse d. J.

Nachricht von einer neuen Landkarte.

Die Weigel-Schneiderische Kunsthandlung in Nürnberg, welche eifrigst bemühet ist, dem Publikum gute und brauchbare Karten zu liefern, hat wiederum eine neue Karte von Asien veranstaltet, woran bisher immer Mangel war, da man sich mit den gewöhnlichen schlechten behelfen mußte.

Es ist daher dieses neue Asien die erste gute Karte, die wir von diesem Welttheile besitzen, und nicht allein nach den besten und neuesten Reisebeschreibungen, sondern auch nach den neuesten englischen Karten bis 1792. entworfen. Dieses schöne Blatt hält eben den Maßstab, wie Australien, nämlich 26 Zoll breit, und 18 Zoll hoch, und der Stich ist eben so rein und deutlich ausgefallen. Zu Ende des Jenners 1793. wird sie in allen Kunst- und Buchhandlungen zu haben seyn; Liebhaber aber, die sich an obige Handlung selbst wenden wollen, erhalten nicht nur die ersten Abdrücke im billigsten Preise, sondern bekommen auch die dazu gehörigen geographisch-statistischen Nachrichten um den vierten Theil wohlfeiler.

Berichtigung.

Aus Stralsund. Der Recensent des bekannten Werks: Res suo aevo gestae, in der A. D. Bibl. hat dessen Verfasser nicht richtig angegeben. Dieser ist der zweyte Sohn des verstorbenen königl. Kammerherrn und Ritters, Freyherrn Carl Ludwig Schulz von Ascheraden, eines im Schwedischen Pommern und in Rügen angesessenen überaus würdigen

gen Cavaliers, der seinen sechs Söhnen die vortrefflichste Erziehung gegeben, und sie in Wissenschaften und Sprachen mehr, als gewöhnlich, hat unterrichten lassen. Unser Autor ist ein jüngerer Bruder des Obristlieutenants, der im letzten Finnischen Kriege an der Seite des Herzogs von Südermannland den ehrenvollen Tod starb. Er selbst hatte sich auch in seinen jüngern Jahren den königl. Kriegsdiensten gewidmet, ward von Stufe zu Stufe Hauptmann, Kammerherr und Ritter des Schwerdtordens. Allein er fand das militärische Geräusch mit seiner vordringenden Liebe zu den Wissenschaften nicht vereinbarlich. Er verließ die Kriegsdienste, und ward einige Zeit nachher Envoyé, erst bey den Generalstaaten, und dann beym Niedersächsischen Kreise. Eine schwere und anhaltende Krankheit nöthigte ihn, auch diesen Posten aufzugeben; da ihm dann, nach hergestellter Gesundheit, die Gesandtschaft bey dem Reichstage zu Regensburg wegen Pommern anvertraut ward. Wie rühmlich er seine Muße angewandt, beweisen, außer obigem Werke, auch die Laudes Caji Iulii Caesaris, die aber wohl nicht in den Buchhandel gekommen sind.

Vermischte Nachrichten.

An dem königl. Gymnasium zu Anspach schrieb der Lehrer der 2ten Klasse, Hr. M. Christoph Wolfgang Brunner das Programm zum Herbstexamen über die Frage: ob es rathsam sey, Kinder frühzeitig zum Lernen anzustrengen? Von der Einladungsschrift zur Geburtsfeyer des Königs: Disquisitio de auctore epistolae posterioris Petri, ist der Lehrer der ersten (an andern Orten heißt sie die letzte) Klasse, Hr. M. Johann Thomas Martini, der Verfasser. Die bey dieser Feyerlichkeit gewöhnlichen zwey Reden wurden von dem Hrn. Prof. und Rektor Faber in lateinischer, und von dem Inspector Morum, Hrn. Roth, in teutscher Sprache gehalten. Vom erstern wurden nach geendigter Rede allerley Prämien an Schulbüchern, mathematischen Instrumenten, Kupferstichen, Vorschriften und Musikalien ausgetheilt.

Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen hatte in der historischen Klasse einen Preiß von 50 Dukaten

auf

auf die beste Beantwortung der Frage: Res Trajani ad Danubium gestae etc. gesetzt, und am 24sten Nov. 1792. ihn der Abhandlung mit dem Motto: Quamquam o! zuerkannt. Der Verfasser ist Hr. M. Mannert, Lehrer an dem Gymnasium zu Nürnberg.

Die Herren Professoren Hänlein und Ammon in Erlangen besorgen in Gesellschaft einiger andern gelehrten Theologen die Fortsetzung der Döderleinischen theologischen Bibliothek. Das erste Stück ist schon im Januar erschienen, an dessen Spitze eine Charakteristik Döderleins steht.

Berlin. An die Stelle des bisherigen Directors der neugestifteten märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, des berühmten Domherrn von Rochow, ist der Graf von Herzberg getreten, und hat in einer deshalb gehaltenen allgemeinen Zusammenkunft die Direction derselben übernommen. Dieser von allen wahren Patrioten verehrte Staatsmann ist außerdem auch Mitglied und Protector der ökonomischen Gesellschaften zu Mohrungen in Preußen, und zu Hamm in der Grafschaft Mark.

Ebend. Der Prof. der franz. Litteratur beym hiesigen adlichen Cadettencorps, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in der philosophischen Classe, J. A. Borelly hat seine warme, freye Theilnahme an den französischen Angelegenheiten mit der Landesverweisung büßen müssen.

Leipzig. Hr. Mag. E. F. C. Rosenmüller hat zu seiner Habilitationsdisputation ein arabisches Gedicht Zohairi auf 70 S. 4. aus einem Codex der Leydner Bibliothek herausgegeben, und mit einer Uebersetzung und Noten erläutert.

Ebendas. Morus. Ein Beytrag zur Characterzeichnung des unsterblichen Mannes, von. Ch. F. T. Voigt, der Phil. Mag. 34 S. 8. Der Verf. giebt vorzüglich eine Beschreibung der exegetischen, dogmatischen und moralischen Vorlesungen des Verstorbenen, und deutet zugleich einige Charakterzüge desselben, doch nur in allgemeinen Ausdrücken, an.

L. D.

